

# Bankiers, Künstler und Gelehrte

Herausgegeben von  
FELIX GILBERT

*Schriftenreihe  
wissenschaftlicher Abhandlungen  
des Leo Baeck Instituts*

31

---

**Mohr Siebeck**

SCHRIFTENREIHE WISSENSCHAFTLICHER ABHANDLUNGEN  
DES LEO BAECK INSTITUTS



# BANKIERS, KÜNSTLER UND GELEHRTE

UNVERÖFFENTLICHTE BRIEFE  
DER FAMILIE MENDELSSOHN  
AUS DEM 19. JAHRHUNDERT

Herausgegeben und eingeleitet

von

FELIX GILBERT

Mit 12 Abbildungen  
und 2 Ausschlagtafeln



1 9 7 5

J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN

Dieses Open Access eBook wird durch eine Förderung des Leo Baeck Institute London und des Bundesministeriums des Innern und für Heimat ermöglicht.

Library of Congress card Nr. 74-78412  
© 1975 Leo Baeck Institute, Inc., New York, N. Y.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen 1975

Dieses Werk ist seit 04/2024 lizenziert unter der Lizenz ‚Creative Commons Namensnennung – Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International‘ (CC BY-SA 4.0).  
Eine vollständige Version des Lizenztextes findet sich unter:  
<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Printed in Germany  
Satz und Druck: Buchdruckerei Eugen Göbel, Tübingen  
Einband: Großbuchbinderei Heinr. Koch, Tübingen

ISBN 3-16-836362-6  
eISBN 978-3-16-163708-7 unveränderte eBook-Ausgabe 2024

DAS LEO BAECK INSTITUTE NEW YORK  
WIDMET DIESES WERK  
SEINEM VIZEPRÄSIDENTEN

DR. FRITZ BAMBERGER

IN ANERKENNUNG DES UNERMÜDLICHEN INTERESSES  
UND DER STETIGEN WISSENSCHAFTLICHEN  
UND ORGANISATORISCHEN FÖRDERUNG,  
DIE ER DEM INSTITUTE  
SEIT SEINER GRÜNDUNG HAT ANGEDEIHEN LASSEN.



## INHALTSVERZEICHNIS

Vorbemerkung . . . . .	IX
1. Herkunft des veröffentlichten Materials . . . . .	IX
2. Grundsätze und Methode der Edition . . . . .	XI
3. Danksagungen . . . . .	XIII
Einleitung: Die Familie Mendelssohn in historischer Sicht . . . . .	XV
I. Das Problem der Religion: Der Glaubenswechsel . . . . .	XVI
II. Das Problem der Einordnung in Gesellschaft und Sozialstruktur . . . . .	XXVIII
III. Politische Stellungnahme und Ansichten . . . . .	XXXVIII
IV. Die Familie Mendelssohn: Das sich wandelnde Bild ihrer Geschichte . . . . .	XLVI

### *Briefe der Familie Mendelssohn im 19. Jahrhundert*

Erster Teil: Familienbriefe . . . . .	1
1. Abteilung: Brüder und Schwestern; Eltern und Kinder 1806 bis 1848 . . . . .	3
2. Abteilung: Verwandte, manchmal Freunde 1849–1888 . . . . .	153
Zweiter Teil: Professorenbriefe . . . . .	235
1. Abteilung: Briefe an Benjamin (Georg) Mendelssohn 1816 bis 1870 . . . . .	237
2. Abteilung: Briefe an Karl Mendelssohn Bartholdy 1866–1871 . . . . .	281

### *Anhang*

Verzeichnis der Absender und Empfänger . . . . .	311
Personenverzeichnis . . . . .	319
Anlagen: Stammbaum der Familie Mendelssohn und Stammbaum der Nachkommen Daniel Itzigs	



## VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

Vor Seite 1. *Alexander Mendelssohn 1798–1871*

Photographie

nach Seite 16. *Henriette (Hinni) Mendelssohn, geb. Meyer, Frau Joseph Mendelssohns*  
Zeichnung von Wilhelm Hensel. Besitzer: Stiftung Preußischer Kulturbesitz

nach Seite 32. *Lea Mendelssohn Bartholdy, geb. Salomon, Frau Abraham Mendelssohn Bartholdys*

Original Miniatur. Besitzer: Felix Gilbert

nach Seite 48. *Marianne Mendelssohn, geb. Seeligmann, Frau Alexander Mendelssohns*  
Zeichnung von Wilhelm Hensel, datiert 19. Juli 1823. Besitzer: Stiftung Preußischer Kulturbesitz

nach Seite 64. *Jacob (Salomon) Bartholdy auf dem Totenbett*

Zeichnung von Wilhelm Hensel, datiert Rom 1825. Besitzer: Stiftung Preußischer Kulturbesitz

nach Seite 80. *Recha Meyer, geb. Mendelssohn*

Zeichnung von Wilhelm Hensel, datiert 11. Dezember 1830. Besitzer: Stiftung Preußischer Kulturbesitz

nach Seite 96. *Abraham Mendelssohn Bartholdy*

Zeichnung von Wilhelm Hensel. Besitzer: Stiftung Preußischer Kulturbesitz

nach Seite 112. *Dorothea Schlegel, gesch. Veit, geb. Mendelssohn*

Gemälde von Anton Graff. Besitzer: Nationalgalerie – Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz, Berlin

nach Seite 144. *Fanny Hensel, geb. Mendelssohn Bartholdy*

Gemälde von Moritz Oppenheim, datiert 1842. Besitzer: David Alexander Gallery, Inc., Georgetown, Washington D. C.

nach Seite 160. *Paul Mendelssohn-Bartholdy*

Gemälde, datiert 22. Oktober 1856, Künstler unbekannt. Besitzer: Stiftung Preußischer Kulturbesitz

nach Seite 176. *Rebecka Dirichlet, geb. Mendelssohn Bartholdy*

Zeichnung von Wilhelm Hensel. Besitzer: Stiftung Preußischer Kulturbesitz

nach Seite 224. *Benjamin (Georg) Mendelssohn und Alexander Mendelssohn mit ihren Frauen Rosamunde, geb. Richter und Marianne, geb. Seeligmann sowie mit Familie und Freunden am 18. Juni 1865 in Horchheim*

(Von links nach rechts: Rose Oppenheim (später Steffen); Benjamin [Georg] Mendelssohn; Clara Oppenheim (später Gusserow); Else Oppenheim (später Mendelssohn Bartholdy); Unbekannt; Rosamunde Mendelssohn, geb. Richter; Betsy Thormann; Alexander Mendelssohn; Marianne Mendelssohn, geb. Seeligmann; Marianne von Bunsen; Margarete Oppenheim, geb. Mendelssohn)  
Photographie

Erlaubnis zur Veröffentlichung wurde von den Besitzern der Abbildungen gegeben.

## VORBEMERKUNG

### *1. Herkunft des veröffentlichten Materials*

Die Briefe, die in diesem Bande zum ersten Male veröffentlicht werden, sind eine Auswahl aus Beständen, die zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Mitgliedern der Mendelssohnschen Familie zusammengebracht wurden.

Ein Grundstock dieser Sammlung kam aus dem Nachlaß von Benjamin (Georg) Mendelssohn und seiner Frau Rosamunde, die in Bonn lebten, aber mit den Berliner Mitgliedern der Familie in enger Verbindung blieben, so daß, als sie kinderlos starben, ihr Nachlaß an ihren Neffen Franz von Mendelssohn (1829–1889), den Chef des Bankhauses Mendelssohn und Co., gelangte. Dieser Teil der Sammlung besteht aus Briefen, die an das Bonner Ehepaar gerichtet sind, aber es fehlen naturgemäß die von Benjamin (Georg) Mendelssohn selbst geschriebenen Antworten, mit Ausnahme einiger, die an Familienangehörige gerichtet waren. Die bedauerliche, aber nicht zu ändernde Folge ist, daß auch von dem politisch interessanten Briefwechsel Benjamin Mendelssohns mit Moritz August von Bethmann Hollweg nur die Briefe Bethmann Hollwegs erhalten sind, die in dem zweiten Teil dieses Bandes veröffentlicht werden. Die Antworten Benjamin Mendelssohns, die sich am Anfang dieses Jahrhunderts noch auf Schloß Rheineck befanden, sind jetzt nicht mehr auffindbar und, wie dem Herausgeber von Mitgliedern der Bethmann Hollwegschen Familie mitgeteilt wurde, wohl sicher verloren.

Diese Papiere Benjamin (Georg) Mendelssohns wurden von Franz von Mendelssohn aufbewahrt, zusammen mit seinen eigenen Briefen an die engste Familie, an seine Frau und seine Söhne, und Briefen von und an ältere Mitglieder dieses Zweiges der Mendelssohnschen Familie, Joseph, Alexander und Marianne. Alle diese Briefe konnten für diese Veröffentlichung nutzbar gemacht werden.

Eine weitere Sammlung Mendelssohnscher Familienbriefe wurde in den 30er Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts vorgenommen. Nach der Machtübernahme durch Hitler fanden verschiedene Mitglieder der Mendelssohnschen Familie es wünschenswert, bevor Familienerinnerungen und Familienpapiere völlig zerstreut oder auch zerstört sein würden, eine Bestandsaufnahme vorzunehmen, wohl mit der Absicht, diese Sammlung zur Grundlage der Abfassung einer privaten Familiengeschichte zu machen. Mit dieser Aufgabe wurde der damals gerade in den Ruhestand versetzte Archivrat Dr. Richard

Wolff betraut. Er war bald gezwungen, Deutschland zu verlassen, aber bevor er die Arbeit an der Geschichte der Familie Mendelssohn aufgab, reiste er zu den verschiedenen, damals lebenden Nachkommen Moses Mendelssohns, um festzustellen, was sie an Familienerinnerungen besäßen. Bei dieser Gelegenheit kopierte er Briefe, die ihm besonders wichtig erschienen, oder zumindest besonders interessante Abschnitte. Die in diesem Bande als „Abschrift“ gekennzeichneten Briefe stammen aus der von Dr. Wolff zusammengebrachten Sammlung.

Das ganze bisher erwähnte Material wurde erst in Berlin von Franz von Mendelssohn (1865–1935), der seinem Vater Franz als Chef des Bankhauses Mendelssohn und Co. nachgefolgt war, aufbewahrt und nach seinem Tode von seiner Witwe Marie von Mendelssohn und seinem Sohn Robert von Mendelssohn, die nach Württemberg übersiedelten, dorthin mitgenommen.

Im Jahre 1957 reiste Dr. Kreutzberger vom Leo Baeck Institut in New York nach Deutschland, um dort noch vorhandenes Material für die Geschichte der deutschen Juden sicherzustellen. Bei einem Besuche auf dem Mendelssohnschen Besitze in Württemberg wurden ihm die dort befindlichen Papiere gezeigt, und es wurde vereinbart, sie beim Leo Baeck Institut in New York zu deponieren, und sie, wenn dieses angemessen erschiene, zu veröffentlichen. Nachdem das Leo Baeck Institut diese Sammlungen gesichtet und für eine Publizierung vorbereitet hatte, gingen die Originale auf Wunsch der Familie nach Deutschland zurück, während Photokopien und das Recht zur Veröffentlichung beim Leo Baeck Institut verblieben. Es wurde ausführlich beraten, ob und wie diese Papiere veröffentlicht werden sollten, und in den 50er Jahren entschieden, daß die Veröffentlichung eines Briefbandes am Platze sei. Der Schreiber dieser Vorbemerkung wurde dann mit der Herausgabe dieses Briefbandes beauftragt.

Der Herausgeber hatte Kenntnis von einer weiteren umfangreichen Sammlung Mendelssohnscher Briefe. Felix Mendelssohn Bartholdy bewahrte sorgfältig alle an ihn gerichteten Briefe auf, und diese „grünen Bücher“, wie sie wegen ihres grünen Einbandes in der Familie genannt wurden, kamen zunächst in den Besitz von Felix' ältestem Sohn Karl, der, dem Beispiel seines Vaters folgend, ebenfalls alle ihm gesandten Briefe sammelte, und von dem nach seinem Tod diese beiden Briefsammlungen dann an seinen Sohn Albrecht gelangten. Die an Felix Mendelssohn Bartholdy gerichteten Briefe befinden sich heute in der Bodleyan Library in Oxford. Da eine Veröffentlichung der vollständigen Korrespondenz Felix Mendelssohn Bartholdys beabsichtigt und der erste Band dieses Unternehmens schon publiziert ist, schien die Benutzung dieses Materials unzuweckmäßig. Von der Sammlung der an Karl Mendelssohn Bartholdy gerichteten Briefe existiert nur noch ein Teil und befindet sich jetzt im Mendelssohn-Archiv in Berlin. Dieses Material wurde vom Herausgeber durchgesehen und ist hier, soweit es interessant erschien, veröffentlicht. Eine gute Hälfte dieser Briefe jedoch ist verlorengegangen und nur Auszüge aus einigen blieben in der Abschrift von Dr. Wolff erhalten.

Aus diesen Beständen stammt die in diesem Bande vorgelegte Auswahl Mendelssohnscher Familienbriefe. Der Umfang der benutzten Bestände gibt eine gewisse Garantie, daß in dieser Sammlung alle Zweige der Familie berücksichtigt sind. Aber schon vor vierzig Jahren, als Dr. Wolff im Auftrage der Familie seine Rundreise unternahm, war es schwierig und nahezu unmöglich, alle Nachkommen Moses Mendelssohns aufzufinden und einen vollständigen Überblick über noch erhaltene Familiendokumente und Familienerinnerungen zu bekommen. Inzwischen hat die Zeit, die vergangen ist, mit ihren umwälzenden Ereignissen eine systematische Suche nach möglicherweise noch vorhandenem Material zu einem fast hoffnungslosen Unternehmen gemacht. Der Herausgeber würde der erste sein zuzugeben, daß diese Sammlung kein gleichmäßiges Licht auf die verschiedenen Zweige und Mitglieder der Familie wirft und daß interessantes Material sich noch im Familienbesitz verborgen finden mag und hoffentlich zutage kommen wird. Es wäre begrüßenswert, wenn die hier vorgelegte Sammlung dafür einen Ansporn gäbe. Jetzt jedoch mag dieser Band als die umfassendste Sammlung Mendelssohnscher Familienbriefe, die in der Gegenwart möglich ist, bezeichnet werden.

## 2. Grundsätze und Methode

Für die Auswahl der Briefe war *ein* Grundsatz maßgebend: die Briefe mußten noch unveröffentlicht sein. In einigen wenigen Fällen wurde von dieser Regel eine Ausnahme gemacht, nämlich wenn ein bereits veröffentlichter Brief einen zum Verstehen des Zusammenhangs dieser Sammlung wesentlichen Beitrag lieferte, oder wenn ein Brief bisher nur in Teilen oder inkorrekt gedruckt worden war. In diesen Fällen ist der frühere Druckort in den Anmerkungen verzeichnet.

Der Band gliedert sich in zwei Abteilungen. Der erste, sehr viel umfangreichere Teil verdient in vollem Maße die Bezeichnung „Familienbriefe“; die Absender sowohl wie die Empfänger sind Mitglieder der Familie Mendelssohn. Eine Ausnahme sind acht Briefe Alexander von Humboldts und acht Briefe an Alexander Freiherrn von Bernus. Die Gründe für diese Ausnahme sind un schwer zu erkennen: die Briefe beschäftigen sich vor allem mit Mendelssohnschen Familienangelegenheiten. Der zweite, wesentlich kürzere Teil dieses Bandes enthält Briefe, die an zwei der Mendelssohnschen Familie angehörige Wissenschaftler gerichtet sind: an den Professor der Geographie Benjamin (Georg) Mendelssohn und an den Professor der Geschichte Karl Mendelssohn Bartholdy. Diese Briefe wurden wegen ihres politischen und wissenschaftsgeschichtlichen Inhalts aufgenommen, haben aber keine unmittelbare Beziehung zur Geschichte der Familie Mendelssohn.

Der Text aller Briefe ist vollständig und ohne Auslassungen wiedergegeben. Wenn dies nicht geschah, hat es seinen Grund darin, daß die Originale nicht mehr erhalten sind und die Abschriften Dr. Wolffs, die nicht lückenlos sind,

benutzt werden mußten. Konnten jedoch Briefe, die Dr. Wolff abgeschrieben hatte, in der Handschrift eingesehen werden, wurde auf diese zurückgegangen.

Vollständigkeit in dem Text der abgedruckten Briefe war geboten, um die Absicht dieser Publikation zu erreichen, ein Bild jener Welt wiederzugeben, in der die verschiedenen Generationen der Mendelssohnschen Familie im 19. Jahrhundert lebten. So mögen einige der hier veröffentlichten Briefe ziemlich belanglose, vielleicht klatschhafte Mitteilungen enthalten, aber dieser Nachteil erscheint dem Herausgeber geringer als der irreführende Eindruck, der von der Lebensart und der sozialen Position der Familie entstehen würde, wenn nur die auf bedeutungsvolle Ereignisse und Erscheinungen sich beziehenden Stellen der Briefe publiziert würden.

Obwohl die Briefe auch ein Bild von der Routine des täglichen Lebens einer bürgerlichen Familie im vorigen Jahrhundert vermitteln sollen, so sind in der hier dargebotenen Auswahl natürlich die Briefe bevorzugt worden, die solche Informationen mit Erörterungen über interessante politische, künstlerische oder literarische Ereignisse vereinen, oder die einen Bericht über eine Reise und Begegnungen mit bekannten Personen bringen. Der Inhalt eines Briefes war mehr bestimmend für seine Auswahl als die Person des Schreibers. Von Felix Mendelssohn Bartholdy wurden wegen der im Gang befindlichen Gesamtausgabe seiner Korrespondenz nur solche Briefe aufgenommen, die zum Verständnis seiner Position in der Familie beitragen. Dagegen rechtfertigt sich die große Anzahl der hier veröffentlichten Briefe Dorothea von Schlegels mit der Rolle, die Dorothea in der deutschen Literatur gespielt hat; gerade über die letzten Jahre ihres Lebens, aus denen die Briefe stammen, war bisher nur wenig bekannt.

Mit Ausnahme des ersten Briefes, dessen Stil und Orthographie charakteristisch ist für das Milieu, aus dem die Familie Mendelssohn stammt, ist die Orthographie ein wenig modernisiert worden in einer Weise, die den allzu häufigen Gebrauch von „th“ statt „t“, von „y“ statt „i“, sowie von „u.“ statt „und“ ausschaltete. Da die große Mehrzahl der Briefschreiber nicht berühmte Personen waren und einige ihren Schreibstil im Laufe ihres Lebens änderten, würde die genaue Aufrechterhaltung der ursprünglichen Orthographie einen verwirrenden und unruhigen Eindruck geschaffen haben und vielleicht heutigen Lesern den Zugang zu der Briefsammlung in unnötiger Weise erschweren.

Daten wurden regelmäßig mit dem Schreibort versehen und an den Kopf der Briefe gesetzt. Kleine Ungleichförmigkeiten, mit denen man es in Schrift und Druck im 19. Jahrhundert nicht sehr genau nahm, wurden beseitigt. So ist zum Beispiel Karl Mendelssohn Bartholdys Vorname immer mit „K“ gedruckt worden, obwohl er selbst in seinen Unterschriften und auch auf Titeln seiner Bücher sich manchmal mit „K“ und manchmal mit „C“ schrieb. Es muß hinzugefügt werden, daß es nicht Versehen, sondern Absicht ist, wenn der Name Mendelssohn Bartholdy mit und ohne Bindestrich erscheint. Darin wird einer

Familienübereinkunft gefolgt (von der spätere Generationen der Familie oft nicht mehr wußten), nach der die Nachkommen Felix Mendelssohn Bartholdys den Namen ohne Bindestrich, die seines Bruders Paul den Namen mit Bindestrich schrieben. Die Befolgung dieser Regel hilft, Familienmitglieder mit demselben Vornamen voneinander zu unterscheiden. Ferner wurde, um Verwechslungen zu verhindern, in den Überschriften der Briefe dem Namen verheirateter Frauen auch ihr Mädchenname beigefügt. Wenn Familienmitglieder konvertierten und bei der Taufe einen neuen Vornamen erhielten, wurde der ursprüngliche jüdische Vorname, der innerhalb der Familie häufig weiter gebraucht wurde, beibehalten, der neue Vorname jedoch in Klammern angefügt, z. B. Benjamin (Georg) Mendelssohn.

Personennamen werden bei ihrem ersten Vorkommen in einer Anmerkung identifiziert, und mit Hilfe des Index wird sich die Seite, auf der eine solche Erläuterung der Person steht, immer leicht finden lassen. In Fällen, in denen eine Verwechslung möglich wäre, wird auf diese Anmerkungen verwiesen oder auch die Identifikation wiederholt. Wenn Personen nur bei ihrem Vornamen erwähnt werden, ist der Nachname in einer Anmerkung beigefügt. Fragezeichen im Texte zeigen an, daß ein Name nicht sicher zu lesen oder nicht zu identifizieren war oder daß eine Briefstelle nicht entziffert werden konnte. Einige Handschriften – vor allem die von Karl Mendelssohn Bartholdy, Moritz August von Bethmann Hollweg und Gervinus – waren schwer zu lesen und manchmal nahezu unleserlich. Mit Hilfe sachkundiger Freunde ist ein vollständigerer Text hergestellt worden, als der Herausgeber am Anfang glaubte, daß es je möglich sein würde.

### *3. Danksagungen*

Dieser Band erscheint im Rahmen der Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts; es hat nicht nur das Material sichergestellt und auf seine Veröffentlichung gedrungen. Es hat auch die Arbeit des Herausgebers in großzügiger Weise unterstützt und gefördert. Besondere Erwähnung verdient auch die Unterstützung der Publikation durch die Lucius N. Littauer Foundation.

Innerhalb des Leo Baeck Instituts hat Dr. Max Kreutzberger ein besonderes Interesse an dieser Veröffentlichung gezeigt, nie nachgelassen, sich für sie einzusetzen und mit Rat und Tat dem Herausgeber beizustehen. Von den ersten Besprechungen über die Herausgabe an bis zum Lesen der Korrekturen ist er ein aktiver Mitarbeiter gewesen. Es ist schwer, dem Dank für sein Mitwirken angemessen Ausdruck zu geben. Auch Dr. Kreutzbergers Nachfolger in der Leitung des Leo Baeck Instituts in New York, Dr. Fred Grubel, hat sich unermüdlich, mit großer Energie, für das Gelingen der Publikation eingesetzt.

Nachdem das Archivmaterial dem Leo Baeck Institut in New York anvertraut worden war, wurde Dr. H. G. Reissner vom Institut mit einer Durch-

sicht und Analyse der Papiere beauftragt, und die Arbeit, die er geleistet hat, vor allem auch die Abschrift wichtiger Briefe und Briefstellen und Untersuchungen über das Leben einiger der Briefschreiber, stellte eine wichtige Grundlage für die Herausgabe der Briefe dar.

Die Briefe wurden von Frau Dr. Eva Zeumer, Frankfurt a. M., und ein weiterer Teil von Mrs. Ursula Baker in London abgeschrieben, und deren Arbeit half häufig zu einer Verbesserung der Lesart der Briefe. Der Einleitung war ein kritisches Lesen durch Professor Fritz Stern von großem Nutzen.

Dr. H. Ewers, der Direktor des Mendelssohn Archivs in Berlin, in dem ein Teil der Korrespondenz von Karl Mendelssohn Bartholdy aufbewahrt ist, hat die Arbeit des Herausgebers in jeder Weise gefördert, und Dank für mannigfache Hilfe gebührt auch der Mendelssohn-Gesellschaft, und insbesondere ihrer Geschäftsführenden Vorsitzenden, Dr. Cécile Lowenthal-Hensel.

Vor allem muß aber hier Herr Robert von Mendelssohn erwähnt werden, in dessen Besitz sich der größte Teil der hier veröffentlichten Korrespondenz befand, der die Veröffentlichung begrüßte und der mit seinem Interesse für die Publikation und mit seiner Hilfe bei der Beschaffung von Illustrationen einen wichtigen Beitrag zum Gelingen dieses Bandes leistete.

Die Arbeit an diesem Bande hat länger gedauert, ist aber für den Herausgeber auch lohnender gewesen, als er am Anfang erwartet hatte. Er muß bekennen, daß er lange zögerte, den Auftrag der Herausgabe dieser Briefe anzunehmen. Obwohl Historiker von Beruf, hat er sich weniger mit der Geschichte des 19. Jahrhunderts als mit anderen Gebieten der Geschichte beschäftigt. Wenn er am Ende dem Drängen Dr. Kreutzbergers nachgab, so war der Grund, daß er sich der Berechtigung von Dr. Kreutzbergers Argument nicht entziehen konnte, daß seine Kenntnis der Familie Mendelssohn für die Herausgabe der Briefe von Nutzen sein werde. Da der Herausgeber von den beiden älteren Söhnen Moses Mendelssohns, Joseph und Abraham, abstammt, ist er mit einer großen Anzahl der Briefschreiber verhältnismäßig nahe verwandt. Auch hat er noch eine persönliche Erinnerung an einige der in diesem Bande erscheinenden Personen. Es ist sicher wahr, daß es für ihn leichter war, die zum Verständnis der Briefe notwendigen Tatsachen festzustellen, als es für später Kommende sein würde. Der Herausgeber hofft, sich nicht in der Annahme zu täuschen, daß seine persönliche Beziehung zu den in diesem Bande auftretenden Personen der wissenschaftlichen Objektivität dieser Publikation keinen Eintrag getan hat.

## EINLEITUNG

### DIE FAMILIE MENDELSSOHN IN HISTORISCHER SICHT

Die Briefe dieser Sammlung sprechen von Literatur und Kunst, von Wissenschaft und Politik, von Geschäften und Familienangelegenheiten; sie sind eine Quelle für die Geschichte des 19ten Jahrhunderts. Aber alle diese Briefe sind von Angehörigen derselben Familie geschrieben, oder an Mitglieder dieser Familie gerichtet; sie sind also auch ein Beitrag zur Geschichte dieser Familie, der Familie Mendelssohn. Zu dieser Seite der Veröffentlichung will diese Einleitung Erklärungen und Ergänzungen geben.

Die Geschichte der Familie Mendelssohn hat ihre Besonderheit – nicht nur weil die Familie mehrere, auf verschiedenen Tätigkeitsgebieten hervorragende Persönlichkeiten hervorgebracht hat, sondern die Geschichte der Familie wirft auch ein scharfes Licht auf die mit Assimilation des Judentums in der deutschen geistigen und sozialen Welt verbundenen Probleme.

Moses Mendelssohn, der Begründer der Familie, war eine in der geistigen Geschichte des Judentums bedeutende Gestalt. Aber er war auch eine für die Herausführung der Juden aus dem Getto entscheidende Figur und als Freund Lessings gehört er zur Frühgeschichte der klassischen Periode der deutschen Literatur. Die Mendelssohns waren eine der prominenten Familien, mit denen der Prozeß des Eintritts des Judentums in die deutsche Gesellschaft begann. Die Abstammung von Moses Mendelssohn erleichterte die Aufnahme in die deutsche Umwelt, aber sie setzte der Assimilation der Familie auch eine Grenze, da die Verwandtschaft mit Moses Mendelssohn das Bewußtsein des jüdischen Ursprungs der Familie am Leben hielt.

In dem Prozeß der Assimilation sind eine ganze Anzahl verschiedener Probleme miteinander verknüpft; als die entscheidenden muß man wohl die Frage der Religion (I), die der Einordnung in die angemessene soziale Klasse (II), und die der Stellungnahme zur bestehenden politischen Ordnung (III) ansehen. Im folgenden werden wir die Entwicklung dieser Probleme innerhalb der Mendelssohnschen Familie zusammenhängend darzustellen versuchen, und dann noch kurz erörtern, inwieweit die Geschehnisse der letzten Jahrzehnte und das neue, in diesem Bande dargebotene Material das Bild der Geschichte der Familie umgewandelt haben.



## I. Das Problem der Religion: Der Glaubenswechsel

Die entscheidende Bedingung für den Besitz voller Staatsbürgerrechte in den katholischen und protestantischen Ländern Deutschlands in der ersten Hälfte des 19ten Jahrhunderts war Zugehörigkeit zur christlichen Religion. Sechs von Moses Mendelssohns Kindern – drei Söhne und drei Töchter – blieben am Leben und erreichten ein beträchtliches Alter, aber nur zwei von ihnen, der älteste Sohn Joseph, und eine Tochter, Recha Meyer, blieben jüdisch. Von den übrigen vier Kindern wurden die zwei Söhne, Abraham und Nathan, evangelisch, die zwei Töchter, Dorothea und Henriette, katholisch<sup>1</sup>. Die Frauen Abrahams und Nathans waren ursprünglich jüdisch, aber sie wurden zusammen mit ihren Gatten getauft, wie überhaupt in diesen Jahren Ehepaare immer derselben Religion angehörten.

In der nächsten Generation waren nur noch zwei Enkel – Josephs Sohn Alexander und Recha Meyers Tochter Betty – jüdisch. In der Mitte des Jahrhunderts waren 56 Personen am Leben, die entweder direkte Nachkommen Moses Mendelssohns waren oder mit solchen verheiratet waren. Nur vier von ihnen waren jüdisch, nämlich Joseph Mendelssohns Frau Henriette (Hinni), deren Sohn Alexander und seine Frau Marianne, und Recha Meyers Tochter, Betty Beer. Als das letzte jüdisch gebliebene Mitglied der Familie, Marianne Mendelssohn, im Jahre 1880 begraben wurde, nahmen eine Anzahl der Mitglieder der Mendelssohnschen Familie das erste Mal in ihrem Leben an einer jüdischen religiösen Zeremonie teil<sup>2</sup>.

Vom Ende des 18ten Jahrhunderts an nahmen wohlhabende Juden häufig das Christentum an, aber daß die Nachkommen Moses Mendelssohns sich an dieser Bewegung führend beteiligten, ist auffallend, da Moses Mendelssohn, obwohl er die Tore des Gettos zur Außenwelt geöffnet sehen wollte, doch auf Aufrechterhaltung der jüdischen Religion bestanden hatte. Aber Moses Mendelssohn selbst hatte eine Lage geschaffen, die seinen Kindern das Festhalten am Judentum zum Problem machen mußte, denn die Stellung, die „Herr Moses“ sich in der deutschen geistigen Welt erworben hatte, gab seinen Kindern Zugang zu dieser Welt<sup>3</sup>. Neben Henriette Herz und Rahel Levin waren Dorothea und dann auch Henriette (Maria) Mendelssohn Mittelpunkt der Berliner literarischen Salons, in denen die Brüder von Humboldt und die Brüder Schlegel, Schleiermacher und Gentz, Johann von Müller und Gustav

---

<sup>1</sup> Für genaue Angaben über das Leben der in dieser Einleitung diskutierten Angehörigen der Familie Mendelssohn, siehe das Verzeichnis der Absender und Empfänger. Dorothea Schlegels Vorname, vor ihrer Taufe, war Brendel, Henriette Mendelssohn erhielt bei ihrer Taufe den Namen Maria, der im folgenden in Klammern nach ihrem Namen gedruckt wird, um Verwechslungen mit Joseph Mendelssohns Frau Henriette (Hinni) zu vermeiden.

<sup>2</sup> Mitteilung von Frau Enole Mendelssohn Bartholdy, der Frau von Felix Mendelssohn Bartholdys zweitem Sohn Paul, an den Verfasser.

<sup>3</sup> Über Moses Mendelssohn, siehe jetzt *Alexander Altmann*, Moses Mendelssohn. A Biographical Study, University of Alabama Press, 1973.

von Brinkmann verkehrten, und aus deren Gesprächen und Begegnungen sich die Ideen der deutschen Frühromantik entwickelten.

Mit den Brüdern von Humboldt hatten die Söhne Moses Mendelssohns enge Beziehungen seit Knabenjahren, da Moses Mendelssohn auf die Erziehung der Humboldts einen beratenden Einfluß ausgeübt hatte<sup>4</sup>, und Joseph Mendelssohn und die Humboldts wohl auch auf einigen Gebieten zusammen unterrichtet worden waren. Alexander von Humboldts Freundschaft mit den Mendelssohns blieb eng, mit Wilhelm von Humboldt wurden die Beziehungen lockerer, obwohl sie nicht abrissen. Die persönlichen Beziehungen, die zu den führenden Persönlichkeiten der Berliner Aufklärung und der Frühromantik bestanden, mußten natürlich Beschränkungen, die den Mendelssohns als Angehörigen des Judentums auferlegt waren, besonders behindernd und widersinnig machen. Moses Mendelssohn selbst hat sich beklagt, daß seinem Sohn Joseph, den er wissenschaftlich für ungewöhnlich begabt hielt, nur das Studium der Medizin, an der Joseph nicht interessiert war, erlaubt sei, und er deshalb Kaufmann werden müsse<sup>5</sup>. In der Tat, Joseph und Abraham schlugen die Karriere ein, auf die die Gesetzgebung sie hinwies; sie wurden Kaufleute. Aber wie unsere Briefe zeigen, bildeten Literatur, Kunst und wissenschaftliche Fragen ihr Leben hindurch Gegenstand ihrer Interessen, und man hat den Eindruck, daß wissenschaftliche Arbeiten ihnen weit wichtiger und wertvoller erschienen als ihre Tätigkeit in der Wirtschaft; die Wissenschaft war ein Paradies, von dem sie sich ausgeschlossen fühlten.

Die Spannung, die zwischen ihrer Beteiligung am deutschen geistigen Leben und dem Festhalten an der solchen Einfluß mißtrauisch ablehnenden jüdischen Tradition bestand, wurde noch dadurch vermehrt, daß sie sich auch der großen Masse der Juden gegenüber in einer Ausnahmestellung befanden.

Wie andere, durch Reichtum oder besondere Verdienste hervorragende jüdische Familien hatten auch die Witwe und die Kinder Moses Mendelssohns ein Privileg empfangen, daß sie von den Aufenthaltsbeschränkungen, denen Juden gewöhnlich unterworfen waren, befreite und ihnen erlaubte, Häuser und Land zu erwerben<sup>6</sup>. Darüber hinaus befanden sich Abraham und Nathan Mendelssohn noch in einer besonderen Situation, die die Frage des Religionswechsels dringend machte. Beide waren mit Enkelinnen des preußischen Hofbankiers Daniel Itzig verheiratet, und Itzig hatte für seine Kinder, Enkel und Enkelinnen, einschließend deren Gatten, von König Friedrich Wilhelm II. ein einzigartiges Patent erhalten, das trotz eifriger Bemühungen keine andere

<sup>4</sup> Johann Jakob Engel, der Erzieher der Humboldts, war ein naher Freund Moses Mendelssohns. Der in der Literatur öfters erwähnte gemeinsame Unterricht der Brüder Humboldt und der Söhne Moses Mendelssohns ist fraglich. Nur Alexander von Humboldt und Joseph Mendelssohn waren verhältnismäßig gleichaltrig, Wilhelm von Humboldt war älter, Abraham Mendelssohn sehr viel jünger. Trotzdem deutet der Brief Alexander von Humboldts, der auf Seite 152 veröffentlicht ist, auf Jugendbekanntschaft, und das heißt wohl gemeinsames Anhören einiger Vorlesungen, hin.

<sup>5</sup> *Altmann*, Moses Mendelssohn, p. 728.

<sup>6</sup> Siehe *Ludwig Geiger*, Geschichte der Juden in Berlin, Berlin 1871, Bd. I, p. 103.

jüdische Familie erlangt hatte<sup>7</sup>. Es verlieh ihnen „alle Rechte christlicher Bürger in Unseren gesammten Staaten und Landen“. Aber diese Befreiung von Beschränkungen jeder Art endete mit der Generation der Enkel; wenn die Kinder Abraham und Nathan Mendelssohns jüdisch blieben, hatten sie keinen Anspruch mehr auf die Ausnahmerechte, die ihre Eltern besessen hatten.

Mit dem Preußischen Emanzipationsedikt von 1812<sup>8</sup>, das alle Sonderrechte gewährende Patente aufhob, verlor das Problem, den Kindern die bevorzugte Stellung der Eltern zu erhalten, an praktischer Bedeutung. Aber auf der anderen Seite hatte die Verbesserung in der rechtlichen Lage – erst durch die Privilegien, die wohlhabenden jüdischen Familien gewährt worden waren, und dann durch das Emanzipationsedikt – die Frage aktuell gemacht, ob die Entwicklung nicht auch Aufgabe der religiösen Differenzierung notwendig mache. Moses Mendelssohns Auffassung, daß die Juden die sie umgebende geistige Kultur sich aneignen, aber die jüdische Religion bewahren sollten, gehörte ja doch einer Zeit an, in der die jüdische und die deutsche Welt noch streng geschieden waren. War sie gültig auch noch in einer Zeit, in der diese Schranken zu fallen schienen?

Abrahams Taufe seiner Kinder und später sein eigener Religionswechsel und Josephs Verbleiben im Judentum scheinen anzudeuten, daß die Brüder darüber verschiedener Ansicht waren. Aber in Wirklichkeit war dies kaum der Fall.

Im Jahre 1820, wie seine älteste Tochter Fanny eingesegnet wurde, schrieb Abraham Mendelssohn ihr einen Brief, in dem er ihr zu erklären versuchte, warum er und seine Frau jüdisch geblieben seien, während sie ihre Kinder hätten taufen lassen<sup>9</sup>. Er betonte, daß er nicht wisse, „ob Gott ist? was Gott sei? Ob ein Teil unseres Selbst ewig sei und, nachdem der andere Teil vergangen, fortlebe? Und wo? Und wie?“ Aber er wisse, daß es in jedem Menschen „einen ewigen Hang zu allem Guten, Wahren und Rechten und ein Gewissen gibt“. Die Formen, in denen Religionen für die Erfüllung dieser Menschenpflichten Sorge tragen, wandeln sich. „Vor einigen tausend Jahren war die jüdische Form die herrschende, dann die heidnische, jetzt ist es die christliche.“ Religiöse Formen sind geschichtlich bedingt und daher ephemerisch. Da jetzt die christliche Form die herrschende ist, ist es angemessen, sich ihr anzupassen und zu gehorchen. Aber die Christenpflicht, so betonte Abraham, ist nur die vergängliche, gegenwärtige Form der der ganzen Menschheit zu allen Zeiten gemeinen Menschenpflicht. Dieses sind Ideen der Aufklärung und im besonderen Ideen, die Moses Mendelssohn vertreten hatte; selbst in den Formulierungen mag man Anklänge an Moses Mendelssohns Erörterung über Ver-

---

<sup>7</sup> Das Patent ist abgedruckt in *Geiger*, Geschichte der Juden in Berlin, Bd. II, pp. 147–150.

<sup>8</sup> Über das preußische Judenedikt und die fortbestehenden Ungleichheiten, siehe *Ernest Hamburger*, Juden im öffentlichen Leben Deutschlands (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 19), Tübingen 1968, pp. 9–10.

<sup>9</sup> Der Brief ist abgedruckt in *Sebastian Hensel*, Die Familie Mendelssohn 1729–1847, 18. Auflage im Insel-Verlag 1924, vol. I, p. 112–114.

nunftreligion finden. Moses Mendelssohn hatte im Judentum nichts der Vernunft Widersprechendes gefunden. Er war sogar überzeugt, daß, von allen geoffenbarten Religionen, die jüdische Religion am meisten mit der Idee der Vernunftreligion übereinstimme, und er hatte sich daher entschieden geweigert, die jüdische Religion aufzugeben. Aber in dem Aufklärungsbegriff der Vernunftreligion, der ein Kern von Moses Mendelssohns Gedankengut war, war ja doch eine Tendenz zur Relativierung aller Religionen eingeschlossen. Schon 1799, in seinem berühmten „Sendschreiben an Probst Teller“ hatte David Friedländer<sup>10</sup>, Mendelssohns Anhänger, Mitarbeiter und Freund gesagt, daß, wenn die Juden voll in die soziale Welt Preußens aufgenommen würden, sie bereit sein würden, sich taufen zu lassen, sofern es „ohne Beunruhigung ihrer Vernunft, ohne Verletzung des moralischen Gefühls“, geschehen könne, da ja doch alle Religionen den gleichen Kern ewiger Vernunftgesetze enthielten. Abraham Mendelssohn brauchte also seinen Entschluß, seinen Kindern die Vorteile zu verschaffen, die der Übergang zum Christentum versprach, nicht als einen Bruch mit dem geistigen Erbe seines Vaters zu betrachten. Aus diesem Grunde sollte auch die Tatsache, daß Abraham seine Kinder taufen ließ, während Joseph und seine Frau im Judentum verblieben, nicht als Ursache von Konflikten zwischen den Brüdern angesehen werden. Spannungen bestanden zwischen ihnen, wie wir noch im folgenden sehen werden, aber sie waren kaum durch Unterschiede in der religiösen Haltung hervorgerufen oder bestimmt. In der *Lebensgeschichte Moses Mendelssohns*, die Joseph Mendelssohn verfaßte, hat er seinem Vater weite Toleranz allen Religionen gegenüber zugeschrieben. Er sagte, „daß Mendelssohn Menschliebe im Herzen trug, die nicht nach Religionsbekenntnissen frägt, daß aber in seinem Geiste die Vernunft im Gegensatz des Glaubens vorherrschend war“. „Es war Mendelssohns auf unerschütterliche Überzeugung gegründete Meinung, daß die Verschiedenheit religiöser Ansichten unter den Menschen nicht unterdrückt werden müsse, und daß die Welt in grausenhafte Barbarei verfallen würde, wenn es möglich wäre, *eine* Religion zur einzigen zu machen.“<sup>11</sup> So hat Joseph sich ja auch nicht dem Übertritt seines ältesten Sohnes Benny zum Christentum widersetzt, und unsere Sammlung zeigt seine völlig undogmatische Auffassung der Religion, die sich von den in Abrahams Brief an Fanny ausgesprochenen Ansichten kaum unterschied<sup>12</sup>. Wenn die Brüder

<sup>10</sup> Über David Friedländers „Sendschreiben an Probst Teller“, siehe Geiger, Geschichte der Juden in Berlin, Bd. I, p. 119–121, und über Friedländers Entwicklung, siehe Selma Stern, Der Preußische Staat und die Juden (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 24/1), Tübingen 1971, p. 413–416.

<sup>11</sup> *Moses Mendelssohn*, Gesammelte Schriften, ed. G. B. Mendelssohn, Bd. I, Leipzig 1843, p. 43–44. Joseph Mendelssohns Verfasserschaft von der dem ersten Bande vorangestellten „Lebensgeschichte“ ist von Alexander Altmann in seinem Aufsatz „Moses Mendelssohn's gesammelte Schriften“ (1843–45): Neuerschlossene Briefe zur Geschichte ihrer Herausgabe“, Bulletin des Leo Baeck Instituts, XI (1968), 73–115, nachgewiesen worden.

<sup>12</sup> Siehe Brief Nr. 36 auf Seite 88.

in der Form verschiedene Wege einschlugen, so mögen verschiedene persönliche Erlebnisse daran ihren Anteil gehabt haben. Abraham kannte ja seinen Vater kaum; er war zehn Jahre alt, wie Moses Mendelssohn starb. Er ging als junger Mann nach Paris, wo er die Folgen der völligen Emanzipation der Juden beobachten konnte, und so mag ihm die ganze Problematik überholt erschienen sein. An Josephs Erziehung hatte Moses Mendelssohn einen sehr aktiven Anteil genommen. Er hatte ihm von seinem fünften Lebensjahre an persönlich Bibelstunden gegeben. Er hatte großen Wert darauf gelegt, daß Joseph Studien im Hebräischen verfolgte und Moses Mendelssohns letztes großes Werk, die *Morgenstunden*, waren ursprünglich seinem Sohn gegebene Vorlesungen, und sie sind Joseph gewidmet<sup>13</sup>. Der älteste Sohn war in einem unmittelbarerem Sinne Moses Mendelssohns Erbe als Abraham und deshalb wohl auch mehr geneigt, in dem Leben des Vaters Beispiel und Vorbild zu sehen. Aber die religiösen Meinungen beider Brüder wurzelten in derselben Überzeugung, die diejenige ihres Vaters gewesen war, daß die Lehren der bestehenden historischen Religionen so weit berechtigt waren, als sie die Vorschrift einer über und hinter allen Religionen stehenden Vernunftreligion widerspiegeln. Durch das Festhalten an diesen Grundgedanken ihres Vaters sind Joseph und Abraham Mendelssohn, obwohl beide weit in das 19te Jahrhundert hineinlebten, in ihrer geistigen Haltung als Männer des 18ten Jahrhunderts, der Aufklärung, gekennzeichnet.

Das unterschied sie von ihren Schwestern, die unter dem Einfluß von sehr andersartigen geistigen Strömungen, die sich am Ende des 18. Jahrhunderts zu entwickeln begannen, standen. Schleiermacher, dessen Ideen seit seinem Kommen nach Berlin im Jahre 1787 das Denken der Berliner Frühromantik bestimmten, war ein entschiedener Gegner des Rationalismus in der Theologie. Nicht Vernunft, sondern Gefühl war das bezeichnende Element wahrhaft religiöser Gesinnung. Geschehnisse und Gestalten, mit denen der Einzelne sich gefühlsmäßig vereinen könne, und durch die er seiner Abhängigkeit von Gott sich bewußt werde, bestimmten die Wirksamkeit einer Religion. Die Gefühle, die sich mit der Betrachtung des Lebens und Leidens von Jesus verbanden, gaben dem Christentum eine Stärke, die keine andere Religion besaß. Für die in der geistigen Welt der Romantik Lebenden war das Christentum die einzige wahre Religion.

Es ist sicher, daß einige der Übertritte vom Judentum zum Christentum in der Familie Mendelssohn nicht auf der rationalen Annahme einer Vernunftreligion beruhten, sondern dem Glauben entsprangen, daß das Christentum die bessere und wahrere Religion sei. Die in diesem Bande veröffentlichten Briefe machen es wahrscheinlich, daß bei dem Übertritt von Moses Mendelssohns jüngstem Sohn Nathan und dem seiner Frau, der schon in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts erfolgte, die Idee von der Überlegenheit des

---

<sup>13</sup> Siehe *Altmann*, Moses Mendelssohn, p. 726.

Christentums eine Rolle gespielt hat<sup>14</sup>. Sicher war das der Fall bei der Taufe von Josephs ältestem Sohn Benjamin, die 1816 in Kiel stattfand, wo Benjamin nach seiner Teilnahme an den Befreiungskriegen studierte. Benjamin war damals mit Görres, dem katholischen Romantiker, und vor allem auch mit dessen Sohn Guido, eng befreundet<sup>15</sup>, und Einflüsse der Romantik lassen sich auch später in seinen politischen Ideen finden. Vor allem aber war der Übertritt Dorothea und Henriette (Maria) Mendelssohns zum Christentum von der religiösen Gefühlswelle, die Bestandteil der romantischen Bewegung war, bestimmt. Und dies erklärt, daß diese beiden Töchter Moses Mendelssohns, wie andere Romantiker, in der römisch-katholischen Kirche ihr Leben endeten.

Glaube an das Christentum als die einzig wahre Religion mußte natürlich eine Reaktion hervorrufen. Er mußte als eine beleidigende Kränkung für das Judentum wirken, als Bruch mit der Vergangenheit und Verrat angesehen werden. In den Fällen der romantischen Konversionen war ein Religionswechsel mit stark emotionellen Erregungen verbunden; er war Anlaß zu Konflikten innerhalb der Familie und führte zu Schwierigkeiten im persönlichen Leben. Nachdem Dorothea Mendelssohn sich von ihrem ersten Manne Simon Veit getrennt hatte, zögerte sie lange, Friedrich Schlegel zu heiraten, und durch die Taufe sich offen zum Christentum zu bekennen, weil sie ihrer Mutter „durch diesen Schritt den Dolch ins Herz gestoßen hätte“<sup>16</sup>. Für Moses Mendelssohns Witwe handelte es sich vor allem darum, daß ihre Kinder nicht Moses Mendelssohns Autorität anzweifeln oder verwerfen sollten, aber es war bewußtes Zurückweisen christlich-romantischer Ansprüche, wenn Bella Salomon, die Tochter Daniel Itzigs und Mutter Lea Mendelssohns, ihren Sohn Jacob, der sich 1805 hatte taufen lassen, verfluchte und enterbte. Es war wohl auch Rücksicht auf Bella Salomon, wenn Abraham und Lea Mendelssohn, die ihre Kinder hatten christlich erziehen und taufen lassen, erst 1822 zum Christentum übertraten und dieses sehr unauffällig auf einer Reise in Frankfurt taten. Es war nicht zufällig, daß Fernerstehenden lange Zeit dieser Religionswechsel Abrahams und Leas unbekannt blieb.

Für die mit dem Übertritt zum Christentum verbundenen persönlichen Probleme bildet das Verhältnis Philips und Johannes Veits, der Söhne Dorotheas aus ihrer ersten geschiedenen Ehe, zu ihrem Vater Simon Veit ein charakteristisches Beispiel, und da diese Nachkommen Moses Mendelssohns in unseren Briefen nicht sehr hervortreten, mag es gerechtfertigt sein, diese Vorgänge hier etwas ausführlicher zu behandeln<sup>17</sup>.

---

<sup>14</sup> Siehe Brief Nr. 35 auf Seite 85.

<sup>15</sup> Siehe *J. V. Görres*, *Gesammelte Schriften*, München 1874, vor allem die in Bd. VII, VIII, IX gedruckten Freundesbriefe, zum Beispiel Bd. IX, p. 77, 140.

<sup>16</sup> Siehe *Heinrich Finke*, *Über Friedrich und Dorothea Schlegel* (Zweite Vereinschrift der Görresgesellschaft 1918), p. 73.

<sup>17</sup> Die Hauptquelle für das Folgende ist Dorothea von Schlegel geb. Mendelssohn und deren Söhne, Briefwechsel, ed. *J. M. Raich*, Mainz 1881, 2 Bände. Im folgenden zitiert als „Raich“.

Auf das Zögern Dorotheas, sich taufen zu lassen und Friedrich Schlegel zu heiraten, war wohl nicht ohne Einfluß, daß sie nicht den Anspruch auf ihre Söhne verlieren wollte. In der Tat, Dorotheas Taufe und zweite Heirat führten zu schwierigen Auseinandersetzungen mit ihren Geschwistern, die damals noch alle jüdisch waren und darauf bestanden, daß Dorotheas Anteil an dem Mendelssohnschen finanziellen Nachlaß nicht ihr und Friedrich Schlegel, sondern ihren Söhnen zukomme. Der ältere der Söhne, Jonas (später Johannes), blieb bei seinem Vater und wurde, in engstem Einvernehmen mit den Mendelssohns, erzogen; 1805, als er 15 Jahre alt war, wurde er zur Lehre in das Mendelssohnsche Bankgeschäft nach Hamburg gegeben und lebte dort im Hause von Abraham und Lea Mendelssohn. Der jüngere Sohn Philip wurde seiner Mutter gelassen, aber es war vereinbart, daß er nach Berlin zu seinem Vater zurückkehre, wenn er über das Kindesalter hinausgewachsen sei. Im Jahre 1806 war der Augenblick für diesen Wechsel gekommen<sup>18</sup>. Bis dahin war Philip, ohne getauft zu sein, im katholischen Glauben unterrichtet worden. Als er auf der Reise zu seinem Vater war, schrieb ihm Dorothea, daß er die christlich-katholischen Religionslehren, die er erhalten hatte, solange er mit ihr lebte, nie vergessen solle, aber daß es besser sei, wenn, anstelle von Religion sie in ihren Briefen von Moral sprächen: „In der Tat, gibt es keine andre Moral, so wenig als eine andre Philosophie, und unter dieser Benennung können wir immer davon sprechen, ohne daß wir uns verraten.“<sup>19</sup> Obwohl beide Brüder, Jonas und Philip, in den folgenden Jahren nahe ihrem Vater lebten, blieb nicht nur Philip, wie Dorothea schrieb, „in den guten Grundsätzen“<sup>20</sup> – und sie meinte damit natürlich die katholische Religion –, sondern auch Jonas begann sich vom Judentum abzuwenden. Friedrich und Dorothea Schlegel hatten ihre Neigung zum Katholizismus lange geheim gehalten, aber im Jahre 1808 hatten sie sich offiziell zum Katholizismus bekannt; es war dann, daß Simon Veit an Dorothea schrieb „daß es sein Tod und sein bitterster Gram sein würde, wenn er, wie er sich ausdrückt, von den Kindern *verlassen* würde, und sie das Christentum annähmen“<sup>21</sup>. Simon Veit war sich wohl bewußt, daß seine Söhne sich von ihm fort entwickelten. Jonas hatte keine Neigung für das Geschäftsleben gezeigt, und der Versuch, ihn auf den Kaufmannsstand vorzubereiten, war bald aufgegeben worden. Simon Veit hatte eingewilligt, daß beide Söhne Maler würden, und ihnen die für ihre künstlerische Ausbildung notwendigen finanziellen Mittel zugesichert. Aber dieses bedeutete nicht, daß Simon Veit sich mit dem Übertritt seiner Söhne zum Christentum abgefunden hatte, und darüber kam es zum Konflikt. In einem Briefe, den Jonas seinem Vater 1808 schrieb, erkannte er an, daß Simon mit seinen Söhnen einen „schönen menschlichen, ja ich möchte sagen, göttlichen Plan“ ausführen wolle; „mit gänzlicher Aufgebung Deiner selbst ließest Du sie mit unumschränkter Frei-

<sup>18</sup> Siehe *Raich* Bd. I, 145–148, 151–152, aber auch Briefe von Dorothea und Friedrich Schlegel an die Familie Paulus, ed. R. Unger, Berlin 1913, p. 67.

<sup>19</sup> *Raich*, Bd. I, p. 170.

<sup>20</sup> *Raich*, Bd. I, p. 233–236.

<sup>21</sup> *Raich*, Bd. I, 242–245.

heit ihre eigene Bahn betreten“. Gerade deshalb müsse er ihm offen bekennen, daß er sich als Christ fühle und zum Christentum übertreten wolle<sup>22</sup>. Simon Veits Reaktion war scharf, er verbot seinen Söhnen zu ihrer Mutter zu reisen, und in den nächsten Jahren blieb der eine in Dresden, der andere in Berlin. Aber eine dauernde Trennung der Söhne von ihrer Mutter war nicht zu erreichen. Im Jahre 1810 waren beide, Jonas und Philip, bei den Schlegels in Wien und wurden katholisch getauft. Als Simon Veit von diesem Ereignis hörte, war er, wie Henriette Herz nach Wien schrieb, „in dem ersten Augenblicke wirklich heftig erschüttert“, aber ließ sie wissen, daß er ihrer mit treuer Liebe gedächte, und sie grüßte, „versichernd, daß nichts in ihm gestört sei für Euch“<sup>23</sup>. Simon Veit erklärte in einem Briefe an seinen Sohn Philip, warum er den Übertritt seiner Söhne nicht als einen endgültigen Bruch ansehen wolle und könne: „Es gibt nur eine Moral für alle Nationen, für alle Menschen, von Anbeginn der Welt bis zum Jüngsten Tag, und diese kann mit den Worten ausgedrückt werden: Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst. Religionen hat es aber von Beginn der Welt bis jetzt viele gegeben...“<sup>24</sup> Nicht zufällig sind diese Gedanken nicht sehr verschieden von den Ideen Joseph und Abraham Mendelssohns. Moses Mendelssohn hatte in Simon Veit einen Schwiegersohn erwählt, dem er sich eng verbunden fühlte, und Simon Veit blieb mit Joseph und Abraham Mendelssohn befreundet auch nach seiner Scheidung von ihrer Schwester. Es ist daher auch verständlich, daß die Form des Christentums, der seine Söhne sich hingaben, ihn wohl mehr beunruhigte als die Tatsache ihres Übertritts. In seinem Brief an Philip sagte Simon, daß er wünschte, mit ihm weiter in Verbindung zu bleiben, aber daß in Zukunft „weder über Religion noch über Politik in unserem Briefwechsel eine Erwähnung“ sein soll. Selbst diese Beschränkung wurde nicht voll aufrechterhalten. Zumindest billigte Simon Veit die Teilnahme Philips am Befreiungskriege, war stolz, ihn auszurüsten, als er zum Offizier befördert worden war<sup>25</sup>. Auch in ihren künstlerischen Bestrebungen suchte er seinen Söhnen zu folgen. Über ein Bild von Kaspar David Friedrich, mit dem Philip studierte, schrieb er: „In entzückendem und heiligem Gefühle stand ich stundenlang davor, und es wurde immer schöner und lichter.“<sup>26</sup> Trotz des betont christlich-religiösen Charakters der Kunst seiner Söhne, die in Rom den Nazarenern angehörten, suchte Simon ihren Wünschen und Interessen in jeder Weise zu dienen. Auf die Bitte seiner Söhne unterstützte er Overbeck mit einer Pension und war bereit, ihm durch Ankauf eines seiner Bilder zu helfen, obwohl Philip Veit „toll und böse“ war, daß dieses religiöse Bild in die Hände eines solchen Pharisäers fallen könne<sup>27</sup>. Seine katholisch gewordenen Angehörigen fanden es viel schwieriger als er, die Unterschiede in der Religion zu übersehen, und konnten Mißtrauen über die Weite seiner Toleranz nicht verwinden. Als Simon Veit

<sup>22</sup> *Raich*, Bd. I, 299–302.

<sup>24</sup> *Raich*, Bd. I, 435–438.

<sup>26</sup> *Raich*, Bd. I, p. 441–443.

<sup>23</sup> *Raich*, Bd. I, p. 432.

<sup>25</sup> *Raich*, Bd. II, p. 220.

<sup>27</sup> *Raich*, Bd. II, p. 106, 285.



plante, mit Abraham Mendelssohn nach Italien zu reisen und seine Söhne in Rom zu besuchen, schrieb Dorothea Schlegel an ihren Sohn, daß sie vermutete, „daß der Vater bei aller Freude Euch wiederzusehen, doch eine heimliche Angst vor Eurem Christentume nicht loswerden kann, und daß es ihm heimlicher ist, sich noch an einen Gleichgesinnten etwas anzulehnen“<sup>28</sup>.

Die Bemerkungen Dorotheas zeigen, wie sie sich religiöser Unterschiede dauernd bewußt blieb. An sich hatten sich mit dem Erlaß des preußischen Emanzipationsedikt von 1812 die Spannungen, die mit der Konvertierung von Juden zum Christentum verbunden waren, vermindert. Obwohl das Emanzipationsedikt keineswegs so umfassend und weitreichend war, wie es zuerst erschien, und den Juden keine völlige rechtliche Gleichstellung gewährte, und in der Zeit der Reaktion ihnen sogar 1812 zugesagte Rechte wieder entzogen wurden, so war doch grundsätzlich die Welt der Juden von der der Christen, also auch der getauften Juden, nicht mehr getrennt. Die entscheidende Scheidungslinie lag nun zwischen einer liberalen religiösen Auffassung, in der Ideen der Aufklärung bewahrt waren und fortlebten, und der Orthodoxie, ob es nun jüdische oder christliche war.

In der Mendelssohnschen Familie begann sich daher eine Kluft zwischen den katholischen und den nicht-katholischen Teilen der Familie zu entwickeln. In einer nahezu an Gefühlsroheit grenzenden Form drückte die katholische Henriette (Maria) in einem Brief an Dorothea ihre Verachtung für alle undogmatische Religiosität aus: „Seit einigen Tagen ist auch die Varnhagen (Rahel Levin) ernstlich krank. Die wird nun auch so, wenn nicht in Sünden, doch in ihrem Dünkel dahinsterven. Gott möge sich ihres Verstandes erbarmen und ihr die Augen öffnen, damit sie das trostlose ihrer Vernunftreligion erkenne.“<sup>29</sup> Milder in der Form, aber doch nicht sehr verschieden in der Gesinnung, drückte Dorothea ihren Stolz über die von ihr errungene Glaubenssicherheit aus, wenn sie in einem Brief, in dem sie ihrem Sohn das Wiedersehen mit ihrem Bruder Joseph nach 13jähriger Trennung schilderte, gestand, „daß mir auch jedesmal, wenn ich ihn sehe, die Verschiedenheit unsrer Gesinnung schmerzlich ist. Ich empfehle ihn Deinem Gebete, mein lieber Johannes, und alle meine andern Geschwister. Wer bin denn ich, daß ich unter ihnen, die viel mehr werth sind als ich, bin erwählt worden, die Wahrheit zu erkennen und ihr zu folgen?“<sup>30</sup>

Aber wenn die katholisch gewordenen Töchter Moses Mendelssohns die Lauheit ihrer Brüder in religiösen Fragen ablehnten, so war die Feindschaft der Söhne gegenüber der katholischen Religion nicht weniger entschieden. Wie in ihrem Glauben an eine Vernunftreligion sie den Ideen ihres Vaters zu folgen glaubten, so war auch in ihrer Verurteilung des Katholizismus etwas von dem Mißtrauen enthalten, das Moses Mendelssohn in seinen Aufsätzen über Enthusiasten, Visionäre und Fanatiker ausgedrückt hat. „Macht nichts, der Jude

<sup>28</sup> *Raich*, Bd. II, p. 434.

<sup>29</sup> Siehe *Finke*, Über Friedrich und Dorothea Schlegel, p. 97.

<sup>30</sup> Siehe *Raich*, Bd. II, p. 106.

wird verbrannt“; diese Worte des Patriarchen in Lessings *Nathan der Weise* ließen sich aus ihrer Vorstellung des Katholizismus nicht völlig verbannen.

Es kommt das in großer Klarheit zum Ausdruck in dem Briefe, in dem Wilhelm Hensel die Szene schildert, die sich entwickelte, als Abraham und Lea Mendelssohn Bartholdy hörten, daß er zum Katholizismus übertreten wolle<sup>31</sup>, und es ist bezeichnend, daß, wie er Fanny Mendelssohn Bartholdy sechs Jahre später heiratete, er den Plan des Übertritts zum Katholizismus aufgegeben hatte. Aus diesem Grunde geben auch die Briefe, die Dorothea Schlegel mit ihren Brüdern austauschte, und die in diesem Bande zum ersten Male veröffentlicht werden, ein leicht irreführendes Bild von den Beziehungen der Geschwister. Das Alter ließ sie das sie Einigende betonen und das sie Trennende vergessen. Aber es ist kein Zufall, daß in den vorhergehenden 25 Jahren, Dorothea ihre Brüder wenig gesehen hatte. Die Mendelssohns hatten offenbar eine starke Abneigung gegen Friedrich Schlegel und die Verbindung blieb lose, solange Friedrich Schlegel lebte; auch nach seinem Tode wurde ein engeres Verhältnis erst wieder hergestellt, nachdem Henriette (Maria) Dorothea empfohlen hatte, an die Brüder zu schreiben, und ihr versichert hatte, daß es „gut aufgenommen würde“<sup>32</sup>.

Aber wenn Erinnerung an die gemeinsame Vergangenheit die Geschwister zusammenführte, so fehlte ein solches Band der folgenden Generation, und für sie bildete Verschiedenheit in religiösen Überzeugungen ein Hindernis, das nicht überwunden werden konnte. Das zeigte sich 1831 gelegentlich des Aufenthaltes von Felix Mendelssohn Bartholdy in Rom, wo damals die Brüder Veit ihre biblischen Bilder und Fresken malten. Die Vettern konnten nicht viel miteinander anfangen, und als Dorothea darüber klagte, daß sie offenbar wenig voneinander sahen, gab ihr Henriette die folgende Erklärung: „In Felix ist vieles, man könnte sagen, alles, nur das nicht was den Johannes wohl allein an die Menschen knüpft... Dieser gänzliche Mangel an religiöser Tiefe ist mir immer schmerzlich aufgefallen an dem sonst reich begabten jungen Mann.“<sup>33</sup> In Felix erweckte das päpstliche Rom sein Luthertum in voller Strenge. Und er hatte wohl auch seinen Vetter im Sinn, wenn er die ihm in Rom begegnende Intoleranz kritisierte: „Man sieht hier Menschen von einem Fanatismus, wie man ihn im 16ten Jahrhundert begreiflich, aber heutzutage unerhört findet. Sie wollen sich alle durcheinander bekehren, schimpfen dabei christlich aufeinander, und moquieren sich über den Glauben der anderen, daß es ein Jammer ist.“<sup>34</sup>

Das Fehlen engerer Beziehungen zwischen den Vettern in Rom ist bezeichnend für die weitere Entwicklung. Während Johann Veit kinderlos war, hatte

<sup>31</sup> Siehe Brief Nr. 22 auf Seite 57.

<sup>32</sup> Siehe *Die Brüder Schlegel*; aus frühen und späten Tagen der Deutschen Romantik, ed. *Josef Koerner*, Berlin 1926, p. 317; vielleicht sollte hinzugefügt werden, daß in diesen letzten Jahren Joseph und Abraham Dorothea finanziell unterstützten.

<sup>33</sup> Siehe *Finke*, Über Friedrich und Dorothea Schlegel, p. 100.

<sup>34</sup> Brief Felix Mendelssohn Bartholdys aus Rom, 1. Februar 1831, in den Sammlungen seiner Reisebriefe abgedruckt.

Philip Veit vier Töchter und einen Sohn, und durch diese hatte Dorothea zahlreiche Nachkommen. Nahezu alle blieben katholisch und schon vor dem Ende des 19ten Jahrhunderts wurden drei der weiblichen Nachkommen Nonnen. Die Nachkommen Philip Veits lebten in Süd- und Westdeutschland und waren also auch geographisch von dem Rest der Mendelssohnschen Familie getrennt, aber es war die Verschiedenheit der Religion, die Distanz von den anderen Nachkommen Moses Mendelssohns schuf. Da der Katholizismus das Aufgehen in einem stark ausgeprägten, in sich geschlossenen Milieu mit sich brachte, führte die Annahme des Katholizismus zu einer scharfen Trennung von der jüdischen Vergangenheit; das Eingehen in die neue Umwelt war einfacher und vollständiger, aber die Bande mit der Mendelssohnschen Familie wurden zerrissen.

Bei den übrigen Nachkommen Moses Mendelssohns fand ein solcher Bruch mit der jüdischen Vergangenheit nicht statt. Das soll nicht bedeuten, daß die Enkel bei den Ideen ihrer Väter über eine Vernunftreligion beharrten. Die Enkel Moses Mendelssohns wuchsen unter dem Einfluß der Romantik auf und sie hatten emotionelle Bedürfnisse, deren Erfüllung sie von der Religion erwarteten. Im Gegensatz zu ihren Eltern hatte Fanny Mendelssohn Bartholdy Verständnis für Wilhelm Hensels religiöses Schwanken. Benjamin Mendelssohn sah in der evangelischen Kirche eine eng mit dem Dasein der sozialen Ordnung verknüpfte Organisation und war ein tätiges Mitglied seiner Bonner Kirchengemeinde<sup>35</sup>. Und, trotz Henriette (Maria) Mendelssohns Zweifeln an Felix Mendelssohn Bartholdys religiöser Tiefe, verband sich für ihn Genuß der Schönheit der Welt mit Verehrung Gottes. Die in ihren jungen Jahren getauften Enkel Moses Mendelssohns fühlten sich mit der protestantischen Kirche gefühlsmäßig verbunden, sie betrachteten sie als unablässigen Teil der sie umgebenden Welt, und ihre eigene Zugehörigkeit zu dieser Kirche war Bestätigung ihrer Teilhaberschaft an der Kultur dieser Welt. Ein Beispiel dafür ist, daß in seinen Oratorien, vor allem dem „Elias“, und in Sinfonien wie der „Reformationssinfonie“, Felix Mendelssohn Bartholdy religiöse Effekte mit Techniken, die der Welt der Oper oder der säkularen Musik angehörten, erreichte; die Welt der Kirche und die staatlich-soziale Welt waren für ihn eng verbunden. Es war dies die Zeit Hegels und Rankes, und das Ineinanderwachsen der protestantischen Kirche mit dem kulturellen und sozialen Leben Preußens bedeutete, daß die Kirche wie der Staat als Produkte eines historischen Prozesses erschienen, aus dem die Ereignisse der Vergangenheit nicht ausgemerzt werden konnten, sondern in dem sie aufgehoben waren. Felix Mendelssohn Bartholdy hatte zu der jüdischen Vergangenheit seiner Familie eine viel freiere Haltung als sein Vater, der als Mann der Aufklärung in einfachen moralischen Kategorien von Entweder-Oder, von Vergangenheit und Gegenwart dachte. Als er seinen Kindern den Namen Bartholdy gab, beabsichtigte er, daß sie den Namen Mendelssohn aufgeben sollten. Felix Mendelssohn

---

<sup>35</sup> Siehe Seite 270.

Bartholdy und seine Geschwister haßten diese Namensveränderung und bestanden erfolgreich auf der Beibehaltung des Namens Mendelssohn<sup>36</sup>.

Es ist wohl jenes Zusammentreffen des Übertritts zum Christentum mit einer neuen gefühlsbetonten und historisch ausgerichteten Denkart, daß die Zugehörigkeit zum Christentum in der Mendelssohnschen Familie schnell eine Selbstverständlichkeit wurde. Es ist natürlich eine ganz andere Frage, ob und bis zu welchem Grade auch unter der christlichen Haltung gewisse traditionelle jüdische Grundauffassungen am Leben blieben. Für die kontemplative und pietistische Seite des Protestantismus hatten die Mendelssohns wenig Verständnis; es war wohl charakteristisch, daß Joseph, wie bei der Heirat Benjamin Mendelssohns der Pfarrer in seiner Rede den Nachdruck auf Demut und Glauben legte, die Predigt tadelte, weil dieser Akzent „Passivität und dem Fatalismus Vorschub“ leiste<sup>37</sup>. Inwieweit dem starken Familiensinn und der autoritären Ausrichtung der Familienstruktur eine auf jüdischer Tradition beruhende Haltung zugrunde liegt, ist natürlich schwer zu bestimmen, da Familiensinn und Anerkennung eines Familienoberhauptes allgemeine Phänomene des sozialen Lebens der Zeit waren. Doch scheinen diese Züge bei den Mendelssohns besonders stark ausgeprägt. In dem Briefe, den Abraham Mendelssohn seiner Tochter Fanny bei ihrer Einsegnung schrieb<sup>38</sup>, forderte er sie auf, ihren Eltern „bis in den Tod gehorsam untergeben“ zu sein, das sei eine Grundpflicht der Moral. Der 25 Jahre alte Felix, Musikdirektor in Düsseldorf, wagte nicht ein Reitpferd zu kaufen, ohne vorher die Einwilligung seines Vaters zu haben<sup>39</sup>. Der 76jährige Joseph Mendelssohn beanstandete nicht ohne Schärfe, daß er von einem seiner zahlreichen Enkel nicht rechtzeitig einen Geburtstagsbrief erhalten habe<sup>40</sup>.

Bis zum Tode Abrahams waren er und Joseph die anerkannten Häupter der Familie, dann war es Joseph allein. Und nach seinem Tode war es Josephs Sohn Alexander, der, wohl nicht ohne Ironie, aber doch mit einer gewissen Berechtigung, „der Patriarch“ genannt wurde. Dann wurde Alexanders Sohn Franz als Haupt der Familie angesehen. Natürlich spielte dabei eine Rolle, daß Joseph, Alexander und Franz alle Inhaber und Leiter des Bankhauses waren. Die Familie hing eng zusammen; aus der Korrespondenz von Franz (von) Mendelssohn mit seiner Frau<sup>41</sup> können wir entnehmen, daß bis zu Franz' Tod, der ein Jahr nach dem letzten der von uns veröffentlichten Familienbriefe sich ereignete, die Familie nahezu jeden Sonntag bei dem einen

---

<sup>36</sup> Siehe Jacob Jacobson „Mendelssohn Bartholdy“ in Year Book of the Leo Baeck Institute, VII (1962), 279–282, auch Eric Werner, Mendelssohn. A new Image of the Composer and his Age, London 1963, p. 33–44.

<sup>37</sup> C. F. Georg Heinrici, D. August Twesten nach Tagebüchern und Briefen, Berlin 1899, 401–402.

<sup>38</sup> Siehe oben Anmerkung 9.

<sup>39</sup> Siehe Brief 40 auf Seite 97.

<sup>40</sup> Siehe Seite 143, Anm. 4.

<sup>41</sup> Von den zahlreichen erhaltenen Briefen sind in diesem Bande nur wenige abgedruckt; die nicht veröffentlichten sind nahezu ausschließlich mit Familienangelegenheiten befaßt.

oder dem anderen der Familienmitglieder zusammenkam. Trotzdem handelt es sich in der späteren Hälfte des 19ten Jahrhunderts nur noch um ein Segment aus dem Gesamtkreis der Nachkommen Moses Mendelssohns, nämlich um die in Berlin lebenden Angehörigen der Familie.

## *II. Das Problem der Einordnung in Gesellschaft und Sozialstruktur*

Die Mendelssohns waren eine Berliner Familie. Obwohl Moses Mendelssohn in Dessau geboren und erst nach Berlin eingewandert war, hatte die Familie in Berlin ihren Ursprung und fuhr fort, hier einen Nukleus zu bilden, so daß die dort lebenden Mitglieder der Familie notwendigerweise sich ihres gemeinsamen Ursprungs bewußt blieben. Wir erwähnten, daß nach dem Tode Dorotheas ihre Nachkommen bald den Kontakt mit dem Rest der Familie verloren. Das war mit keinem der protestantischen Zweige der Familie im selben Maße der Fall. Aber wenn sie, wie zum Beispiel die Nachkommen Fanny Hensels und Rebecka Dirichlets, außerhalb Berlins ihren Wohnsitz hatten, wurden sie in neue soziale und berufliche Kreise gezogen; an anderen Orten und in anderen Gegenden Deutschlands, zumindest wenn durch Heirat der Nachname nicht länger Mendelssohn war, konnten die Ideen über die Abstammung von Moses Mendelssohn und über Grade der Verwandtschaft verschwommen werden. In dieser Hinsicht ist der Stammbaum Daniel Itzigs, der diesem Bande beigelegt ist, da die Mendelssohns vielfach in die Itzig Familie hineinheirateten, interessant. Er zeigt, daß beim Fehlen besonderer Gründe für das Aufrechterhalten einer Familienbeziehung – wie, im Falle der Mendelssohns, der Ruhm des Ahnherrn und die Konzentration auf Berlin – sich schnell ein Aufgehen in andere Kreise vollzog.

Aber der Itzigsche Stammbaum ist auch noch aus einem anderen Grunde interessant. Daniel Itzig war sehr reich. In seinem Testament hinterließ er jedem seiner zahlreichen Kinder ein beträchtliches Vermögen<sup>42</sup>. Einige seiner Nachkommen heirateten sehr bald in den Adel hinein oder, wie es in Preußen und Österreich in dieser Zeit durchaus nicht ungewöhnlich war, wurden unter Veränderung ihres Namens geadelt. Was Joseph und Abraham Mendelssohn an Kapital besaßen, kam von ihren Frauen. Josephs Frau Henriette (Hinni) war eine Tochter des mecklenburgischen Hofagenten Nathan Meyer, und Abrahams Frau Lea war eine Enkelin Daniel Itzigs; ihr Anteil an dem Erbe Itzigs war beschränkt, weil ihre verwitwete Mutter bis in die 20er Jahre des 19ten Jahrhunderts hineinlebte und sie drei Geschwister hatte. Immerhin als Dorothea Schlegel von der Heirat ihres Bruders Abraham mit einer „reichen Berlinerin“ hörte, schrieb sie: „Anch' egli è filistro! Aber reich wird der nun

---

<sup>42</sup> Ein im Jahre 1796 aufgesetztes Testament, von dem sich eine Kopie im Leo Baeck Institut in New York befindet, hinterläßt jedem seiner lebenden 10 Kinder 40 000 Taler, jedem seiner männlichen Enkel 4000 Taler, weiblichen Enkeln 2000 Taler, macht zahlreiche Legate, und gründet ein „Familien Institut“, dessen Zinsen unter allen seinen Nachkommen verteilt werden sollen.

auch, trotz dem ältesten Bruder, der schon sehr reich ist. Ist es nicht wunderbar? Wir sind drei Schwestern, und drei Brüder; die drei ersten so arm, als die letzten reich.“<sup>43</sup> Obwohl aus der Perspektive der immer von Geldnot geplagten Schlegels, Joseph und Abraham reich erscheinen konnten, waren ihre finanziellen Mittel keineswegs mit denen der Kinder Itzigs zu vergleichen<sup>44</sup>. Die Berliner Firma „J. & A. Mendelssohn“, die die Brüder im Jahre 1803 gründeten, gehörte anfangs nicht zu den größeren Berliner Häusern; ihre ein Jahr später gegründete Hamburger Firma war bedeutender, wurde aber schon 1810 wegen Konflikten mit der französischen Besatzungsmacht geschlossen, und die Brüder konzentrierten sich nun auf das Berliner Geschäft, für das sie in Joseph Fränkel einen vermögenden stillen Teilhaber gewonnen hatten. Aus einem Testament, das Joseph 1813 aufsetzte, ergibt sich, daß er damals sein Vermögen auf nicht mehr als 24 000 Thaler einschätzte, von dem 8000 Thaler die Mitgift seiner Frau gewesen waren. Aber danach vollzog sich ein schneller Aufstieg, an dem die führende Rolle der Mendelssohns an der Abwicklung der von Frankreich an Preußen zu zahlenden Kriegsentschädigung entscheidenden Anteil hatte. Aus diesen Geschäften ergaben sich enge Verbindungen mit den Frankfurter Rothschilds, als deren Berliner Vertretung die Mendelssohns einige Jahre lang fungierten, und vor allem auch mit der preußischen Regierung, so daß 1819 in einem offiziellen Briefe nach Paris Abraham Mendelssohn als „unser dort anwesender Bankier“ bezeichnet wurde. Die wachsende Bedeutung der Mendelssohnschen Bank zeigte sich auch darin, daß Joseph Mendelssohn 1820 bei der Gründung der Berliner Kaufmannschaft stellvertretender Vorsteher wurde, und dann von 1834 bis 1846 Vorsteher war, daß er 1823 den Berliner Kassenverein begründete, und in der Anleihe und Geldpolitik der preußischen Regierung eine beratende Rolle ausübte. Im Jahre 1831 wurde Mendelssohn und Co. schon als eines der drei bedeutendsten Berliner Bankhäuser bezeichnet, obwohl es damals hinter Gebrüder Schickler noch an zweiter Stelle stand. Aber in der Mitte des Jahrhunderts hatte Mendelssohn und Co. Schickler überflügelt, und sehr bald danach begannen dann die Geschäfte mit russischen Anleihen, die die Bedeutung von Mendelssohn und Co. weiterhin erhöhten<sup>45</sup>.

<sup>43</sup> Briefe von Dorothea und Friedrich Schlegel an die Familie Paulus, ed. R. Unger, Berlin 1913, p. 67.

<sup>44</sup> Die folgenden Bemerkungen über die Entwicklung des Bankhauses stützen sich auf das ausgezeichnete Kapitel „Die Mendelssohn“ in *Hugo Rachel-Paul Wallich*, Berliner Großkaufleute und Kapitalisten, Bd. III (als Handschrift gedruckt), Berlin 1939, p. 98–111, und auf den Aufsatz von *Wilhelm Treue*, „Das Bankhaus Mendelssohn“, in *Mendelssohn Studien*, Bd. I, Berlin 1972, p. 29–77. In *Rachel-Wallich*, Berliner Großkaufleute, p. 103 finden sich Angaben über Konflikte in geschäftlichen Angelegenheiten zwischen Joseph und Abraham.

<sup>45</sup> Noch im Ersten Weltkrieg beabsichtigte die Deutsche Regierung, sich der Beziehungen Robert von Mendelssohns zu russischen Regierungskreisen zu bedienen, siehe *Kurt Riezler*, Tagebücher, Aufsätze, Dokumente, ed. Erdmann, Göttingen 1972, p. 236; in seinen Fußnoten verwechselt der Herausgeber Erdmann Robert mit Franz von Mendelssohn.

Um die Situation zu verstehen, in der sich die Angehörigen der Mendelssohnschen Familie nach ihrer Abkehr vom Judentum im frühen 19. Jahrhundert befanden, ist es wesentlich, im Auge zu behalten, daß der Sprung in die adlige Oberschicht, den einige der reichsten getauften jüdischen Familien vornahmen und der sie bald ihre jüdische Abkunft vergessen ließ, damals außerhalb der finanziellen Möglichkeiten der Mendelssohns lag. Man mag sagen, daß die Erinnerung an Moses Mendelssohn sie davon unter allen Umständen abgehalten haben würde. Aber Tatsache ist, daß ein scharfer Konflikt zwischen Vergangenheit und Gegenwart, wie er sich bei einem Übergang in die herrschende Oberschicht entwickelt haben könnte, nicht stattfand. Obwohl die Mendelssohns ihre soziale Stellung seit dem 18ten Jahrhundert entscheidend verbessert hatten, gehörten sie in der damaligen politischen Struktur Preußens doch zu der großen Masse der Untertanen, die kein Recht auf und keinen Anteil an der politischen Macht besaßen. Daß ihre eigene Position sich gehoben hatte, konnten sie daher nicht als ein abgeschlossenes Ereignis, sondern nur als Glied in einem viel umfassenderen und sich langsam entwickelnden Emanzipationsprozeß ansehen, zu dem rechtliche und soziale Gleichstellung der Juden ebenso wie Teilnahme der Staatsbürger an der Regierung gehörte<sup>46</sup>. Der natürliche Platz der Angehörigen der Mendelssohnschen Familie war in dem großen liberalen Block, der den größten Teil des Bürgertums umfaßte, und dessen Wortführer in Deutschland damals die akademisch-wissenschaftliche Elite war.

Diese Elite beherrschte dann auch den sozialen Kreis, der sich in den gastfreundlichen Häusern Josephs und Abrahams versammelte. Man mag sagen, daß für die Söhne Moses Mendelssohns ein solcher Umgang das natürliche Milieu war. Aber Gemeinsamkeit in der politischen Grundhaltung verstärkte die Beziehung. Aus dem Verkehr in den Berliner Häusern der beiden Brüder läßt sich vielleicht auf einen leichten Unterschied der geistigen Interessen schließen. Für Joseph und seine Söhne standen Fragen der Wissenschaft im Vordergrund. Im Hause Abrahams war das künstlerische, literarische Element ebenso stark wie das wissenschaftliche. In der Herstellung von Beziehungen zu den Koryphäen der Berliner Universität war die Freundschaft beider Brüder mit Alexander von Humboldt von entscheidender Bedeutung. Seit dem Beginn der Bekanntschaft mit den Mendelssohns in seinen Jugendjahren war Alexander von Humboldt im engen Kontakt mit allen Mitgliedern der Familie geblieben. Er blieb sein ganzes Leben hindurch in Mendelssohnschem Interesse tätig. Humboldt hatte Henriette (Maria) Mendelssohn häufig in Paris besucht, und wie unsere Briefe zeigen, Empfehlungen für den eine Stellung suchenden Nathan geschrieben<sup>47</sup>. Er setzte sich für Benjamin Mendelssohns Beförderung zu

<sup>46</sup> Dieser Zusammenhang ist dargestellt in *Reinhard Ruerup*, „Judenemanzipation und bürgerliche Gesellschaft in Deutschland“, Gedenkschrift Martin Goehring, ed. *Schulin*, Wiesbaden 1968, p. 174–199.

<sup>47</sup> Siehe Brief 2 auf Seite 5. Die meisten der hier erwähnten Tatsachen über das Verhältnis Alexander von Humboldts zu den Mendelssohns finden sich bei *Sebastian*

einer Professur ein. Er trat für Felix Mendelssohn Bartholdys Wünsche bei den am Ende erfolglosen Verhandlungen, ihn nach Berlin zu ziehen, ein. Durch seine Fürsprache wurde Arnold Mendelssohns Strafe wegen Beteiligung an dem in Lassalles Interesse unternommenen „Kassettendiebstahl“ gemildert.

Auf der anderen Seite setzten sich auch die Mendelssohnschen Brüder für Humboldt ein. Mendelssohnscher Kredit hatte für die finanzielle Seite von Humboldts erster großer Reise nach Amerika gesorgt. Und er erhielt auch weiterhin Vorschüsse von Mendelssohn und Co., so daß er zeitweise beträchtliche Bankschulden hatte. Abraham Mendelssohn richtete in dem Garten seines Hauses in der Leipziger Straße ein Observatorium für Humboldt und den Astronomen Encke ein. Es ist eine wohlbekannte wahre Anekdote, daß, als Alexander von Humboldt eines Morgens zu Joseph Mendelssohn kam, und ihm in einiger Verzweiflung berichtete, daß er seine Wohnung aufgeben müsse, weil sein Hauswirt das Haus verkaufen wollte, Joseph Mendelssohn sogleich das Haus kaufte, um Alexander von Humboldt die Unbequemlichkeit einer Wohnungsveränderung zu ersparen. Im folgenden sind nur einige wenige, inhaltlich interessante aus den 257 Briefen Humboldts an Mitglieder der Familie Mendelssohn veröffentlicht. Die meisten der hier nicht gebrachten Schreiben sind kurz und betreffen Empfehlungen, Verabredungen und Einladungen, Geburtstage, Todesfälle oder Geschäftsangelegenheiten. Diese Briefe, vor allem auch die Empfehlungsbriefe, machen es klar, daß Humboldt in den Mendelssohnschen Häusern einen ihm für Begegnungen mit Freunden und Bekannten zur Verfügung stehenden gesellschaftlichen Treffpunkt sah.

Viele der in den Häusern Josephs und Abrahams verkehrenden Wissenschaftler waren Humboldts Freunde. Unter diesen war der berühmte Gräzist August Boeckh, der häufig im Hause Abraham Mendelssohns gefunden werden konnte, da er mit Abrahams Schwiegersöhnen Dirichlet und Hensel eng befreundet war; Boeckh beriet Felix Mendelssohn Bartholdy, als er auf Befehl König Friedrichs Wilhelms IV. die Musik zu Sophokles' Antigone komponierte, und nach Abraham Mendelssohns Tod wohnte er von 1840 bis 1846 im Erdgeschoß des Mendelssohnschen Hauses in der Leipziger Straße. Ein anderer Freund Humboldts mit engen Beziehungen zu den Mendelssohns war der berühmte Geograph Karl Ritter. Benjamin Mendelssohn hatte bei ihm studiert; durch ihn war wohl eine Verbindung mit Ranke hergestellt, der auch in den Häusern von Joseph und Alexander Mendelssohn verkehrte<sup>48</sup>. Neben diesen anerkannten Größen der Berliner wissenschaftlichen Welt standen dann auch die jüngeren, oft eine politisch oder wissenschaftlich etwas radikalere Richtung vertretenden Gelehrten, wie Droysen, Gans und Twisten, oder auch der von

---

*Hensel*, Die Familie Mendelssohn, und *Eric Werner*, Mendelssohn, wie in diesen Büchern auch das gesellschaftliche Leben in der Leipziger Straße 3 beschrieben ist. Ein von Dr. *H. G. Reissner* geplanter Aufsatz über Humboldt und die Mendelssohns, der sich auf die gesamte Korrespondenz stützt, macht eine ausführliche Darstellung dieser Beziehungen hier unnötig.

<sup>48</sup> Siehe Brief 65 auf Seite 139.



Boeckh wegen seiner Heraklit Studien hoch gepriesene Lassalle. Die künstlerischen Interessen Wilhelm Hensels und die musikalische Begabung von Fanny und Felix Mendelssohn Bartholdy gaben dem Hause Abrahams ein besonderes Gepräge. Wohl alle Berlin besuchenden künstlerischen und literarische Berühmtheiten machten dort ihre Aufwartung; wir hören von der Anwesenheit von Liszt, von Thorwaldsen, von Heine bei den gesellschaftlichen Veranstaltungen in der Leipziger Straße 3<sup>49</sup>.

Es mag scheinen, als ob in diesen gesellschaftlichen Vereinigungen sich die Salons, die am Ende des 18ten Jahrhunderts sich um Frauen wie Rahel Levin und Henriette Herz gruppiert hatten, fortsetzten, und wenn man die Briefe Lea Mendelssohns liest, so mag man darin eine Bestätigung dieser Vermutung finden; sie sind denen ihrer Schwägerin Henriette (Maria) Mendelssohn, die ja doch in dem Milieu der Berliner Salons des 18ten Jahrhunderts aufgewachsen war, nicht unähnlich. Es läßt sich nicht verhehlen, daß Henriettes (Maria) und Leas Briefe für uns oft einen etwas unangenehm präziösen Ton haben; die gesuchte Ausdrucksweise und die häufigen literarischen Anspielungen machen den Eindruck, daß sie den Besitz einer Bildung, die Zutritt zu einer höheren Klasse rechtfertigt, demonstrieren sollen. Die andere Schwägerin, Henriette (Hinni), die nach einer sorglosen, verwöhnten Jugend in Neu-Strelitz, jung mit Joseph Mendelssohn eine sehr glückliche Ehe eingegangen war und sich in ihrem Hause, von ihrer Familie umgeben, am glücklichsten fühlte, fand die „geistreiche“ Unterhaltung der Mendelssohns in der Leipziger Straße ennuyant und konnte auch einige freundlich spöttelnde Bemerkungen über die adlige Gesellschaft, die bei den Sonntagsmusiken der Hensels in der Leipziger Straße sich versammelte, nicht unterdrücken<sup>50</sup>.

Die spöttelnden Bemerkungen Hinni Mendelssohns sind von Interesse, weil sie die Frage in sich schließen, zu welcher sozialen Gruppe des damaligen Preußen die Mendelssohns gehörten. Sie gehörten nicht zu der regierenden Schicht, dem Adel und dem Beamtentum. Eine durch wirtschaftliche Tätigkeit wohlhabend gewordene Oberschicht gab es damals kaum in Berlin. Und trotz der gesellschaftlichen Beziehungen zu der akademischen Welt schuf die sehr unterschiedliche wirtschaftliche Situation, die Joseph und Abraham eher zu Gönnern als zu Partnern machte, eine Kluft. In beruflicher Hinsicht waren die Mitglieder der Mendelssohnschen Familie im ersten Drittel des 19ten Jahrhunderts noch kaum mit dem preußischen Beamtentum verbunden; mit Ausnahme der zwei Wissenschaftler – Benjamin Mendelssohn und Gustav Dirichlet – die als Professoren eine lose Verbindung mit der offiziellen sozialen Hierarchie hatten, standen die anderen – als Bankiers, als Maler und Musiker – außerhalb der Rangstufen. Da die Familie ja erst kürzlich aus der, durch das Judentum verursachten Isolierung herausgetreten war, ist das nicht erstaunlich. Aber die

---

<sup>49</sup> Eine der besten Schilderungen der „Sonntagsmusiken“ in der Leipziger Straße 3 findet sich in *Paul Heyse, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse*, Berlin 1900, p. 40–42.

<sup>50</sup> Siehe Brief 33 auf Seite 69.

Frage ist, ob und wie bald diese Isolierung endete. In der Tat, in den hundert Jahren bis zur Machtergreifung der Nazis änderte sich diese Situation ganz wesentlich<sup>51</sup>.

Wenn man den Begriff Mendelssohnscher Familienzugehörigkeit im weitesten Sinne nimmt und nicht nur direkte Nachkommen Moses Mendelssohns, sondern auch die mit ihnen verheirateten Personen einrechnet, waren im Jahre 1933 ungefähr 320 erwachsene Mendelssohnsche Familienmitglieder am Leben. Von diesen waren ungefähr 25 Prozent Beamte und Offiziere, gehörten also zu den im Kaiserreich politisch einflußreichsten Gruppen, die ja auch in der Weimarer Republik noch immer eine führende Rolle spielten. Natürlich war die größte Anzahl der Familienangehörigen im wirtschaftlichen Leben beschäftigt. Und es entspricht der wirtschaftlichen Entwicklung in Deutschland, daß die Anzahl von selbständigen Unternehmern oder von Leitern von Banken oder Industriegesellschaften, sehr klein war, und die meisten der im wirtschaftlichen Leben beschäftigten Familienmitglieder Angestellte waren. Dagegen ist es auffallend, daß die Anzahl der Künstler und Schriftsteller mit nahezu 10 Prozent verhältnismäßig groß geblieben zu sein scheint. Wenn man darin eine Tendenz finden will von der offiziellen hierarchischen Struktur möglichst fern zu bleiben, vielleicht auch auf seinen eigenen Werten zu beharren, so wird eine solche Vermutung auch noch durch andere Tatsachen bestätigt. Unter den Beamten und Offizieren ist die Anzahl der angeheirateten Familienmitglieder viel größer – nahezu doppelt so groß – als die der direkten Nachkommen Moses Mendelssohns. Unter den letzteren ist – und das ließ sich erwarten – die Anzahl der Bankiers größer als bei den angeheirateten Familienmitgliedern, und das gleiche gilt für die in akademischen Berufen tätigen Angehörigen der Mendelssohnschen Familie. Man muß die Folgerung ziehen, daß die Nachkommen Moses Mendelssohns nur in geringer Anzahl und sehr langsam, Teil der in Deutschland führenden sozialen Schicht wurden.

Dieses tritt noch viel deutlicher hervor, wenn wir zum Vergleich die Situation prüfen, die an einem zwischen dem von 1833–1933 sich erstreckenden Jahrhundert liegenden Zeitpunkt bestand. Im Jahre 1888, in dem die in diesem Bande veröffentlichten Familienbriefe enden, hatte sich die Familie natürlich zahlenmäßig vergrößert, aber in ihrer beruflichen Schichtung war seit 1833 keine entscheidende Änderung vor sich gegangen. Die Mendelssohns

---

<sup>51</sup> Die folgenden statistischen Angaben sind, wie auch sonst Angaben über Geburt, Taufe, Ernennungen etc., auf einen in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts durch Dr. Wolff zusammengestellten Stammbaum gestützt; aber über nicht-deutsche Angehörige der Familie waren oft Angaben nicht zu erlangen, und auch aus andren Gründen ist der Stammbaum oft unvollständig und nicht immer zuverlässig. Auch ist es natürlich sehr schwierig, eindeutig klare Berufskategorien zu schaffen. Obwohl meine Prüfung des Stammbaums in viele, hier nicht erwähnte Einzelheiten ging, habe ich mich im folgenden auf numerische Angaben beschränkt, bei denen verschiedenartige Berechnungen zum selben Resultate führten, und die sich wirklich verteidigen lassen.

waren vor allem Bankiers, dann Universitätslehrer und Künstler. Unter den direkten Nachkommen Moses Mendelssohns waren keine Offiziere und nur einige Beamte. Unter den angeheirateten befanden sich Offiziere und Beamte, aber auch nur in geringer Anzahl. Als Gesamtbild ergibt sich also, daß erst am Ende des 19ten Jahrhunderts und im 20sten Jahrhundert die Mendelssohn-sche Familie in allen Sphären des sozialen Lebens in Deutschland sich ausbreitete, und erst dann diese Ausbreitung die Oberschicht des preußisch-deutschen Beamtenstandes einschloß. Aber auch dann war Heirat mit Beamten und Offizieren vor allem der Weg, durch den die Verbindung mit den in der offiziellen Hierarchie führenden Schichten hergestellt wurde. Die männlichen Mitglieder der Familie finden sich viel seltener in solchen Berufen, und das gilt besonders für die Familienmitglieder, die den Namen Mendelssohn tragen. Annahme des Christentums am Anfang des 19ten Jahrhunderts führte nicht zu einer schnellen Absorption im deutschen sozialen Leben. Ein guter Teil der Familie – und das gilt sicher vor allem von dem in Berlin residierenden Teil der Familie – verschmolz nicht mit den sie umgebenden sozialen Kreisen; damit steht in Zusammenhang, daß die Mendelssohns sehr häufig innerhalb der Familie heirateten. Natürlich sind Verwandtenehen häufiger als es im allgemeinen angenommen wird, und das besonders in Familien, die in irgendeiner Weise aus ihrer Umgebung hervortreten. Verwandtenehen finden sich besonders häufig in reichen, jüdischen Familien – das bekannteste Beispiel sind natürlich die Rothschilds – und die Verwandtenehen in der Mendelssohnschen Familie enthalten wohl ein Stück dieser Tradition. Aber da sich bei den Mendelssohns diese Tradition bis ins 20ste Jahrhundert fortsetzte, muß man darin doch wohl auch ein Zeichen einer gewissen Distanzierung von anderen gesellschaftlichen Kreisen sehen. In dieser Hinsicht ist es bezeichnend, daß, vor 1914, von den sechs geadelten männlichen Mitgliedern der Familie, drei mit Cousinen verheiratet waren<sup>52</sup>.

Die Mendelssohnsche Familiengeschichte ist nicht typisch für die Entwicklung einer wohlhabenden Familie, die sich früh im 19ten Jahrhundert vom Judentum abkehrte. Wie zum Beispiel der Stammbaum Itzig zeigt, hatte die Entwicklung der in sehr verschiedene Zweige sich spaltenden Familie Daniel Itzigs einen sehr anderen Verlauf. Viele der Nachkommen verschwanden in der sie umgebenden christlichen Gesellschaft, zumal in einigen Fällen auch der Name gewechselt wurde. Die Abstammung von Moses Mendelssohn hingegen und der Stolz, der mit dieser Abstammung verbunden war, schuf Bewußtsein einer Familienzusammengehörigkeit, und hielt die Erinnerung an den jüdischen

---

<sup>52</sup> Ernst von Mendelssohn-Bartholdy mit seiner Cousine Marie Warschauer, Franz von Mendelssohn mit seiner Cousine Marie Westpfahl, Otto von Mendelssohn Bartholdy mit seiner Cousine Cécile Mendelssohn Bartholdy; dann war Robert von Mendelssohn mit einer Italienerin verheiratet und Paul von Mendelssohn-Bartholdys Frau kam aus einer jüdischen Familie. Alexander von Mendelssohn-Bartholdy war mit der Tochter eines Pfarrers verheiratet. Keine der Frauen stammte aus der adligen Oberschicht.

Ursprung der Familie am Leben. Doch kann die bewußte oder unbewußte Neigung zu einer Distanzierung von der Umwelt nicht nur als Ausdruck eines Elements von Familienstolz gesehen werden; die Frage muß gestellt werden, ob und inwieweit diese Zurückhaltung auch von dem Gefühl bestimmt war, nicht in Kreise eindringen zu wollen, die der Aufnahme jüdischer Elemente in Gesellschaft und Regierung feindselig gegenüberstanden. Das Problem des Aufgehens in die umgebende soziale Welt war auch von der Reaktion dieser Welt zum Judentum, oder von der Art, wie die emanzipierten oder getauften Juden von dieser Welt aufgenommen wurden, bestimmt.

Daran, daß die Kinder Moses Mendelssohns die Verbesserung der Lage der Juden, ihre Herausführung aus dem geistigen und wirtschaftlichen Getto und ihre rechtliche und soziale Gleichstellung als eine der dringendsten Forderungen der Zeit ansahen, kann natürlich kein Zweifel sein. Ganz abgesehen von humanen Erwägungen war dies natürlich eine geistige Hinterlassenschaft Moses Mendelssohns. Joseph Mendelssohn war einer der Gründer der „Gesellschaft der Freunde“, die der Hebung des jüdischen Lebensstandards diente, und damit dem Gedanken der Solidarität aller in Berlin lebender Juden praktischen Ausdruck geben wollte. Wie die in diesem Bande veröffentlichten Briefe zeigen, half Alexander von Humboldt Joseph und Alexander Mendelssohn durch Fürsprache bei Friedrich Wilhelm IV. bei Versuchen die Karriere jüdischer Gelehrter zu fördern oder Gesetzesänderungen in antisemitischem Sinne zu verhindern, und von Felix Mendelssohn Bartholdy sind ähnliche Bemühungen bekannt<sup>53</sup>.

Natürlich mußte diese Haltung die Mendelssohns in Gegensatz zu allen den Gruppen und Kreisen bringen, die die jüdische Emanzipation bekämpften. Über die Existenz einer in weiten Volkskreisen bestehenden Judenfeindschaft konnten sie natürlich nicht im Zweifel sein. Auch bevor der Rassenantisemitismus sich entwickelte, nahmen anti-jüdische Kreise und Demonstrationen das Aussehen einer Person als Erkennungszeichen der Zugehörigkeit zum Judentum an und fragten nicht danach, ob die Person getauft sei. Wenn Fanny und Felix Mendelssohn Bartholdy mit dem „Judensturm“ von 1819 persönliche bittere Erfahrungen machten, so hatten auch noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts Angehörige der Familie den Ruf „Judenkinder“ zu hören<sup>54</sup>. Aber solche anti-jüdischen Demonstrationen der Masse oder ungebildeter Kreise – so unangenehm sie waren – konnten wohl als Überbleibsel einer vergangenen Zeit beiseite geschoben werden. Worauf es ankam, war, ob die wissenschaftlichen und literarischen Kreise, mit denen die Mendelssohns verkehrten – die bürgerliche Gesellschaft, in die sie eingetreten waren –, sie als vollberechtigt zugehörig betrachtete.

<sup>53</sup> Siehe Brief 79 auf Seite 167, und *Werner, Mendelssohn*, p. 284–285.

<sup>54</sup> Siehe *Werner, Mendelssohn*, p. 28 (es muß gesagt werden, daß Varnhagen von Ense, der diesen Zwischenfall berichtet, eine sehr zweifelhafte Quelle ist); spätere Zwischenfälle dieser Art wurden dem Verfasser von Frau Enole Mendelssohn Bartholdy berichtet.

Natürlich konnten die Mendelssohns nicht wissen, daß Wilhelm von Humboldt, um einen Besuch bei Henriette (Hinni) Mendelssohn in Paris vor seiner Frau zu begründen, an sie schrieb: „Ich habe sie in Paris besucht, wie ich die Jugendbekannten und die Juden nie verlasse“, und daß diese Bemerkung Karoline von Humboldt, die Henriette Herz und Henriette (Maria) Mendelssohn als ihre freundliche Gönnerin betrachteten, Anlaß zu einer Tirade gegen die Juden gab: „Du rühmst dich die Juden nie zu verlassen, es ist der einzige Fehler, den ich an dir kenne... Die Juden in ihrer Gesunkenheit, ihrem Schachergeist, ihrem angeborenen Mangel an Mut, der von diesem Schachergeist herrührt, sind ein Flecken der Menschheit.“<sup>55</sup> Auch hatten sie natürlich keine Einsicht in das Tagebuch von Frau Twesten, die in der Beschreibung der Hochzeit von Benjamin Mendelssohn, eines Freundes ihres Mannes, ihrem Mißfallen über die „zum Teil höchst geschmacklos aufgeputzten Juden und Christen“ Ausdruck gab<sup>56</sup>.

Aber Empfindlichkeit für die Möglichkeit einer auch in scheinbar freundlichen Kreisen noch vorhandenen Gegnerschaft mag man in Dorothea Schlegels gelegentlichen Berufungen auf ihren „asiatischen Ursprung“ sehen<sup>57</sup>. Sicher hat solche Empfindlichkeit ihren Anteil an der Entrüstung, die, wie unsere Briefe zeigen, die Bemerkungen Zelters in seiner Korrespondenz mit Goethe über das Judentum der Mendelssohns oder gleichartige, obwohl bösertigere, Tratschereien Riemers, hervorriefen<sup>58</sup>. Antisemitismus war ein Faktor in der Niederlage des „Judenjungen“ Felix Mendelssohn Bartholdy bei der Wahl zum Direktor der Berliner Singakademie<sup>59</sup>. Auch enthüllte Benjamin Mendelssohns akademische Karriere die versteckten Widerstände in Kreisen, von denen man Unterstützung der Judenemanzipation erwartet hätte. Es ist nicht unverständlich, daß, als Benjamin vom Ministerium, wohl auf das Drängen Alexander von Humboldts, zum ordentlichen Professor ernannt worden war, die philosophische Fakultät in Bonn gegen das eigenmächtige Vorgehen des Ministeriums protestierte. Aber die Schärfe dieser Proteste und ihre Kopplung mit einem Angriff gegen die wissenschaftliche Leistung Benjamin Mendelssohns war mit Ressentiment gegen den reichen Professor, für den das Gehalt keine Rolle spielte, verbunden. Obwohl Benjamin Mendelssohn in Bonn blieb, zog er sich weitgehend von Vorlesungen zurück und nahm keinen weiteren Anteil an Fakultätsgeschäften<sup>60</sup>.

<sup>55</sup> Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen, ed. *Anna von Sydow*, Bd. V, p. 209, 219–220.

<sup>56</sup> Siehe *Heinrici*, Twesten, p. 402.

<sup>57</sup> Siehe *Raich*, Bd. I, p. 225; „Um meines *asiatischen* Ursprungs willen, wird man es mir wohl verzeihen, daß ich zu meinem *angeborenen* Vaterlande keinen allzu großen Trieb in mir spüre.“

<sup>58</sup> Siehe Brief 38 auf Seite 94 und Seite 204, Anm. 2.

<sup>59</sup> *Werner*, Mendelssohn, p. 230.

<sup>60</sup> Siehe *Friedrich von Bezold*, *Geschichte der Rheinischen Friedrich Wilhelms Universität*, Bd. I, Bonn 1920, p. 399; Bd. II, Bonn 1922, p. 304 et seq.; die Akten im Bonner Universitätsarchiv geben ein unerfreuliches Bild dieses Konfliktes; eine aus-

Wenn die im folgenden veröffentlichten Briefe den Eindruck enger und unbeschwerter Beziehungen zu Vertretern des deutschen geistigen Lebens und zur deutschen Umwelt geben, so kann dieser Eindruck leicht in die Irre führen; trotzdem ist er auch wieder für einen guten Teil der Jahre, aus denen unsere Briefe stammen, nicht durchaus falsch. Obwohl die Tatsache des Herkommens aus dem Judentum Abwarten und Zurückhaltung im sozialen Verkehr zu einer Frage der Klugheit und des Taktes machte, mußten Begegnungen mit vereinzelt antisemitischen Handlungen – so unangenehm sie sein mochten – noch nicht die Möglichkeit des Eingehens in die christliche Gesellschaft in Frage stellen. Die Judenemanzipation erschien ja doch als Teil eines breiteren Emanzipationsprozesses, in dem wirtschaftliche und politische Freiheit ihren Platz hatten, und ständiger Fortschritt einer solchen umfassenden Emanzipation war im allgemeinen Interesse und unvermeidlich. Es schien sicher, daß Gegner dieser Entwicklung, wie Judenfeinde, einen verlorenen Posten verteidigten.

Optimismus in Fragen der Judenemanzipation, der in den ersten 60 Jahren des 19ten Jahrhunderts berechtigt erscheinen konnte, nahm in den späteren Jahrzehnten einen illusionistischen Charakter an. Die mit der Industrialisierung verbundenen sozialen Spannungen stellten nicht nur die Arbeiter gegen das Bürgertum, sondern führten auch im bürgerlichen Lager zu Gegensätzen, die die wohlhabenderen Gruppen einer autoritären Gesellschaftsauffassung geneigt machten und deren Annäherung zu konservativen Kreisen herbeiführten. Im Zusammenhang mit diesem, neue Stoßkraft gewinnenden Antiliberalismus entwickelte sich der moderne Antisemitismus. Obwohl die rechtliche Gleichstellung, die die Juden erlangt hatten, nicht rückgängig gemacht wurde, gab es nun wieder eine „Judenfrage“. Für die jüdische Bevölkerung oder zumindest für Teile von ihr, mußte die Betonung des Unterschiedes zwischen Juden und Deutschen zum verstärkten Interesse für die jüdische Vergangenheit führen und Aufrechterhaltung der jüdischen Traditionen zu einer Sache des Herzens machen; eine solche Entwicklung vergrößerte den Abstand zwischen jüdischen und getauften jüdischen Familien. Aber es schuf auch eine Interessengemeinschaft, da das antisemitische Element, das in dem Bündnis zwischen Konservatismus und hochkapitalistischen Kreisen eingeschlossen war, die, die interessenmäßig zu diesen Kreisen gehören mochten, aber ihre jüdische Herkunft nicht verleugnen wollten, stärker isolierte. Im 19ten und auch noch im ersten Jahrzehnt des 20sten Jahrhunderts ist die Anzahl der Mendelssohns, die in der Armee dienten und Reserveoffiziere wurden, nicht klein, aber auch wenn sie wollten, konnten sie nicht aktive Offiziere werden<sup>61</sup>. Im allgemeinen war wohl eine gewisse soziale Zurückhaltung des einzelnen

---

fürlichere Darstellung dieser Episode findet sich in Mendelssohn Studien, Bd. II (1975).

<sup>61</sup> Ein Enkel Felix Mendelssohn Bartholdys betreffender Fall ist in im Besitz des Verfassers befindlichen Familienbriefen diskutiert.

und die Aufrechterhaltung einer isolierten Sonderstellung der Familie Folge dieser Lage. Aber natürlich muß auch gesagt werden, daß durch die wirtschaftliche Entwicklung weitgehende Unterschiede in der wirtschaftlichen und sozialen Position der Angehörigen der Familie entstanden und daher auch für die Frage, ob und wie man dem neu sich regenden Antisemitismus begegnen solle, keine einheitliche Antwort vorlag und möglich war. Die sich vergrößerten Unterschiede in dem Verhalten zu den Problemen der Umwelt beschleunigten den Prozeß der Auflösung der Einheit der Familie. Betrachtung der Stellungnahme der Familie zu politischen Fragen bestätigt das Bild der Entwicklung, das sich aus dieser Erörterung des Problems der Einordnung der Familie in die soziale Umwelt ergab.

### *III. Politische Stellungnahme und Ansichten*

Im 19ten Jahrhundert waren in Deutschland die innerpolitischen Fragen unauflöslich mit denen der nationalen Einigung verbunden. Die Verkoppelung dieser Probleme hatte für eine aus dem Getto kommende Familie eine besondere Färbung. Denn die Kultur des Gettos war ja doch so völlig von der Kultur der umgebenden Welt verschieden, daß außer einer äußeren geographischen keine innere geistige Gemeinsamkeit bestand. Der dem Getto entwachsene Jude gehörte nicht einer der historisch gewordenen Nationen an, sondern mochte sich berechtigt fühlen, zwischen ihnen zu wählen. Einer solchen Haltung gab dem im 18ten Jahrhundert in wirtschaftlichen und intellektuellen Kreisen weit verbreiteten Kosmopolitanismus einen starken Auftrieb.

Praktisch bestanden natürlich Bindungen zu dem Staate, in dem das Getto lag, in dem der Jude aufgewachsen war; bevor eine völlige rechtliche Gleichstellung der Juden erreicht war, waren es ja doch die vom Staate gegebenen Gesetze und Privilegien, die ihm Bewegung und Tätigkeit erlaubten. Die verschiedenen Gefühle, die in der Haltung der Juden zu dem Lande ihrer Residenz im 18ten Jahrhundert zusammenfließen, finden Ausdruck in der *Friedenspredigt*<sup>62</sup>, mit der Moses Mendelssohn das Ende des 7jährigen Krieges begrüßte. Er sieht Friedrich II. vor allem in seiner Bedeutung für die ganze Menschheit; „der Gekrönte Gottes, die Bewunderung der Völker“, wird „allen künftigen Bewohnern der Erde zum Beispiel glänzen“. Aber er kennt auch eine besondere Verbindung mit Preußen an, es füllt ihn mit Freude „daß wir noch sind, daß Preußen ein Volk und der Herr sein Gott ist in Wahrheit und Gerechtigkeit“. Und das Gefühl der völligen Abhängigkeit von dem Willen und Willen des Herrschers des Staats läßt die Rede in dem Wunsche ausmünden, daß der König „einen gnädigen Blick auf den schwachen Überrest von Juda und Israel werfen“ möge.

Moses ältester Sohn Joseph folgte seinem Vater darin, daß auch er eine strenge Bindung an Preußen fühlte. Wie seine Briefe aus der Zeit der Be-

<sup>62</sup> Veröffentlicht im 6ten Band von Moses Mendelssohns Gesammelten Schriften.

freiungskriege zeigen, beherrschte ihn dieses Gefühl, wenn es Grund für Stolz, wie auch, wenn es Grund für Scham war<sup>63</sup>.

Dagegen war bei Moses zweitem Sohn Abraham ein kosmopolitisches Gefühl sehr ausgeprägt. Als junger Mann in seinen Zwanzigern war er nach Paris gegangen und wurde dort Kassierer im Bankhaus Fould. Er kam nach Frankreich in der Zeit, in der die Juden dort völlige rechtliche Gleichstellung erlangt hatten, und diese Liberalität machte auf ihn einen tiefen Eindruck. Seine Schwester Dorothea spielt darauf an, wenn sie ihn in einem Briefe „Abraham le citoyen“<sup>64</sup> nennt. Abraham wollte sich in Paris niederlassen und kehrte nach Deutschland nur zurück, weil die Mutter seiner Frau, Bella Salomon, ihre Tochter nicht an einen Bankangestellten in Paris verheiratet sehen wollte, und ihm seine Heirat das notwendige Kapital gab, sich in Deutschland niederzulassen. Die diktatorische Regierung Napoleons zerstörte, zumindest zeitweilig, seine Sympathien für Frankreich, und, im Falle eines Sieges Napoleons, scheint er erwogen zu haben, sich in Rußland, möglichst weit von dem Napoleonischen Machtbereich, anzusiedeln<sup>65</sup>. Der Sieg der Verbündeten in den Befreiungskriegen machte einen solchen Schritt überflüssig. Aber noch 1830 schickte er seinen Sohn Felix auf Reisen durch Europa; er solle „die verschiedenen Länder genau betrachten“, um zu entscheiden, wo er wohnen und wirken wolle<sup>66</sup>.

Am Ende dieser Reisen schrieb Felix seinem Vater, daß Deutschland das Land sei „wo ich leben möge“<sup>67</sup>. Für Felix und seine Generation, das heißt, die Generation der Enkel Moses Mendelssohns, stellte die Zugehörigkeit zur deutschen Nation kein Problem mehr dar. Dem Aufklärungszeitalter war die klassische Periode der deutschen Literatur gefolgt und hatte denen, die deutsch sprachen, Bereicherung und Einheit im Denken und Fühlen gegeben. Es ist charakteristisch, daß schon 1809 in Briefen aus Paris Joseph Mendelssohn deutsche Gefühlstiefe französischer Formglätte gegenüberstellt<sup>68</sup>. Für die Mendelssohns, die von dem sozialen Leben der deutschen Umgebung ausgeschlossen gelebt hatten, stellte ihr Interesse für deutsche Literatur und das deutsche Geistesleben den direkten Zugang zum deutschen nationalen Leben dar. Schon früh werden Verbindungen zu Goethe hergestellt, die dann durch die Besuche des jungen Felix Mendelssohn Bartholdy in Weimar enger und intimer werden. Eine starke Goethe-Verehrung finden wir, wie unsere Briefe zeigen, bei Angehörigen der Mendelssohnschen Familie das ganze 19te Jahrhundert hindurch.

---

<sup>63</sup> Siehe Briefe 11 auf Seite 32.

<sup>64</sup> Die Brüder Schlegel, Briefe, ed. Koerner, p. 27.

<sup>65</sup> Siehe den in der Fußnote auf Seite 23 erwähnten Brief Wilhelm von Humboldts.

<sup>66</sup> Felix Mendelssohn Bartholdys Brief an seinen Vater vom 21. Februar 1832, in allen Ausgaben der *Reisebriefe* veröffentlicht.

<sup>67</sup> *ibid.*

<sup>68</sup> Siehe Brief 4 auf Seite 12.



Das Bewußtsein nationaler Zugehörigkeit, das in der Periode der deutschen klassischen Literatur erwuchs, bestätigte sich dann in den Befreiungskriegen gegen Napoleon. Drei Nachkommen Moses Mendelssohns nahmen als Freiwillige an diesen Kriegen teil; sein Sohn Nathan und zwei Enkel, Philip Veit und Benjamin Mendelssohn. In dieser Handlung drückte sich ihre Überzeugung, daß sie Deutsche waren, aus. Bei ihnen und auch bei den jüngeren Angehörigen ihrer Generation existierte darüber kein Zweifel mehr.

Aber das bedeutet nicht, daß sie, oder andere Angehörige der Mendelssohnschen Familie ein starkes Interesse an der politischen Einigung Deutschlands zeigten. Benjamin Mendelssohn mag in den ersten Jahren nach den Befreiungskriegen, in denen er Görres nahestand, eine Verstärkung der Autorität des Deutschen Bundes für wünschenswert gehalten haben, aber in späteren Jahren zeigt seine Beteiligung an Rankes *Historisch-Politischer Zeitschrift* und seine Mitarbeit am *Preußischen Wochenblatt*<sup>69</sup>, daß er der Aufrechterhaltung des status quo geneigt war. Felix Mendelssohn Bartholdy war sogar einem engeren politischen Zusammenschluß Deutschlands abgeneigt. Er betrachtete es als einen Vorteil, daß Deutschland „keinen Mittelpunkt, kein Oberhaupt, keine Konzentrierung“ habe; diese Zersplitterung bewirke, daß sich Sinn für Musik und Kunst über weitere Kreise ausdehnen könne<sup>70</sup>.

Von den verschiedensten Mitgliedern der Familie Mendelssohn haben wir Äußerungen, die Freude über den Sturz des reaktionären Regimes Karls X. in der Juli-Revolution ausdrücken, die dem Widerstand der Göttinger Sieben gegen den Verfassungsbruch des Hannoverschen Königs Beifall zollen, und die die Handlungen reaktionärer Minister, oder die offizielle Begünstigung einer protestantischen Orthodoxie kritisieren<sup>71</sup>. Die Mendelssohns waren im liberalen Lager. Trotzdem findet sich kein Anzeichen, daß die grundsätzlich liberale Haltung zu einem Reformprogramm demokratischer Richtung verdichtet wurde, und daß solche fortschrittliche Gesinnungen mit Ideen für eine Neugestaltung Deutschlands verbunden werden. Politische Ideen und Gedanken, soweit sie existieren, waren mit Preußen verbunden. Das läßt sich erklären. Es kann ja wohl keine Frage sein, daß die jüdische Emanzipation, die Sicherung der Rechte, die die Juden 1812 erhalten hatten, die Abschaffung der Ungleichheiten, die geblieben waren, und dann, nach 1848, auch Widerstand gegen alle Versuche jüdische Rechte wieder einzuschränken, hervorstechendes Interesse der Mendelssohnschen Familie beanspruchen mußte. Aber die Behandlung dieser Fragen war Aufgabe der Gesetzgebung Preußens, auf das sich somit die Aufmerksamkeit konzentrieren mußte.

---

<sup>69</sup> Siehe Briefe 131, 132 aus Seiten 248, 249.

<sup>70</sup> Brief Felix Mendelssohn Bartholdys an Zelter vom 15. Februar 1832 aus Paris, veröffentlicht in den *Reisebriefen*.

<sup>71</sup> Siehe Briefe Felix Mendelssohn Bartholdys an Johann Gustav Droysen in *Johann Gustav Droysen, Briefwechsel*, Bd. I, Berlin 1929, oder *Varnhagen von Ense's Denkwürdigkeiten aus meinem Leben*, oder die in diesem Bande veröffentlichten Briefe.

Vor allem stellte das Problem der Rechtsstellung der Juden eine besondere Beziehung zu dem preußischen Monarchen her. Es hatte in der Hand des Königs gelegen, ob er einzelnen Juden oder jüdischen Familien Privilegien geben wollte. Und in Anbetracht der Judenfeindlichkeit der in Preußen herrschenden Adelschicht bedurfte eine gesetzliche Neuregelung der Lage der Juden der aktiven Hilfe des Monarchen. Auch war es zum großen Teile von ihm abhängig, ob die Juden von den Rechten der Teilnahme im akademischen Leben und im Justizdienst, die sie seit 1812 gesetzmäßig besaßen, nun auch praktischen Gebrauch machen könnten. Es konnte als die unmittelbar wirksamste Politik erscheinen, auf die Lage der Juden mit Hilfe des Monarchen günstig hinzuwirken, und das ist wohl weitgehend die Mendelssohnsche Haltung gewesen.

Sie fühlten wohl auch, daß sie mit der Hohenzollern-Monarchie keine schlechten Erfahrungen gemacht hatten, und so waren sie ihr gefühlsmäßig verbunden. Natürlich kann Friedrich der Große kaum als ein Gönner Moses Mendelssohns bezeichnet werden; er verweigerte die Bestätigung von Moses Mendelssohns Wahl zur Berliner Akademie, und es bedurfte der Intervention des Marquis D'Argens, für Moses Mendelssohn vom König ein Privileg, das ihm dauernden Aufenthalt in Berlin erlaubte, zu erlangen: „Un philosophe mauvais catholique supplie un philosophe mauvais Protestant de donner le privilège à un philosophe mauvais juif. Il y a trop de philosophie dans tout ceci, pour que la raison ne soit pas du côté de la demande.“<sup>72</sup> Aber der König war nicht bereit, dieses Privileg auf Moses Mendelssohns Frau und Kinder auszuweiten. Und sie erlangten es erst von Friedrichs Nachfolger. Aber von Friedrich Wilhelm II. an konnten sich die Mendelssohns nicht länger über ihre Behandlung durch die preußischen Monarchen beklagen. Natürlich war es Alexander von Humboldt, der erst von Friedrich Wilhelm III., und dann noch mehr von Friedrich Wilhelm IV. Begünstigungen erlangte, wie die Beförderung Benjamin Mendelssohns in seiner akademischen Karriere und Milderung in dem Verfahren gegen Arnold Mendelssohn wegen seiner Beteiligung am Kassetten-Diebstahl. Friedrich Wilhelm IV. macht dann ja auch große Anstrengungen, Felix Mendelssohn Bartholdy nach Berlin zu ziehen, und Felix gehörte zu der ersten Gruppe von Ernennungen, als der König den Orden „Pour le mérite“ für Kunst und Wissenschaft gründete. Die Beziehungen der Mendelssohns zu Goethe stellten eine Verbindung zu der Weimarer Prinzessin her, die erst Frau des Thronfolgers und dann Königin von Preußen und Deutsche Kaiserin wurde; besonders die Beziehungen von Augusta zu Marianne Mendelssohn, der Frau Alexander Mendelssohns, waren freundschaftlich und wurden nicht nur durch Marianne Mendelssohns ausgedehnte philanthropische Tätigkeiten, sondern – zumindest in der Mendelssohnschen Familientradition – auch durch andere gemeinsame Interessen genährt. Obwohl in Geschichtsbüchern berichtet wird, daß, wenn die Königliche Familie

---

<sup>72</sup> Diese Anekdote ist häufig berichtet, siehe zum Beispiel *Hensel*, vol. I, p. 48.

baden wollte, eine Badewanne von Unter den Linden aus dem Hotel de Russie ins Berliner Schloß transportiert wurde, so meldet die Familientradition, daß die Badewanne aus dem Mendelssohnschen Hause in der Jägerstraße kam, das damals das einzige – oder eines der wenigen – Berliner Privathäuser war, in dem sich eine Badewanne befand.

Aber die Mendelssohnsche monarchische Loyalität hatte eine solidere Grundlage als eine von zufälligen Umständen und persönlichen Faktoren geschaffene Beziehung. Wir erwähnten, daß – erst bei der Abwicklung der preußischen Kriegskontribution an Napoleon und dann, nach den Befreiungskriegen, bei der Abwicklung der französischen Kriegskontribution an die siegreichen Verbündeten – die Bank der Brüder Mendelssohn führend beteiligt war. Daraus entwickelte sich eine Zusammenarbeit mit Kanzler Hardenberg und mit der Preußischen Regierung, und enge Beziehungen zu der Regierung setzten sich bis ins 20ste Jahrhundert fort. Obwohl Mendelssohn und Co. sich in der Mitte des 19ten Jahrhunderts an der Finanzierung des Baues von Eisenbahnen beteiligte, war die Betätigung auf diesem Gebiete vor der Gründerzeit für die Mendelssohnsche Bank beendet. Und die Bank nahm keinen Anteil an Industriefinanzierung. Ihr vornehmliches Tätigkeitsgebiet war das Anleihegeschäft, vor allem von Staatsanleihen; unter diesen nahmen von den 60er Jahren des 19ten Jahrhunderts an russische Staatsanleihen einen hervorragenden Platz ein. Die Mendelssohns waren die führenden Bankiers des Zarenreiches, und dieses Interesse machte enge Zusammenarbeit mit der Regierung zur Notwendigkeit. Bis in den Ersten Weltkrieg hinein machte die Regierung von den Mendelssohnschen Beziehungen zu einflußreichen russischen Kreisen in diplomatischen Verhandlungen Gebrauch<sup>73</sup>.

In früheren Jahrhunderten waren – durch Anleihen, die sie regierenden deutschen Prinzen gaben, und als deren Heeres- und Münzlieferanten – einzelne Juden aus der Masse ihrer Glaubensgenossen herausgetreten und hatten als Hofjuden oder Hofbankiers eine offiziell anerkannte Stellung gewonnen. Der letzte bedeutende Hofbankier in Preußen war Daniel Itzig gewesen, mit dessen Familie die Mendelssohns mannigfach verwandt waren. Es war diese Tradition des Hofbankiers, an die die Mendelssohns anknüpften, und die die Richtung ihrer Geschäftsinteressen auch weiterhin bestimmte. Das Gefühl der Verbundenheit mit den preußischen Herrschern zog auch aus wirtschaftlichem Interesse Nahrung.

Die Art ihres Geschäftes und des wirtschaftlichen Aufstieges der Familie gehörte Deutschlands vorindustrieller Periode an. Dieses setzte natürlich fortschrittlichem Denken und Planen gewisse Grenzen, da für sie eine Veränderung des wirtschaftlichen status quo nicht unbedingt eine Verbesserung in sich

---

<sup>73</sup> Für die Quellen dieser Darlegung siehe oben Fußnoten 44 und 45. Die Entwicklung von Mendelssohn und Co. war typisch für die Entwicklung deutscher Privatbanken im Kaiserreich, siehe *Helmut Böhme*, *Deutschlands Weg zur Großmacht*, Köln 1966, p. 352–3.

schließen mußte. Wir begegnen Angehörigen der Mendelssohnschen Familie, die für den Beginn der industriellen Entwicklung und das Entstehen der mit dieser Entwicklung verbundenen sozialen Probleme kaum Verständnis hatten. Felix Mendelssohn Bartholdys absprechende Bemerkungen über Börne und Heine in seinen Briefen aus Paris sind jetzt nicht angenehm zu lesen und zeigen, daß er für die tieferen politischen Motive, die deren Opposition zu den deutschen Zuständen bestimmte, kein Organ hatte<sup>74</sup>. „Trotz Schlafrock und Nachtmütze“ zog Felix das Leben in Deutschland weit dem in England „mit der ewigen Goldwaage“ vor<sup>75</sup>. In den letzten Jahren seines Lebens verängstigten ihn die Veränderungen, die die beginnende Industrialisierung hervorbrachte; er, der sich in seiner Jugend seiner radikalen Ansichten gerühmt hatte, sah jetzt in jeder politischen Unruhe ein Zeichen kommenden Unheils. Die politische Situation war ein Element in der nervösen Depression, die seine Freunde an ihm in der letzten Zeit seines Lebens beobachteten und die zu seinem frühen Ende beigetragen haben mag<sup>76</sup>. Der einzige wirkliche radikale unter den Mendelssohns in der ersten Hälfte des 19ten Jahrhunderts war Arnold Mendelssohn, Sohn von Moses Mendelssohns jüngstem Sohn Nathan, Freund Lassalles und Anhänger Proudhon's. Die Tatsache, daß er zu dem wenig bemittelten Zweig einer reichen Familie gehörte, und seine Studien von seinen reichen Verwandten ihm ermöglicht wurden, mag seinen sozialkritischen Sinn geschärft haben. Aber er hatte durch seine Tätigkeit in Schlesien und Berlin direkte Erfahrung mit dem Elend gemacht, das die beginnende Industrialisierung mit sich führte: er war einer der wenigen der Familie, der direkten Kontakt mit dem Leben der Arbeiter hatte.

Im allgemeinen war der Liberalismus in der Mendelssohnschen Familie mit einem gemäßigt konservativen Element gemischt. Natürlich brachte jede ernste politische Umwälzung die Aufrechterhaltung dieser etwas künstlichen Amalgamation unterschiedlichen Gedankengutes in Gefahr. In der Revolution von 1848 arbeitete Alexander Mendelssohn mit der Regierung in Fragen der Wiederbelebung von Handel und Industrie zusammen<sup>77</sup>, und Wilhelm Hensel, der wohl immer in diese Richtung tendiert hatte, entwickelte sich zu einem ausgesprochenen Anhänger der Reaktion.

---

<sup>74</sup> Siehe in den *Reisebriefen* die Briefe von Januar 1832, vor allem an Immermann und an Abraham Mendelssohn Bartholdy.

<sup>75</sup> Siehe Felix Mendelssohn Bartholdy, Briefe aus Leipziger Archiven, ed. *Rothe und Szeskus*, Leipzig 1972, p. 146–147.

<sup>76</sup> Über Felix Mendelssohn Bartholdys „radikale“ Ansichten in seiner Jugend und seine Furcht vor Unruhe in den letzten Jahren seines Lebens, siehe *Werner*, Mendelssohn, p. 81–82, 337, 434–435; es muß bemerkt werden, daß er noch im Jahre 1841, in einem Brief an seinen Bruder Paul, sich begeistert über Jacobis *Vier Fragen* äußerte.

<sup>77</sup> Siehe *Jacob Toury*, Die Politischen Orientierungen der Juden in Deutschland (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts 15), Tübingen 1966, p. 57; es muß bemerkt werden, daß es sich um Zusammenarbeit mit der Regierung Camphausen-Hanseman, nicht mit der vorrevolutionären konservativen Regierung handelte.

Aber es war natürlich erst die sich schnell entwickelnde und ausbreitende Industrialisierung, die die Vermischung liberaler und konservativer Ideen in Frage stellte und zu klarer Stellungnahme zwang. In dem Briefwechsel zwischen Paul Mendelssohn-Bartholdy und seinem Neffen Karl Mendelssohn Bartholdy<sup>78</sup> spielten – neben anderen Gegensätzen – auch politische Fragen ihre Rolle. Karl war ein Demokrat mit großem Mißtrauen gegen Preußen. Seine historischen Arbeiten beschäftigten sich mit Freiheitsbestrebungen des 19ten Jahrhunderts, sie fanden bei seinem Onkel eine kühle Aufnahme, und in den Briefen von Paul Mendelssohn-Bartholdys Geschäftspartner Franz Mendelssohn wurde offen ausgesprochen, daß es besser gewesen wäre, wenn Karl Mendelssohn Bartholdy bei dem konservativen Ranke als bei dem demokratischen Gervinus zur Schule gegangen wäre<sup>79</sup>. Es sind nicht nur Paul Mendelssohn-Bartholdys, sondern auch Franz Mendelssohns und Benjamin Mendelssohns Briefe, in denen von den 60er Jahren an der Übergang zum konservativen Lager offen zum Ausdruck kommt. Immerhin in den folgenden Jahrzehnten der Bismarckschen Reichsgründung wirkten konservative und liberale Elemente zusammen, so daß Betonung der Angemessenheit einer konservativen Haltung in der Gegenwart noch keinen Bruch mit liberalen Grundforderungen darstellen mußte.

Die Korrespondenz über die Nobilitierung Franz Mendelssohns ist nicht ohne Absicht an das Ende der Sammlung der Familienbriefe gestellt. Denn sie bezeichnet geradezu den letzten Moment, in dem Vereinigung liberaler Ideen mit einer konservativen Haltung in Politik noch vereinbar war. Die Nobilitierung entsprang der Initiative Kaiser Friedrichs, der die Hauptrepräsentanten einer liberalen Tradition auszeichnen wollte. Aber bevor Franz Mendelssohn diese Gunstbezeugung annahm, versicherte er sich, daß die Ehrung durch den Kaiser seinen Beziehungen zu dem konservativen Leiter preußisch-deutscher Politik keinen Schaden tun würde.

Es war das Ende einer Periode, denn die nun Deutschland zu einer Weltmacht erhebende Industrialisierung stellte ein Bündnis zwischen dem Hochkapitalismus und konservativen Gruppen her, das zu den fortschrittlichen Kräften in einen scharfen Gegensatz trat. Der im konservativen Lager Einfluß ausübende Antisemitismus hielt die Familien mit einer jüdischen Tradition, deren Interessen sie in die industriell-agrarische Oberschicht einordneten, von dem Aufgehen in dieser Oberschicht ab. Die Gunst, die Wilhelm II. reichen jüdischen Familien zeigte, machte sie weniger ein Mitglied der regierenden Klasse als ein Bestandteil der Wilhelminischen Gesellschaft. Obwohl die Mendelssohns manchmal unter den „Kaiserjuden“ genannt werden<sup>80</sup>, ist es doch

---

<sup>78</sup> In den sechziger Jahren des 19ten Jahrhunderts, siehe Briefe 92, 98 etc.

<sup>79</sup> Siehe Brief 95 auf Seite 191.

<sup>80</sup> Siehe *Toury*, Die Politischen Orientierungen, p. 239; siehe auch *Alfred Vagts*, „The golden chains: the Jews and Wilhelminic Imperialism“, *The Maryland Historian*, vol. IV (1973), 47–58. Vagts bezieht sich auf *Boehme*, Deutschlands Weg zur Großmacht, p. 353, aber Boehmes Angaben über Persönlichkeiten sind weitgehend falsch.

wohl charakteristisch, daß die beiden Angehörigen der Mendelssohnschen Familie, die von Wilhelm II. ins Herrenhaus berufen wurden – Ernst von Mendelssohn-Bartholdy 1902 und Franz von Mendelssohn 1913 –, „parteilos“ waren; in dem Talmi-Glanz von Wilhelm II. Hof und der Kaiserlichen Gesellschaft traten die Mendelssohns nicht prominent hervor. In dieser Zeit war die bekannteste Persönlichkeit der Familie wohl Robert von Mendelssohn, der in unseren Briefen in jugendlicher Vitalität erscheint. Durch seine künstlerische Begabung und Interessen, die ihn mit der Musik, dem Theater Max Reinhardts und der modernen Kunst verbanden, stand er außerhalb der Wilhelminischen Hierarchie. Aber das soll nicht heißen, daß die Familie, oder zumindest einzelne ihrer Mitglieder, nicht auch von dem Wilhelminismus berührt wurden. Während Franz Mendelssohn 1888 den Adel als eine spontane Anerkennung von Kaiser Friedrich erhielt, mußten die späteren Angehörigen der Familie, die geadelt wurden – Ernst Mendelssohn-Bartholdy 1902 und Otto Mendelssohn Bartholdy 1907 –, wie andere begüterte und jüdische Familien diese Gunst durch finanzielle Unterstützung von Kaiser Wilhelms II. Lieblingsprojekten erkaufen, obwohl von älteren, in der Tradition des 19ten Jahrhunderts denkenden Familienmitgliedern eine solche Erwerbung des Adels heftig getadelt wurde<sup>81</sup>. Wenn Alexander und Marianne Mendelssohn mit der Errichtung des Mariannenstiftes in Charlottenburg<sup>82</sup> verarmten alten Personen und Dienstboten hatten dienen wollen, so waren die Stiftungen jüngerer Mendelssohnscher Generationen in der Wilhelminischen Zeit – das Geschenk der Villa Falconieri in Frascati an Wilhelm II., die Finanzierung des Mendelssohn Stipendiums oder die Ausstattung eines Mendelssohnzimmers in der Staatsbibliothek mit Musikmanuskripten – nicht frei von der Absicht, die Gunst Wilhelms II. zu erwerben oder das Ansehen der Familie zu fördern.

Solche Bemerkungen beziehen sich natürlich nur auf wenige, in wirtschaftlich führender Stellung tätige Personen aus einer sich ständig erweiternden Familie; die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands brachte natürlich eine sich stets verstärkende ökonomische Differenzierung in dem Familienkreis

---

<sup>81</sup> Politisch diente Robert von Mendelssohn dem Wilhelminischen Imperialismus; er war Schatzmeister des Flottenvereins und unterstützte die Regierung in den „Hottentotten-Wahlen“ von 1907. Die häufig erwähnte Geschichte – sie stammt wohl aus dem Semi-Gotha –, daß Franz Mendelssohn für seine Nobilitierung im Jahre 1888 225 000 Mark für den Bau der Kaiser Wilhelm Gedächtniskirche zahlte, ist Unsinn; die Geschichte ist schon aus chronologischen Gründen unmöglich. Die Erwerbung des Adels in der Zeit Wilhelm II., die mit finanziellen „Gegenleistungen“ verbunden war, wurde als eine sehr zweifelhafte Ehre angesehen; zum Beispiel weigerte sich Otto Georg Oppenheim, mit seinem Enkel Otto Mendelssohn Bartholdy für einige Zeit zu sprechen, weil er dessen Nobilitierung mißbilligte (nach Mitteilung von Frau Enole Mendelssohn Bartholdy an den Verfasser).

<sup>82</sup> In Charlottenburg besaßen die Mendelssohns ein Haus mit einem ausgedehnten Garten, in das Teile der Familie während der Sommermonate aus dem Berliner Stadtzentrum umzogen; dieses stellte eine besondere Beziehung zu Charlottenburg her. Das Mariannenstift existierte bis in die zwanziger Jahre des 20ten Jahrhunderts.

hervor. Und wie, in dieser Situation, die wohlhabendsten Mitglieder der Familie, bis zu einem gewissen Grade, in eine der Wilhelminischen Oberschicht entsprechende Form gepreßt wurden, so wurden natürlich auch die anderen Angehörigen der Familie von der ihrer beruflichen und wirtschaftlichen Interessen entsprechenden Haltung geprägt. Mit dem Verschwinden einer Familiengemeinsamkeit lag es in der Hand des einzelnen, ob er sich der Werte und Traditionen der Vergangenheit bewußt blieb.

#### *IV. Die Familie Mendelssohn: Das sich wandelnde Bild ihrer Geschichte*

Aus dem gewöhnlich höflichen und freundschaftlichen Ton der Briefe dieses Bandes sticht der Briefwechsel Paul Mendelssohn-Bartholdys mit seinem Neffen Karl Mendelssohn Bartholdy durch einen scharfen, nahezu feindseligen Ton heraus. Es gibt dafür mannigfache Gründe.

Die Regelung, die für die Kinder Felix Mendelssohn Bartholdys nach dem Tode ihrer Eltern getroffen wurde, war seltsam: sie ähnelt Komplotten in den Romanen von Jane Austen oder Dickens, aber entspricht kaum unseren Erwartungen für das psychologische Verständnis wohlhabenden Bürgertums. Die Töchter wurden von ihrer Großmutter in Frankfurt, die Söhne bei ihrem Onkel in Berlin erzogen, die Geschwister sahen sich für Jahre nicht. Dieses Auseinanderreißen der Geschwister trug sicher dazu bei, daß sich die Söhne bei ihrem Onkel nicht sehr glücklich fühlten. Dazu kamen Unklarheiten in den finanziellen Arrangements<sup>83</sup>, Differenzen in Fragen der Berufswahl<sup>84</sup>, und wohl auch Unterschiede des Temperaments zwischen dem etwas formellen und auf seine Würde bedachten Onkel und den an Menschen lebhaft inter-

---

<sup>83</sup> Das Auffallende war die große Ungleichheit in den ökonomischen Verhältnissen zwischen Paul Mendelssohn-Bartholdy auf der einen Seite und seinen Geschwistern oder deren Nachkommen auf der anderen Seite. An sich war dies ganz natürlich, denn Abraham Mendelssohn Bartholdy war 1821 aus dem Bankhaus ausgeschieden und hatte sein Kapital zurückgezogen, während sein Sohn Paul erst 1837, nach mehreren Jahren der Anstellung im Bankhaus, Geschäftsteilhaber wurde. Die anderen Kinder Abraham Mendelssohns hatten also wirklich kein Recht auf Anteil an der Bank oder an der aus der großartigen Entwicklung der Bank sich ergebenden Vermehrung von Kapital und Einkommen. Aber da, wie in jeder Viktorianischen Familie, bei den Mendelssohns über Geld nicht gesprochen wurde, und da die Schwierigkeiten in dem Verhältnis von Joseph und Abraham eigentlich bis zum heutigen Tage nahezu unbekannt waren, schienen die finanziellen Arrangements etwas sonderbar. In einem hier nicht veröffentlichten Briefe erklärte sie Paul seinem Neffen Karl, wie dieser schon ein erwachsener Mann war, aber anderen, und auch späteren Generationen blieb die Situation etwas unklar.

<sup>84</sup> Paul Mendelssohn-Bartholdy legte offenbar Wert darauf, daß seine Neffen bei ihrer Berufswahl finanzielle Erwägungen nicht außer Acht ließen. So studierte Karl Jura, bevor er sich völlig der Geschichte zuwenden konnte, und Paul wurde aus der Schule herausgenommen und in die Kaufmannslehre in Leipzig gegeben. Er nahm dann dort Privatunterricht, so daß er doch noch das Abiturium absolvierte und sich dem von ihm gewünschten Chemiestudium widmen konnte.

essierten und beliebten Neffen, die in ihrer Studienzeit beide Führer ihrer Burschenschaft waren<sup>85</sup>. Aber der entscheidende Gegensatz in dem Konflikte zwischen Paul Mendelssohn-Bartholdy und seinem Neffen Karl betraf die Kontrolle der in der Familie befindlichen, auf Felix Mendelssohn Bartholdy sich beziehenden Papiere; im weiteren Sinne war es die Behandlung der Geschichte der Familie, in der Onkel und Neffe scharf unterschiedliche Haltungen einnahmen.

Die Frage, wie die Erinnerung an die hervorragenden Persönlichkeiten der Mendelssohnschen Familie in der Öffentlichkeit am Leben erhalten werden solle, stellte sich sogleich nach dem Tode Moses Mendelssohns. Damals wurde von seiner Witwe vergeblich versucht, eine Herausgabe von Moses Mendelssohns Schriften ins Werk zu setzen. Der Versuch wurde im 19ten Jahrhundert wieder aufgenommen, und die Entwicklung, die zur Veröffentlichung von den sieben Bänden von Moses Mendelssohns *Gesammelten Schriften* 1843 bis 1845 führte, ist vor kurzem sorgfältig dargestellt worden<sup>86</sup>. Auf eine Anregung des Verlegers Brockhaus hin unterbreitete Felix Mendelssohn Bartholdy seinem Onkel Joseph den Plan einer Ausgabe von Moses Mendelssohns Werken, und Joseph griff den Gedanken mit Energie und Begeisterung auf. Georg Benjamin Mendelssohn, Josephs ältester Sohn, der Bonner Professor, wurde der Herausgeber, aber seine Tätigkeit scheint sich auf die Ausarbeitung des Planes für die einzelnen Bände beschränkt zu haben. Auch hat er wohl seinen Kollegen und Freund Christian Brandis überredet, für den ersten Band eine Einleitung in Moses Mendelssohns philosophische Schriften zu verfassen. Den bestimmenden Einfluß auf die Verwirklichung der Ausgabe hatte Joseph Mendelssohn, der auch die den ersten Band eröffnende „Lebensgeschichte“ Moses Mendelssohns schrieb. Für Joseph war die Veränderung der Lage der Juden seit dem 18ten Jahrhundert das entscheidende Ereignis seines Lebens. In einem Briefe an Felix Mendelssohn Bartholdy schrieb er von der „Kluft welche in den Lebensverhältnissen des Großvaters und des Enkels liegt“<sup>87</sup>; er betrachtete als die bedeutendste Folge des Wirkens seines Vaters, daß „die heranwachsende jüdische Jugend sich die Achtung ihrer christlichen Mitbürger erwerben und in ihre Gesellschaft aufgenommen werden“ könne. Sein Vater sei wie ein zweiter „Moses“, der die Israeliten nach dem gelobten

---

<sup>85</sup> Unter den Papieren Karl Mendelssohn Bartholdys im Mendelssohn-Archiv in Berlin finden sich zahlreiche Briefe von Studiengenossen und Mitgliedern der Burschenschaft „Alamannia“; der berühmte Chemiker *August Wilhelm von Hofmann* schrieb in seinem Buche *Zur Erinnerung an Vorangegangene Freunde*, Bd. I, Braunschweig 1888, p. 366 über Paul Mendelssohn Bartholdy, Karls Bruder: „Er gehörte zu den Glücklichen, welche sich die Zuneigung der Menschen nicht zu erobern brauchen, denen sie auf halbem Wege entgegengebracht wird. In seiner Persönlichkeit kam bei aller Vornehmheit der Erscheinung ein Zug des Wohlwollens zur Geltung, welcher unbedingtes Vertrauen erweckte.“

<sup>86</sup> Siehe oben Fußnote 11.

<sup>87</sup> Aus einem Brief von Joseph Mendelssohn an Felix Mendelssohn Bartholdy vom 27. Januar 1843, gedruckt in Altmann's Aufsatz, erwähnt in Fußnote 11.



Lande führte, sie aber nicht dort einziehen sehen sollte. Die Möglichkeit für diese Entwicklung lag in dem Gedanken einer Vernunftreligion, die hinter und über allen Religionen stände<sup>88</sup>. Die Auffassung von dem Werke Moses Mendelssohns, die Josephs „Lebensgeschichte“ seines Vaters zu Grunde liegt, bezeugt sehr deutlich, daß, obwohl Joseph Jude blieb, diese Haltung keine Mißbilligung derer enthielt, für die die Annahme der christlichen Religion als eine Konsequenz der Emanzipation galt. Gott hat sich, wie Joseph in seiner Beschreibung von Moses Mendelssohns persönlichem Leben bemerkt, aller Nachkommen Moses Mendelssohns angenommen, und in Felix sah er einen echten Erben Moses Mendelssohns, den ersten „der den Glanz des großväterlichen Namens“ neu belebte<sup>89</sup>.

Aber während Angehörige der Familie zur Bewahrung des geistigen Erbes Moses Mendelssohns die Initiative ergriffen, war über Felix Mendelssohn Bartholdy von seinem Tode an soviel geschrieben worden und das Interesse an ihm so rege, daß die Familie nicht vermeiden konnte, aus dem in ihrem Besitze befindlichen Material die Neugier der Öffentlichkeit zu befriedigen. Die erste Veröffentlichung dieser Art waren die *Reisebriefe*, die Paul Mendelssohn-Bartholdy 1860 herausgab. In seinem Vorwort betonte er die Übereinstimmung von Natur und Kunst in seines Bruders Leben und meinte damit, daß eine auf das Ideale gerichtete harmonische Kunst nur von einem zutiefst moralischen und harmonischen Charakter hervorgebracht werden könne. Paul Mendelssohn-Bartholdy sah Felix Mendelssohn Bartholdy als die Idealfigur des Künstlers und wollte, daß auch andere ihn so sehen. Er glaubte, daß er ein Recht der Kontrolle habe über das, was von den Familienpapieren anderen zugänglich gemacht werden solle und könne. Paul Mendelssohn-Bartholdy deutet das an, wenn er in dem Vorwort darauf aufmerksam machte, daß die Briefe „ihren Ursprung und ihrer Form nach ausschließlich“ für den „stillen Familienbesitz“ bestimmt und berechnet waren.

Als zwei Jahre später Felix Mendelssohn Bartholdys *Briefe aus den Jahren 1833 bis 1847* erschienen, wurden sofort die Prinzipien der Auswahl kritisiert; genug Personen waren noch am Leben, die über Felix Mendelssohn Bartholdys Leben genau Bescheid wußten und daher die Unvollständigkeit der Sammlung klar erkannten. Die Art der Auswahl trug unzweifelhaft dazu bei, das irreführende Bild vom unproblematischen, allgemein beliebten, von Erfolg zu Erfolg eilenden „Glückskinde“ Felix Mendelssohn Bartholdy zu prägen. Neben Paul Mendelssohn-Bartholdy zeichnete Karl als Herausgeber, und es ist auch noch ganz kürzlich in der Literatur über Felix Mendelssohn Bartholdy Karls Beteiligung an einer Edition, die wissenschaftlichen Ansprüchen nicht entsprach, kritisiert worden<sup>90</sup>. Aber unsere Briefe zeigen, daß Karl Mendels-

---

<sup>88</sup> Siehe Joseph Mendelssohns „Lebensgeschichte Moses Mendelssohns“ in *Moses Mendelssohn*, Gesammelte Schriften, Bd. I, p. 44.

<sup>89</sup> Siehe oben Fußnote 87.

<sup>90</sup> Siehe *Werner*, Mendelssohn, p. 162.

sohn Bartholdy keinen Einfluß auf die Gestaltung des Bandes hatte und die Unvollständigkeit der Briefsammlung sowie Pauls dauerndes Streben, keiner lebenden Person Grund zu geben sich verletzt zu fühlen, ebenso mißbilligte wie andere kritische Leser. In unseren Briefen treten diese Gegensätze deutlich hervor; nur unwillig, zögernd und mit vielen warnenden Ratschlägen ließ Paul geschehen, was er nicht vermeiden konnte, und überließ Karl die Sammlung und Verwertung der das Leben seines Vaters betreffenden Materialien. Karl war mit seinem Plan, eine auf umfassenden neuen Quellen beruhende Biographie von Felix Mendelssohn Bartholdy zu schreiben, nicht weit gekommen, als sein geistiger Zusammenbruch weiterer Arbeit ein Ende setzte. Es ist eine Ironie, daß der einzige Beitrag, den Karl Mendelssohn Bartholdy zur Familiengeschichte machte, die Idealisierung des Bildes seines Vaters verstärkte. Im März 1871, in der Freiburger Gesellschaft zur Geschichtskunde, bei der Feier zur Begründung des deutschen Reiches, hielt Karl eine Rede, die zum ersten Male die reizvolle Episode des Besuches des jungen Felix Mendelssohn Bartholdy bei dem alten Goethe in Weimar auf Grundlage aller erhaltenen Familiendokumente darstellte; sie wurde noch im selben Jahre 1871 als selbständige Broschüre unter dem Titel *Goethe und Felix Mendelssohn Bartholdy* veröffentlicht. Das Ergebnis war, dem Bild von Felix als einem „Lieblinge der Götter“ neue Züge zuzufügen, obwohl Karl Mendelssohn Bartholdy die Darstellung dieser Episode gelegentlich einer Reichsgründungsfeier kaum aus diesem Grunde gewählt hatte. Wer Karl Mendelssohn Bartholdys demokratische politische Ansichten und seine Abneigung gegen Preußen und das Berlinertum kennt, wird in den Schlußworten der Rede, in denen er sagt, daß nach Goethes Tod die Gegenwart „öde und leer“ war und man „die heitere Klarheit, die ruhige Harmonie“ vermißte, mit denen Goethe das Leben erhellt hatte, eine Ablehnung des die Zeit beherrschenden nationalen Enthusiasmus sehen und in dieser Demonstration einen Grund für die Veröffentlichung der Broschüre erkennen. Der Dankbrief Treitschkes für die Übersendung der Broschüre, mit dem unsere Sammlung schließt, zeigt, daß die Tendenz der Broschüre, die erste Hälfte des Jahrhunderts als eine bessere Zeit der ruhelosen Gegenwart gegenüberzustellen, Treitschke nicht entgangen war.

Kurz nach dem Erscheinen dieser Broschüre endete Karls wissenschaftliche Tätigkeit, und damit war die einzige Persönlichkeit, die die Benutzung der Familienpapiere mit den Augen eines geschulten Historikers betrachtete, von Einfluß auf die Behandlung der Familiengeschichte ausgeschaltet. Das nächste von einem Angehörigen der Familie verfaßte Werk über die Mendelssohns war Sebastian Hensels *Familie Mendelssohn*, mit dem die Stilisierung und Idealisierung der Geschichte der Familie Höhepunkt und Abschluß erreicht. Als dies Buch erschien, waren verschiedene Angehörige der Familie damit keineswegs einverstanden, es schien ihnen zu „süßlich“<sup>91</sup>. Einsicht in die „grünen Bücher“,

---

<sup>91</sup> Nach Mitteilungen von Frau Enole Mendelssohn Bartholdy an den Verfasser.

in denen die Briefe an Felix Mendelssohn Bartholdy aufgehoben waren, war Hensel nicht möglich gewesen, aber er benutzte eine große Anzahl von anderen Familienbriefen; die Veröffentlichung dieses Materials machte den Hauptinhalt des Buches aus und rief großes Interesse hervor. Das Buch gewann sofort große Popularität, und dann begann auch die Kritik in der Familie zu verstummen. Obwohl in späteren Jahren im einzelnen verschiedenen Forschern Beistand gegeben wurde, wurde eine erneute Behandlung der Familiengeschichte nicht als notwendig empfunden und kaum ermutigt. Es bestand kein Familienarchiv, und bis zu den Hitlerjahren wurde kein Versuch gemacht, die Papiere der Familie systematisch zu sammeln.

Natürlich muß in Betracht gezogen werden, daß die Veröffentlichung von Sebastian Hensels *Familie Mendelssohn* mit der ersten mächtigen Welle modernen deutschen Antisemitismus zusammenfiel; das Eingreifen Treitschkes in die Diskussion als Gegner des Judentums zeigte das Eindringen antisemitischen Denkens in Kreise, die als liberal und Freunde der Judenemanzipation gegolten hatten. Die Ideen von Richard Wagners *Judentum in der Musik*, die, als er sie 1853 veröffentlichte, wenig Anklang gefunden hatten, begannen nun Eindruck zu machen. Es ist zum mindesten verständlich, daß, in dieser Situation, die Familie keine große Neigung zeigte, Fremden Einsicht in Zusammenhänge und Verhältnisse zu geben, die, wie alle Bewertungen intimer Beziehungen durch Außenstehende, verschiedene Interpretationen erlaubten, und das schöne harmonische Bild, das Hensel von dem Leben der Familie gegeben hatte, hätten abschwächen oder zerstören können.

Aber auf weitere Sicht hin hat die Autorität, die die Henselsche Geschichte der Familie Mendelssohn gewann, mehr Schaden als Nutzen gestiftet. Hensel war kein gelernter Historiker, und man soll daher vielleicht nicht zu hart beurteilen, daß seine Veröffentlichung der ihm zur Verfügung stehenden Familienbriefe unzuverlässig ist und sich nicht mit wissenschaftlichen Anforderungen vereinbaren läßt. Aber da Hensel ja ein Mitglied der Familie war und ihre Neigung zu scharfen, nahezu maliziösen Urteilen über Menschen kennen mußte, muß man sich doch wundern, wie er schreiben konnte, daß er „in den tausenden von Briefen, die mir vorlagen, nicht die kleinste Stelle gefunden habe, von der man hätte sagen müssen, sie könne Anstoß erregen“<sup>92</sup>.

Es entspricht das der allgemeinen Tendenz von Hensel, die eckigen und scharf profilierten Züge der einzelnen Persönlichkeiten abzuschleifen und die Familie als in ungestörter, goldener Harmonie lebend zu beschreiben. Hensels Buch hinterläßt den Eindruck, daß die einzigen Interessen der Familie Musik, Kunst und Literatur waren. Die Rolle der Mendelssohns im wirtschaftlichen Leben ist nur gestreift, und die Probleme, die mit dem Übergang zum Christentum und dem sozialen und politischen Leben verbunden waren, sind kaum berührt. Bis zu einem gewissen Grade lassen sich diese Verzeichnungen und Verfälschungen wohl mit einem naiven Familienstolz erklären. Aber

---

<sup>92</sup> Aus Sebastian Hensels „Vorrede“ zur zweiten Auflage der *Familie Mendelssohn*.

diese Idealisierung und Stilisierung hat die Konsequenzen gehabt, daß das Leben der Familie von den Geschehnissen der Zeit abgelöst wird und damit ohne allgemeineres Interesse zu sein scheint.

Die in diesem Bande versammelten Briefe verändern das von Hensel geschaffene Bild der Familie Mendelssohn in mannigfacher Weise. Vor allem kommen nicht nur Abraham Mendelssohn Bartholdy und seine Nachkommen, auf die sich Hensel konzentrierte, sondern auch die Angehörigen anderer Zweige der Familie zu Wort. So zeigt sich die Verschiedenheit der Gebiete, auf denen die Familie tätig war, und eine größere Breite in Interessen.

Aber unsere Sammlung gibt auch ein klareres und neues Bild von den Persönlichkeiten in der Familie. Ein Leser unserer Briefe kann nicht zweifeln, daß von den Kindern Moses Mendelssohns Joseph Mendelssohn und Dorothea Schlegel die bedeutendsten waren. Das vermindert natürlich die Statur Abraham Mendelssohn Bartholdys, der „als Sohn seines Vaters und Vater seines Sohnes“ in der Literatur immer ungewöhnlich freundlich behandelt wurde. Er war offenbar ein sehr schwieriger Mann; hochgebildet, aber nicht originell und nicht produktiv, mit sich selbst unzufrieden, nicht immer glücklich in seinen Geschäften, und dabei autoritär und besser wissend anderen gegenüber<sup>93</sup>. Wegen des Einflusses, den er auf die Karriere seines Sohnes ausübte, verdient dieses festgestellt zu werden.

Obwohl, was die in unseren Briefen hervortretenden Personen angeht, das innere Zusammengehörigkeitsgefühl stark genug war, jeden offenen Bruch zu vermeiden, war die Familie keineswegs so harmonisch und einig, wie es in Hensels Buche dargestellt ist. Den Komplikationen in den Beziehungen zwischen Joseph und Abraham, den Söhnen Moses Mendelssohns, folgten Schwierigkeiten in den Beziehungen späterer Generationen zueinander. Ein besonderer Wert der in diesem Bande versammelten Briefe besteht darin, daß sie über die Jahrhundertmitte, an der Hensels Buch endet, hinaus in die zweite Hälfte des Jahrhunderts gehen. Die sich entwickelnden Unterschiede in Interessen und sozialer Haltung werden damit deutlich.

Aber hat es dann noch einen Sinn, die Familie als zusammengehörig, als eine Einheit zu betrachten? Wie jede Betrachtung eines Stammbaums erregt auch der Mendelssohnsche Fragen über die Vererbung von Begabungen, von physischen Merkmalen, Schwächen und Stärken, aber bei dem gegenwärtigen Stande

---

<sup>93</sup> Zu den in Felix Mendelssohn Bartholdys Briefen sich findenden Ermahnungen an seine Schwestern, den Vater vorsichtig zu behandeln, müssen die Bemerkungen *Devrients* in: *Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn Bartholdy*, Leipzig 1872, p. 16, über Abraham Mendelssohns „Streitsucht“, und die Bemerkungen von Henriette (Maria) Mendelssohn an Dorothea Schlegel vom Jahre 1830 in: *Die Brüder Schlegel, Briefe*, p. 318 hinzugefügt werden: „Es ist mit diesem unsern Bruder eine traurige Sache, er verbringt seine Tage in trüben, mürrischen Eigensinn, sich und seiner Familie zur Qual und zum Gram; um sich vor seiner eigenen Schwäche und Inkonsequenz zu retten flüchtet er sich in den übelsten Humor, und verschanzt sich darin gegen seine Frau und seine Kinder. Seine Geschwister sieht er gar nicht mehr –, und das ist nun ein Mann, dem jeder irdische Wunsch erfüllt ist.“

des Wissens über solche Dinge sind solche Spekulationen fruchtlos. Immerhin läßt sich vielleicht sagen, daß, trotz aller Unterschiede in beruflicher und wirtschaftlicher Stellung, die Abstammung von Moses Mendelssohn ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl aufrechterhielt und viele seiner Nachkommen näher mit Wissenschaft, Literatur und Kunst verband, als es in der modernen industriellen Gesellschaft üblich ist. In Anbetracht der Verschiedenheit der sozialen Umstände mag diese Verbundenheit verschiedenen Ausdruck gefunden haben: in aktiver Betätigung auf geistig-künstlerischen Gebieten, in ihrer materiellen Förderung, oder in lebhaftem Interesse; ein Verantwortungsgefühl für geistige Werte lebte doch wohl in vielen der Nachkommen Moses Mendelssohns. Ein äußeres Zeichen mag man darin finden, daß sie Wert darauf legten, gute Briefschreiber zu sein.



Alexander Mendelssohn 1798–1871



ERSTER THEIL

FAMILIENBRIEFE





ERSTE ABTEILUNG

EIN ENGER FAMILIENKREIS

Brüder und Schwestern; Eltern und Kinder  
1806–1848

„Hört es, hört, ich bin ein Bär,  
Nimmer schäm' ich mich des Ursprungs,  
Und bin stolz darauf, als stammt' ich  
Ab von Moses Mendelssohn!“

*Heinrich Heine, Atta Troll; Ein Sommernachtstraum*

[1]

FROMET MENDELSSOHN, GEB. GUGGENHEIM, AN NATHAN MENDELSSOHN  
(Abschrift)

Hamburg, den 4. April 1806

Das ich dich lieber sprechen möchte, als dir schreiben, kanst du mir glauben, mein lieber N. wen das Geld nicht in der Welt wäre, hätte man manche Freide mehr. Du mein lieber N wirst dich freien dein Bruder wieder zu sehn<sup>1</sup>. Der wird dir sagen das ich gesund bin, u. einen Tag wie den andren lebe. Von dir habe ich auch lange nichts gehört, ich hofe du bist gesund, u. lebst vergnügt. Das du volauf Arbeit hast, das hast du mir geschrieben, u. es hat mir viele Freide gemacht, aber wie man mit deine Arbeit zufrieden ist, da von hast du mir nichts gesagt. Es sind jertz feier Tage, da wirst du Zeit haben ein rechten langen Brief mir zu schreiben. Abraham bringt dir die versprochene meßer gabel u. lefel mit, sie sind sehr altmodisch, ich wünsche aber das du sie nicht umtauschest, und behält sie zum Andencken, ich habe sie solang gebraucht, u. werde mich freyen, wen ich einst bei dir Eese sie da zu finden. Lebe wohl ich grüße alle meine freinde.

Was macht Hr.S.Wa.<sup>2</sup> ich habe lange nichts von ihm gehört grüß ihm recht Herzlich

deine Mutter F Mendelssohn

Hini<sup>3</sup> Beni<sup>4</sup> Alexander<sup>5</sup> Reickel<sup>6</sup> Bety<sup>7</sup> grüßen. Man Spricht da von das Hini und Joseph mit die Kinder diesen Somer nach Berlin reisen und an Bety ist es  $\frac{1}{2}$  versprochen worden Sie mit zu nehmen, aber von Dinge wo man so lang for her von Spricht da wird gemeinhin nichts aus. Wir haben diesen Somer kein Garten. Dan kan es wol sein das sie sich zu der Reise Entschließen.

Adieu

---

<sup>1</sup> Abraham Mendelssohn, der 1806 zusammen mit seinem Bruder Joseph ein Bankgeschäft in Hamburg betrieb (siehe Seite 6 Anm. 8), war nach Berlin gereist, wo sein jüngerer Bruder Nathan damals lebte.

<sup>2</sup> ?

<sup>3</sup> Hinni (Henriette), Frau Joseph Mendelssohns.

<sup>4</sup> Benny, Sohn von Joseph und Hinni.

<sup>5</sup> Alexander, auch ein Sohn von Joseph und Hinni.

<sup>6</sup> Reikl (Recha) Meyer, eine Tochter von Moses und Fromet Mendelssohn, die mit Mendel Meyer, Sohn des Mecklenburg-Strelitzschen Hofjuden Nathan Meyer verheiratet gewesen war; die Ehe war geschieden worden. Mendel Meyer war Bruder der Frau von Joseph Mendelssohn.

<sup>7</sup> Betty (Recha), Tochter der vorigen.

[2]

HENRIETTE MENDELSSOHN AN NATHAN MENDELSSOHN  
(Abschrift)

Paris, den 17. August [1807]

Erlasse mir die Entschuldigung meines langen Schweigens, lieber Nathan, es ist weniger das ewige Einerlei, die unüberwindliche Abneigung gegen das Schreiben, die mich auch diesmal solange hat säumen lassen. Indes glaube mir, daß ich deshalb in der Angelegenheit, die Du mir anvertraut, nicht nachlässig gewesen bin, und gewiß hätte ich Dir früher geschrieben, wenn ich Dir ein angenehmeres Resultat hätte mitteilen können. Herr von Humboldt<sup>1</sup> wird Dir die offizielle Antwort auf seinen vortrefflichen Brief an Fould<sup>2</sup> gezeigt haben. Du kannst ihm, dem Herrn von Humboldt nämlich, Deine Dankbarkeit nie lebhaft genug bezeigen, er hat mit seinem Interesse sich für Dich verwendet, wie man es nur für einen Freund, für einen Bruder fühlen kann; sein Brief hat mich recht ins Innerste gerührt, und, was auch Deinen Plänen und Wünschen entgegenstehen mag, so ist es doch ein unendlicher Gewinn, wenn ein solcher Mensch Anteil an unserm Leben nimmt! –

Fould hat den Brief des Herrn von Humboldt der Direktion mitgeteilt. Ihre Antwort kennst Du, es ist keineswegs eine Ausflucht, wie ich höre; die ganze Anstalt vegetiert jetzt bloß, und es kommt darauf an, ob Herr *Johannes Bull*<sup>3</sup> seinen harten Sinn endlich erweichen wird, ob gewisse Leute hier sich die Unart, ihre Engagements nicht zu halten, ihre Schulden nicht zu bezahlen, abgewöhnen werden, um zu bestimmen, ob man dem Etablissement eine weitere Ausdehnung geben kann. In diesem Fall, wo denn also auch ein geschickter Mechanikus, ergo Du, mein geliebter Erasmus, verwendbar wärest, würde Fould sich gewiß freuen, Dich anstellen zu können, und ich rate Dir daher, das zu tun, was Du schon hättest tun sollen, nämlich an Fould selbst zu schreiben und nicht so Verstecken zu spielen. Es wäre allerdings recht und billig, denke ich, und es befremdet ihn allerdings, daß Du es noch nicht getan. – So könnte es also geschehen, daß dieselben Quellen, an denen Petrarch so harmonische, heiße, zärtliche Verse sang, für die Rädertriebe, die zum Bau jener Maschinen, welche Tod und Verderben über die Erde verbreiten, dienen. – Dies ist eine Unempfindlichkeit in der Natur, die mich oft verdriest, sie sollte nicht so allen Zwecken dienen, die Sonne nicht so unbedingt über Böses und Gutes scheinen!

---

<sup>1</sup> Alexander von Humboldt. Alexander und Wilhelm von Humboldt waren in ihren jungen Jahren in enge Beziehungen mit den Kreisen der Berliner Aufklärung gekommen, und vor allem auch mit Moses Mendelssohn; siehe die Einleitung.

<sup>2</sup> Französischer Bankier, Begründer des Bankhauses Fould, Oppenheim & Co., in dem Abraham Mendelssohn in Paris vor seiner Verheiratung angestellt war. Es handelte sich um den Aufbau einer Waffenfabrik in der Provence, und Nathan Mendelssohns Beteiligung an diesem Unternehmen.

<sup>3</sup> Wohl eine Anspielung auf die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die die Politik der englischen Regierung (John Bull) auf dem Kontinent hervorbrachte.

Eigentlich aber wollte ich Dir ganz etwas anderes sagen, ich wollte Dich fragen, ob Du schon darüber gedacht oder nachgefragt hast, ob Du nicht etwa in Wien oder im Österreichischen ein Etablissement errichten könntest, oder auch sonst in Diensten irgendeines Fürsten, die auf ihren ungeheuren Gütern Fabriken und Anstalten haben, die eines Mechanikus bedürfen, treten wolltest? Dazu könnten Dir zuerst die Abraham Mendelssohns durch ihre Verwandten in Wien<sup>4</sup> behilflich sein, und wenn Du wolltest, würde ich meine Freunde dort auffordern, die Sache zu betreiben. Antworte mir hierauf! Österreich ist ein schönes Land, und jetzt gibt es doch kein anderes Deutschland!!

Ist Abraham und seine Familie noch in Berlin? Wenn ich das Wort Berlin jetzt ausspreche oder denke, kommt mir's vor, als sehe ich in den ausgebrannten Schlund eines Vesuvs, so tot, so erstorben. Wie kommt es Dir und Euch allen vor? Ist es wahr, daß der König es ganz verlassen und in Königsberg wohnen will? So heißt es in hiesigen Journalen, und ich sehe keinen Menschen, der mir etwas anderes oder Gescheiteres sagen könnte, als man für seine 2 Sols<sup>5</sup> täglich liest!

Lebe wohl, lieber Nathan, alles Reden erbittert uns und hilft zu nichts, wir müssen die ganze Sündenlast vergangener Jahrhunderte büßen! – Ich trage Dir recht angelegentlich auf, unsere vortreffliche Freundin, die Herz<sup>6</sup>, zu grüßen, es wäre mir eine rechte Freude zu erfahren, daß sie noch an mich denkt. Herzliche Grüße für Simon Veit<sup>7</sup>, seine Söhne, Herrn Fränkel<sup>8</sup>, und wenn Mendelssohns<sup>9</sup> und Betty<sup>10</sup> noch in Berlin sind, so erlaube ich Dir, den weiblichen Teil der Familie so oft zu umarmen, als sie es Dir erlauben werden. – Sage der Mendelssohn, daß ich bald eine Gelegenheit haben werde, ihr die verlangten Fichus zu schicken; nach Hamburg nämlich.

<sup>4</sup> Lea Mendelssohn, Abraham Mendelssohns Frau, war nahe verwandt mit den Arnstein und Eskeles, den Chefs des bedeutendsten Wiener Bankhauses; siehe Stamm-  
baum Itzig.

<sup>5</sup> Identisch mit Sous.

<sup>6</sup> Henriette Herz, deren „Salon“ in Berlin für die Aufnahme der Juden in die Gesellschaft und für die Entwicklung der Romantik eine bedeutende Rolle hatte; ihre „Erinnerungen“ ed. Fürst enthalten ausführliche Angaben über ihre Beziehungen zu Moses Mendelssohn und seiner Familie.

<sup>7</sup> Der erste Mann von Henriette Mendelssohns Schwester Dorothea, die seit 1804 mit Friedrich Schlegel verheiratet war. Der Ehe mit Simon Veit entstammten zwei Söhne, Johannes und Philipp, die beide Maler wurden.

<sup>8</sup> Joseph Maximilian Fränkel, Sohn einer Schwester Henriette (Hinni) Mendelssohns, war stiller Teilhaber von „J. und A. Mendelssohn“, wie das Berliner Bankgeschäft der Mendelssohns hieß. Von 1804–1810 hatten sie auch ein Geschäft in Hamburg mit dem Namen „Gebrüder Mendelssohn & Co.“. Als 1821 Abraham Mendelssohn aus dem Bankgeschäft ausschied, wurde Fränkel Teilhaber und die Firma nahm den Namen „Mendelssohn und Fränkel“ an. Fränkel schied 1827 aus, und seitdem hieß die Bank „Mendelssohn und Co.“.

<sup>9</sup> Wohl Abraham Mendelssohn und seine Frau, obwohl es auch Joseph sein könnte.

<sup>10</sup> Betty Meyer.

Siehst Du meinen alten guten B. . .<sup>10</sup>? Was wird mit ihm, ich habe das herzlichste Verlangen ihn wiederzusehen. Sag' ihm das in welcher Sprache Du willst, puisqu'il a vécu pendant longtemps sous le même toit avec une très jolie femme, il saura bien ce que cela veut dire: herzliches Verlangen. Voilà une déclaration dans les formes, mais il n'est pas à savoir que je l'aime de tout mon coeur. – Adieu, mon bon frère!

Henriette.

[3]

JOSEPH MENDELSSOHN AN HENRIETTE (HINNI) MENDELSSOHN, GEB. MEYER  
(Original)

Paris, den 26. Januar 1809

Wenn Du mir nun, liebe Hinni! täglich in allem folgen willst, was ich sehe und höre, so muß ich zuerst suchen Dir eine kurze Beschreibung der Stadt zu machen, so wie ich sie gesehen habe und noch sehe, denn ich verwende jeden Tag wenigstens 3 Stunden, um die Stadt zu sehen. – Im allgemeinen ist das Ungeheure der Stadt über meiner Erwartung. Du findest in der Stadt alles wieder, was wir beide in andren großen Städten gesehen haben, Du findest ganze Viertel mit so engen Straßen, so hoch und so miserabel gebauten Straßen, wie sie nur in Hamburg sein können, – dies sind die bevölkertsten. Du findest ganze Viertel, die der Friedrichsstadt in Berlin vollkommen gleichen, Du findest Stellen, wo es wie in einer kleinen Landstadt aussieht – kurz, es ist ein Ungeheuer, diese Stadt. – Es ist auch unglaublich, wie wenig die Einwohner selbst die Stadt kennen, und bei weitem die allermeisten kennen nur den Teil, worin sie ihre Geschäfte hinführen, und dann den Teil, worin die Schauspiele sind, vieles andere ist ihnen so fremd als es mir ist. Da ich auch wohl eingesehen habe, daß es umsonst ist, während meines Aufenthalts auch von einigen Wochen die Stadt ganz kennen zu lernen, so habe ich mir aus meinem Riß, ohne den ich nie ausgehe, mein Viertel, das ich genau sehen will, ausgeschnitten, das andre werde ich auch nur oberflächlich sehen. Im allgemeinen sind wir über die Beleuchtung und über Straßenpflaster schlecht unterrichtet worden, die erstere ist so schlecht wie sie nur sein kann, und wenn ich nicht irre, hat man uns immer von schönen Trottoirs erzählt, davon ich durchaus gar nichts gesehen habe; es ist bei kotzigem Wetter, welches so lang ich hier war noch nicht aufgehört hat, so miserabel gehen, wie es nur in Hamburg sein kann und wie es nicht in Berlin ist. – Allgemeine Eigenheiten, die einem Deutschen beim Durchlaufen der Stadt auffallen, sind: keine nur im geringsten ansehnliche Türme, es sind in dem entferntesten, ganz am Ende der Stadt liegenden Teile zwei prächtige Türme, das Pantheon und der Turm der

Invaliden<sup>1</sup>, aber in der Stadt ist nichts als die uralten miserablen und halb abgetragenen Türme. – Glocken gibt es gar nicht, wer keine Uhr in der Tasche hat, weiß nicht was die Glocke ist. Die Bevölkerung der Straßen hat man uns auch übertrieben geschildert, nur des Abends, wenn die Theater geendigt sind, von denen die meisten in einem und demselben Viertel liegen, dann ist das Gewirr der Fahrenden und Gehenden groß. Außerdem und bei Tage ist es so arg nicht, Du kannst es Dir in der lebhaftesten Gegend doch nicht lebhafter denken als die Königstraße in Berlin und auf keine Weise so lebhaft wie Leipzig in der Messen. Militär siehst Du fast gar nicht, nicht einmal Schildwachen, es ist in Deutschland kein kleiner Ort, wo Du nicht verhältnismäßig 10 mal so viel Soldaten siehst. In der unteren Etage wohnt niemand, und die ganze Stadt ist unten mit Buden versehen, es ist was Ungeheures, wie oft und wie viel da zum Verkauf ausgebaut wird; man weiß gar nicht, wer da kauft. Um das dritte Haus ein Caffeehaus und ein Putzladen, Du siehest dieselben Sachen zum Ekel oft wiederholt. Des Nachts keine Wächter auf den Straßen. Und ich habe auch noch keine Patrouille gesehen, obschon man mir sagt, daß welche gehen. Wenn ich den Erzählungen glauben darf, so ist es auch des Nachts in den entfernteren Teilen wenig sicher, doch halte ich das für Poltronnieren; die übrigens so höchst wachsame Polizei hier sorgt gewiß dafür, merkwürdig bleibt aber die Art, wie sie dafür sorgt, denn Du siehest wie gesagt nichts von Wächtern. – Die Stadt hat einen Überfluß an den außerordentlichsten öffentlichen sowohl als Privatgebäuden, gegen welche die Gebäude in Berlin der Art sowohl als der Menge nach wirklich ganz zurückstehen müssen; es liegt etwas Großes, Herzerhebendes in vielen öffentlichen Gebäuden, und eine Pracht, ein Reichtum an schöner Wohnung in einer sehr, sehr großen Zahl von Privathäusern, von denen ich noch keinen Begriff hatte – und dennoch kann man keinen Teil der Stadt eigentlich schön nennen. Es gibt keine Straße, keinen Platz, der einen großen Anblick gewährt, wie es in Berlin deren mehrere gibt. Man arbeitet jetzt an ganz neuen Straßen, und das Abreißen der alten ist vor der Hand schon geschehen. Werden diese so aufgebaut wie der Plan entworfen ist<sup>2</sup>, so werden sie herrlich, wie die Stadt aber jetzt ist, gewährt kein Teil derselben einen großen Anblick – die Ursachen sind mannigfaltig.

Erstlich ist hier bis jetzt kein Teil derselben nach *einem* Plan und nach einer einzigen Idee gebaut, schöne große Facaden wechseln mit dem schmutzigsten und lächerlich angestrichenen und angeklecksten Häuschen (welches, nebenher gesagt, hier eine Manie der kleinen Leute ist, ihre Häuser mit den buntesten

---

<sup>1</sup> Das Pantheon sowohl wie der Dom der Invaliden waren im 18. Jahrhundert, vor der Französischen Revolution, gebaut worden.

<sup>2</sup> Die Rue de Rivoli und ihre Seitenstraßen sind Schöpfungen der Bautätigkeit, die Napoleon zur Verschönerung von Paris anordnete. Ferner wurden unter dem Kaiserreich vier neue Brücken über die Seine gebaut: Pont des Arts, Pont d'Austerlitz, Pont de la Cité und Pont d'Jena.

grellsten Farben zu beklecksen) ab und lassen keinen rechten Total-Eindruck zu, zweitens aber und hauptsächlich liegt es darin, daß die besten Hotels hier nicht an der Straße liegen und dem Vorübergehenden gar nicht sichtbar sind – Du kommst in die Straßen, wo grade die meisten Hotels sind, und siehst nichts als schmutzige, äußerst vernachlässigte Mauern von Ställen mit kleinen elenden, zerbrochenen, mit Stroh verstopften Fensterchen – kurz, eine Straße, wo Du Dich scheuen würdest hineinzugehen, und doch enthält sie die magnifiquesten Hotels; sowie Du einen Torweg aufmachst, kommt ein großer Vorhof und im Hintergrunde das Gebäude, das es an Pracht mit jedem andren aufnimmt. – Wenn ich Dir nun aber sage, daß solche Straßen schmutzig aussehen, so kannst Du Dir nur das Stärkste denken, denn was hier dem Schmutz gewidmet oder überlassen ist, das ist auch so schmutzig, daß es allen Begriff übersteigt. In allen Straßen siehst Du Kinder beständig und große Leute, sobald es nur anfängt dunkel zu werden, jede Art von Notdurft ganz ungestört befriedigen, und es fällt niemand auf. – Die Leute haben nur Nasen und Augen und Ohren da, wo sie ihnen Vergnügen machen, und sie können sie jeden Augenblick verleugnen. Die schönen wirklich auffallenden Teile der Stadt sind: die Brücken, deren es viele prächtige gibt, und da der Fluß ziemlich grade durch die Stadt gehet, so hat man von jeder Brücke rechts und links eine herrliche Ansicht der anderen benachbarten. – Die neuen eisernen Brücken Pont des Arts und Pont d’Austerlitz, sind äußerst elegant und von einer sehr erfreulichen Leichtigkeit im Anblick. Großes können diese eisernen Brücken aber nie haben, denn da sie aus dünnen eisernen Stäben bestehen, so geben sie keinen anschaulichen, sondern nur einen raisonnierten Begriff von Festigkeit, der alles Erhebende, Große ausschließt. Eine aus ungeheuren Werkstücken in einem kühnen Bogen über einen starken Strom geworfene Brücke ist ein erhabener ergreifender Anblick, und die eisernen Brücken bleiben höchstens niedlich. – Die Breite des Stroms in dem Teil der Stadt, wo die schönen Brücken sind, kannst Du Dir etwas geringer als die Havel bei Potsdam, viel größer aber als die Spree denken. – Dann die Quays, deren immer mehr angebaut werden, und die bald längs der Seine von beiden Seiten durch die ganze Stadt gehen werden. Diese haben für Fußgänger bequeme Trottoirs und sind stellenweise ein recht angenehmer Anblick, aber auch nur stellenweise, denn sie sind zu buntscheckig. – Endlich und hauptsächlich die Boulevards, die das eigentliche alte Paris von seinen Vorstädten trennen und zum Teil auch die Vorstädte umgeben. Diese sind unstreitig der wirklich erfreulichste Teil der Stadt, auch wohnt an diesen Boulevards und in den darauf stoßenden Querstraßen alles, was auf Pracht und Eleganz Anspruch macht. Ich kann Dir diese Boulevards mit nichts Besserem als mit den Linden in Berlin vergleichen, doch mußst Du noch immer viel an dem Bilde ändern: die Boulevards sind wohl reichlich noch einmal so breit als die Linden; daß sie ganz unverhältnismäßig länger sind, verstehet sich von selbst, da sie durch ganz Paris gehen; der Weg für die Wagen ist in der Mitte, die Fußwege auf beiden Seiten. – Diese Boule-



vards ändern am Geschmack und Pracht der Häuser, an der Eleganz und dem Ton der darin Gehenden, mit dem Quartier, das sie einschließen; der beste und schönste Teil derselben enthält die schönsten Privatgebäude, die man sehen kann, zum Teil Gärten an der Straße und wenn schon der Geschmack an den Facaden der Häuser und an ihrer ganzen Bauart beständig wechselt und daher keinen ganzen Anblick zuläßt, so findest Du doch nichts Diffformes, nichts Störendes, so daß die Mannigfaltigkeit, mitunter gar die Bizarrerie im Geschmack der Häuser, gerade einen angenehmen Eindruck macht. – Ich kann nicht dasselbe von der Promenade selbst sagen. Du glaubst vielleicht, daß nach Art der Linden die Promenade chaussiert, mit Einfassungen umgeben und sonst für die Bequemlichkeit und das Vergnügen der Spazierenden gesorgt ist – keineswegs.

So weit geschrieben, bin ich mit Pobeheim<sup>3</sup> nach Lafferte<sup>4</sup> gereist und gestern abend zurückgekommen. Ich werde Dir noch viel zu erzählen haben, was ich hier sehe und erfahre, und Du siehest, ich bin nicht faul, ich schreibe viel und es macht mir viel Vergnügen Dir zu schreiben, aber es gehet langsam – ich habe Dir viel zu erzählen. Ich habe in Lafferte einen angenehmen und höchst interessanten Tag verlebt, der mir Stoff geben wird, Dir viel, viel zu erzählen. Wenn Dich meine Briefe bis jetzt ennuyieren, so lege sie weg, ich habe mich auch die ersten Tage ennuyiert, vielleicht gehet es besser, wenn ich an den Tagen komme, wo ich wirklich sehr viel genossen habe.

Ich habe eben einen Brief von Dir bekommen mit einem Brief von Benny und einem französischen von Alex – ach! daß ich Euch nicht allen mündlich antworten kann. Ich muß schließen und schreibe morgen. Lebe wohl, Du liest meine Briefe an Abraham<sup>5</sup> wohl auch und siehst, daß ich noch keinen festen Plan ergreifen kann. Ich denke, nach Ankunft des Briefes, den mir Abraham heute schreibt, von hier abreisen zu können. Gebe der Himmel, daß ich Euch alle gesund und wohl finde und ruhig mit Euch leben kann – sodann ein Weiteres. – Adieu, grüße und küsse meine Jungen.

Dein J. M.

---

<sup>3</sup> Von Pobeheim war ein deutscher Bankier, der in Paris lebte, und eine ausgedehnte deutsche Klientel, z. B. die Brüder von Humboldt, hatte; seine Frau war eine Schwester von Henriette (Hinni) Mendelssohn.

<sup>4</sup> Sic; aber wohl La Ferté.

<sup>5</sup> Wohl vor allem geschäftlichen Inhalts. Das Bankhaus J. und A. Mendelssohn war eine der Firmen, die mit der finanziellen Regelung der Überweisung der preußischen Kriegskontribution an Napoleon betraut war.

[4]

JOSEPH MENDELSSOHN AN HENRIETTE (HINNI) MENDELSSOHN, GEB. MEYER  
(Original)

Paris, den 6. Februar 1809

Torheit ist ansteckend; da ich die ganze Stadt nach dem Tod Hectors<sup>1</sup> sich drängen gesehen habe, so habe ich mich mitgedrängt und war so glücklich, ein Plätzchen zu bekommen. – Es ist vorbei, mein Urteil stehet nun fest für mich, ich kann es auch nicht zurückhalten, es muß heraus: diese monotonen Verse, monoton declamiert, monoton gesticuliert, dieses ewige Geschrei und Zerreißen aller Nerven, diese Künsteleien, um zu ersetzen, was der Mangel an wahrem Gefühl leer läßt – diese sind kein Kunstwerk, ja, sie sind das tödlichste Gift aller Kunst, und wo diese Manier anhaucht, muß alles hinsterven, was ächte Frucht des Genies ist. Das Gedicht, die Tragödie selbst, ist ein Lappen vom göttlichen Mantel Homers, und als ein solcher immer gut genug für uns Moderne, ein vollständiges Kleid daraus zu machen. Es ist eine gehässige Manier, das Gute nicht dankbar zu genießen, und ich erkenne gern, daß das Stück bei vielen Schwächen manche Schönheit hat. Verdienstlich ist es, daß man die Selbstkenntnis des Verfassers merkt, er hat sorgfältig alle starken Szenen vermieden, die die Hand eines Genies erfordern, um dargestellt zu werden; er hat diese Szenen gewiß so gut anzugeben gewußt als ich, aber er hat die Resignation gehabt sie zu vermeiden – und so ist das Stück völlig handlungsleer, es geschiehet nichts auf der Bühne, es wird uns alles erzählt, aber das Stück hat doch einzelne Schönheiten. Was soll ich aber vom Spiel sagen? – Die alte steife Manier wie die beschnittenen Hecken in den alten französischen Gärten: den Arm in der ersten Hälfte des Verses in die Höhe und in der zweiten sinken lassen, auch das gewöhnlichste Gespräch in der beliebten Klappmanier abgeleiert, und wenn man die Zuschauer mit der Nase darauf stoßen will – da kommt ein guter Gedanke –, mit großem, entsetzlichen Geschrei angefangen, dann mit einmal die letzten Worte heiser und leise abgestoßen, inne gehalten und gewartet bis die Leute klatschen, daß einem schlimm wird, das ist die alte, vom guten Geschmack längst verdammte, aber hier noch steif herrschende Manier. Auch Talma ist von dieser Seuche angegriffen. Wie schön spielt der Mann, wenn er nicht spricht. Sein Spiel, wenn andre sprechen und man in ihm die Wirkungen dessen siehet, was er hört, das ist herrlich, das ist wahres Genie. – Spricht er aber, so verfällt er in die Alltagsmanier und leiert mit ab wie die andren auf die schrecklichste Weise, – nur einmal, in der Ab-

---

<sup>1</sup> *La Mort d'Hector* war eine Tragödie, die einen Professor der Literatur, Luce de Lancival, zum Autor hatte, und am 1. Februar zum ersten Male aufgeführt worden war. Der Verfasser erhielt von Napoleon als Zeichen der Anerkennung die Légion d'honneur und eine Pension von 6 000 Francs. Talma, der gerade von Erfurt, wo er vor den versammelten Fürsten gespielt hatte, zurückgekehrt war, spielte die männliche Hauptrolle; Mademoiselle Duchernois, die Andromache spielte, war eine der größten Schauspielerinnen der Zeit.

schiedsscene mit der Andromache, scheint er sich wirklich vergessen – oder vielmehr sich seines Genies erinnert und das steife Gliederpuppenwesen abgeworfen zu haben; da erscheint er wieder als der Künstler, für den ich ihn im Hamlet erkannt habe. – Aber auch hier, zwischen jede 10 Worte inne gehalten und das Geheul und Geklatsch der Menge abgewartet, die von keinem heiligen Gefühl der Kunst ergriffen und dahin gebracht werden können, es einen Augenblick zu vergessen, daß sie ihre 40 Sols bezahlt haben und den Schauspieler mit ihrer freien Kundschaft beglücken wollen – das ist zum doll werden. Das heiligste und schönste Gefühl wird jeden Augenblick von diesem elenden Geklatsch erdrückt und zerstört; sie hören aber nur, um das Künstliche zu bewundern und zu beklatschen – von der Kunst und ihrem tiefen Eindruck auf das Gemüt, der stumm macht, davon ahnden sie nichts. Besser als Talma hat mir heute Mademoiselle Duchernois gefallen als Andromache, mehr Natürlichkeit in der Declamation, mehr Menschliches im Fall der Stimme und im Ausdruck der Worte, obgleich weniger Genie in den Bewegungen und in der ganzen Haltung des Körpers.

Jetzt habe ich meinen Verdruß ausgelassen – meinst Du denn aber, daß ich je ein Kunstwerk hatte so geben gesehen in Deutschland? Keineswegs! – Aber eben das ist es, was so kränkt, daß der Funke der göttlichen Genies, der da ist, daß die seltene Gelegenheit, eine reiche große Stadt mit Freigebigkeit zu einem Schauspiel spenden zu sehen – daß das alles für die Säue gehet und der alte, steife, alles erstickende Schlendrian nicht auszurotten ist. Du siehst in Deutschland selten einen Schauspieler mit Genie, und siehst Du ihn, so hat er mit der Hölzernheit seiner Mitspieler, mit der Kargheit oder Armut oder Ungeschicklichkeit des Directors zu kämpfen, dennoch wirst Du von einer Rolle der Unzelmann, von Iffland in seinen guten Rollen – von Fleck, künstlerischen Andenkens –, auf eine ganz andre Höhe gestellt<sup>2</sup>, Du erkennst die Würde der Kunst zehnmal mehr als hier von diesen talentvollen Leuten, denen aber um Künstler zu sein eins mangelt: sie müßten keine Franzosen sein.

Paris, den 8. Februar 1809

Ich will Dir nun etwas von jedem Theater insbesondere sagen, in der Reihe, wie ich sie gesehen habe. Ich muß Dir dabei wirklich noch einmal erinnern, liebe Hinni! daß ich es Dir schreibe und daß ich glaube Dir alles so sagen zu können, wie ich es mir selbst sagen würde, ohne weiter lange zu überlegen – so habe ich es gesehen, so hat es auf mich gewirkt, weiter will ich nichts sagen. Wenn Du Dich übrigens erinnerst, was ich Dir von der beständigen Frequenz aller Theater und von der Schau- und Genießlustigkeit der Zuhörer gesagt habe, so wirst Du leicht beurteilen, daß der Effect dadurch immer ungemein verstärkt wird. Wenn ein Stück auch wirklich um nichts besser als auf einem andren Theater gegeben wird, das diese Vorteile nicht genießt, so fällt es doch hier ungemein besser aus und wirkt mehr. –

---

<sup>2</sup> Unzelmann, Iffland und Frau Fleck waren führende deutsche Schauspieler.

Zuerst das Theater des Variétés, wo bloß kleine Lustspiele und Operetten gegeben werden. Es ist das Theater, wo Brunet<sup>3</sup> spielt, der, wie ich nun sehe, das Original aller der Copien ist, die wir in Duclos und Purson gesehen haben, bloß letzterer copiert ihn ganz. Brunet ist aber original, und was man von ihm copieret siehet, ist bloß der Caricaturteil. Was ihm keiner sobald nachmachen wird, ist, die eignen Kräfte mit dem ganzen Körper, mit Leib und Leben, sich in seine Rolle hineinzuarbeiten. Spielt er den nigaud<sup>4</sup>, so sind die Füße so ungeschickt als die Hände und der Kopf; spielt er den Gecken, so ist der ganze Mann und jedes seiner Glieder wie auf Draht gezogen. Ich halte ihn für einen großen Schauspieler, für ein echtes Genie in seinem Genre, ich kann ihn mit nichts so gut als mit einem vortrefflichen Gemälde von der holländischen Bauernart vergleichen. Es ist lauter gemeine häßliche Natur, die an sich mißfällt, aber das richtige Ergreifen und die Kühnheit, Ungezwungenheit in der Nachbildung ohne das Wesentliche zu verfehlen, das gefällt und ergötzt wie jedes Kunstwerk. Hast Du aber Brunet gesehen, so hast Du auch alles gesehen, was auf diesem Theater sehenswert ist. Das Orchester, das übrigens männliche sowohl als weibliche Personal, der Gesang, das alles kann ich Dir nicht besser oder nicht ärger schildern als wenn ich Dir sage: c'est tout comme chez nous – das will viel sagen und ist wahr. Das Orchester ist erbärmlich und gesungen wird gar nicht, so wie ich überhaupt, außer bei den Italienern noch nicht hier singen gehört habe. – Wo Brunet nicht spielt, ist es nicht zu sehen und nicht zu hören. – Dann folgt in der Reihe, wie ich es gesehen: das Theater de l'Empereur, aux François gewöhnlich genannt<sup>5</sup>. Dies verdient vorzugsweise den Namen eines Schauspiels und dagegen sind alle andren Marionettenbuden. Dies ist ein Schauspiel, wo man echten, wahren Genuß findet und wo man eine Idee von der Kunst bekommt, die man wohl schwerlich haben kann, wenn man es nicht gesehen hat; es werden Lustspiele und Tragödien gegeben. Das Personal der Comödie ist so reich und jeder Charakter so doppelt und dreifach mit den vortrefflichsten Schauspielern besetzt, daß ein Ensemble erreicht wird über allem Ausdruck. Ich habe hier Molièresche Stücke so aufführen gesehen, daß ich sie erst nun recht verstehen gelernt habe – diese Übereinstimmung im Spiel ist wirklich etwas Großes. Du siehest in jedem Stücke wahrhaft große Schauspieler, die das Größte in ihrem Fache leisten, ohne daß Du jedoch während des Spiels sie auszeichnest und gewahr würdest, da es Sonnen sind, von kleinen Gestirnen umgeben. Erst hinterher, wenn Du zuhause Dir das Ding nochmals überlegst, findest Du Gelegenheit, einzelne Schauspieler in Deinem Urteil herauszuheben, während des Spiels ist der Total-Eindruck so groß und alles gehet so rasch, so richtig und so harmonisch, daß Du jeden Einzelnen vergißt. Nimm dazu die überaus vortreffliche und correkte Aus-

---

<sup>3</sup> Brunet (wirklicher Name Jean-Joseph Mira) war zugleich Direktor und führender Schauspieler am Théâtre des Variétés.

<sup>4</sup> „Qui est sans finesse d'esprit“ Lettré.

<sup>5</sup> Vor Napoleon war es die Comédie Française.

sprache, die auch einem Ausländer gleich auffallen muß, nimm ferner dazu, daß es das einzige Theater ist, wo wirklich junge schöne Frauen sind – ich habe, da ich in den Carnevalszeiten hier bin, einen Zug des ganzen Personals ohne Ausnahme, die größten Schauspieler nicht ausgenommen, und herunter fast bis zum Lichtputzer, in vollem Costüm mit angesehen und daher die Persönlichkeiten des ganzen Personals kennen gelernt. – Es ist dieser ganze Zug, von dem Du auch oft sprechen gehört hast, nichts Unangenehmes, vielmehr macht es einen recht angenehmen erfreulichen Eindruck und setzt Schauspieler und Publicum in ein hübsches Verhältnis. Dazu ist aber die ganze Theatermanie nötig, so wie sie in der ganzen Nation herrscht. – Eben des Carnevals wegen werden wenig Trauerspiele während meiner Anwesenheit gegeben, und zwar bis jetzt nur zwei – das erste, Hamlet: nun ja, Hamlet, versteht sich, für die französische Bühne fricassiert. – Du meinst, in Deutschland versteht man die Kunst, Shakespeare zu verschneiden – oh das ist gar nichts! hier mußst Du das sehen. Denk Dir den edlen Shakespeare an Händen und Füßen gebunden. Oder – was, gebunden? Hände und Füße abgeschnitten, das Gesicht verschändet, nichts übrig von der herrlichen Gestalt – nichts übrig als einige traurige Reste, eben genug, um bitter fühlen zu lassen, was man vermißt. – Und hätten sie es nur beim Verstümmeln gelassen, so hätte es ein schmerzliches Gefühl hinterlassen, ein widriges hätte es doch nicht werden können; was auch übriggeblieben wäre, es hätte erwärmt. Aber sie haben ihm eine wächserne Nase angedreht, sie haben ihm hölzerne Beine und Arme gemacht und den Rumpf bekleckst und beklebt und schreiben darauf: Hamlet. Es war mir zu ekelhaft, um einzelne Züge zu merken und zu behalten, sonst wäre es Stoff genug zum krank lachen, wenn man sich erst krank geärgert hat. Der Total-Eindruck ist schrecklich. Wer so wie ich gern in kleinen Dingen den Reim und die Spur der Dinge aufsucht, die wir groß nennen, der findet in diesem Hamlet das ganze Schicksal unsrer Zeit, und ist man einmal auf diese Ansicht geführt, so eröffnen sich allenthalben Aussichten, so zeigen sich Gegenstände, die für die Einbildungskraft ein unerschöpflicher Stoff sind. Hier habe ich Talma zum erstenmal gesehen als Hamlet und habe ihn unendlich über alles gefunden, was ich in Deutschland als Copien der großen Meister, die den Hamlet gegeben haben (denn Schröder und Brockman selbst habe ich nie gesehen<sup>5a</sup>), gefunden habe. Auf ihm allein schien der Shakespearsche Geist zu ruhen, in seinem Spiel ahndete man ihn wieder, obschon gefesselt und bis aufs äußerste verzerrt, sprachen einen oft Züge des großen Geistes an, und es war mir immer als hörte ich seine bittere Klage über die Gewalt, die sie ihm angetan haben, über die harten Fesseln, die sie ihm angelegt haben, die es ihm unmöglich machen, die schönen Glieder zu regen. – Es war mir, als würde ich ihn jeden Augenblick alles zerreißen und mit einmal den englischen, den wahren, den echten Hamlet erscheinen sehen. Ich hielt mich überzeugt, daß er den

---

<sup>5a</sup> Deutsche Schauspieler, die sich besonders als Hamlet ausgezeichnet hatten.

Hamlet durchdrungen hat, so wie ihn die Deutschen längst geahndet und nun durch Goethe<sup>6</sup> deutlich und warm fühlen – ich glaubte versichert zu sein, daß ein solcher Mann die Nationalerbärmlichkeiten weit hinter sich zurückgelassen hat – und darin habe ich mich grausam geirrt. – Den Mittag darauf, nachdem ich ihn zum erstenmal spielen gesehen habe, war ich in seiner Gesellschaft bei Heckscher<sup>7</sup>. Denke Dir einen schönen, vortrefflich gebauten Mann, eine wahre Apollofigur, nun schon freilich nicht mehr ganz so jung wie dieser Gott sich zu erhalten weiß, aber in voller Kraft und Würde. – Er kann kaum 40 Jahre haben – eine starke, tiefe sonore Stimme, ein herrliches Gesicht und, was das Merkwürdige daran ist, ein Gesicht, das keiner Nation angehört; es ist weder französisch noch deutsch noch italienisch, es ist auch nicht antik, nein, es ist Talma! es ist ein eigenes, herrliches Originalgesicht. –

Da habe ich Dir nun eine halbe Nacht geschrieben und habe Dich eigentlich vor dem gedeckten Tisch sitzen lassen, ich werde Dir nächstens erzählen, was ich bei Tische gehört habe und wie ich Talma persönlich kennen gelernt habe. – Über die zweite Rolle im neuen Stücke, *La Mort d'Hector*, die ich von ihm gesehen habe, habe ich mir gleich den Abend, nachdem ich es gesehen, etwas niedergeschrieben und schickte es Dir einliegend<sup>8</sup>. Außer diesen beiden Rollen hat Talma noch nicht gespielt.

Ich danke es Dir recht herzlich, liebe Hinni! daß Du mir fleißig schreibst und von den Jungen schreiben läßt, – ich habe soeben einen Brief von Benny, der mir aus vielen Ursachen viel Vergnügen macht. Grüße ihn, ich antworte morgen. Noch immer war Pronnier<sup>9</sup> nicht angekommen, und obschon ich meine Zeit hier gut und nicht ohne Nutzen für mich anwende, so habe ich doch oft starkes Heimweh, ich möchte Euch alle gern wiedersehen. –

Wenn Du den Sievekingschen<sup>10</sup> Garten für nicht gar zu teure Miete bekommen kannst, so bin ich es gern zufrieden; er enthält alles, was für uns zu wünschen ist. Ich bin auf jeden Fall zwar bald zu Hause, denke ich, indessen mache ich Dich doch schon voraus darauf aufmerksam, daß bei dem Sieveking-schen Garten viel Küchengarten ist, der bearbeitet werden muß – außerdem, daß ich es ökonomischer für uns halte, die Nutzung zu verpachten, so wird es auch für uns darum besser sein, damit wir gewiß wissen, der Garten bleibt in Ordnung und wird gehörig genutzt. Behielten wir die Benutzung und die Bewirtschaftung selbst, so möchten wir unsren Nachbarn ein zu demütigendes Beispiel unsrer Agriculturkunde ablegen. – Ich gebe es Dir zu überlegen. – Das alte Logis nimmt auf keinen Fall, da finden wir wohl noch was Besseres.

---

<sup>6</sup> Anspielung auf Goethes Hamlet-Interpretation in Wilhelm Meisters Lehrjahre.

<sup>7</sup> Inhaber des bedeutenden Hamburger Bankhauses ‚H. Heckscher und Co.‘, mit dem die Mendelssohns in ihren französischen Geschäften zusammenarbeiteten.

<sup>8</sup> Er meint den ersten, am 6. Februar geschriebenen Teil dieses Briefes.

<sup>9</sup> ?

<sup>10</sup> Bekannte Hamburger Familie, die zu dieser Zeit in geschäftliche Verwicklungen geriet, die 1811 zu einer Zahlungseinstellung führten.

Deine Ahndung über die Möglichkeit uns hieher zu verpflanzen, mag Dich diesmal trügen<sup>11</sup>; ohne eben feste Pläne zu haben, wozu mehr gehört als man jetzt verlangen und erwarten kann, hänge ich dem Gedanken gern nach seitdem ich hier bin, und es scheint mir auch nicht zu den Chimären zu gehören. Ich habe Dir so viel von hier zu schreiben, daß ich unmöglich wünschen kann so lange hierzubleiben, um damit fertig zu werden, und das Capitel unsrer eignen Pläne läßt sich gewiß besser besprechen als schreiben. Wären wir beide 15 Jahre jünger, so möchte ich mit meinen jetzigen Einsichten uns nicht raten herzukommen, jetzt können wir es wohl eher tun, ohne zu fürchten, daß wir uns verrechnen.

Lebe wohl. Papa<sup>12</sup> hat mir noch kein Wort geschrieben, doch nehme ich Deine Versicherung an, daß er wohl ist. Grüße ihn, Mama, unsre Kinder, Meyer und alle.

Dein J. M.

Ich bin jeden Tag reisefertig und erwarte nur Abrahams Brief nach Pronniers Ankunft.

[5]

HENRIETTE MENDELSSOHN  
AN KARL AUGUST VARNHAGEN VON ENSE  
(Abschrift)

Paris, den 30. September 1810

Es ist Sonntag, und um mich her sieht es beinah noch ebenso aus wie an jenem Sonntag, da Du, mein geliebter Freund, nach Versailles fuhrst und mich noch vorher so freundlich überraschtest, und doch wie verändert alles seit der kurzen Zeit<sup>1</sup>. Die fallenden Blätter sind eine wehmütige Erinnerung schönerer Tage, und Dein Brief und meiner sind doch auch nicht mit jenen Stunden des lieben freundlichen Beisammenseins zu vergleichen! Es werden bald

---

<sup>11</sup> Wahrscheinlich ist „nicht“ ausgelassen.

<sup>12</sup> Nathan Meyer, siehe Seite 4 Anm. 6. Sein Sohn Mendel Meyer gehört denen, an die Grüße bestellt werden sollen.

<sup>1</sup> Varnhagen von Ense war von Juni bis September 1810 in Paris. In den *Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens* hat er diesen seinen Pariser Aufenthalt eingehend geschildert. Er berichtet, daß er von Friedrich und Dorothea Schlegel Grüße an Henriette Mendelssohn zu überbringen hatte, die dort eine Pensionsanstalt für kleine Mädchen leitete, und er beschreibt nicht nur den Charakter und die Persönlichkeit Henriettes, sondern auch den literarisch-ästhetischen Kreis, der sich um sie gebildet hatte, und zu dem Madame de Staël, Benjamin Constant, Spontini, Heiberg, Alexander von Humboldt, Koreff, der österreichische Bankier von Eskeles zusammen mit Jacob (Salomon) Bartholdy, dem Bruder von Lea Mendelssohn, gehörten.



Henriette (Hinni) Mendelssohn, geb.Meyer, Frau Joseph Mendelssohns





3 Wochen, daß Du uns verlassen, lieber Freund, und leicht wirst Du mir glauben, daß ich in dieser Zeit nur einen heitern, recht vergnügten Augenblick gehabt, den, wie ich endlich Deinen Brief in Händen hielt. Du bist auch so gut, so freundlich, ja, Du sagst mir soviel Schmeichelhaftes, daß ich ordentlich Mühe hatte, *Dich* in diesen Worten zu erkennen. Du hattest mir freilich nie etwas Ähnliches gesagt, aber es war mir doch bald klar, daß ich Dir wert geworden, und wenn meine herzliche Neigung und meine Umgebung Dir den Aufenthalt in Paris erträglich gemacht, so war Deine Gegenwart, Dein Gespräch und, laß mich's nur immer noch einmal sagen, Deine Liebe, ein Glück für mich, das meinem Leben Reiz und Bedeutung gab. Ein guter Augenblick läßt mich sovieles vergessen, ja, gar nicht so fühlen, und so lang ich Dich noch am Abend erwarten konnte, war alles besser, nun aber dehnt sich mein Leben wieder wie eine endlose Sandfläche vor meinem Gemüt aus, ich mag es nicht einmal mit einer Wüste vergleichen, denn da ist doch Leben, da hausen Deine Lieblinge, die Löwen und Tiger. Aber der lockere, farblose Sand, das ist die rechte Widrigkeit.

Was ich hier für die Kinder tue und was sie mir sind, ist freilich etwas, aber Du erinnerst Dich, wie wir oft darüber so einig waren, daß man nicht erzieht; mir fehlt auch eine gewisse Eigenliebe, ein Sich-wichtig-Dünken, die andre für manche Aufopferungen entschädigen. Was mir daher die andern etwa sagen, läßt mich sehr gleichgültig, aber Du bist einer von den wenigen Menschen, die Kinder verstehn, und daß Du meine kleinen Mädchen liebst, das ist mir eine rechte Freude. Wie oft denken aber auch die Kinder Deiner, und wie wünschen sie Dich! – Wenn ich mich oft selbst bitter tadeln muß, daß ich in meinem Alter wie ein liebkrankes Mädchen an Dich denke, und mir nur mit Mühe die Wehmut verberge, wenn ich an Dich denke, so ist es mir eine rechte Erholung, nun mit den Kindern von Dir zu sprechen und Dich hier zu wünschen. Félicie ist ganz glücklich, daß Du Dich ihrer so liebevoll erinnerst, sie hatte ein recht stolzes Gefühl, da ich ihr das kleine Papier gab! Feli ist mit ihrer Mutter, die wenige Tage nach Deiner Ankunft angekommen, nach der Normandie gereist, wo sie einige Wochen bleibt. Rose, die Liebliche, spricht fast täglich von dem „méchant“, wie sie Dich noch immer nennt. Sie ward feuerrot, wie ich sie in Deinem Namen grüßte und umarmte, frug mich aber bald: quand reviendrat-il? Und wie ich ihr sagte: peut-être jamais, rief sie mit ihrer eigenen Lebhaftigkeit: „Quelle bêtise!“ – Lolo, die von ihrer Mutter an eine gewisse Pruderie sich gewöhnt hat, spricht nicht so unbefangen von Dir als die andern, letzt aber zeigte sie doch ihrer Schwester die zurückgebliebenen Flecke von jenem Feuerwerk und meinte: Comme c'était joli lorsque Monsieur Varnhagen était avec nous!“ Ja, wohl war es hübsch, und es kömmt jene Zeit mir wie letzte Abendröte an meinem nun dunklen Lebenshimmel vor.

Es beruhigt mich ungemein, daß Du entschlossen scheinst, wenigstens vorerst keinen andern Entschluß zu fassen, als in Prag zu bleiben; es kann Dir dort gewiß nicht an Mitteln fehlen, das zu lernen, wozu Du eben Neigung hast,

und bist Du nur erst wieder fleißig und hast dort einen Freund oder eine Freundin, so wird auch die Unruhe von Dir weichen, und was künftig geschehn wird – ich gestehe Dir, ich kann nie über das Nächste hinausdenken, was aber eine lebhaftere Stimmung oder die Umstände eingeben, ist besonders in Deiner unabhängigen Lage das Beste. Daß uns aber ein freundlicher Zufall wieder vereint, dazu bleibt mir wenig Hoffnung, und deshalb bitte ich Dich recht dringend, mit aller Innigkeit, deren ich fähig bin, rechne nicht so auf dieses Wiedersehen, daß Du deshalb mir zu schreiben vernachlässigst und ich Dir allmählig fremd würde. Es muß Dir nicht gleichgültig werden, daß ich den liebendsten Anteil an Deinem Schicksal nehme! Ich habe Dich so schnell erkannt und bin Dir so herzlich gut! – Es ist in Dir eine solche Mischung von Heftigkeit, Ungestüm, ja, von wirklicher Ungerechtigkeit, und dann doch wieder reine Güte und recht eigentliche Milde und Sanftmut, daß es mich gar nicht wundert, wenn die Frauen bloß Deinen Gesichtszügen glauben und die Männer Dich nach Deinen Äußerungen beurteilen. Aber gewiß haben Deine vertrauteren Freunde so wie ich die Seite Deines Gemüts erkannt, wo die verschiedenen Sinnesarten sich vereinigen und gewiß in späteren Jahren sich als jene Harmonien über Dein ganzes Wesen verbreiten werden. Ich wünsche Dir recht herzlich, daß Rahel nach Prag kommen möge<sup>2</sup>. Glaube mir, ich bin nicht ungerecht gegen sie, und wenn ich sie nach meinem engen Sinn für unweiblich halte, ihr Gemüt verwirrt und ihre Äußerungen desselben zerreißen finde, so beschuldige ich bloß die Natur, die diesem tiefen Gemüt und diesem wirklich großen Verstande einen weiblichen Körper gab. Wäre Rahel ein Mann, so wäre es einer von den wenigen, die ihr Jahrhundert bezeichnen, aber wie muß sie sich jetzt nicht zerstückeln! –

Rahel bringt mich dazu, an die Frau von Staël zu denken<sup>3</sup>. Du weißt, daß ihre Tochter zu mir kommen sollte, und noch vor wenigen Tagen schrieben mir Mutter und Tochter und bestimmten der Letzteren Ankunft für die nächsten Tage. – Gestern aber tritt auf einmal ein junger Mann ins Zimmer, der sich als Herr von Staël ankündigt und mir sagt, in welcher Verwirrung und Unruhe seine Mutter sei. Die Polizei hat nämlich ihr Buch, nachdem es schon

---

<sup>2</sup> Varnhagens Freundschaft mit Rahel Levin, die er 1814 heiratete, hatte 1808 in Berlin begonnen.

<sup>3</sup> Madame de Staëls Buch, das beschlagnahmt wurde und zu ihrer Verbannung aus Frankreich führte, war *De l'Allemagne*. In einem späteren Briefe an Varnhagen vom 17. Oktober 1810 gibt Henriette genauere Einzelheiten über Madame de Staëls Schwierigkeiten: „Die Geschichte mit der Staël ist weit ernsthafter als ich sie Dir schrieb; damals wußte ich es selbst nicht, daß sie plötzlich vom Polizei-Minister und zwar im Namen des Kaisers den Befehl erhalten, innerhalb 24 Stunden Frankreich zu verlassen und nach Coppet oder nach Amerika zu gehn! Sie ist zurück nach Coppet, wie Wilhelm (Schlegel) mir vor einigen Tagen geschrieben. – Die Anmerkungen hierzu wirst Du selbst machen, aber ihre Verzweiflung kannst Du nicht denken, da Du sie nicht kennst, und da sie gerade von diesem Werke hoffte, daß es sie mit dem Kaiser aussöhnen würde! Ich kann nicht umhin, sie recht innig zu bedauern.“

die Censur passiert, auf einmal in Beschlag nehmen lassen, und wenn es ihr nicht gelingt diese Maßregel aufheben zu lassen, so reist sie unverzüglich ab und kann daher ihre Tochter nicht von sich entfernen. Schlegel<sup>4</sup> hat mir nicht geschrieben, ich kann mir vorstellen, wie dies ungerechte Verfahren dort alles in die größte Verwirrung versetzt. – Es ist doch auch wirklich empörend, sich so verfolgt zu sehn, und ich würde sie noch mehr bedauern, wenn sie nicht meinem Sinne nach es schon viel zu lang ertragen hätte. – Chamisso<sup>5</sup> scheint noch immer dort zu sein, in diesem stürmischen Augenblick kann ihm unmöglich dort wohl sein, indessen ist es jetzt eine Art Pflicht, daß er schimpfen hilft! Die Chézy<sup>6</sup> hat mich vor ihrer Abreise noch zweimal besucht und mir schon aus Châlons sehr freundlich geschrieben. Was hat also wohl die kleine Falschheit bedeuten sollen in ihrem Briefe an Dich, oder jene spätere, daß sie mich wieder besuchte! Doch Friede sei mit ihr, ich empfinde ein recht herzliches Bedauern, wenn ich an sie denke. –

Graf Metternich<sup>7</sup> ist endlich abgereist, Pilat soll in wenigen Tagen nachfolgen, ich habe ihn seit langer Zeit nicht gesehn, und einige freundliche Worte, die ich ihm durch ein kleines Geschäft veranlaßt vor einigen Tagen schrieb, hat er nicht beantwortet. – Sieveking<sup>8</sup> ist eines Abends gekommen, ich weiß nicht, wie es kam, aber wir fanden weniger als jemals, daß wir uns etwas zu sagen wußten, und er verließ mich nach einer halben Stunde recht ängstlichem Gespräch, in welchem auch von Dir die Rede war. Seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehn, und meine Abende sind so einsam als traurig wie der Garten, den ich, seit Du uns verlassen, nicht ein einziges Mal bis zu Ende gegangen. Und nun leb wohl, mein lieber, innig lieber Freund, denke an mich und daß Deine lieben Briefe die einzige Erholung meines Lebens sind; wirst Du mir bald und oft schreiben?

Ich schäme mich nicht, eine Bitte an Dich zu tun, die ich Dir recht ans Herz lege. Laß nämlich meine Briefe nicht sehn, keinen ohne Unterschied! Du kannst diese Bitte nicht verkennen, da ich meine ausschließende Neigung zu Dir nie verhehlt habe, aber es ist ein unerträglicher Gedanke, für jemanden andern zu schreiben als den, an welchen ich denke, und ich rechne auf Deine

<sup>4</sup> August Wilhelm Schlegel, der ständige Begleiter Madame de Staëls.

<sup>5</sup> Chamisso lebte damals in Frankreich auf den Gütern der Madame de Staël. Die Schriftstellerin Helmina (Wilhelmine von Chézy) hatte ihn bei Madame de Staël eingeführt.

<sup>6</sup> Wilhelmine von Chézy, geb. von Klencke, die unter dem Namen Helmina Novellen schrieb; sie hatte sich 1810 von ihrem Gatten, einem bekannten französischen Orientalisten, getrennt und kehrte nach Deutschland zurück. Ihre Erinnerungen, die 1858 erschienen, beschäftigten sich eingehend mit der Mendelssohnschen Familie.

<sup>7</sup> Klemens, damals Graf, später Fürst Metternich, seit Oktober 1809 österreichischer Außenminister, war in Paris, um Verhandlungen mit Napoleon zum Abschluß zu bringen. Pilat war Gehilfe Metternichs.

<sup>8</sup> Karl Sieveking, später Hamburgischer Diplomat und Syndikus, war damals in Paris, um die Rechte zu studieren und die Geschäftsinteressen seiner Familie zu wahren.

Nachsicht hierin, als hättest Du mir sie versprochen. Leb wohl, lieber Freund, ich umarme Dich wie so oft, denk an mich! Die Fould<sup>9</sup> grüßt Dich, das hätte ich bald vergessen. Wie ich Dich grüße, weißt Du. Lebe wohl, Guter, Lieber.  
Deine Henriette

[6]

BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN AN JOSEPH UND HENRIETTE (HINNI)  
MENDELSSOHN  
(Abschrift)

Koermigk zwischen Cöthen und Bärenburg  
den 11. April 1813

Meine herzlieben Ältern, noch immer findet sich keine Ruhe Euch ausführlich zu schreiben<sup>1</sup>. Ich liege immer mit mehreren im Quartier, und es finden sich immer kleine Geschäfte, die einem selten einen stillen Augenblick übrig lassen. Ich will Euch jetzt nur das Nötigste melden. Bleiben wir heute abend hier, so setze ich den Brief fort. Meine Adresse ist von nun an: Detaschement der schwarzen Husaren No. 2. Von Euch habe ich erst ein paar Zeilen von Muttern vom 7ten dieses. Es ist mir lieb, daß Joel Meyer<sup>2</sup> Euch Nachricht gegeben, wie er mir versprochen hatte. Er hat mich sehr freundlich aufgenommen. Unterdeß habt Ihr wohl wieder einen Brief erhalten. – Ich bin vollkommen gesund und wohl. Ich habe mehrere Nächte hintereinander durchgeritten, an einem Tage 14 Meilen gemacht, im Regen bivouacquierte, ohne daß es mir das mindeste geschadet hätte. Das Reiten greift gar nicht so sehr an. Nach einem Marsch von 14 Meilen zu Pferd bin ich nicht halb so müde wie nach einem von 4 zu Fuß. Vorgestern waren wir im Feuer. Westphal, der die Schwadron commandiert, an die sich unser Detaschement bis jetzt anschließt, mit circa 22 Husaren und 8 Jägern, wollte einen französischen Posten in Gottesgnaden hart an der Saale auf unsrer Seite nachts überfallen. Nach einem Ritt von 4 Meilen kommen wir gegen Mitternacht

---

<sup>9</sup> Frau des französischen Bankiers, siehe Seite 5, Anm. 2.

<sup>1</sup> Der erste Brief, den Benjamin Mendelssohn an seine Eltern vom Feldzug 1813 schrieb, ist vom 5. April. Im ganzen sind 40 seiner Feldzugsbriefe erhalten, von denen hier 3 veröffentlicht werden; die meisten der übrigen Briefe enthalten nur kurze Angaben über Gesundheit, Marschroute, Freunde, aber keine ausführlicheren Schilderungen von Interesse. – Benjamin Mendelssohn war Freiwilliger Jäger, erst mit dem ersten, dann mit dem zweiten Leibhusarenregiment im Yorckschen Corps; das Regiment war unter dem Befehl von Major von Stößel, Mendelssohns unmittelbarer Vorgesetzter war Rittmeister von Westphal. *Johann Gustav Droysens* Biographie, Graf Yorck von Wartenburg gibt eine ausführliche Beschreibung der Kriegereignisse, an denen Mendelssohn teilnahm, und die klassische Beschreibung des Feldzugs, auf den sich Mendelssohns Brief vom 11. April bezieht, ist die von Clausewitz, „Der Feldzug von 1813 bis zum Waffenstillstand“, in Band VII von *Clausewitz*, Hinterlassene Werke.

<sup>2</sup> ?

an und fanden statt eines offenen Posten ein Kloster, wozu alle Eingänge mit eisernen Gittern versehen waren. Gerade gegenüber am andern Ufer lagen 2 000 Mann mit einer Fähre; alles mußte also in 15 Minuten abgetan sein. Nachdem wir das Ganze umritten haben, finden wir eine Schildwache. Sie ruft: halte là, qui vive! und sogleich, da wir auf sie zusprennen, schreit sie: attrappe!, drückt in die Luft los und stürzt durch eine enge Tür hinein, die sie in der Angst offen läßt. Wir stürzen nach und sogleich wird von allen Seiten auf uns gefeuert. In einem engen Gange, wo etwa 3 nebeneinander reiten können, dringen wir vor; die Franzosen geben aus den Fenstern und von vorn Feuer und löschen dann das Licht aus. Keine Kugel hätte fehlen sollen, aber unbegreiflicherweise trifft oder verwundet auch keine einzige, alle gehn über den Kopf weg. Nach circa 50 Schritten stößt Westphal, der vorderste, auf ein verschlissenes eisernes Gitter, hinter dem drei Franzosen feuern. Es scheint nun nicht möglich, die Sache schnell genug abzutun, er ruft also „zurück, zurück“, wir kehren um, während die Husaren von hinten nachdrängen; bald aber sammeln wir uns vor der Pforte, reiten nochmal ums Kloster, von wo aus Schießscharten über den Kopf weg geschossen wird, finden aber nichts und müssen zurückreiten ohne was ausgerichtet zu haben, jedoch auch ohne den mindesten Verlust. – Das Verhältnis zu den Offizieren ist das bestmögliche. Wir leben mit ihnen wie unter uns. Der Ton ist nicht der beste, jedoch haben wir ein paar ordentliche Leute. Könnte ich doch einen Abend mit Euch sein. – Wir denken jeden Augenblick über die Saale zu gehn. Der ganze rechte Flügel sammelt sich hier in der Nähe. Ich warte mit Sehnsucht auf Briefe. Lebt wohl, recht wohl. – Meinem lieben Alex<sup>3</sup> und Dr. Müller meinen Herzensgruß. Könnte ich sie doch einmal hier sehn und sie von den Bratkartoffeln mitessen, die wir uns heut abend selbst machen. Mein lieber Ritter, Du wirst alles lesen und Dich danach richten; könnte ich Dich zu sehn bekommen. –

Klein Poschleben zwischen Cöthen und  
Bärenburg, den 14. April

Ich habe Eure lieben Briefe gleich nach Beendigung dieses empfangen. Sie machen die Beschäftigung meiner ruhigen Augenblicke; ich kann sie nie ohne Tränen lesen – ich konnte sie im ersten Augenblick nur ansehen, weil wir gleich ausrückten. Wir kamen nach einem Dorf bei Gröbzig, wo wir bivouacquierten. Tags drauf rückten wir an die Saale, Alsleben gegenüber, als Rückhalt einer starken Recognoscierung längs dem Ufer dieses Flusses; unsre Schützen,

---

<sup>3</sup> Benjamins Bruder Alexander. Von den anderen Personen, die in diesem Briefe genannt werden, ist Grahl August Grahl, ein entfernter Verwandter der Mendelssohns, der später als Maler bekannt wurde; Müller konnte nicht identifiziert werden, Ritter ist nicht der berühmte Geograph, dessen Schüler Benjamin wurde, und der in späteren Briefen oft erwähnt wird. Der in diesem Briefe erwähnte Ritter ist ein Mediziner; Benjamin Mendelssohn hatte bis zum Ausbruch der Feindseligkeiten Medizin studiert.

worunter Grahl, pafften etwas auf die Franzosen auf dem andern Ufer und diese erwiderten das Feuer 10fach, beides ohne Erfolg. Bei Bärenburg wurde noch mehr geschossen. – Darauf rückten wir bald wieder ins Bivouacq, von wo wir Jäger heut morgen hieher gingen, um zu einer andern Schwadron des Regiments zu stoßen. Schreibt an mich nur immer unter der Adresse:

Detaschement des Leibhusarenreg. No. 2

ohne weiteres; denn wir sind alle Augenblicke bei einer andern Brigade; unser Regiment ist jetzt wieder das zweite. – Die Geschichte mit der Elbbrücke ist sehr verwirrt; an Gefahr war bei Übergang nicht zu denken, es ist eine gute feste Schiffsbrücke; wer der H. Simon ist, weiß ich gar nicht. Ich kann heut nicht weiter schreiben.

[7]

BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN AN JOSEPH UND HENRIETTE (HINNI)  
MENDELSSOHN  
(Abschrift)

Cantonnement Grieningen bei Brieg,  
den 12. Juli 1813

Meine teuren Ältern, ich habe Euch vorgestern aus Reichenbach bei H. Riedel geschrieben. Bei meiner Zurückkunft finde ich Eure Briefe vom 31. Juli, Mutters Brief vom 29. Juni und 14. Juni und 22. Mai und Vaters Brief vom 19. Juni. Goethe's Musageten<sup>1</sup>, die Fliegen, schwärmen mir so zahlreich um und auf Nase, Ohren, Feder und Papier herum, daß ich Euch keine recht ordentliche Antwort versprechen kann. – Dein Brief, lieber Vater, vom 31. Juli macht mich allerdings betroffen, noch mehr, da mir alles davon dunkel ist<sup>2</sup>. –

<sup>1</sup> Goethes Gedicht „Die Musageten“ besagt, daß die „geschäftig frühe Fliege“ ihn aus dem Schlafe weckte und zum Schreiben und Dichten zwang.

<sup>2</sup> Es kann angenommen werden, daß Joseph Mendelssohn seinem Sohne Andeutungen über geschäftliche Schwierigkeiten gemacht hatte. Zum Teil hatten diese Schwierigkeiten mit der Entwicklung der Kriegslage zu tun. Das Bankhaus der Brüder Mendelssohn hatte eine große Lieferung von Gewehren aus Osterreich nach Preußen unternommen; da Osterreich damals noch nicht im Kriege mit Napoleon war, verlangten diese Verhandlungen große Vorsicht, und Abraham Mendelssohn, und wahrscheinlich auch Joseph, waren in diesem Sommer einige Zeit in Breslau, das fest im Besitz der Preußen und Russen, aber auch nahe der österreichischen Grenze war. Aber geschäftliche Sorgen waren vor allem durch die häufigen Zwangsanleihen hervorgerufen, die der preußische Staat in diesen Jahren erhob. Die Mendelssohns, zusammen mit den übrigen Berliner Banken, protestierten gegen die Höhe dieser Veranlagungen und weigerten sich, sie zu zahlen. 1813 wurde in Berlin eine Zwangsanleihe erhoben, für die die Mendelssohns erst mit 9 000, dann mit 7 000 Talern veranlagt waren. In Anbetracht der Abwesenheit von Abraham und Joseph von Berlin wurde diese Zahlung verweigert. Darauf folgte ein Befehl zur militärischen Zwangsbelegung der Mendelssohnschen Wohnung, und die Ausführung dieses Befehls wurde nur dadurch abgewendet, daß der Mendelssohnsche Buchhalter am 11. April innerhalb von 24 Stunden 4 000 Taler aufbrachte. Auf diese Episode spielte wohl der

Es tut mir sehr leid, daß ich Dich meine Klagen habe anhören lassen, während Du selbst von einem ernsten Ungemach bedroht wirst und mit Sorgen zu kämpfen hast. Wir müssen freilich auf alles gefaßt sein – mich bedaure nicht. Der Alltagsgang geht immer so fort; gegen das wahrhaft Üble wird man abgestumpft; und ganz angenehme Zwischenräume sind auch nicht selten. Berlin und Du auch wünscht Frieden<sup>3</sup>. Ich muß gestehn, daß er mir nicht wünschenswert erscheinen kann. Den Preis des Kampfes müßten wir in den Händen des Feindes lassen, und für uns selbst wäre das Übel nur aufgeschoben, nicht aufgehoben. Es ist immer das alte Lied. Freilich kann man auch dem Krieg nicht mit der alten Freudigkeit entgegengehn; Deinen Entschluß auf den Fall, daß Frieden, kann ich nicht erraten. Ich muß gestehn, das ist der Fall, für den ich noch gar nicht weiß, was ich tun soll. Bleibt Krieg, glücklich oder unglücklich, so bin ich entschlossen; auf keinen Fall werde ich mich je wieder unter die Herrschaft der Franzosen begeben, die, um eine französische

---

preußische Oberfinanzrat Christian Rother, der später, als Präsident der Seehandlung, mit Joseph Mendelssohn eng und freundschaftlich zusammenarbeitete, an, wenn er in einem Memorandum im Jahre 1818 schrieb: „Jetzt schreien fünf Berliner Bankiers, weil sie durch die englische Anleihe, welche eine Masse von klingenden Metallen sofort herbeiführt, ihren Gewinn von 14 % jährlich vom Staate verlieren. Sie scheuen sich nicht, die abgedroschene Phrase vom Patriotismus in Anregung zu bringen und glauben, daß wir vergessen haben, daß die Hauptpersonen, nämlich die Häuser Benecke und Mendelssohn im Jahre 1813, weil die Zwangsanleihe gemacht werden mußte, in Berlin aufgelöst wurden, und daß deren Vorsteher, der erstere sich nach Osterreich und der letztere nach Hamburg und Osterreich geflüchtet hatten“ (*Ernst Klein, Von der Reform zur Restauration, Finanzpolitik und Reformgesetzgebung des preußischen Staatskanzlers Karl August von Hardenberg, Berlin 1965, 76, aber siehe auch das dokumentarische Material in dem sonst übel tendenziösen Buche von Adolf Trende, Im Schatten des Freimaurer- und Judentums, Ausgewählte Stücke aus dem Briefwechsel des Ministers und Chefs der preußischen Bankinstitute Christian von Rother, Berlin 1938*). Rother's Bemerkung ist insoweit nicht richtig, als die Bank nicht aufgelöst wurde und die Mendelssohns sich nicht nach Hamburg oder von Napoleon beherrschten Gebieten Europas begeben konnten, da sie ja, wie sie in Hamburg lebten, in ernste Konflikte mit den französischen Behörden gekommen waren. Aber Erwägungen, ob eine Weiterführung der Geschäfte in Berlin möglich sei, mögen bestanden haben. Dafür spricht auch ein Brief Wilhelm von Humboldts an Abraham Mendelssohn vom 2. Oktober aus Teplitz. Humboldt schickte Abraham Mendelssohn zwei Pässe nach Rußland und spricht die Hoffnung aus, „daß sie so, wie Sie es wünschten, ausgestattet sein werden. Es wird mir aber viel lieber sein, wenn Sie unter uns blieben und kein Gebrauch davon machen“. Er teilte Abraham mit, daß die Kriegslage günstig sei, und man hoffe, daß Napoleon sich werde zurückziehen müssen. Offenbar wollte Abraham Preußen verlassen, falls Napoleon weiterhin in Deutschland übermächtig bliebe.

<sup>3</sup> Am 7. Juni war ein Waffenstillstand zwischen Preußen und Rußland, auf der einen Seite, und Frankreich, auf der anderen Seite, geschlossen worden, und die Waffenruhe wurde für Friedensverhandlungen benutzt. Der Waffenstillstand endete am 20. Juli, wurde dann bis zum 10. August verlängert, aber Friede kam nicht zustande und Osterreich trat nun der Koalition gegen Napoleon bei.



Phrase zu gebrauchen, den Anblick unsrer Säbel jederzeit wie den Gottseibeiuns scheuten. – Gelegentlich sollt Ihr ein paar Anekdoten hören. – Bleibt Krieg und es geht schlimm, so werde ich wohl meinem Stande<sup>4</sup> treu bleiben, so lange sich in Europa noch eine Regung zeigt, an die man sich anschließen kann. Gern hätte ich mit Euch gesprochen. Ich bin begierig auf Eure weiteren Briefe.

Valentini's Buch<sup>5</sup> habe ich mir in Breslau angeschafft, da mich der Tag bei Lützen um meinen Scharnhorst<sup>6</sup> gebracht hat. – Zu Euch zu kommen ist nicht tunlich, wenn nicht etwa der Waffenstillstand verlängert wird; auch in diesem Fall ist es noch ungewiß. – Ich muß heute schließen. Grüßt mir, ich bitte Euch, alle recht sehr, die sich meiner freundlich erinnern. Seid Ihr mit Großvater<sup>7</sup> in Communication? – Oppenheimer ist schon ausgewesen – er schreibt mir, daß Abraham Mendelssohn in Breslau erwartet wird. Es würde mich sehr freuen, wenn ich ihn zu sehn bekommen könnte.

Euer Sohn Benjamin

[8]

BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN AN JOSEPH UND HENRIETTE (HINNI)  
MENDELSSOHN  
(Abschrift)

Ludwigsdorf, den 30. August 1813

Lieber Vater, liebe Mutter, ich weiß zwar nicht, ob Ihr noch zusammen seid, aber der eine wird den Brief wohl dem andern schicken. Der glänzende Vorteil, den die Russen gestern erfochten haben, wird Euch wohl schon bekannt sein<sup>1</sup>. Wir waren nur Zuhörer anfangs, und zuletzt Zuschauer einer in ihrer Art einzigen Scene; der Bober hat, durch den vielen Regen angeschwollen, vieles Land überschwemmt und das Ansehn eines Sees gewonnen. Diesen ganzen See denke Dir voll von Menschen und Pferden; teils Franzosen, die durchzuwatzen versuchten, teils Kosaken, die ihnen nachritten und noch Hunderte von Gefangenen zurückbrachten, diesseits in den Gründen zwischen den Bergen, hier die Reste eines abgebrannten Magazins, dort Meuterei, und Fußvolk aufmarschiert; dann wieder lange Züge von Gefangenen bergan ziehend; allenthalben Russen, die ihre Gefangenen durchsuchen; französische Offiziere halbnackt und in den wunderlichsten Trachten; gegenüber Löwenberg und

---

<sup>4</sup> Bedeutet hier „Militärstand“.

<sup>5</sup> *Georg Wilhelm Valentini*, Abhandlung über den kleinen Krieg und über den Gebrauch der leichten Truppen.

<sup>6</sup> *Scharnhorst*, Taschenbuch zum Gebrauch im Felde.

<sup>7</sup> Nathan Meyer.

<sup>1</sup> Die in diesem Briefe beschriebenen Ereignisse sind Verfolgungskämpfe, die der Schlacht an der Katzbach folgten; die Russen sind das Corps des Generals von Sacken.

dahinter noch Trupps Franzosen, die sich zuletzt sogar zu einigen Kanonenschüssen ermunterten; dieses Schauspiel, das uns ganz unerwartet auf dem Gipfel eines Berges zu Teil wurde, ehe wir uns noch darunter mischten, wird einem lange gegenwärtig bleiben. Dem Vernehmen nach haben die Russen 3 000 Gefangene, 3 Generäle und 110 Kanonen gekriegt; eine große Zahl Franzosen hat im Bober den Tod gefunden. Überhaupt gleichen die Tage seit der Schlacht bei Peterwitz<sup>2</sup> mehr einer Jagd als einem Kriege. Unser Regiment allein hat gegen 2 000 Gefangene und 9 Kanonen zusammen getrieben, mit Verlust eines Mannes. Auf das Detaschement kommen circa 300 Gefangene und 8 Kanonen; es war so leicht Gefangene zu machen, daß ich jetzt nicht gern 200 Schritt weit reite, um einen zu kriegen. Eine Patrouille von 20 Mann von uns nahm 140 Mann ohne Verlust. Wenn es wahr ist, wie offiziell gesagt wird, daß wir bei Risa und bei Mittenwalde nicht weniger glücklich waren, so eröffnen sich uns schöne Aussichten für die Folgezeit. Man hört jetzt bei Bunzlau kanonieren, hoffentlich wird der Erfolg dem von gestern ähnlich sein; die Umstände gleichen sich. Was uns außerordentlich günstig war, ist der unaufhörliche Regen, der am Morgen der Schlacht anfang und bis gestern abend dauerte; jeder kleine Bach war den Franzosen ein unübersteigliches Hindernis; der Weg bis Golsberg war so mit Pulverwagen, Czacos, Flinten, Läufen und andern Dingen bedeckt, daß mit der Anweisung, dem Rückzug der Franzosen zu folgen, keiner ihn verfehlt hätte. – Meinen Bruder Alex küsse ich tausendmal. Wem ich wohl gegönnt hätte das Schauspiel mit anzusehn, das ist Oppenheimer und Philipp<sup>3</sup>. Wißt Ihr was von ihnen? Ich muß schließen. – Lebt wohl

Euer Sohn Benjamin

---

<sup>2</sup> Der Name „Schlacht an der Katzbach“ wurde erst am selben Tage, an dem Mendelssohn diesen Brief schrieb, von Blücher geprägt.

<sup>3</sup> Philipp ist Benjamin Mendelssohns Vetter Philipp Veit, Sohn Dorothea Schlegels aus ihrer ersten Ehe. Philipp war im April zusammen mit seinem Freunde Joseph von Eichendorff von Wien nach Breslau gereist, um in der Preußischen Armee am Kriege gegen die Franzosen teilzunehmen. Benjamin Mendelssohn hatte ihn dringend wissen lassen, daß er dort zusammen mit ihm bei den Jägern dienen sollte, aber Philipp Veit, wohl vor allem auf den Wunsch Eichendorffs hin, hatte sich dem Lützowschen Freikorps angeschlossen. Nach dem Überfall bei Kitzen, der das Lützowsche Freikorps zersprengte, war Philipp Veit nach Berlin gegangen und von dort am 21. Juli, zusammen mit seinem Onkel Joseph Mendelssohn und dessen Familie, nach Breslau gereist, wo sie alle Benjamin Mendelssohn getroffen hatten. Philipp Veit wurde dort Freiwilliger Jäger in einem brandenburgischen Kürassier-Regiment des Kleistschen Korps, in dem er an dem weiteren Feldzug teilnahm, in dessen Verlauf er Offizier wurde.

Diese Tatsachen sind Philipp Veits Briefen an seine Eltern entnommen, die im zweiten Bande des Buches „Dorothea Schlegel und ihre Söhne“, ed. Raich, S. 145–273 veröffentlicht sind. Sie bilden eine interessante Ergänzung zu den Briefen Benjamin Mendelssohns.

Frankfurt, den 22. Dezember 1813

Du weißt, meine liebe Hinni! daß Benny den Tag nach meiner Ankunft hier angekommen ist mit seiner Ladung<sup>1</sup>. Er und die Ladung waren in sehr gutem Stande, er sagt mir sogar, die Reise habe ihn sehr amüsiert, er hat in den meisten Städten sehr gutes Quartier bei den Honoratioren gehabt und hat überall vortreffliche Aufnahme genossen, so wie es die Preußen überhaupt genießen. – Der preußische Waffenruhm glänzt ganz ungemein, aber für einen Preußen ist es noch erfreulicher, überall ohne Ausnahme das ganz ungeschmeichelte und innige Lob über das vortreffliche Betragen der Preußen zu hören, – jedermann drängt sich Preußen im Quartier zu haben, vorzugsweise vor jedem andren Militair, und es wird mit eifersüchtigen Augen angesehen, wenn der Nachbar Preußen im Quartier hat. Benny war auch hier einquartiert bei einem sehr angesehenen Kaufmann mit vielen hübschen Töchtern, denen Benny ein wenig die Cour gemacht hat. Er hat aber, wie Du denken kannst, immer mit mir gegessen und war bei mir. Diesen Morgen ist er fort geritten, ich hatte ohnehin in Höchst zu tun und habe ihn dahin begleitet, wo das Hauptquartier von Blücher ist und wo er sein eigentliches Quartier erfahren hat. Seine Escadron liegt in einem Dorf genannt Langenreifen gegen Sankt Goar über. Du wirst Dich Höchst noch erinnern mit den schönen schloßartigen Fabriquegebäuden, und Du wirst Dir denken können, was er und ich ungefähr dachten und sprachen, wie wir hinfuhren nach Höchst: die Vergleichung mit der Reise vor vier Jahren<sup>2</sup>. – Den Abend vor Bennys Ankunft, der erste Abend, da ich hier war, finde ich unter mehreren Officieren am Tische hier auch den Major Stößel, den Chef vom Regiment, wo Benny stehet. – Ich gehe zu ihm und frage ihn, wo die Jägerescadron seines Regiments stehet – er sagt es mir und fragt mich, wer mich denn dabei interessiert. Ich nannte ihm meinen Namen und da sprach er mir gleich von Benny, lobte ihn ganz ungemein, wirklich ganz ungemein, wegen seines Betragens in jeder Hinsicht sowohl als wegen seiner Bravheit; er kennt ihn genau und erzählt mir alle seine Verhältnisse, seine Freundschaft mit Grahl u.s.w. – am Ende sagt er mir, er habe bei dem Könige auf das Kreuz für Benny angetragen, und er zweifelt nicht, er werde es bekommen. Er sagte mir, daß Benny noch nicht da wäre, er würde mir ihn aber gleich herschicken sobald er ankäme. Da nun das Yorcksche Corps vor der Hand bei Mainz zurück bleibt und nicht mit den andern nach der Schweiz zurück<sup>3</sup>, so denke ich, ich sehe Benny ganz bald wieder, und gelingt es, wie ich hoffe, gehet er bald mit seinem Kreuz zuhause.

<sup>1</sup> Joseph Mendelssohn, der sich auf einer Geschäftsreise nach Süddeutschland befand, traf seinen Sohn Benjamin am 10. Dezember in Frankfurt.

<sup>2</sup> Siehe Josephs Brief vom 26. Januar 1809 auf Seite 7.

<sup>3</sup> Dies ist etwas mißverständlich, da nur die auf dem linken Flügel der Schwarzen-

Ich habe Dir noch nichts von meiner Reise hieher gesagt, es ist ein Jammer, das schöne Deutschland so miserabel zerstört zu sehen. Es ist sonst die merkwürdigste Gegend, die man bereisen kann, man kommt von Leipzig über Weißenfels, Naumburg, Weimar, Erfurt, Gotha, Fulda, Hanau, lauter lebendige und durch ihr eigenes Dasein sowohl als durch ihre Reminiscenzen aus der Geschichte merkwürdige Städte, und das deutsche Leben ist da so recht eigentlich zuhause. Desto mehr tut es einem wehe, auf der ganzen Straße fast kein Haus ohne Spuren der Zerstörung zu finden. – Indessen ist es freilich auch nur von den Häusern, die an der Straße liegen, der Fall, weil die Franzosen da gerade durchzogen. Die auf der Seite liegenden Gegenden sollen mehr geschont sein. Weimar ist der einzige Ort, wo ich eine Nacht blieb, ich hatte am Wagen etwas gebrochen, das nur am Tage gemacht werden konnte. Ich ließ mir Goethes Haus zeigen, nahm mir aus dem Sigelschen Institut<sup>4</sup> die Blätter von der deutschen Charte, die mir noch fehlten ... ich hätte Dir noch manches zu erzählen, heute bin ich aber zu schläfrig. – Seit ich hier bin, bin ich vor Mitternacht nicht zu Bette gekommen und das ohne irgend jemand hier besucht zu haben. Der Tag zersplittert sich, und was ich zu tun habe, muß ich nachts machen. Lebe recht wohl, grüße unsre Freunde.

Dein J. M.

General Yorck hat sein Hauptquartier in Saarbrücken, seine Cavallerie ist in *Trier* eingerückt.

General Bubna ist in Genf eingerückt und hat 116 Canonen und eine große Menge Pulver gefunden. Es waren Detaschements von Italien und von Frankreich unterwegs um Genf zu halten, worauf nach aufgefangenen Depeschen großer Wert gelegt wird, – sie kamen aber zu spät. Bubna ließ durch einen Trompeter Genf auffordern und machte Anstalten zum Sturm. Der Parlamentär ward zum Commandanten (General Jadis, ein alter verdienter General) vorgeführt, der ihn umgeben von seinem Generalstab empfing. Der Schreck über die plötzliche Annäherung der Alliierten ergriff diesen alten Mann so heftig, daß ihn in Gegenwart des Parlamentärs der Schlag rührte. – Darauf rettete sich die schwache französische Besatzung durch die Flucht und die Österreicher zogen ohne Widerstand ein. Bubnas Vorposten haben die Straße über den Simplon besetzt und sind im Begriff, auch über den Jura zu gehen.

---

bergschen Armee operierenden Truppen unter General Bubna in und durch die Schweiz vorrückten.

<sup>4</sup> Wohl sicher das geographische Institut in Weimar, das durch seine Veröffentlichung geographischer Zeitschriften und Karten bekannt geworden war.

[10]

JOSEPH MENDELSSOHN AN HENRIETTE (HINNI) MENDELSSOHN, GEB. MEYER  
(Original)

[Frankfurt] den 31. Dezember 1813

Meine liebe Hinni! was schenkte ich darum, wenn ich Dir diesen Brief so schnell zukommen lassen könnte als ich es wünschte – wenn ich nicht eher zu Bette zu gehen brauchte, als bis ich die Befriedigung hätte, daß Du so ebenso ruhig und vergnügt zu Bette gehen könntest als ich. Vor wenigen Stunden ist Benny hereingekommen und hat seinen höchst ehrenvollen prächtigen Abschied<sup>1</sup> in der Tasche, denk Dir meine Freude! – Ich habe Dir seit acht Tagen nicht geschrieben, weil ich wirklich besorgt war und nicht wußte, womit ich mich selbst, vielweniger Dich, beruhigen sollte. Er wollte gleich wiederkommen, und so vergingen 5, 6, 7, 8 Tage, ohne daß ich ein Wort von ihm hörte. Nun kam der plötzliche Ausmarsch des ganzen Corps dazu, die ganze Blüchersche Armee setzte sich seit gestern plötzlich in Bewegung<sup>2</sup>, und wäre er nicht heute gekommen – Gott weiß, wann er gekommen wäre. – So war ich gerade tief besorgt, als er eben zur guten Stunde hereintritt und mir alle Sorge abnimmt. – Gott hat ihn uns gegeben und erhalten! – Er gehet in wenigen Tagen zu Dir zurück, ich halte ihn noch einige Tage bei mir, da ich ihn doch wohl sobald nicht wieder sehe. Doch wird er nicht lange weilen, Du siehest ihn bald, und Dein Haus ist wieder gerundet und versorgt! – Ich habe so vielerlei im Kopf, was ihn betrifft, daß ich es selbst nicht recht mit Worten von mir geben kann. Das Jahr 1813 beschließt sich für uns mit Segen und Glück, wir haben in Deinem Bruder<sup>3</sup> einen herben Verlust erlitten. Vieles ist uns geblieben. Mehr als wir hoffen durften. Ich erkenne es dankbar und segne mein Schicksal. – Lebe wohl.

Dein J. M.

---

<sup>1</sup> Eine handgeschriebene Urkunde, datiert vom 27. Dezember 1813 und unterzeichnet von Oberstleutnant von Stössel gewährt Benjamin Mendelssohn den Abschied zum Zweck der Fortsetzung des medizinischen Studiums und wegen schwächlichen Körperbaus, nach zehnmonatlichem, „ganz vorzüglichem“ Dienst bei dem Jäger Detachment des 2. Leibhusarenregiments, mit Auszeichnung und Wohlverhalten in allen Gefechten und Schlachten. In einem späteren Dokument vom 17. Juli 1814, bestätigt Rittmeister im 2. Leibhusarenregiment von Westphal, als Commandeur der dem Regiment zugeordneten Jägerescadron, daß Benjamin Mendelssohn seit dem 14. April 1813 an sämtlichen Schlachten und Gefechten des 1. Armee Corps bis zum 27. Dezember 1813 teilgenommen habe, und daß er sich „nicht allein durch eine moralische gute Führung, sondern auch durch Bravour vor dem Feinde in dem Grade ausgezeichnet“ habe, daß er „verschiedentlich zum Offizier vorgeschlagen worden“ sei.

<sup>2</sup> Zum Rheinübergang, der am 1. Januar bei Caub stattfand.

<sup>3</sup> Ein Bruder Henriette Mendelssohns, geb. Meyer, der den Namen Wallenberg angenommen hatte, war im Dezember gestorben.

Paris, den 20. Juli 1815

Liebe Hinni! – Hier wäre ich<sup>1</sup>, und in diesem Augenblick, da ich dies schreibe, ist Benny bei mir, gesund und wohl und vergnügt<sup>2</sup>. Er war nicht hier als ich kam, und kein Mensch wußte mir anfangs was von ihm zu sagen. Delmar<sup>3</sup> hat mich zuerst beruhigt, und gestern stoßen wir ganz par hazard auf einand; er hat auf 3 Tage Urlaub genommen, um seine Anstellung als Officier zu betreiben, die ihm sicher versprochen ist, und die uns jetzt auch recht sein kann, da unsre Leute ja hoffentlich alle bald zuhause sind. – Wir werden diese paar Tage hier zusammen sein, ich habe mich unendlich mit ihm gefreuet. Was Dich am meisten interessiert, weißt Du nun, und so gern ich Dir recht viel von dieser wirklich babylonischen Verwirrung hier sagen möchte, so weiß ich es bei Gott kaum anzufangen einen Faden zu finden, an dem ich dieses confuse Zeug anreihen kann.

Ich habe Dir zuletzt von Aachen geschrieben<sup>4</sup>, ich ging von da gleich nach Brüssel. In Brüssel fing man an uns bange zu machen, die Posten wären noch nicht in Gang, es fielen auf den Straßen viel Excessen vor und dergleichen Sachen mehr, die die Wirte gern debitieren, um die Gäste zurückzuhalten. Ich hätte meine Reisegesellschaft vielleicht nicht bewogen weiter zu gehen, da traf es sich glücklicherweise, daß die Prinzess von Curland, Gemahlin des Grafen Talleyrand-Périgord<sup>5</sup>, in demselben Hause wohnte; sie hatte auf der Reise nach Paris einige Zeit in Brüssel gewartet, um nach den einlaufenden Nachrichten ihre Reise einzurichten. Diese beschloß nun weiter zu gehen. Sie hatte einen Courier voraus, der jede Station Pferde für ihre zwei Wagen bestellte;

---

<sup>1</sup> Zusammen mit den Frankfurter Häusern M. und A. Rothschild und F. Gontard und Söhne, war das Mendelssohnsche Bankhaus an den mit der Übermittlung der französischen Kriegsentschädigung an Preußen verbundenen Geschäften – Vorschüsse und Verrechnungen der von Frankreich eingehenden Zahlungen – beteiligt. Joseph blieb einige Jahre in Paris, wo ihn auch seine Frau besuchte. Auch Abraham Mendelssohn war mit seiner Familie einige Monate im Jahr 1816 in Paris.

<sup>2</sup> Benjamin Mendelssohn hatte als freiwilliger Jäger auch an dem Feldzuge von 1815 gegen Napoleon teilgenommen, und zwar im Blücherschen Hauptquartier. Er wurde zum Second-Lieutenant befördert und erhielt als solcher im Oktober 1815 seinen Abschied.

<sup>3</sup> Ferdinand Moritz Levy, seit 1810 Baron Delmar, war ein Berliner Bankier, der besonders an französischen Geschäften beteiligt war und den späteren Teil seines Lebens in Paris verbrachte.

<sup>4</sup> Kein Brief Josephs von dieser Reise, der dem hier oben abgedruckten vorangeht, ist erhalten.

<sup>5</sup> Dorothea von Bühren, Tochter Peter Birons, des letzten Herzogs von Kurland, war seit 1807 mit Edmond de Talleyrand-Périgord, dem Neffen des französischen Staatsmannes, verheiratet; ihr Gatte erhielt den Titel Herzog von Dino, und Dorothea ist in der Geschichte als Herzogin von Dino bekannt.

mit dem wurden wir einig, daß er für uns Pferde entnahm und uns mit unter die Suite zurechnete. Die Dame war es auch zufrieden uns Deutsche in ihrem Gefolge zu haben, und so wurden wir ohne weiteres nach Paris hineingeknallt. Zwei Stationen von Brüssel fängt das französische Gebiet an, und zugleich mußten wir von der Chaussee herunter und einen Landweg nehmen, um Valenciennes zu umgehen. Kaum hatten wir die französische Grenze betreten, als wir aus jedem Bauernhause, aus jedem Kuhstall, eine weiße Flagge<sup>6</sup> wehen sahen. Wer den Lappen Leinwand nicht bezahlen konnte, machte sein pavillon aus Papier; es war aber keine einzige menschliche oder tierische Wohnung, die nicht durch die weiße Flagge ihre soumission au roi dargetan hätte. – Die Jugend der Dörfer begleitete uns überall mit dem Geschrei: vive le roi, vive les alliés, à bas l'empereur. Wir verstanden anfangs diese frohe Begeisterung nicht recht und meinten, es wären Ergießungen eines frohen Herzens; endlich gaben sie es uns deutlich zu verstehen, sie fingen an zu rufen: vive Louis dix huit – pour un livre, à bas l'empereur – pour un sous, Messieurs!, und so hatten wir bald keinen Sols mehr, um den einen leben und den andern sterben zu lassen. Ununterbrochen ging es so fort bis ungefähr 10 bis 12 Meilen von der Hauptstadt. Da haben sie die weißen Fahnen eingezogen, entweder weil sie sie nicht mögen oder weil sie sehen, daß es ihnen doch nichts hilft, denn hinterher haben wir wohl gesehen und hier in Paris durch hundert Äußerungen des Volkes bestätigt gefunden, daß sie diese weißen Fahnen für einen herrlichen Talisman halten, der ihnen die fremden Soldaten vom Leibe halten soll; sie glauben tout bonnement, wenn sie ihre soumission au roi erklären, so würde ja kein alliierter Magen so unartig sein, noch was von ihnen zu fordern. In der Tat war auch nicht die geringste Spur vom Kriege bis ungefähr 9 Meilen von Paris zu sehen, obschon wir dem Schauplatz der großen Schlachten bis auf eine halbe Meile nahe waren. Erst bei der Oise und bei der schönen steinernen Brücke, die bei Pont S<sup>t</sup>Maxence über die Oise führt, waren, wie man uns sagte, die Preußen in die große Chaussee eingetreten, und von da an fingen die Verwüstungen an, die bis Paris nicht aufhörten<sup>7</sup>. Alle Dörfer waren ausgeplündert, die Fenster und Türen zerschlagen, die Einwohner größtenteils davongelaufen, in manchen Dörfern endlich preußische Sauvegarde, die selbst preußische Detaschements, die durchgehen wollen, zurückweist, weil die Unordnungen zu groß waren und die Einwohner angefangen haben, aus Not Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. – Hier hörte ich nun überall gar traurige Worte für ein preußisches Herz, unser schöner Name war gewaltig übel angeschrieben. – Mit der Barriere von Paris hörten

---

<sup>6</sup> Die weiße Lilie war das Zeichen der Bourbonen.

<sup>7</sup> Ein inhaltlich ähnlicher Bericht über die Situation in Paris, der in einem Briefe Henriettes an ihre Schwägerin Lea Mendelssohn sich findet und vier Tage vor Josephs Brief geschrieben wurde, ist von *Sebastian Hensel*, Die Familie Mendelssohn, vol. I, Seite 83–85 abgedruckt.

die Verwüstungen auf, und 24 Stunden sind längst vergangen, ehe ich mich nur auf irgend eine Weise aus diesem Chaos herauswickeln konnte, um irgend eine Idee zu bekommen, wie die Sachen lagen. – Du wirst schon wissen, was im allgemeinen von der Lage der Dinge zu wissen ist: Bonaparte hat sich den Engländern übergeben, das ist gewiß, die Armee jenseits der Loire hat sich dem Könige submittiert, das war vorgestern gewiß, ist aber seit gestern bezweifelt und heute offiziell widersprochen. Indessen, wenn es auch wäre, so ist die Verwirrung in den Worten und in den Begriffen von Soumission und bürgerlicher Ordnung hier und in ganz Frankreich so ungeheuer groß, daß wirklich nur ein Gott sie zu lösen vermag. – Denke Dir nur erst einmal die Wirtschaft hier – Preußen, Russen, Österreicher, Bayern, Würtemberger, Engländer und tausend kleinere Truppenbröckchen, die verstehen sich von selbst; dann Nationalgarde, die die Sicherheit der Stadt versorgen sollen, ungefähr wie unsre Bürgergardisten; alte Nationalgarden von den Armeen, die noch immer truppweise von den Alliierten auseinander gejagt und zuhause geschickt werden; viel französische Soldaten, unbewaffnet, halb bewaffnet; viel französische alte Gens d'Armes mit ihren furchtbaren Gesichtern, die herumreiten und Ordnung halten, daß kein Lärm mit den alliierten Truppen entstehe – denk Dir nur dieselben Kerls von Hamburg her. Louis 18 dabei in den Tuilleries, ohne jedoch von irgend einem der Alliierten anerkannt zu sein für jetzt. Seine Nationalgarde bewacht ihn in den Tuilleries, und im Champs Elysées haben die Engländer ihr Lager aufgeschlagen. Amtliche Autoritäten gibt es eigentlich gar nicht, ich habe meinen Paß wollen visieren lassen auf der Polizei, um eine Aufenthaltskarte zu nehmen, und habe zur Antwort bekommen: da die fremden Truppen hier wären, so könne die Polizei sich nicht um die Fremden bekümmern, – so ist die Wirtschaft hier in der Stadt. Die Preußen liegen alle jenseits der Seine, und die Gemeinen werden nicht herübergelassen, die Engländer campieren in den Champs Elysées und in dem Bois de Boulogne und werden auch nicht hereingelassen, nur die Officiere von den Armeen siehet man herumgehen, die Gemeinen werden streng in ihren Quartieren gehalten, um Lärm zu verhüten. Wer nun weiter 5 Meilen von hier herum Herr ist, weiß kein Mensch und jede 10 Meilen ist wohl ein anderer Herr. Da ist z. B. erstlich die Armee jenseits der Loire, die aus der Armee bestehet, die capituliert hat vor Paris und zu der sich viel Reste der andern Armeen geschlagen hat; diese naht sich mit Soumission, läßt indessen weder einen königlichen noch einen alliierten Courier durch, und wie man allgemein sagt, verstärkt sie sich täglich durch Unzufriedene, die zu ihr stoßen. Die Garnison der Festungen machen eine eigene Autorität aus, viele wollen gar nichts von Louis 18 wissen, viele stecken die weiße Flagge aus, wollen aber keine Alliierten einlassen. Diese nehmen keine Notiz davon und schießen weiter. So gehet es z. B. im Fort de Vincennes,  $\frac{1}{2}$  Stunde von hier, und so gehet es in den meisten großen Festungen. – Dann eine Menge Freicorps, die gar keine andere Autorität als ihre eigene anerkennen, und die sich herum-



schlagen wie unsre Schillianer<sup>8</sup>. Dann Reste von der Südarmee, die weder mit der von der Loire noch mit Louis 18 halten, dazu nun die alliierten Armeen, die sich ausbreiten so weit sie können und überall, gereizt von Widerstand, Unheil und Verderben bringen. – So siehet es in Frankreich aus. Da stehet nun Louis 18 mit seiner heisern ohnmächtigen Stimme und will dieses heillose Gewirr von discordanten Tönen beschwichtigen, und alle Augenblicke kommen neue Proclamationen und Declamationen und Declarationen, die am Ende niemand liest als der Drucker. – Was soll das werden?

Unser alter Blücher hat hier vollkommen eine Alba-Rolle zu spielen angefangen, sein Name ist ein Schrecken der ganzen Gegend geworden und besonders der Stadt Paris. Er hat den Soldaten die Zügel gar sehr schießen lassen, hebt Contributionen mit großer Strenge und, was besonders gar schrecklichen Eindruck gemacht hat, er hat darauf bestanden, die Brücke von Jena zu sprengen<sup>9</sup>. Der Kaiser Alexander, Louis 18, alle haben sich umsonst verwendet, Blücher stand auf seinem Sinn und soll bei der Gelegenheit gesagt haben zu einem Deputierten, der sich für die Stadt verwendete, – je ferais une pette sur la France qui puera encore en cinquante ans. Ich mag dieses Wachstuben-Bonmot nicht garantieren, das Factum mit der Brücke aber ist wahr. Trotz alles Vorstellens ist Anstalt zur Sprengung gemacht worden – aber das Pulver verpuffte und die Brücke kam mit wenigem Schaden davon; dann kam unser König, der hat dann die Brücke begnadigt. – So ist nun unser preußischer Namen hier in ganz erschrecklichem Geruch. – Es mag recht sein, den Franzosen den Krieg etwas ernstlich fühlen zu lassen, damit sie ihn verabscheuen lernen, es mag recht sein, sie ein bißchen zu quälen, damit sie die ernstlichen Forderungen einräumen, die man an ihnen machen wird, um uns bald los zu werden – daß wir Preußen aber uns wieder brauchen lassen, den Schimpf und Fluch auf uns zu laden und die andren alle hinterdrein stehen und nur, wenn es zu teilen gibt, das beste davon nehmen, das ist schrecklich. Kosaken und Baschkiren und Ungarn und Tartaren sind lieber gesehen hier als die Preußen – so war es 1813 nicht. Der Kaiser Alexander ist der wahre bien aimé, und sie halten ihn alle für ihren Schutzgott gegen uns Preußen. Indessen sind die Franzosen diesmal wirklich derb aufs Maul geschlagen, und wenn die Herrn bei der Politik den Topf nicht überkochen lassen, so kann ein gutes Gericht zustande kommen. – Denk Dir, daß die Franzosen sich ganz ernstlich anschicken bedeutende Contributionen zu entrichten, – daß man ganz ernstlich und ruhig davon spricht, das Museum würde größtenteils eingepackt werden, um einem jedem zu geben, was ihm gebührt<sup>10</sup>. Bei dieser

<sup>8</sup> Anspielung auf das Guerilla-Krieg-Unternehmen des Freicorps unter Major Schill im Jahre 1809.

<sup>9</sup> Blüchers Verlangen, daß die Pont d’Jena gesprengt und die Erinnerung an die preußische Niederlage von Jena getilgt werden solle, ist historisch wahr.

<sup>10</sup> Der zweite Pariser Frieden, der am 20. November 1815 abgeschlossen wurde, ordnete in der Tat die Rücklieferung der Kunstwerke an, die Napoleon aus Deutschland und Italien nach Paris gebracht hatte.



Lea Mendelssohn Bartholdy, geb. Salomon, Frau Abraham Mendelssohn Bartholdys



Gelegenheit bekommt dann der Kaiser mehr als des Kaisers ist, denn Alexander nimmt z. B. sämtliche Medaillen zu sich. Du kannst daraus schließen, was jetzt mit den Franzosen zu machen ist, aber wie gesagt, überkochen muß man es nicht lassen, denn es könnte leicht sehr kraus werden. Soviel weiße Cocarden auch ausgesteckt werden, und sosehr alle ruhigen Bürger die Notwendigkeit einsehen, in den sauren Apfel Louis 18 zu beißen und auch herzhafte einbeißen, so gibt es doch viel schreckliche Lärmmacher, und es vergeht kein Tag, wo nicht in den Theatern, auf den Boulevards, Schlägereien sind, die, wenn die antiroyalistischen Armeen einmal irgend einen Vorteil haben sollten, leicht ernstlich werden können.

Leb recht wohl, ich schreib Dir morgen mehr – bisher war ich mir selbst böse, daß Du nicht mitgekommen bist. Hier aber ist die Wirtschaft noch zu kraus, als daß ich Dich gern hier gesehen hätte. Ich habe Dir noch viel zu sagen, aber keine Zeit und kein Papier mehr. Grüße Alexander herzlich, ich schreibe ihm balde.

Tu mir den Gefallen, liebe Hinni, zeige diesen Brief nur unsern Verwandten etwa – ich merke, es ist manches, was vielleicht nicht gern gesehen wird.

[12]

HENRIETTE (MARIA) MENDELSSOHN

AN LEA MENDELSSOHN BARTHOLDY, GEB. SALOMON

(Abschrift)

Paris, den 10. November 1816

Wir rechnen darauf, daß Sie heute abend in Berlin ankommen<sup>1</sup>, liebste Lea, und da ich mit Zuversicht auf den Schutz der Vorsehung für Sie und die lieben, lieben Kinder zähle – ich nehme den ungläubigen Erz-Vater Abraham nicht aus –, so freue ich mich aus meinem Zimmer heraus recht herzlich, Sie endlich in dem Ihrigen zu wissen. Indessen erwarte ich dennoch mit Ungeduld die Bestätigung meiner Wünsche und Hoffnungen, besonders nach jenen Fieberanfällen, die von allen Abraham's An- und Einfällen gewiß die schlechtesten waren; also nur noch diesmal, liebe Lea, sein Sie großmütig und schreiben Sie mir trotz aller Freunde und Beschäftigungen, die sich Ihre Zeit teilen. Nie kann ich es Ihnen genug sagen, wie lieb mir Ihre herrlichen Wunderbriefe waren, es ist eine verdiente und freudig erkannte Entschädigung dafür, daß Sie mir Ihre und der geliebten Kinder Gegenwart nicht länger haben gönnen wollen! Wie tief hat mich Ihre Beschreibung des Unfalls<sup>2</sup> gerührt, so heiter

<sup>1</sup> Abraham Mendelssohn und seine Familie hatten den Sommer 1816 in Paris verbracht.

<sup>2</sup> Paul, das jüngste Kind Abraham und Lea Mendelssohns (die anderen waren Fanny, Felix und Rebecka) war am 30. Oktober 1812 geboren; durch Versehen war er auf der Rückreise von Paris auf einer Poststation vergessen worden und dann, als der Wagen zurückfuhr, um ihn zu suchen, auf der Landstraße aufgefunden worden.

Sie auch zu sein scheinen; und so sehr wir dem Himmel für seinen Schutz zu danken hatten, konnte ich doch nicht umhin, den lebhaftesten Schrecken über die möglichen Folgen zu fühlen, und nun gar heute die Worte in dem so hübschen liebenswürdigen Brief von Felix: Wenn es nicht geregnet hätte, hätten wir unsern Paul nicht mehr. – Ein kalter Schauer überlief mich, und wie ich es Fannyn<sup>3</sup> vorlas, sagte das liebe Kind: nous allons bien remercier Dieu de ce que cela n'est pas arrivé! – Keine Zahl kann es aussprechen, wie oft wir der Kinder gedenken! Die Bildchen sind mir zugeschickt worden und hängen in *meinem* Zimmer am Kamin, wo ich jetzt den Spät-Abend zubringe. Sie sind wunderniedlich, aber der flache Elfenbein statt der runden festen lieblichen Gesalten dieses Kindes will mir doch nicht zu Sinn! Will ich aber ein noch lebhafteres Bild von meinem Paul, als vor meiner Seele steht, so laß ich mir von Fanny seine Brummereien vorstellen, und nun hat sie sogar den Ton seiner Stimme, wenn er Felix akkompagniert, richtig aufgefaßt und macht mir mit dieser Musik das größte Vergnügen. Sie selbst sagt täglich, stündlich, die rührendsten Dinge über ihre Liebe zu den Kindern und vorzüglich zu Paul; sie meint, sie würde ihren Bruder, wenn sie einen hätte, nicht so lieben. – Wenn sie deutsch lesen und sprechen soll, ist der Gedanke, daß sie es Ihren Kindern gewissermaßen näherbringt, wenn sie ihre Sprache weiß, ein hinlänglicher Sporn. Zuweilen kommen dann aber die wunderlichsten Phrasen; so sagte sie mir letzt – ich kratze mein *leg* –, wie Paul, wenn er böse ist. – Heute habe ich Madame Bigot<sup>4</sup> zum erstenmal besucht, beide früheren Sonntage ward ich verhindert; ich traf Herrn Baillot<sup>5</sup> dort an, und da ich schon

<sup>3</sup> Dies ist nicht Fanny Mendelssohn Bartholdy, sondern Fanny Sebastiani. Seit 1812 war Henriette Mendelssohn Erzieherin der Tochter des französischen Generals (später Marschall) Sebastiani. Zur Zeit, da sie diese neue Position antrat, bekehrte sie sich zur Katholischen Kirche und nahm, anstatt Henriette, den Namen Maria Henriette an. In einem Brief, den Hensel, vol. I, Seite 70–72, veröffentlichte, schildert sie ihr Leben in einem selbständigen Apartment des großen und eleganten Sebastianischen Hauses; die Bezeichnung „glänzendes Elend“, die Hensel gebraucht, ist nicht ungerechtfertigt. Wie Henriettes Bemerkung über Frau von Humboldt auf Seite 35 und ähnliche Bemerkungen in anderen Briefen zeigen, fühlte sie sich in der Freiheit ihres Umgangs etwas behindert. Das Leben im Hause eines hohen Napoleonischen Generals machte sie wohl vor allem in ihrem Verkehr mit Deutschen etwas vorsichtig. In einem späteren Briefe an Lea Mendelssohn vom 1. August 1818 beschreibt sie etwas apologetisch ein Zusammentreffen mit Marschall Davoust, unter dessen Regiment in Hamburg ihre Geschwister gelitten hatten und wegen dem sie von Hamburg nach Berlin geflüchtet waren. Nach Henriettes Beschreibung war Davoust ein warmer, freundlicher Mann, der leicht den Einflüssen anderer unterlag; siehe diese Charakteristiken Davousts in Hensel, vol. I, Seite 86–87.

<sup>4</sup> Marie Kiené Bigot de Morogues, 1786–1820, Pianistin, die in Wien als Beethoven-Interpreten bekannt wurde und dann in Paris lebte, wo sie Fanny und Felix während deren Pariser Aufenthalt unterrichtete.

<sup>5</sup> Pierre Marie François de Sales Baillot (1771–1842), französischer Violinist, Professor am Conservatoire, unter dem Felix in Paris studiert hatte. Eine Schilderung, wie 1825, bei Felix' Anwesenheit in Paris, Baillot Felix' H-Moll-Quartett spielte, ist von Hensel, vol. I, Seite 169–170 veröffentlicht worden.

Briefe mitgenommen hatte, konnte ich es beiden sogleich mitteilen, wie Sie sich über sie ausdrücken. Sie kennen Baillots gefühlvolle Miene, dieser Ausdruck war bleibend, so lang er von Fanny und Felix sprach, und wir sprachen von nichts anderm. Madame Bigot will mich am Dienstag besuchen, sie hat mir erzählt, daß Baillot in einer beinahe drückenden Lage ist und bei seiner Bescheidenheit kaum einen Ausweg sieht, die zu verbessern. Für diesen Winter will er Quartette geben und Billette dazu auf Subskription verteilen. Ich werde einige nehmen, weil ich denke meinem Felix ein Vergnügen zu machen, wenn ich etwas für seinen geliebten und ihn so liebenden Lehrer tue. Ihre Briefe, liebe Lea, enthalten so viel Gutes, Vortreffliches und Schönes, daß ich Ihnen nicht genug dafür danken kann. Das Erfreulichste ist mir, was Sie von der Schlegel<sup>6</sup> sagen. So ist auch dieser Wunsch erfüllt und dieses Gebet erhört, und diese gute Schwester sieht einer ruhigen heiteren Zukunft entgegen. Daß sie sich mit Ihren Kindern freuen würde, wußte ich wohl, habe ich sie doch noch nicht entbehren gelernt!

Gestern ist Herr Ternite<sup>7</sup> mit einem Besuch bei mir wiedergekommen! Er hat mir seine Zeichnungen und Stiche nach dem schönen Gemälde von Fiesole, das Sie auf der Gallerie bemerkt haben werden, gezeigt. Wirklich sehr schöne Gefühle, fleißig ausgeführte Arbeiten. Sie werden sie vielleicht in Berlin sehen, er schickt sie dem Könige zu. – Er erzählte mir, daß der Maler Wach<sup>8</sup>, ein junger Mann, der vom Könige hiehergeschickt worden, einen Brief von einem Freunde aus Rom erhalten, der ihm schreibt, daß Veit, Schadow und noch ein anderer Deutscher, ich glaube gar Berliner junger Maler, in diesem Augenblick für Bartholdy Zimmer al fresco malen<sup>9</sup>. Finden Sie das nicht recht in seinem großen Styl? Er sollte nur Papst werden. Bartholdy der Erste und Leo der Zehnte, der so wie Bartholdy alles Große und Schöne liebte, ohne weiter viel zu rechnen! – Frau von Staël ist hier, und ihre herzogliche Tochter<sup>10</sup> ist guter Hoffnung, worüber die poetische Mutter gar nicht guter Dinge ist, die Großmütterlichkeit mißfällt ihr, also weder Häßlichkeit noch Genie heilen von der

---

<sup>6</sup> Friedrich Schlegel war Legationsrat bei der österreichischen Gesandtschaft am Bundestag in Frankfurt geworden.

<sup>7</sup> Wilhelm Ternite, 1786–1871, ein Bildnis- und Historienmaler, war damals in Paris, um im Auftrage des Preußischen Königs die Kunstwerke, die Napoleon nach Paris gebracht hatte, zu reklamieren. Seine Zeichnungen nach Bildern Fra Angelicos (da Fiesole) machten ihn bekannt.

<sup>8</sup> Wilhelm Wach, 1787–1845, Maler, der 1815/17 unter Gros in Paris studierte.

<sup>9</sup> Dieser und der folgende Satz sind von Hensel, vol. I, Seite 137 veröffentlicht worden. Die Fresken, die Bartholdy in dem Hause, das er in Rom gemietet hatte (es ist der Palazzo Zuccaro, in dem sich jetzt die Hertziana befindet, aber das Haus wurde damals Casa Bartholdy genannt), malen ließ, waren das erste große Werk der Maler der Nazarener Schule. Die Fresken kamen später in die Berliner National-Galerie, siehe Seite 63 Anm. 3.

<sup>10</sup> Madame de Staëls Tochter Albertine hatte den Herzog von Broglie geheiratet.

Eitelkeit! Daß Frau von Humboldt<sup>11</sup> nicht herkömmt, ist mir wirklich leid! Ich hätte sie freilich wohl kaum sehn können, indessen ist doch das Bewußtsein eines solchen deutschen Hauses in Paris ein Großes und wäre für mich von allergrößtem Wert. – Noch einmal, liebe Lea, bitte ich Sie um die schnellsten Nachrichten von Ihrer aller glücklichen Ankunft, von Abrahams und der lieben Kinder Wohlbefinden. Ich küsse Sie alle und jeden besonders. Ich grüße Dich, meine liebe Fanny. Machen Sie, ich bitte, unsrer Hinni Vorwürfe, daß sie mir nicht antwortet, auf mehrere Briefe nicht. Sie können ihr am besten sagen, wie mich Ihre Briefe freuten. Tausend Grüße an die Meyer, Betty, Benny und Alexander. Empfehlen Sie mich Ihrer lieben Mutter<sup>12</sup> und der besten Tante Levy<sup>13</sup>. Ich grüße Dich, lieber Abraham, sag mir, wie es Dir geht. –

Mein lieber Felix,

Wenn mein Brief an Deine liebe Mutter nicht schon so lang geworden wäre, würde ich Dir auf ein eignes Blatt schreiben. Heute will ich Dir bloß auf diesem für Deinen sehr hübsch geschriebenen und gut gedachten Brief danken. Euer Abenteuer hätte zu fürchterliche Folgen haben können, als daß mich selbst Deine sehr lustige Beschreibung zum Lachen hätte bringen können. Daß der gütige Gott unsern Paul so sichtbar beschützt, dafür können wir ihm nicht genug danken. Daß Dein armer Vater im Kot gefallen ist, war auch so übel nicht, da hat er sich etwas abgekühlt, sonst würde er vielleicht üble Händel mit dem Postillon bekommen haben. – Nun, ich hoffe, Ihr seid nun alle glücklich zu Hause angelangt und Du hast schon alle Deine Freunde wieder gesehn. Wir denken Deiner hier sehr oft und mit Liebe, tue dasselbe für uns. Fanny hat mühsam aber gern an Euch alle geschrieben. Lebt wohl, grüße mir Fanny, Beckchen und Paul. Meine Fanny spricht ihm so natürlich nach, daß ich und sie selbst beinah glauben, wir hörten ihn. –

Denk nur, daß heute schon bleibender Schnee gefallen ist. –

Hat man in Berlin Ihre Kinder, liebe Lea, nicht auffallend größer, stärker, und, ich möchte sagen, noch liebenswürdiger gefunden? Erzählen Sie doch an Abraham, daß Joseph<sup>14</sup> italiänisch lernt, und zwar mit Pio<sup>15</sup>, der voll Freude ist, wieder einen Mendelssohn zu unterrichten. Finden Sie's aber nicht hübsch von Joseph? – Ich glaube, er tut es der Catalani<sup>16</sup> zu Liebe, das fällt mir eben ein, und ich muß es ihm auf den Kopf zusagen.

---

<sup>11</sup> Es war damals entschieden, daß Wilhelm von Humboldt nicht, wie ursprünglich vorgesehen, als Preußischer Gesandter nach Paris, sondern nach London gehen würde.

<sup>12</sup> Lea Mendelssohns Mutter war Bella Salomon, Tochter des preußischen Hofbankiers Daniel Itzig; über ihn siehe die Einleitung und auch den Stammbaum Itzig.

<sup>13</sup> Sara Levy, Schwester der Vorigen, war eine in der Berliner Gesellschaft sehr bekannte Persönlichkeit, die als Freundin und Schülerin der Söhne Bachs und Zelters auf das Berliner Musikleben einen großen Einfluß ausübte.

<sup>14</sup> Joseph Mendelssohn war noch immer in Paris.

<sup>15</sup> ?

<sup>16</sup> Italienische Sängerin, 1782–1844, die in London und Paris wirkte.

[13]

JOSEPH MENDELSSOHN AN HENRIETTE (HINNI) MENDELSSOHN, GEB. MEYER  
(Original)

Paris, den 24. Januar 1817

Liebe Hinni! Du hast mir so oft vorgeworfen, daß ich meine üble Laune und Brummerei verschlucke, und mich aufgefordert sie auszulassen, daß Du es auch endlich haben sollst. Du sollst wissen, ich bin sehr verdrießlich. Ich bin gesund, es geht mir nichts ab, ich habe nicht Ursache zu klagen, ich weiß nicht, was ich will, ich bin aber doch verdrießlich. Der Winter dauert mir diesmal so schrecklich lang wie noch nie, wozu dann wohl das unendliche Klatschwetter viel beiträgt. Ich sehne mich nach einem Mund voll kalter Luft. Umsonst, sie ist beständig so lauwarm wie Wasser, das auf dem Ofen gestanden hat. – Gestern bin ich endlich mit dem 4. Teil von Goethe<sup>1</sup> sehr angenehm überrascht worden, ich weiß nicht, wessen Güte ich es verdanke; Flersheim aus Frankfurt hat ihn mir mit einem Reisenden geschickt. – Da habe ich mich dann gestern mittag ganz allein mit zwei Lichten, meinem Beefsteak, meinem Viertel Poulet gras und einer halben Flasche Wein und den Goethe in der Hand königlich vergnügt. Ich bin noch nicht weit darin gekommen, denn ich lese das Buch mit soviel Verstand als ich habe, und genieße es recht. Entsinnst Du Dich der Scene, wie er auf dem Turm von Malcesine sitzt, zeichnet, und die Leute ihn für einen Spion halten? Es gibt kein schöneres geschriebenes Gemälde. – Recht getröstet hat es mich, daß Goethe so viel vom Wetter spricht, das Gespräch vom Wetter ist so verrufen, daß man sich schämt, wenn man sich darüber ertappt, und doch hilft es nichts, es drängt sich unwillkürlich auf, weil man unwillkürlich Atem holen muß. – Der Goethe hat mir nun auch zu einer recht französischen Scene Anlaß gegeben: Ich hatt es kaum erhalten, echt deutsch, ökonomisch selbst mit seinen herrlichsten Werken, in schlechtem Löschpapier, ganz unmöglich ungebunden zu lesen, so rief ich unsern französischen garçon de caisse und trage ihm auf, er soll es zum Buchbinder tragen, ihm aber ja empfehlen, es bald fertig zu machen. Er gehet weg, und es vergehet wohl eine starke halbe Stunde, er kommt nicht wieder, obschon der Buchbinder sehr nahe wohnt. Ich nehme mir vor, ihn tüchtig zu zanken, wenn er wiederkommt, weil er zu andern Gängen gebraucht wird. Nun kommt er, und denk Dir mein Verwundern, er bringt mir das Buch gebunden mit.

Der Spectacel hier im Hotel ist nicht mehr auszuhalten – ich werde wohl ausziehen. Seitdem die großen englischen Banquiers<sup>2</sup>, die Frankreich und die Welt stützen sollen, hier wohnen, stehet der große Hof beständig voll Carossen und Livreen, und mein bescheidenes Cabriolet, das wohl sonst recht hübsch

---

<sup>1</sup> Wie aus dem Folgenden hervorgeht, las Joseph Mendelssohn damals Goethes Italienische Reise, die im 4. Band von Goethes Werken herausgekommen war.

<sup>2</sup> Baring, Coutts und der Londoner Rothschild waren englische Banken, die an den Verhandlungen über die Abwicklung der französischen Kriegskontribution beteiligt waren.



gefunden worden ist, muß sich ganz im Winkel verkriechen. Glaube aber nur nicht, daß das an meiner Verdrießlichkeit Schuld hat, ich wollte nur erst, es wäre gewiß, daß die Herren mich mit meinem Cabriolet wegschickten und frei ziehen ließen. – Der Himmel gebe uns einen schönen Sommer und Freiheit und Gesundheit ihn zu genießen; ich sehne mich danach wie ein Mädchen zum Buhlen.

Lebe wohl, in 14 Tagen etwa weißt Du etwas Bestimmtes von mir hier, bleib gesund, grüße die Söhne recht herzlich,

Dein J. M.

[14]

REBECKA MEYER AN ROSA HERZ, GEB. BACHER

(Original)

Berlin, den 2. März 1818

Was sagst Du denn dazu, liebstes Röschen, daß ich endlich auch ins Licht geflogen bin<sup>1</sup>? Du wirst die Kunde von dieser eminenten Nachricht wohl schon früher bekommen haben, als ich im Stande war sie Dir zu geben, durch unsre gute Jette<sup>2</sup>, der Mutter sogleich geschrieben hat. Wie gerne hätte ich Dir schon längst geschrieben, wenn ich nicht tausend Abhaltungen, worunter ich besonders das zähle, daß Mutter so oft krank ist, gehabt hätte, und wenn von den hunderttausend Dingen, die ich Dir vor allen andren und besonders über diese Sache zu sagen habe, ein einziges fähig wäre der Feder anvertraut zu werden. Hier möchte ich Dich haben, das ist und bleibt ewig mein innigster Wunsch, und wenn mich etwas traurig macht, so ist es, daß unsre Residenzen, Deine jetzigen und meine künftigen, so weit auseinander liegen. Übrigens ist an meiner Lage alles so, wie es sich ein vernünftiger Mensch, der Lust hat das Fehlende hinzuzutun, nur wünschen kann, und von dem Grade meiner Fähigkeit dazu wird allein der Grad meines künftigen Glückes abhängen; die übrigen Glieder meiner Familie leben alle in dem ruhigsten sorgenlosesten Verhältnisse. Meine äußere Lage wird der ihrigen gleich, und meine innere muß es auch werden, wenn ich danach zu handeln weiß, denn der junge Mann hat für mich eine mir ganz unbegreifliche Liebe und hängt im genauesten Sinne des Wortes von meinem Blicke ab. Gott weiß, wie ich dazu komme; Du weißt, ich habe so etwas nie herbei zu führen gewußt und hier, versichre ich Dich, am allerwenigsten, aber es ist so, und nun kann ich nichts Geringeres tun als es mit Dank anerkennen. Was gäbe ich nicht darum, könnte ich nur einen einzigen Abend wie vormals mit Dir verplaudern! Kömmst Du denn gar nicht einmal nach Berlin? Freilich kann ich Dir keinen Ersatz für Kiel hier

---

<sup>1</sup> Rebecka (Betty) Meyer hatte sich mit Heinrich Beer, Bruder des Komponisten Giacomo Meyerbeer und Sohn des Bankiers Jacob Herz Beer, verlobt; sie hatte lange gezögert, den Antrag Heinrich Beers anzunehmen, wie aus Briefen Henriette Mendelssohns aus Paris, wo Betty Meyer längere Zeit gelebt hatte, hervorgeht.

<sup>2</sup> Henriette (Maria) Mendelssohn.

versprechen, in Rücksicht der Gegend weißt Du es so gut als ich Dir's sagen kann, und in Rücksicht des Umgangs wahrlich auch nicht. Berlin hat sich von dieser Seite unbegreiflich verschlimmert, und Du wirst mir es kaum glauben, daß ich wahrlich außer Zerline Oppert (vormaligem Zerlinchen Oppenheim)<sup>3</sup> auch nicht eine einzige Bekannte habe, die mir so recht eigentlich und ordentlich behagt. Die Mädchen, jüdische und christliche, sind alle entweder unausstehliche Zierpuppen oder Husaren; die Frauen stecken so tief in ennuyante Familien, und die Männer kennen nichts als Ressource, Theater, Conditor und Tabackspfeife. Wirklich kann man es kaum für einen Vorzug halten vermögend zu sein, wenn man gedrungen ist, es hier zu verzehren, da man im Winter keine Freude hat als das Theater, das auch schon den Krebsgang geht, und im Sommer vor Staub und erbärmlicher Gegend nicht einmal eine Spazierfahrt machen kann. Mein liebster Aufenthalt hier umher ist Potsdam und Sanssoucis; letzteres, weil es wirklich reizend ist, und ersteres, weil ich (lache mich nur nicht aus) bei jedem Fußstritte denke „hier ist Röschen auch gegangen, hier hat Röschen so viele vergnügte Stunden gehabt“. Es ist doch traurig, daß die wenigen Menschen, die man in der Welt nach seinem Herzen findet, von einem entfernt leben sollen und müssen! – Selbst von unserer Familie haben wir wenig Nutzen, da immer nur einer von den Brüdern<sup>4</sup> anwesend ist; gegenwärtig ist Hinni schon seit  $\frac{3}{4}$  Jahren mit Mann und Maus in Paris<sup>5</sup>. Gegen Mitte des Sommers erwarten wir sie mit Joseph und Benny zurück; Alex hingegen ist vor wenigen Wochen nach Bremen gegangen, wo er wenigstens zwei Jahre bleiben wird, um die Handlung zu erlernen. Gestern ist Fränkel mit den Seinigen auch nach Paris gegangen, Abraham aber ist hier und hat himmlische Kinder, besonders die drei jüngsten. Fanny, die einzige, wie mich dünkt, die Du kennst, ist die wenigst hübsche und für diesen Augenblick etwas stark altklug, kann aber, wenn sie in ihr Wesen hineinwächst, recht liebenswürdig werden, denn sie hat sehr viel Verstand; Felix ist engelschön und ein wahrhaftes Genie in der Musik; Beckchen sieht aus wie Marianne Saaling<sup>6</sup> und spricht wunderniedlich, und Paul, der Jüngste, ist das Schönste, Schelmischste und Durchtriebenste, was ich mir denken kann. Wenn nur die große Stadt einen ganzen Bissen an ihnen läßt, das ist alles, was ich wünsche. Jetzt sind sie allerliebste.

Heute bin ich doch unbescheiden mit plaudern gewesen, dächte ich, aber Du verdienst eine Strafe dafür, daß Du meine dringende Bitte, mir doch ja bald wieder zu schreiben, so unerhört gelassen hast, und ich sage Dir, wenn ich nun nicht bald [einen] Brief bekomme, mache ich es noch ärger. Mutter

---

<sup>3</sup> Wohl eine Verwandte.

<sup>4</sup> Abraham und Joseph Mendelssohn, Brüder der Mutter Rebecka Meyers.

<sup>5</sup> Siehe oben, Seite 28 Anm. 1.

<sup>6</sup> Marianne Saaling (Salomon), 1786–1869, war eine Verwandte der Mendelssohns durch Abrahams Frau Lea, geb. Salomon. Marianne Saaling war eine berühmte Schönheit. Sie wird im folgenden öfters erwähnt werden.

küßt und grüßt Dich hunderttausendmal, sie ist, so wie eigentlich mein Vater und alle andren auch, sehr vergnügt über meinen Entschluß, nur daß sie jetzt leider so häufig kränzelt. Viele Grüße von uns beiden an Herz. Schreibe ja bald.

Ewig Deine

Betty Meyer

[15]

HENRIETTE (MARIA) MENDELSSOHN

AN LEA MENDELSSOHN BARTHOLDY, GEB. SALOMON

(Abschrift)

Viry, den 26. Mai (1819)

Ich habe Ihre lieben angenehmen Briefe, die mir Abraham<sup>1</sup> mitgeteilt hat, nicht lesen können, beste Lea, ohne mich zum Schreiben angeregt zu fühlen, und das ist gewiß ein ebenso großes Wunder als das, welches man dem Amphion<sup>2</sup> zuschreibt, aber so ist unsre alles herabwürdigende Zeit; anstatt daß Ihnen Ihre himmlische Eloquenz einen Tempel oder sonst etwas der Art verschafft, wird es mit einem Stückchen Papier abgetan, und Sie müssen mit dem Namen Briefe-Erzeugerin vorlieb nehmen, der doch nicht einmal so gut klingt als Städte-Erbauerin. Wie dem auch sei, genug, Sie haben mich zum Schreiben *bewegt*, den Geist müssen Sie hineinlegen. – Ich habe den guten, redlichen edlen Bruder, Mann und *Erzvater* mit wahrer Freude wiedergesehn, und er hat mich auch schon hier auf dem Lande besucht, wo wir Ihrer und der Kinder gedachten . . . Ich dachte, ihn die Nacht über hier behalten zu können, und er hatte es halb zugesagt, mit dem sinkenden Tage aber überfiel ihn auf einmal der Gedanke, daß er vielleicht einen Ihrer fehlenden Briefe, den er mit unruhiger Sehnsucht erwartete, in Paris finden könnte, und da war er nicht mehr zu halten; er ging und ließ mir den peinlichen Gedanken von einer Schwimmschule, in der Felix jetzt Unterricht nimmt, und in meiner dunklen Einbildungskraft, wo nur höchstens ein schwaches gebrochenes Licht von oben hinein fällt, tat das seine gehörige Wirkung. Dazu hatten wir die Abrede genommen, daß, wenn er Briefe fände und beruhigt sei, er mir nicht schreiben würde. Denken Sie sich daher meinen Schreck, als ich diesen Morgen einen Brief von ihm erhielt. Es war aber bloß eine augenblickliche Unruh und eine Güte von Abraham, der mich trotz der Abrede versichern wollte, daß alles wohl bei Ihnen ist. Gott sei Dank dafür. Wie es aber der arme Mann anfangen wird, nun sei-

---

<sup>1</sup> Abraham Mendelssohn war vom Frühjahr 1819 bis zum Herbst 1820 in Paris. Briefe an seine Kinder von dieser Reise sind bei Hensel, vol. I, Seite 110–117 abgedruckt. Einige kurze Abschnitte des obigen Briefes sind auch bei Hensel, vol. I, Seite 124–125 veröffentlicht, aber da Hensel den viel längeren Teil, der für Henriette Mendelssohn sehr charakteristischen maliziösen Klatsch enthält, ausließ, schien eine Veröffentlichung dieses Briefes in seiner Gesamtheit gerechtfertigt.

<sup>2</sup> Amphion, eine mythische Figur der klassischen Welt, wurde nachgesagt, mit dem Spielen seiner Lyra Steine angelockt zu haben, so daß sie sich zu einer Mauer zusammenfügten.

nen Sommer so allein in Paris zu verleben, daß weiß ich noch nicht. Fränkels, Foulds, alle seine neuen Bekanntschaften, die er auf einer Fahrt nach Ermenonville gemacht hat, verlassen Paris, Foulds sogar das Land, um nach den Bädern von Bourbonne zu gehn. Auch die Opera buffa scheint ihn nicht mehr anzuziehen, und mit Recht zieht er seine *Hauskapelle* allen berühmtesten Virtuosen vor. Indessen scheint er mir ganz resigniert und ich muß sagen, in manchem andern noch sehr vorteilhaft verändert; er erkennt, daß er glücklich ist, fühlt es lebendig in sich, und das hat ihn verjüngt. Ich finde ihn gar nicht mehr so heraklitisch<sup>3</sup>, bloß ernst, wie es einem Manne, und zuweilen gerührt, wie es einem Gatten und Vater ziemt, der von allem, was er liebt, getrennt ist. – Wie kömmt es Ihnen vor oder wie komme ich Ihnen vor, daß ich Ihnen drei Seiten lang von Ihrem eignen Mann spreche! Wenn Sie es nicht als ein hommage à votre vertu nehmen, könnte Ihnen diese schwesterliche Herzensergießung, die Sie von dem unterhält, das Sie besser wissen, sehr langweilig vorkommen! – Aufrichtig aber weiß ich nicht, was Sie aus meinem Leben interessieren könnte. Ich habe den Winter über sehr einsam und eingezogener als je gelebt, ich bin nicht zweimal in 6 Monaten in Gesellschaft und noch weniger im Theater gewesen, und nun lebe ich hier mit Fanny unter Blumen, Blüten, Bäumen und Wasserfällen ein sehr einsames, aber doch vergnügliches Leben, von dem sich nur nicht viel sagen läßt, denn es bleibt doch wahr, bloß Menschen sind dem Menschen wichtig, in der sinnlichen Natur ist alles Übrige bloß Zugabe. – In der ersten Hälfte des Winters hatte ich die Freude, Bartholdy in Paris zu sehn, der mir sehr lieb ist. Wir haben uns auch schon wechselseitig geschrieben, aber wie gewöhnlich bin ich ihm eine Antwort schuldig, und ich habe leider von meinen Freunden bloß strenge Gerechtigkeit zu hoffen, das ächte mosaische Gesetz, Aug' für Auge, Brief für Brief! Mit der Pereira<sup>4</sup> war ich auch in einem augenblicklichen Briefwechsel, ich bat sie um Nachrichten von Friedrich Schlegel; sie gab sie mir und schrieb mir unter andern, ich möchte mich nur ja nicht bemühen, sie mir als ernste Mutter vorzustellen; ich hatte ihr nämlich gesagt, es käme mir schwer an, mir die blühende Henriette so zu denken, – alle Leute nähmen sie für die Schwester ihres ältesten Sohnes. Da meine Berichte herüber so ganz anders lauten und der Kalender denn doch auch ein Wort mitzureden hat, so mußte ich this flattering tale of vanity ein wenig belächeln. Was denken Sie von Pauline Cesar<sup>5</sup>, so nennt sich die Wiesel

---

<sup>3</sup> In einem undatierten Briefe des Jahres 1817 hatte Henriette an Lea berichtet, daß Dorothea Schlegel ihre Brüder Abraham und Joseph Heraklit und Demokrit nenne.

<sup>4</sup> Henriette Pereira war die Tochter Fanny Arnsteins, die eine Cousine Lea Mendelssohn Bartholdys war, siehe *Hilde Spiel*, Fanny Arnstein oder die Emanzipation, Frankfurt 1962, und den Stammbaum Itzig.

<sup>5</sup> Cesar war der Mädchename von Pauline Wiesel, die, am Anfang des Jahrhunderts in Berlin, als Freundin von Gentz und anderer Schriftsteller und als Geliebte von Prinz Louis Ferdinand viel bewundert war. Sie starb 1848 als Baroneß Vincent.

jetzt, die vor einem Monat seelenallein mit einem Curier von Carlsruh, wo sie mehrere Monate bei Varnhagens<sup>6</sup> gelebt, nach Paris kömmt, sich auch wieder ganz allein in einem Entresol, Boulevard des Italiens, einmietet und mir schreibt, sie wünsche mich besuchen zu dürfen, wenn ich allein wäre. Ich zeigte ihr einen Sonntag-Vormittag an, sie kam auch wirklich und blieb mehrere Stunden, in welchen sie mir unter vielen Tränen den Tod ihres Kindes, eines Mädchens von 15 Jahren, mit welcher sie zuletzt während 3 Jahre ganz allein in einer Schweizer Hütte bei Monet gelebt hatte, und die dort in ihren Armen gestorben ist. Ich versichere Sie, es war rührend und wirklich poetisch, sie über dieses Kind und ihren Tod zu hören. Wie ihre Stimmung beim Frühstück sich erheiterte, frug ich sie: Sagen Sie mir aufrichtig, liebe Pauline, haben Sie in der Schweiz keinen amant gehabt? – Ach nein, liebe Mendeline, das Land ist dazu nicht geeignet. – Man kann nichts Erschöpfenderes von der Schweiz sagen und gewiß es nicht komischer anbringen. Ich habe es Abraham erzählt, den es herzlich lachen machte. Übrigens aber war ich hart genug, Paulinen zu schreiben, ich könnte sie nicht wiedersehn. Ihr ganzes Leben, Trachten und Sinnen paßt nicht mehr zu dem meinen und ist mir störend, ohne daß meine Gesellschaft ihr angenehm oder nützlich sein könnte. Dazu kömmt, daß Fanny<sup>7</sup> heranwächst, deutsch versteht, und sich ein solches Deutsch und eine solche Deutsche nicht zu erklären wüßte. Ich wollte, ich hätte das halb gerührte, halb empfindliche Billet verwahrt, das sie mir antwortete, – ich würde es Ihnen schicken. – Wie ich nach Paris gehe, werde ich mich aber dennoch erkundigen lassen, in der Stille wenigstens, was aus ihr wird; ich fürchte eigentlich für sie; sie versicherte mich, daß die Menschen ihr zuwider wären, daß sie Tage lang allein in St. Cloud oder in der umliegenden Gegend zubringe und Blumen ihr einziger Genuß jetzt seien. Vielleicht war das bloß einer Erdichtung, um mich zu beruhigen, da ich sie nicht immer so sylphenhaft gesehn, aber auf jeden Fall schien sie mir gereizt, halb unglücklich, halb leichtsinnig und in einem mir wenigstens so verworren erscheinenden Gemütszustande, daß ich besorgt um sie bin. Für ihren Unterhalt ist gesorgt, wie sie mir sagt, und sie erwartet Gentz<sup>8</sup>, der sie im July irgendwo treffen will, um mit ihr nach Italien zu reisen. – Sie wissen wohl schon, daß die Frau von Humboldt und die Herz<sup>9</sup> Rom verlassen haben und nach einem kurzen Aufenthalt in Florenz Berlin verherrlichen werden. Von der Frau von Hum-

---

<sup>6</sup> Pauline Wiesel war seit dem Anfang des Jahrhunderts eng mit Rahel (Levin) Varnhagen befreundet.

<sup>7</sup> Sebastiani.

<sup>8</sup> Gentz, damals in Wien als Gehilfe Metternichs lebend, hatte Pauline Wiesel 1818 in Heidelberg, vor der Konferenz von Aachen, deren Protokoll er führte, getroffen.

<sup>9</sup> Caroline von Humboldt hatte ihren Mann nicht nach London begleitet, sondern war im Mai 1817 nach Rom gereist. Henriette Herz war im Oktober 1817 dort angekommen und reiste im Mai 1819 mit Caroline von Humboldt nach Deutschland zurück. Wahrscheinlich hatte Henriette Informationen über diese Reise von ihrer Schwester Dorothea Schlegel, die seit Juni 1818 in Rom war.

boldt kann man wohl ohne Ironie so sagen, es ist doch kein Scherz, überall die geistreichsten Leute um sich zu versammeln. Die *Sabne* aller Gebildeten, um mich mit Madame Fränkel auszudrücken! Ich habe unsrer lieben, meiner herzlich geliebten Hinni, schon erzählt, wie das der Fränkel gelungen, einen wahren Zirkel von ächten Franzosen, und zwar recht unterrichteten Leuten, zu haben. Abraham gefiel sich sehr mit ihnen, und es ist ein rechtes Verdienst von der Fränkel, sie gesucht, und ein Talent, sie gefunden zu haben. Dafür verläßt sie aber Paris auch sehr ungern, wo es ihr wirklich recht gut ging. Ich will schlecht sein und anstatt an meine Fanny Mendelssohn eigends zu schreiben, sie bloß mit einem recht liebevollen Gruß auf nächstens verweisen, und Ihnen dafür eine alte Anekdote erzählen, die ich Ihnen schon im Februar schreiben wollte, da Sie wohl eben so viel Sinn für Anekdoten haben als Ihr Bruder<sup>10</sup>, der sich eigentlich welche bei mir bestellt. – Sie haben doch wohl Lady Morgan's France gelesen und erinnern sich, was sie von einem Lakeien der Madame de Gontaut sagt, der gewöhnlich in Baskenkleidung und wirklich ein schöner Mensch ist<sup>11</sup>. Die Lady sagt sehr naiv, daß sie diesen Menschen habe ins Zimmer treten sehn, als es eben hieß: voilà le roi – bei seinem Einzuge am 3 ten Mai nämlich –, sie habe nur Augen und Aufmerksamkeit für dieses Ideal haben können. – Diesen Winter nun auf einem Maskenball bei der Herzogin von Ragusa, machte sich Monsieur de Forbin viel mit Lady Morgan zu schaffen, sagte ihr die schmeichelhaftesten Dinge über ihren Geist, stellte sich gerührt und glücklich, sie endlich unterhalten zu können; sie kannte ihn nicht und war natürlich sehr begierig seinen Namen zu wissen. Auf ihre Bitten sagte er endlich: Je suis un homme qui vous doit tout, Madame, vous m'avez fait connaître, vous m'avez rendu célèbre puisqu'il est sûr que j'ai su toucher votre cœur. – Und wie sie's nun gar nicht aushalten kann vor Neugier, sagte er ganz laut: Je suis le Basque de Madame de Gontaut. – Den Tag darauf reiste Lady Morgan nach Italien, und die Pariser finden sich durch diese witzige Bosheit hinlänglich gerächt an dieser englischen Klatsch-Muse.

Adieu, liebe Lea, ich werde Fanny's Stammbuch-Blätter nächstens schicken, und Fanny Sebastiani will den Kindern allen schreiben, Gott weiß wann, aber von mir sollen diese lieben Creaturen recht bald hören. Grüße, die herzlichsten, für die Meyer, die, wie ich höre, den Sommer bei Ihnen zubringt. Wie geht es denn Betty'n<sup>12</sup> in ihrer Feenwelt, und warum gehört denn die Meyer nicht dazu! Ich freilich finde, daß diese den *bessern* Teil erwählt hat. Ich habe Ihnen noch nicht für die Medaillons gedankt, die Sie mir mit Ihrer gewohnten liebenswürdigen Aufmerksamkeit geschickt haben. Ich vertraue

---

<sup>10</sup> Jacob Bartholdy.

<sup>11</sup> Die Stelle in *Lady Morgans France*, auf die Henriette Mendelssohn anspielt, findet sich in der vierten Auflage des Buches, London 1818, auf Seiten 134–135. Lady Morgans Anekdote von dem schönen Basken im Hause der Duchesse de Gontaut beruhte auf geographischer Unkenntnis und Unverständnis französischer Sitten.

<sup>12</sup> Betty Beer, geborene Meyer.

Ihnen, und Sie werden nicht böse sein, daß ich sie, da ich die ähnlichen schon besitze, einem jungen Grafen Custine<sup>13</sup>, der deutsch liest und Deutschland liebt, geschenkt habe und ihn sowohl wie seine Mutter dadurch gewonnen habe. – Gott erhalte Sie, liebe Lea. Werden Sie mir schreiben? Fanny<sup>14</sup> grüßt herzlich, sie ist groß und stark geworden und lieblich geblieben.

[16]

DOROTHEA VON SCHLEGEL, GEB. MENDELSSOHN, AN SIMON VEIT<sup>1</sup>

(Original)

Rom, den 28. August 1819

Mein wahrer, und hochgeehrter Freund!

Wie soll ich wohl mit Worten ausdrücken, was Dein Schreiben – der unwiderlegliche Beweis Deiner Verzeihung und treuen Freundschaft – für Empfindungen in mir erregt, wie tief mich Deine Worte gerührt haben! Ich habe alles Gott zu Füßen gelegt im Gebete, ich kann ja nichts tun, nur Er allein im Himmel, der Ewig-Allmächtige, kann geschehenes Unrecht, wenn wir es aufrichtig vor ihn bekennen, durch seine Allmacht für die Ewigkeit ungeschehen machen, kann Böses in Gutes verwandeln. Das ist meine Hoffnung! Eins nur beschwöre ich Dich – denn warum soll ich wagen, Dich zu heftig durch zu vieles Schreiben anzuregen und Dir vielleicht zu schaden? Eins nur: klage Du Dich doch ja über nichts an! Du kannst wohl ganz ruhig sein und Dich in Deinen ohnehin großen Schmerzen und körperlichen Leiden des innern Friedens im Bewußtsein Dich erfreuen, daß Du an nichts schuld bist! Ich weiß nur zu wohl, daß meine Starrköpfigkeit, mein Eigensinn, meine Heftigkeit, Leidenschaftlichkeit, meine unseelige Unruh, Unzufriedenheit und Phantasterei, ein gewisses sträfliches Treiben nach etwas Fremden, Unbekannten mich herumtrieb, und ich allein bin schuld an unserer Trennung, und an alles, was Gott mir verzeihen wolle, wie Du mir verziehen hast! – Wäre damals schon eine *wahre* Bildung mein Streben gewesen, so wie es eine *falsche* war; hätte ich damals das Licht des wahren Glaubens, die einzige beseelende Richtung nach den Gütern des ewigen Lebens erkannt, vieles wäre dann wohl anders und besser gelenkt worden. Gottes Barmherzigkeit hat mich mit Vater-Güte verschont – und auf einem Wege, wo so viele verloren gehen, habe ich das ewige Leben gefunden und bin von schrecklichen Abwegen zurückgehalten worden.

---

<sup>13</sup> Adolphe Marquis de Custine, der durch seine Reisebücher, vor allem seine Beschreibung Rußlands, bekannt wurde, war damals 29 Jahre alt.

<sup>14</sup> Sebastiani.

<sup>1</sup> Dieser Brief ist schon veröffentlicht worden, aber ist so bedeutend für das Verständnis Dorothea Schlegels, daß sich seine Wiederveröffentlichung an dieser Stelle rechtfertigt; die erste Veröffentlichung des Briefes findet sich in dem Aufsatz von Theodor Zondek, „Dorothea Schlegel und Simon Veit“, Bulletin des Leo Baeck Instituts, Bd. V (1962), Seite 302–305, wo auch berichtet wird, daß Dorothea Schlegel von ihrem Sohne Johannes über die Krankheit Simon Veits informiert worden war.

Ewig will ich Gott dafür loben und ihn bitten, daß er Dich für Deine große Milde, da Du segnest, wo andere geflucht haben möchten, daß er Dich mit seinen ewigen Gütern lohne und Dir den Frieden Gottes gebe, wie er ihn mir gegeben hat, damit wir dereinst in seiner ewigen Klarheit auf ewig vereint leben mögen! Wohl hast Du recht, daß wir uns nicht scheuen sollen an den Tod zu denken, da er uns doch früher oder später gewiß ist, und Gott allein es weiß, wann unser Ziel da ist. Schwache Personen überleben oft nach seinen unerforschlichen Ratschlüssen die Stärksten; und das Alter muß oft die Jugend zu Grabe tragen. Ich habe immer noch die Hoffnung für Dich, daß Du Dich wieder erholen und noch eine Reihe vergnügter Jahre das Wohlgelingen Deiner lieben Söhne Dich erfreuen wirst! Ich bete täglich zu Gott für Deine Genesung und für Deinen Frieden, und viele andere noch vereinigen sich mit mir in diesem Gebete. Gott wolle uns erhören! Die beiden Gemälde der Söhne<sup>2</sup> sind bereits ungefähr drei oder vier Wochen unterwegs, und hoffentlich werden sie zu Ende des künftigen Monats in Berlin eintreffen. Sie werden Dir gewiß Freude machen. Johann seines durch die Frömmigkeit und den Ausdruck des Friedens und der innigen Liebe und demutsvollen Einfalt; Philipp seins durch das Grandiose der Erfindung wie der Behandlung; in beiden ist eine seltene Harmonie der Farben, und tadellose Zeichnung bei großer Schönheit der Köpfe. Öffentlich dürfen wir dergleichen nicht sagen, weil man uns Parteilichkeit würde schuld geben, aber unter uns dürfen wir es<sup>3</sup> dies wohl gestehen, daß sie zu den allerbesten Werken unserer Zeit gehören. – Ich weiß nicht, ob Philipp Dir heute schreiben wird, er ist sehr fleißig. Gott sei mit Dir, laß mich Dir empfohlen sein, und laß mich Dich noch einmal durch Gott um Verzeihung bitten.

D.

[17]

HENRIETTE (MARIA) MENDELSSOHN AN FANNY MENDELSSOHN BARTHOLDY  
(Abschrift)

Paris, den 3. März (1821)

Wie es mir möglich war, liebe Fanny, Dein und Deiner lieben Mutter Brief vom 4. Februar bis heute unbeantwortet zu lassen, begreife ich selbst nicht, ich glaube beinah, ich habe den ganzen Monat damit zugebracht, den Brief zu wiederholten Malen zu lesen; grade jetzt kömmt er mir wieder zu, nachdem er unter unsern deutschen Bekannten hier zirkuliert hat, und nun soll mich nichts abhalten, Dir meinen herzlichen Dank zu sagen für die ausführliche Mitteilung des schönen Festes<sup>1</sup>, das man eigentlich besser Felixens Apotheose

<sup>2</sup> Dorothea und Simon Veits Söhne Johannes und Philipp, die beide Maler waren, lebten damals in Rom.

<sup>3</sup> Sic.

<sup>1</sup> Es ist nicht klar, welche von Felix' Kompositionen (siehe die Analyse seiner frühen Kompositionen in *Eric Werner*, Mendelssohn, Kapitel 4, particularly Seite 68 bis 70) an seinem 12. Geburtstage am 3. Februar 1821 aufgeführt wurde; wie sich aus einer späteren Stelle dieses Briefes ergibt, wird es eine Oper gewesen sein.



als sein Geburtstagsfest nannte! Was Deine Eltern an jenem Tage fühlen mußten, ist gewiß das meiste Glück, dessen Menschen fähig sind, und Du hast es mir, liebe Fanny, mit einer Lebhaftigkeit geschildert, für die ich bloß Dein edles, für alles Schöne so empfängliche Herz loben will, obgleich ich nicht nur Deine Bescheidenheit, mit der Du so leicht über alles, was Du für und an jenem Abende tatest, hinweggehst, recht sehr hervorheben, sondern auch Deinen leichten lebendigen Stil, wie er es verdient, preisen sollte. Warum habe ich an jenem Abend nicht mit Euch sein können! Wie auch der Beifall der Welt einst Felix beseligen mag, die Erinnerung an die Freude, sein erstes vollständiges Werk von Freunden vor den Augen der glücklichen Eltern vorgestellt zu sehn, wird unübertroffen bleiben! Leo<sup>2</sup> und ich, wir erwarten mit Ungeduld die vom Vater versprochene Musik. –

Nun die Tanzwut wieder einmal zu Ende ist hier – und zwar einige Tage früher als gewöhnlich, da man in den letzten Carnevalstagen wegen des Jahrestages der Ermordung des Herzogs von Berry<sup>3</sup> nicht tanzen wird –, wird auch wohl hier wieder von Musik die Rede sein, aber das werden dann solche olla potrida Concerto, die ich gar nicht leiden mag, und es daher weniger bedaure, auch auf diesen Genuß Verzicht tun zu müssen. Das einzige Mal, daß ich diesen Winter in Gesellschaft zugebracht, war, um einen Wiener Clavierspieler Moscheles<sup>4</sup> zu hören, dessen unglaubliche Fertigkeit, Zartheit und zugleich Kraft auf dem gewöhnlich so undankbaren Instrumente mich wirklich in Erstaunen setzte. Er hat seitdem ein Concert gegeben und, wie ich höre, das ganze Publikum in eine Art von dumpfen Erstaunen versetzt, das zuletzt in wütende Beifall-Rufe ausbrach. War er nicht in Berlin? und findet Ihr ihn nicht außerordentlich? Die Familie Rode<sup>5</sup> ist noch in Marseille, war es wenigstens noch vor einigen Tagen, Louis Fould, der eben von dort kommt, hat ihn da verlassen, nachdem er einige Zeit mit ihm in Nizza zugebracht, wo Rode ein Concert gab. Louis sagt, daß er von nichts mit solcher Liebe und Lebhaftigkeit spricht als von Euch, liebe Kinder. Ich freue mich herzlich ihn zu sehn und werde mir gewiß Mühe darum geben.

Seit mehr als vierzehn Tagen spricht man in der großen und reichen Welt hier von nichts anderm als von einem Ball, den Herr Rothschild<sup>6</sup> endlich gestern abend in seinem neu und prachtvoll eingerichteten Hause gegeben. Ich habe noch keine Details, wie alles war, aber noch kann ich kaum etwas anderes denken, als was ich ohne Übertreibung seit mehr als 10 Tagen von Men-

---

<sup>2</sup> Vertreter des Bankhauses Mendelssohn in Paris. Leo machte sich später selbstständig, aber geriet in geschäftliche Schwierigkeiten, siehe über Leo in seinen späteren Jahren das 57. Stück von *Heinrich Heines* Lutetia, datiert 5. Mai 1843.

<sup>3</sup> Die Ermordung des Duc de Berry hatte am 13. Februar 1820 stattgefunden.

<sup>4</sup> Ignaz Moscheles, 1794–1870, berühmter Pianist, war in Prag geboren. Moscheles und Felix Mendelssohn Bartholdy begegneten sich 1824 und wurden enge Freunde.

<sup>5</sup> Pierre Rode, 1774–1830, war ein bekannter französischer Violinist, der längere Zeit in Berlin verbracht hatte.

<sup>6</sup> James, der erste der Pariser Rothschilds.

schen jedes Alters und jedes Standes hörte: daß 800 Personen eingeladen waren, daß wenigstens ebenso viel ihn mit Besuchen, Briefen und Bitten bestürmen, um sich eine Einladung zu verschaffen, daß alle Damen beim Eintritt in den Saal einen Blumenstrauß erhalten würden mit einem Ring oder Agraffe von Diamanten; andre fanden diese Artigkeit doch gar zu feenhaft und begnügten sich mit einer Lotterie, die für jede Dame einen Gewinnst enthalten würde. Was von allem diesen geschehen, werde ich noch bevor ich diesen Brief ende erfahren und Dir schreiben. Höchst lächerlich schien mir aber das kleinstädtische Gerede und die Wut, mit welcher die von Vergnügungen erschöpften Pariser doch immer nach jedem neuen laufen, und der Gedanke, welcher Niedrigkeiten sie fähig sind, um es sich zu verschaffen, macht mich ganz menschenfeindlich. Da ich nun ohnehin mit oder ohne Grund täglich trauriger und sauertöpfischer werde, habe ich meine Einladung zu diesem Ball, die mir Herr Rothschild von dem artigsten Billet, das man je geschrieben, begleitet schickte, nicht benutzt. – Fanny wäre mit ihrem Vater hingegangen, dieser aber litt an Halsschmerzen, und so blieb auch sie davon, was sie nun eben nicht bedauerte, da bei solchen Gelegenheiten so junge Mädchen leicht übersehn werden und sie übrigens nur zu oft schon bis spät in den Morgen hineintanzt.

Ist es denn bei Euch auch so, liebe Fanny? Gibt es denn wie hier bloß diesen einzigen Ausdruck für das Vergnügen, welcher Art es sein mag? Geburts- oder Tauffeste, Hochzeiten zu Silberhochzeiten, alles beginnt oder endet mit diesem leeren monotonen Schein-Genuß; zuweilen bin ich mißtraurisch gegen mich selbst, wenn es darauf ankömmt, die sogenannte Welt um ihre Vergnügungen zu beurteilen, aber hier, glaube ich, darf ich es mir erlauben, es abgeschmackt, geistestötend und fantasieleer zu finden, daß grade die Jugend, so empfänglich für jede Freude und offen für jeden Eindruck, es zu keinem höhern Genuß bringen kann als eben einem Ball! Ich suche schon seit langer Zeit nach einem jungen Mädchen, dem das Tanzen gleichgültig wäre, aber ich habe nur zwei gefunden, eine Engländerin und eine Russin, und beide waren kränklich! Um diesen Preis will ich denn doch keine Bekenner meiner Meinung wünschen. Wie denkst Du denn hierüber, liebe Fanny? Dir scheint das Comödie-Spielen das Liebste zu sein; das ist allerdings vielseitiger und mag, solange es ein bloßes Spielen bleibt, gewiß gelten. Nur, wie Du selbst sehr richtig bemerkst, kommt man hinter den Coulissen allzusehr mit den lächerlichsten Schwachheiten der Menschen in Verbindung, und es muß einen ganz eignen Eindruck machen, wenn man mit denselben Menschen, die man eben grob, eigensinnig und voll lächerlicher Eitelkeit gesehn, eine zarte oder gefühlvolle Scene zu spielen hat! – Übrigens möchte ich eins von den beiden kleinen Stücken, die Ihr vorgestellt<sup>7</sup>, sobald als möglich hier sehn, damit ich wenigstens einen schwachen Begriff von Deinem Spiel und Eurem Vergnügen erhalte.

---

<sup>7</sup> Siehe die erste Anmerkung zu diesem Briefe.

Wie befindet sich Deine liebe Mutter? Du pflegst sie doch gewiß recht, liebe Fanny, und erleichterst ihr alle Geschäfte, die ihr beschwerlich werden könnten? – Wie ist es denn mit unsern Brautleuten, auf wann ist Mariannens Hochzeit festgesetzt<sup>8</sup>? Und Johannes Veit<sup>9</sup>? Wann wird Bettys Niederkunft erwartet<sup>10</sup>? Ich wünschte wohl diese Nachricht schon zu haben. Es ist bei so großen Entfernungen auch der erfreulichste Bericht, der alles Angenehme meldet, kein Bürge, daß in dem Augenblick, wo man ihn erhält, nicht schon alles anders ist! Rose Furtado<sup>11</sup> erwartet jeden Augenblick ihre Niederkunft, die arme Violette, ihre Schwester, ist in einem bedauernswerten Zustand und wird ihr peinliches Leben kaum noch einige Monate fristen können. Armes Kind! Das Leben ist ihr so wert!

6. März

Der Ball ist vorüber, alles Feenhafte war eine bloße Erdichtung, aber anstatt 800 Personen, von denen ich sprach, waren 1600 eingeladen und versammelt. Am nächsten Morgen um 9 Uhr waren noch über 80 Wagen vor der Tür, und nun macht man sich, wie ich höre, in Gesellschaften und selbst in den Zeitungen auf die platteste Weise über den Geber lustig! Wem da die Schuppen nicht vom Auge fallen!

Und nun lebe wohl, liebe gute Fanny, Euer aller Glück und Wohlsein ist in meinem täglichen Gebet eingeschlossen. Umarme Deine lieben Eltern für mich und küsse Felix, Beckchen und Paul für Fanny<sup>12</sup>, versteht sich auch für mich. Fanny wäre ganz glücklich, wenn sie Euch bald wiedersehen könnte, aber ihre Trägheit und Langsamkeit verhindern sie am Schreiben. Sie wird recht gut, gefällt allen Leuten und oft auch mir recht wohl, aber im ganzen ist sie nicht geworden, wie ich sie wünschte und hoffte. Daran sind aber unvermeidliche Einwirkungen schuld. –

Für Deinen Onkel Joseph und für Tante Hinni trage ich Dir ganz besondere Grüße auf. Sage Letzterer, ich bitte Dich, daß ich sie sehr bitte mir zu schreiben und wenn es ihr möglich ist, meine Anfrage wegen einer kleinen Statue Friedrichs des Großen zu beantworten. Im Fall sie es vergessen, was ich eigentlich wollte, will ich es hier wiederholen: Ich bin gebeten worden, mich nach den Preisen gewisser kleiner Gipsfiguren zu erkundigen, Friedrich den Zweiten zu Pferde vorstellend und zwar in blauer Uniform. Sollten solche

---

<sup>8</sup> Alexander Mendelssohn war mit Marianne Seeligmann (über diese siehe das Verzeichnis der Briefschreiber) verlobt und heiratete sie am 14. Juni 1821.

<sup>9</sup> Johannes Veit hatte am 14. Februar 1821 Flora Riess geheiratet, war also schon verheiratet, als Henriette diesen Brief schrieb.

<sup>10</sup> Betty (Meyer) Beers einziges Kind wurde am 10. März 1821 geboren, aber starb, als es 10 Jahre alt war.

<sup>11</sup> Frau eines bekannten Pariser Bankiers; das Kind, das sie damals erwartete, war eine Tochter, Cécile Charlotte (1821–1896), die sich später mit Charles Heine, einem Vetter Heinrich Heines, verheiratete und eine bekannte Philanthropin, zum Beispiel eine Geldgeberin für das Pasteur Institut, wurde.

<sup>12</sup> Sebastiani.



Marianne Mendelssohn, geb. Seeligmann, Frau Alexander Mendelssohns



abgeschmackten Kunstwerke nicht mehr zu haben sein, obschon man sie gewisser Erinnerungen wegen vorzüglich wünscht, so möchte man den Preis derselben Figuren in Porzellan oder Biskuit wissen. Sieh zu, liebe Fanny, ob Du mir dazu verhelfen kannst. Ich liebe Euch und grüße Euch alle, alle tausendmal. Benny, Marianne und Alexander, die Meyer und Betty, gib von ihnen allen willkommene Nachrichten und bitte Tante Hinni mir zu schreiben, auch wann die Hochzeit! –

Deiner lieben freundlichen Großmutter<sup>13</sup> empfehl mich aufs angelegentlichste und danke ihr für die Zeilen unter Mariannens Brief. Ich werde es nie vergessen, wieviel ich selbst Gutes und Angenehmes in ihrem Hause empfangen, und ich denke mit Freuden an das Glück, daß die zweite Generation ihrer und meiner Familie hoffentlich ebenso wahr und dauernd in ihrer Verbindung finden werde als die erste. Gott behüte Euch. Rose Furtado hat ein Mädchen mehr auf die Welt gebracht, das sich sehr wohl befindet und in diesem Augenblick schon in feinsten gestickten Musselin gehüllt ist. Die Mutter ist auch wohl, aber die arme Violette leidet mehr und mehr. Bitte Deine Mutter mir zu schreiben, wenn es ihr nicht zu beschwerlich ist, ich wünsche zu wissen, was sie von ihrem Bruder<sup>14</sup> hört. –

[18]

DOROTHEA VON SCHLEGEL, GEB. MENDELSSOHN,  
AN HENRIETTE (HINNI) MENDELSSOHN, GEB. MEYER  
(Original)

Wien, den 1. Mai 1822

Meine sehr geliebte Schwester Hinni!

Viel, viel Glück zur neuen Würde<sup>1</sup> und zum neuen Gottes-Segen! Er wolle Dir alles glücklich und gesund erhalten und Deine Freuden mehren. Recht dankbar bin ich Dir, daß Du und auch der gute Alexander sogleich die frohe Botschaft von der glücklichen Entbindung verkündigt habet! Wie großen und liebevollen Anteil ich an dieses Eräugnis nehme, sagt Euch mein Herz und Eure Liebe zu mir. Hätte ich den Alexander nicht bei seiner Durchreise in Frankfurt gesehen, so würde ich gar keine andere Vorstellung von ihm haben, als die ich jetzt von seinem Töchterchen mir mache, denn so war er, als ich Berlin verließ, und ich sehe ihn noch immer sauber weiß gekleidet, auf einem weißen Deckchen, mit rosa Bändern gebunden und umwickelt. Ich bitte Dich, mich bei nächster Gelegenheit wissen zu lassen, wie Deine Enkelin heißt? Ich mag gern Namen wissen.

---

<sup>13</sup> Bella Salomon, geb. Itzig, Lea Mendelssohns Mutter, hatte eine andere Tochter, Rebecka, die die Mutter der Braut Alexander Mendelssohns war.

<sup>14</sup> Bartholdy.

<sup>1</sup> Als Großmutter; Alexander und Marianne Mendelssohns erstes Kind, eine Tochter, Marie, war am 20. April 1822 geboren.

Ich kann Dir zu gleicher Zeit mit einer ganz ähnlichen Neuigkeit aufwarten. Wenige Tage früher als Dein und Alexanders Brief kam einer aus Rom von Philipp mit der Nachricht der glücklichen Entbindung seiner Caroline<sup>2</sup>, gleichfalls mit einem Mädchen (in diesem Jahre, scheint es, werden nur Töchter geboren). Meine Enkelin ist am 30 ten März geboren und hat in der Taufe die Namen Maria Dorothea Aloysia erhalten. Mutter und Kind waren sehr wohl, ich habe seitdem einen späteren Brief von Philipp, wo Caroline schon aufgestanden war, mit am Tisch saß und ihr Kind aufs glücklichste selber stillte. Ich weiß gewiß, Du nimmst auch Anteil an meiner Freude, denn von allen Seiten höre ich, wie vortrefflich Caroline sich nimmt, und wie sie Philipp glücklich macht durch ihre Liebe und ihr sehr verständiges, bescheidenes häusliches Benehmen. – Ich beneide Dich darum, daß Du Dich so recht der Großmutter-schaft erfreuen und hingeben kannst; was gäbe ich darum, wenn ich diese kleine Wirtschaft sehen könnte! – Ich hoffe bald wieder durch Dich oder durch Alexander zu erfahren, daß fortwährend alles gut und glücklich bei Euch geht. Ich kenne zwar Deine Schwiegertochter nicht persönlich, alle aber, die sie kennen, loben sie einstimmig sehr, und ich wünsche Dir aufrichtig Glück zu dieser vortrefflichen Schwiegertochter. Florentina<sup>3</sup> liebt sie sehr, sie hat sich vorgenommen, ihr selber zu schreiben. Ist Deine Marianne so liebenswürdig und wahrhaft achtungswert wie unser Florchen, so können wir uns beide gratulieren. – Ist es wahr, daß Dein Benny die Tochter von Görres geheiratet hat<sup>4</sup>? Ich hörte es erzählen und freute mich sehr darüber; ich kenne das Mädchen zwar nicht genau, aber doch sah ich sie, und sie gefiel mir äußerst wohl. – Mit meiner Gesundheit geht es ganz gut jetzt; ich hoffe, auch Ihr Lieben seid alle gesund und denkt wohl auf liebliche Sommer-Pläne?

Könnten wir doch wieder einmal zusammentreffen! Es wäre wohl schön, wenn ich noch einmal in diesem Leben meine Geschwister wieder sehen könnte. Manche Wünsche und Gedanken durchkreuzen sich in meinem Herzen, aber man darf dergleichen nicht zu viel Raum geben. Ich bitte Dich, meine Großmutterwürde an meine Schwestern und an *die Herz* zu erzählen, wenn Du sie sehen solltest, und sie alle recht herzlich zu grüßen. So wie ich Dich und Joseph schwesterlich liebend umarme und grüße. Daß Joseph mir so einen hübschen Brief geschrieben hat, war mir eine überaus große Freude und Consolation.

Lieber Alexander, Du bist nicht böse, daß ich Dir nicht aparte schreibe? Ich habe zu viel zu schreiben und komme nicht herum; ich bin Dir darum

---

<sup>2</sup> Caroline Pulini, eine Italienerin, die Philipp Veit am 15. August 1820 geheiratet hatte.

<sup>3</sup> Diesen Namen hatte Flora Riess, Johannes Veits Frau, bei ihrem Übertritt zum Katholizismus vor ihrer Heirat angenommen.

<sup>4</sup> Das Gerücht war falsch, aber wohl darauf basiert, daß Benjamin Mendelssohn, sowohl wie seine spätere Frau Rosamunde Richter, mit der Görres-Familie eng befreundet waren.

nicht weniger dankbar für Deinen Brief und grüße Dich und Frau und Kind mit aller Liebe, sage Dir auch Dank, daß ich zuerst durch Dich hin zur Würde einer *Groß-Tante* befördert worden, ich weiß das zu schätzen wie es sich gehört und bin nicht weniger stolz darauf, Groß-Mutter und Groß-Tante zu gleicher Zeit geworden zu sein. Gott mit Euch allen, ihr Teuern.

Dorothea Schlegel

Friedrich<sup>5</sup> vereinigt seine Wünsche und Grüße mit den meinigen, ebenso Johannes, von ganzem Herzen. Florentine schreibt selbst.

[19]

LEA MENDELSSOHN BARTHOLDY, GEB. SALOMON AN WILHELM HENSEL  
(Abschrift)

Berlin, den 25. Dezember 1822

Ich wollte die Freude des gestrigen Abends nicht durch die Bemerkung stören, daß ich es nicht passend fände, wenn ein junger Mann einem jungen Mädchen sein Bildnis schenkt, es sei in welcher Einkleidung es wolle<sup>1</sup>. Verzeihen Sie, der zarte, ehrfurchtsvolle Ritter der Damen, diese vielleicht allzu matronenhafte Mütterlichkeit. Ich sende Ihnen die Gedichte Ihres Freundes zurück, damit Fanny sie, jenes Schmuckes beraubt, gern und frei von Ihnen wieder empfangen möge.

L. Mendelssohn Bartholdy

[20]

HENRIETTE (MARIA) MENDELSSOHN AN FANNY MENDELSSOHN BARTHOLDY  
(Abschrift)

Paris, den 2. März (1823)

Meine Blumen, die ich Dir, liebes Kind, so recht in Euren harten Winter hinein geschickt habe, sind trotzdem zur angenehmsten Frucht gereift. Denn daß Du mir schreiben würdest, konnte ich kaum hoffen, da ich Dir allerdings auf recht liebe Briefe die Antwort schuldig geblieben bin! Du tust aber recht, liebe Fanny, daß Du es mit der alten, jetzt auch kränkelnden Tante nicht zu genau nimmst, die beim Anblick der Schreibmaterialien jeden noch so lebhaften Wunsch der Mitteilung ganz wider ihren Willen in sich zurückgedrängt fühlt.

---

<sup>5</sup> Dorotheas Mann, Friedrich Schlegel, der damals als Schriftsteller in Wien lebte.

<sup>1</sup> Wilhelm Hensel hatte Fanny Mendelssohn 1822 kennengelernt; er ging 1823 mit einem Stipendium für fünf Jahre nach Rom. Die Gründe, warum Fannys Eltern sich einer Verlobung zwischen Hensel und Fanny vor seiner Abreise widersetzen, ergeben sich aus dem Briefe Wilhelm Hensels an seine Schwester Luise, der auf Seite 57 abgedruckt ist. Wilhelm Hensel war ein Freund Arnims, Brentanos, Chamissos, so daß es nicht möglich ist festzustellen, welchen Gedichtband er Fanny zu Weihnachten gegeben hatte.



Könnten wir es doch nur bald wieder zum Hören, Sehn und Sprechen bringen, das würde mich auf lange hinaus stärken. Übrigens ist alles, was ich von Euch, meine herzlich lieben Kinder, erfahre und von den verschiedensten Menschen versichern höre, so erfreulich, so recht das Innere bewegend, daß ich Gott nicht genug dafür danken kann, Eure Eltern und uns alle in und mit Euch so gesegnet zu haben.

Sollte ich es etwa heute nicht zu einem Briefe an Deinen Vater oder die Mutter bringen, so bitte ich Dich, liebe Fanny, Ihnen vor allem meinen aufrichtigsten Dank zu sagen für alle Freundlichkeit, die sie dem empfohlenen Herzog<sup>1</sup> erweisen. Ich begreife es aus langer Erfahrung, wie langweilig er Euch oft werden muß, aber seine Briefe alle sind voll des überströmenden Lobes von Euch allen. Außer bei Madam French, das denn wohl Madame Fränkel<sup>2</sup> sein soll, gefällt er sich bloß bei Mendelssohns; und wie es *gewöhnlichen* Vätern *gewöhnlich* ist, macht er Eure Talente, Euren Fleiß, Euer Streben und schönes Gelingen seinen 5!!! erwachsenen Mädchen zum Vorwurf. Wie ist denn unser Joseph Mendelssohn auf den Einfall gekommen, daß er Musik nicht liebe; wenn das nämlich Musik heißen kann, was er über alles liebt und was freilich nicht über die Ideen eines Walzers oder eines Marsches gehn muß, so ist er leidenschaftlich dafür. Euch aber verzeiht er auch das Bessere, und, wie ich höre, spricht er kaum von seinem Geschäft mit mehrerem Interesse als von Euch!

Ich sage Deiner lieben Mutter auch tausend Dank für die letzten literarischen Mitteilungen, die mir Alexander von Humboldt<sup>3</sup> zugeschickt hat. Die falschen Wanderjahre<sup>4</sup> hatte ich früher mit tiefem Unwillen gelesen. Daß der Verfasser dieser Schmähung, an der wohl das einzige Lobenswürdige ist, daß manche Seite wirklich in Goetheschem Stil geschrieben ist, Pustkuchen heißt, ist mir schon ganz recht; solch ein abgeschmackter *Name* gehört ihm; daß aber dieser *Pustmann* so aufgeblasen ist, einen vielleicht nicht ungerechten Vorwurf, den man dem größten Dichter unsrer Zeit, dem eigentlichen Schöpfer der deutschen Sprache, machen könnte, in drei Bänden harter, ungerechter, unleidlicher Beschuldigungen einzukleiden, ist unerhört und kann einem leider Goethens frühere Verachtung gegen das deutsche Publikum erklären. Indessen – es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehn! –

Nun wäre ich ja durch diese Verse, die mir in den Sinn kamen, auf die natürlichste Weise dazu gekommen, Dir auch meine aufrichtige Meinung über

<sup>1</sup> Anne Savary, Duc de Rovigo, 1774–1833, Napoleonischer Marshall, war in einem Briefe Henriettes vom 6. Dezember 1822 an Abraham und Lea Mendelssohn Bartholdy empfohlen worden.

<sup>2</sup> Frau des Teilhabers der Mendelssohnschen Bank.

<sup>3</sup> Alexander von Humboldt lebte damals in Paris.

<sup>4</sup> Eine mehrbändige Parodie von Goethes Wilhelm Meisters Wanderjahren wurde von einem schriftstellernden Pfarrer Pustkuchen-Glanzow (1793–1834) in den Jahren 1823–28 veröffentlicht.

Tiecks Novellen<sup>5</sup> zu sagen, die Du mir, als ein Wort zu seiner Zeit gesprochen, empfohlen hast. Ich will von Deiner Seite keinen Mißverstand befürchten, wenn ich Dir sage, daß sie mir durchaus mißfallen und als ein grelles, flaches Gemälde Tiecks unwürdig geschienen haben. Glaube deshalb nicht, daß ich die Frömmelei, sei sie nun das Resultat eines engen Sinnes oder der Mode, in Schutz nehme. Je höher ich alles, was auf Religion Bezug hat, und sie selbst als das Höchste stelle, je weniger kann ich es billigen, wenn man diese Ideen zu bloßen Formen herabwürdigt. Ich könnte Dich, um ein Glaubensbekenntnis hierüber abzulegen, auf eine Stelle im Plato verweisen, wenn das nicht gar zu ernsthaft klänge – aber so wunderbar der Mißbrauch auch sein mag, der in unsrer Zeit mit religiösen Gefühlen und Formen getrieben werden mag, verdient er denn doch wohl die strengen Beschuldigungen nicht, die bloß auf Heuchelei und Eigennutz beruhen. – Und nun gar der fette Baron als Gegensatz! Meint Tieck, daß es je an solchen Leuten, die Diners und Bälle geben und sich mit Frauen verheiraten, die sie weder achten noch lieben, fehlen wird? Auch seine Heldin Dorothea will mir nicht zu Sinn, denn wenn es auch sehr liebenswürdig ist, daß sie den Kindern im Dorfe Gehorsam predigt, so scheint sie doch selbst diese Tugend nicht gehörig geübt, sondern sich vielmehr ziemlich ungebärdig bewiesen zu haben. Indessen freue ich mich, daß es ihr gelungen ist, gleich auf den ersten Blick den vortrefflichsten Mann aufgefunden zu haben; und daß er nun vollends steinreich ist, ist gewiß kein kleiner Vorzug und mag dem Dichter, der nun auch Familienvater ist, manchen Wunsch in die Seele gerufen haben, für seine Töchter ähnliche Männer zu finden. Ich sage von Herzen Amen dazu.

Wenn Dir mein weitläufiges Gespräch Langeweile macht, liebe Fanny, so weiß ich keine andre Entschuldigung hervorzubringen als daß ich eben so von der Leber weg gesprochen habe und übrigens Dir nichts Amüsanteres zu sagen weiß. Die heftigste Politik allein ist hier an der Tages Ordnung. Ich sehe Freund Koreff<sup>6</sup> ziemlich oft. Morgen soll er mit dem General Sebastiani bekanntwerden, es wird aber nicht sehr erbaulich ausfallen, obschon Deutsche, besonders ihre Sprache und Ideen, herrschende Mode hier sind. Dieser Mode mag es der geistreiche Koreff auch verdanken, daß der General ein solches Verlangen bezeigte ihn zu sehn, denn gewöhnlich ist sein Urteil über Ausländer höchst einseitig und seine Reden sehr oft beleidigend, so daß ich gern es vermeide, ihn mit meinen Freunden, die es nicht wissen, daß es nicht übel gemeint ist, zusammenzubringen. Fanny liest jetzt mit großer Liebe und

---

<sup>5</sup> Dieser Abschnitt bezieht sich auf Tiecks Novelle „Die Verlobung“, in der er gegen die frömmelnde Mode des Tages kämpfte (siehe den 9. Abschnitt des 3. Bandes von Treitschkes Deutscher Geschichte).

<sup>6</sup> Koreff, 1783–1851, der bekannte Mesmerist, lebte seit 1820 in Paris. In Berlin war er ein einflußreicher Vertrauter des Staatskanzlers Hardenberg gewesen und Jacob Bartholdy, der eng mit Koreff befreundet war, dankte seine Anstellung in Rom Koreff.

Leichtigkeit deutsch, nur freilich kann sie sich zu allem, was ihr auch nur von fern als eine Beschäftigung vorkömmt, schwer entschließen, und recht im französischen Sinn zieht sie die fadeiten, abgeschmacktesten Gesellschaften dem interessantesten Buche vor. Indessen ist sie doch aus eigener Wahl diesen Winter nicht auf Bälle gegangen. Ihre Gesundheit ist ganz wieder hergestellt.

3. 3.

Ich schäme mich beinah, noch ein Blatt zu nehmen, Du mußt es aber schon dulden, liebe Fanny. Eigentlich will ich Dich bloß fragen – aber zugleich bestimmt um Antwort bitten –, ob Deine Eltern einen Kupferstich nach einem Raffaelschen Gemälde – La Madonna del Pesce genannt – besitzen. Das Gemälde selbst ist in Spanien und war nur vor Jahren auf kurze Zeit hier. Antworte, liebes Nichtchen. Ist Dein Onkel Friedrich noch in Berlin? Wenn das Andenken an Deines Vaters herzliche, edle Güte nicht auf immer in mir lebte, so würde seine Teilnahme an dieses Bruders Schicksal und das Bestreben seine Lage zu bessern mich von neuem davon überzeugt haben<sup>7</sup>. Gott erhalte ihm sein Gemüt und den reichen Segen, mit dem er es lohnt! Was sinnt und singt denn Felix jetzt? Gibt es keine fliegenden Pläne für den nächsten Sommer? Grüße mir Deine Mutter viel tausendmal, frage sie, ob sie Madame Campan<sup>8</sup> gelesen hat, sonst will ich es ihr zu schicken suchen. Die Couriere sind nur gar zu schwierig. Ein schönes Klatschbuch soll Las Cases<sup>9</sup> sein, ich habe es noch nicht gelesen. – Habt Ihr denn den neuen Roman von Walter Scott – Peveril of the Peak – gelesen? und was sagt Ihr zu der fratzenhaften Karikatur, die er aus der zarten Mignon gemacht hat! Es ist nicht zu dulden! Eine Episode aus Jean Pauls „Hesperus“ – ein junges blondes Mädchen, das von ihrem Geliebten operiert wird – ist hier in ein sehr albernes Lustspiel verwandelt worden und wird wegen des meisterhaften Spiels der Mademoiselle Mars mit dem ungeteiltestem Beifall gegeben. Gott sei mit Euch allen.

Sage doch Deinem Vater, daß Werners „Luther“ vom unerträglichen Michael Beer übersetzt hier erschienen ist<sup>10</sup>. Eine lustige Zusammenstellung!

---

<sup>7</sup> Beide Brüder, Joseph und Abraham, gaben damals den Schlegels finanzielle Hilfe.

<sup>8</sup> Wahrscheinlich Madame Campans Memoiren über Marie Antoinette.

<sup>9</sup> *Las Cases' Mémoires de Sainte Hélène*.

<sup>10</sup> Michael Beer, 1800–1833, Bruder Giacomo Meyerbeers und Schwager Betty Meyers (siehe oben S. 38 Anm. 1), war ein Dichter, der damals in Paris lebte; *Zacharias Werners* Martin Luther war schon 1807 erschienen.

[21]

JACOB (SALOMON) BARTHOLDY AN FANNY MENDELSSOHN BARTHOLDY  
(Abschrift)

Rom, den 28. Juni 1823

Ich besorge sehr, meine beste Fanny, daß auch dies Jahr mein schöner Plan nach Berlin zu kommen zu Wasser werden möchte, – zwei sehr wichtige Gründe halten mich davon ab.

1) Weil es so spät im Sommer ist, daß ich sehr eilen müßte, um zur rechten Zeit wieder in Italien zu sein, wohin S. K. H. der Kronprinz<sup>1</sup> von Berlin im Anfange October abreist. – Daß mir daran liegt, recht bekannt mit den italienischen Angelegenheiten zu bleiben und ganz Italien zuvor noch zu durchstreifen; um mein Gedächtnis an vieles wieder aufzufrischen, um bei möglichen Anfragen gehörig Rechenschaft geben zu können; um zeitig genug nach Florenz abzugehen und mich dort wieder so wie im nördlichen Italien umzusehen.

2) Weil ich in diesem Jahre schon ungemein viel Geld ausgegeben habe und die Ankunft des Kronprinzen doch auch wieder einige Kosten mehr verursacht; die Reise nach Berlin wäre hin und zurück nicht unter 300 Louisdor zu machen; außerdem, daß man noch für die Zeit, die man von seinem Posten abwesend bleibt, die Hälfte seiner Appointements verliert.

Ich erwarte daher gern irgendeine Gelegenheit, und diese kann mir nicht fehlen, wo der Staat mir einen Teil der Reise wenigstens bonificiert, d. h. wo ich dazu aufgefordert würde oder eine Courier-Reise machen kann.

Was mich diesen Sommer verspätet und zu Rom bis zur Stunde zurückgehalten hat, ist die Beendigung meines Werkes über das Glas der Alten<sup>2</sup>; ich wollte diese Arbeit nicht abermals unterbrechen. Gottlob, das Ganze ist nun fertig, aber ich feile und reformiere und vermehre noch, und bei Büchern dieser Art ist das notwendig, man kann nicht behutsam und gewissenhaft genug dabei verfahren. Daß dieses Buch, außer daß ich mir einige Ehre davon verspreche, in keiner Hinsicht unbedeutend für mich ist, kannst Du daraus schließen, daß die ausgemalten Kupferstiche mich bereits 400 Louisdor kosten.

Sehr komisch ist's, daß Du mir schreibst, meine beste Fanny, Madame Veit<sup>3</sup> sehe mich zuweilen; bisher haben meine Augen sie nicht erblickt, und ich

---

<sup>1</sup> Bartholdy war seit 1815 Generalkonsul in Rom und seit 1818 auch Geschäftsträger in Toskana. In einem Briefe an Fanny Mendelssohn Bartholdy vom 23. November 1822 schrieb er: „Mit Politik habe ich mich in diesem Jahre aus Mangel an Veranlassung weniger beschäftigt als je, desto mehr mit den Künsten“; dies ist eine gute Charakterisierung seiner Tätigkeit in Italien, die weniger politisch war als kulturpolitisch. Als Kenner der Künste und der in Rom lebenden Künstler diente er auch als Führer, wenn hochstehende Persönlichkeiten aus Preußen nach Rom kamen. Das erklärt seine Bemerkungen über den Besuch des Kronprinzen von Preußen, des späteren Friedrich Wilhelm IV.

<sup>2</sup> Solch ein Buch von Bartholdy ist nie erschienen.

<sup>3</sup> Siehe oben S. 48 Anm. 9.

kenne sie schlechthin nicht. Beide Herren Veit<sup>4</sup> sind für mich Muster von Ungezogenheit und aufs höchste getriebener Eitelkeit und Selbstsucht; von ihren Werken höre und sehe ich nichts. Diese guten Leute haben Titus Worte<sup>5</sup> à la lettre genommen und machen jeden Tag nur einen Strich, aber dies und das Folgende bleibt unter uns.

Begaß sehe ich wenig, er scheint mir mehr als zuvor zu den Nazarenern zu neigen<sup>6</sup>; Thorwaldsens Bild ist in dem Genre, vortrefflich in den Détails und Nebensachen, hart im Ausdrucke, nicht das Edle herausgehoben; kein Verschönerungssinn. Die Taufe im Jordan habe ich halb fertig gesehen, und wahrscheinlich hat mein freimütiges Urteil Begaß etwas entfernt. – Die Figuren sind zusammengepreßt, die Engel stehen Christus so nahe auf dem Leibe, daß dem Zuschauer ganz ängstlich dabei wird.

Vielleicht wird Begaß bei längerem Aufenthalte in Italien wieder natürlicher, denn in diesem sklavischen Nachahmen der Modelle ist auch eine Unnatur. –

Nochmals: alles dies unter uns, denn diese jungen Künstler kritisieren, heißt in ein Wespennest stechen.

Heute ist der Vorabend des St. Petersfestes und Illumination der Kuppel und Girandola, und Protestation wegen Parma und Piacenza<sup>7</sup>, und Tributzahlung der Lehnsleute von St. Peter. Rom ist amüsant, weil man alle dergleichen Gebräuche nur noch hier sieht. Morgen ist Protestation wegen Neapel; die Naquéna<sup>8</sup> will noch nicht wiederkommen; aber ich verzweifle nicht daran, daß es doch noch geschieht. Der Papst kömmt mir wie Tizian vor, unsterblich, aber einschrumpfend wie ein Heuschreck, bloß die Stimme ist noch stark. –

Tausend Dank für die herrlichen Familien-Nachrichten, die mir wahre Freude und Trost sind. Sage Großmutter<sup>9</sup> tausend ehrerbietige und liebevolle Dinge von mir, Deinen Eltern ebenso, aber nicht ehrerbietig; teile ihnen meinen Brief mit. Vater soll mir schreiben, was er jetzt für Geschäfte treibt,

---

<sup>4</sup> In früheren Jahren, wie Briefe Bartholdys von 1817 zeigen, hatte er sich sehr viel freundlicher über die Brüder Veit geäußert. Die Veits begannen in diesen Jahren ihren Katholizismus sehr zu betonen, und, neben anderen Gründen, mag dies eine Rolle gespielt haben, da Bartholdy, obwohl getauft, Lutheraner war.

<sup>5</sup> Des Römischen Kaisers Titus berühmtes Wort, daß er einen Tag als verloren betrachte, an dem er nicht *eine* gute Tat getan.

<sup>6</sup> Der Maler Karl Joseph Begas (1794–1854), der ursprünglich Begasse hieß, war von 1822–24 als Stipendiat in Rom. Er schloß sich dort der Nazarener Schule an. Sein Porträt von Thorwaldsen hat einen sehr stilisierten Hintergrund mit Ruinen der römischen Kaiserpaläste und Marmorstatuen, sein Bild der „Taufe im Jordan“ wurde in der Garnisonkirche in Potsdam aufgestellt.

<sup>7</sup> Parma und Piacenza war unter die Regierung der Kaiserin Marie Luise gestellt worden, unter Hintansetzung der alten Ansprüche des Papsttums auf diese Gebiete.

<sup>8</sup> ?

<sup>9</sup> Bella Salomon hatte sich damals mit ihrem Sohne, mit dem sie wegen seines Übergangs zum Christentum zerfallen war, versöhnt.

ganz ohne Geschäft ist er doch sicher nicht<sup>10</sup>. Felix denke ich mir jetzt im äußern Philipp Veit ähnlich, Paul soll zu mir nach Italien kommen, es ist unrecht, daß es nicht geschieht. Der Bube soll nicht dabei verlieren, ich will seine Erziehung schon bewachen, und einen seiner Söhne muß Vater doch in Staatsdienste treten lassen. Was ich sage, ist mein Ernst.

Vergiß nicht mein Lotterielos<sup>11</sup> und mich.

Wie immer der Deine

J. Bartholdy

[22]

WILHELM HENSEL AN LUISE HENSEL

(Abschrift)

G. S. J. C.<sup>1</sup>

Rom, den 1. Dezember 1823

In dem Gefühl, daß ich eine recht große Schuld abzutragen, setz ich mich, liebe Schwester, Dir zu schreiben. Unterwegs, mit Männern reisend, deren unangemessenen Späßen sich der Heimschreibende aussetzt, nachts kein eigenes Zimmer habend, kam ich zu nichts, hier angekommen ebensowenig, besonders weil ich eben auch im Anfang mit jemandem zusammensein mußte. Dabei wollten Landsleute Nachrichten von den Ihrigen, dem Ansehn ihrer Werke konnt' ich mich auch nicht entziehn, sowie von der andren Seite *Rom* mit seinen Festen und Altertümern lockte. So ging die Zeit hin bis heut, umso mehr als ich auch gleich anfangen mußte zu arbeiten, indem jeder bayerische und jeder preußische Künstler sich verpflichtet, zu der Vermählung unsres Kronprinzen mit der bayerischen Prinzeß eine Zeichnung als Huldigungsgabe zu machen, welchem ich mich wohl ohne Vorwurf der Undankbarkeit<sup>2</sup> am wenigsten entziehen konnte. Ich habe die Hochzeit von Cana gewählt und entziehe mich heut mit Gewalt derselben, um nicht noch einen Posttag vorüberzulassen. Ich hätte das freilich schon früher tun sollen, glaube, daß ich es mir selbst sage und mich nicht vor Dir rechtfertigen will, da ich mich nicht vor dem eigenen Richterstuhl rechtfertigen kann. Ich hatte aber zugleich eine eigne Scheu vor diesem Briefe, weil ich mir vorgenommen, recht offen mit Dir zu sein und Dir mein ganzes Herz, meine ganze Lage zu entdecken. Früher hatte ich das auf mündliches Besprechen verschoben, weil sich da etwas vielmehr klar und völlig tun läßt, und in einem Briefe aus Prag, der zu sehr das Gepräge der Eile und Aufregung tragen mußte, war es zu gewagt, die tiefsten Saiten des Herzens zu berühren. Doch bis zu meiner Rückkunft will ich kein Geheimnis vor Dir haben, und so höre denn, daß – ich liebe.

Das klingt nun ganz herkömmlich, und Du wirst nicht gleich begreifen, warum etwas so Natürliches und Gewöhnliches Dir nicht längst gesagt sei, allein, die ganze Lage der Umstände ist so ungewöhnlich, die Verwickelungen

<sup>10</sup> Abraham hatte sich aus dem Bankhaus zurückgezogen.

<sup>11</sup> Wie aus verschiedenen Briefen hervorgeht, kaufte Fanny Mendelssohn Bartholdy regelmäßig Lotterielose für ihren Onkel.

<sup>1</sup> Gelobt sei Jesus Christus.

<sup>2</sup> Als Königlich-Preußischer Stipendiat.

sind so mannigfach, daß ich fast daran verzweifle, Dir mit einemale einen klaren Begriff davon zu geben, was ich doch so gern möchte, damit Du mich und niemanden darin verkennen könntest. Das Mädchen würdest Du gewiß gern, wenn Du sie kenntest, als Schwester anerkennen, so wie sie Dich längst aus meinen andren Schilderungen geliebt. Nicht so billigen würdest Du den Kreis, der sie umgibt, und die Ansichten, welche in demselben herrschen. Sie ist die Tochter kaum erst Christen gewordener Eltern<sup>3</sup>, und wenn auch selbst schon als Kind getauft, doch sehr in protestantischem Sinne erzogen, hatte viel gegen die Kirche<sup>4</sup> reden hören und so natürlich die herkömmlichen Vorurteile gegen dieselben teilen müssen. Durch mich hörte sie zuerst Wahres über die Lehren der Kirche und war williger, das derselben getane Unrecht anzuerkennen, als ich bloß meiner Wirkung zuschreiben kann. Dennoch wehrt' ich mich gegen meine immer wachsende Neigung, da ich mir nicht verhehlen konnte, wie schwer es sein würde, alle äußern Hindernisse des Besitzes zu beseitigen, wenn ich mich nicht in die Ansichten der Ihrigen fügen wollte. Ich sagte dem Mädchen meine ganze Religionsüberzeugung und daß diese natürlich auch zu öffentlichem Bekenntnis führen müßte. So konnte sie sich wenigstens selbst sagen, warum ich von meiner Empfindung für sie schwiege. Später aber entriß mir doch ein unbewachter Moment das Geständnis, und sie sagte, ich möchte mit ihren Eltern sprechen. Mit welchem Zagen ich das tat, kannst Du denken; ich mußte fürchten, nun freiwillig das Glück meines irdischen Lebens zu opfern; denn daß die Religion zur Sprache kommen würde, glaubte ich sicher und hatte mich mit aller Kraft gewaffnet zum Streit für den Herrn. Aber siehe da, alles kam anders, die Eltern berührten den Glaubenspunkt gar nicht, und ich, dies natürlich für Toleranz haltend, war froh, ihn nicht berühren zu dürfen, da ich nun hoffen durfte, daß Gott mit dem Willen meines Opfers zufrieden sei. Die Eltern verlangten nur, daß die Sache noch aller Welt ein Geheimnis bleibe, da die Großmutter des Mädchens noch gar nicht wisse, daß diese wirklich Christin sei und man die alte 80-jährige Frau, eine orthodoxe Jüdin, nicht wolle mit Leid in die Grube fahren lassen, die schon ihren Sohn verstoßen hatte, weil er Christ geworden<sup>5</sup> (auch daß ihre Tochter Christin sei, wußte sie nicht). Daß man nun die Enkelin nicht als erklärte Braut eines

---

<sup>3</sup> Abraham und Lea Mendelssohn waren am 4. Oktober 1822 in Frankfurt zum Christentum übergetreten, aber es wurde längere Zeit geheimgehalten, daß sie diesen Schritt unternommen hatten.

<sup>4</sup> Katholische Kirche. Luise Hensel war, unter dem Einfluß Clemens Brentanos, im Jahre 1818 katholisch geworden. Wie aus einigen Briefen Wilhelms an Luise, aus Berlin und aus Dresden, hervorgeht, hatte Wilhelm auch die Absicht katholisch zu werden, und zwar auf seiner Reise nach Italien. Ein Grund, warum dies sich noch nicht ereignet hatte, war, daß er nicht sein Rom-Stipendium aberkannt haben wollte. Er hatte für die Verschiebung und Geheimhaltung seiner Absichten die Genehmigung eines Priesters, der fürchtete, daß Wilhelms Konversion Anlaß zu anti-katholischer Propaganda geben könnte.

<sup>5</sup> Siehe S. 56 Anm. 9.

Christen hinstellen konnte, war natürlich, und so mußst' ich mich dieser Bedingung fügen.

Einige Zeit ging in ungestörtem Glücke hin; aber mit einemmale, als ich spätabends nur noch mit den Eltern und Fanny saß, fragte mich die Mutter unerwartet, wie es mit meiner Religionsansicht stände und ob es denn wahr sei, was man sage, daß ich nämlich zur katholischen Kirche übergehen wolle. Ich erwiderte, das wisse sie ja wohl längst, da ich es ihrer Tochter früher gesagt als ein Wort meiner Liebe, und nun erklärte es sich, daß diese, um die Eltern nicht gegen mich zu stimmen und ein stilleres Nähere der Zeit zu überlassen, nicht gewagt, dies derselben zu sagen. Nun kehrte sich der Zorn der Mutter gegen die Tochter, und sie erklärte, daß, wenn sie dies gewußt, sie nie ihre Einwilligung gegeben haben würde, da es mit ihren Ansichten durchaus nicht stimme, einen katholischen Schwiegersohn zu haben, da Katholizismus allemal zu Fanatismus und Kopfhängerei führe. Denke Dir nun meinen Zustand. Ich bat Gott im Stillen und stellte der Mutter die gerade Frage: ob mein Übertritt den Widerruf ihres Jawortes zur Folge haben würde? Sei das der Fall, so möchte es lieber gleich geschehn. Diese Festigkeit erschütterte sie, Fanny war weinend ins finstere Nebenzimmer gegangen. Der Vater trat, obgleich die Ansicht seiner Frau teilend, doch begütigend dazwischen, und so erklärte diese: tyrannisch wolle sie nicht sein, und wenn die Tochter einst in ihrem Gefühl beharre, so wolle sie uns nicht mit Gewalt trennen, doch sage sie mir frei heraus, daß sie alles anwenden würde, um ihrer Tochter, wenn ich wirklich überträte, die Verbindung zu widerraten, und daß sie vorläufig mir jedes längere Alleinsein und jeden Briefwechsel mit derselben untersagen müßte, wenn ich mich nicht verpflichtete, der protestantischen Kirche treu zu bleiben. Ich erklärte fest, meinem Gewissen keine Fessel anlegen zu können; das Einzige, was ich versprach, war den Schritt nicht ohne nochmalige Überlegung zu tun, und sei es geschehn, es ihnen gewissenhaft zu sagen. So blieb die Sache stehn, als ich gegen Morgen wegging. Welchen Schrecken hatte ich, als die Mutter in Folge des heftigen Gespräches und der Aufregung neunstündiges Nasenbluten am andern Tage hatte, und rührend war es doch, wie sie gewollt, daß es mir verheimlicht würde, und wie ich es nur durch einen Zufall erfuhr. Natürlich wurde in den ersten Tagen die wunde Stelle gar nicht berührt, und die Mutter schnitt mir nur still die Gelegenheit ab, Fanny allein zu sprechen.

Endlich konnt' ich's nicht mehr ertragen, ich sagt' es der Tochter. Diese sagte, ich möchte die Mutter bitten, eine Unterredung zu erlauben, da sie nicht gegen ihre Kindespflicht handeln wolle, indem sie mich ohne Wissen der Eltern spräche, und ich möchte daraus sehn, wie sie einst auch andre Pflichten erfüllen würde. Ich wagte in Gegenwart der Tochter die Bitte an die Mutter, und diese schlug sie ab. Da sagte die Tochter mit einer wilden Festigkeit, deren Ton ich noch heut höre: Mutter, ich werde ihn sprechen. Diese Worte sind der Fels, auf den ich das Haus meiner Zukunft baue! Ich denke, Du wirst mit



mir ein Wesen ehren, welches zwiefache Pflichten so zu vereinigen wußte. Die Mutter, wie erschreckend vor der Festigkeit des Kindes, ging still hinaus, und ich hatte eine lange ernste Unterredung mit der Tochter, worin ich sie aufs Gewissen fragte, ob ich ihrer gewiß sein könnte in jedem Fall. Sie bejahte es feierlich und versprach mir auch, sich Kenntniss von der Kirche zu verschaffen, soviel Eltern und Umstände es irgend zuließen. So gingen nun die letzten Tage meines heimischen Aufenthalts, wenn auch unter manchen Entbehrungen, doch unter festem Vertrauen auf die Geliebte hin, und bis jetzt hat es mich nicht verlassen. Dabei hat der Vater mich besonders lieb, und ich rechne sehr auf ihn in der Stunde des Kampfes, er ist eine wackre Natur, der nichts fehlt als das Eine. Die Mutter, eine sonst treffliche und geistreiche Frau, sieht nebenbei doch wohl auf Ehre und Namen vor der Welt und legt ihr Vermögen auch wohl in die Schale. Beide Eltern haben mir fleißig und aufs freundlichste geschrieben, es aber der Tochter noch nicht erlauben wollen, da ich auf meiner Seite nicht nachlasse in meiner Ansicht. So stehn die Dinge, Du weißt nun in der Hauptsache alles. Sage mir offen und frei Deine Meinung, und in allem Fall bete für mich. –

Doch habe ich Dich wohl genug von Dingen unterhalten, die Dich der Welt so ganz Valet Sagenden wohl kaum noch berühren. Du bist die Maria, die das beste Teil erwählt. Meine Seele ist der geschäftigen Martha ähnlicher, aber auch sie liebt den Herrn, nur auf ihre Weise, und soll die Maria, die erhöht ist, weil sie sich erniedrigt, nicht schelten. Ich denke, Du wirst aus dem Vorigen gesehn haben, daß ich der Welt den Herrn nicht opfere, sie mögen bieten, was sie wolln, aber das fühl ich auch immer mehr, zu einem bloß stillen beschaulichen Leben werd' ich's nicht bringen können. Ich muß wirken und schaffen im Leben und wuchern mit dem Pfunde, das mir der Herr vertraut, auf meine Weise. Du tust es auf Deine Weise, und ich will es gern glauben, daß Du die Weisere bist, aber ich kann einmal nicht anders, ob ich auch wollte. Gott gebe uns beiden seinen Segen! Daß Du mit Deiner jetzigen Lage zufrieden scheinst, ist mir ein wahrer Trost, so wie es mich freut, daß Du auf die hilflose Jugend wirkst<sup>6</sup>. Was ich tun kann Dich sorgenfrei hinzustellen, soll gewiß geschehn, sage mir nur auch ehrlich jedes Bedürfnis, ich werde dann schon Rat zu schaffen suchen, wie's geht. – Daß Du einen wahren Geistlichen gefunden, ist eine große Sache, empfehl mich seinem Gebet und ihm. Möge Rudolph recht gedeihen unter Eurer Leitung. Grüß den lieben Jungen! Auch wenn Du Ida schreibst, grüße sie. Veits<sup>7</sup> grüßen Dich, ich bin mehr mit ihnen

---

<sup>6</sup> Luise Hensel war seit 1821 Hauslehrerin bei den Kindern des Grafen Stolberg in Sondermühlen.

<sup>7</sup> Die Veits, und Overbeck, Maler der Nazarener Schule, waren alle Katholiken; in Hinsicht auf die leidenschaftlichen Beziehungen, die einige Zeit zwischen Luise Hensel und Clemens Brentano bestanden hatten, sind die etwas kritischen Bemerkungen Wilhelms über die Brüder Christian und Clemens Brentano interessant. Wilhelm wurde nicht katholisch.

als mit andern, aber viel mit niemandem. Mein Weg geht zwischendurch. Ich kann frommer auf meinem Zimmer sein als mit den Frommsten, wenn's nicht in der Kirche ist. Christian Brentano hab' ich mehrmal gesprochen, doch vermeide ich ein Näherkommen. Du weißt, die Brentanos waren mir immer unbequem als Extremeregreifende und dazu Treibende. So ist Christian auch hier aufgetreten, und selbst Overbeck und die Veits, die doch gewiß fromm und katholisch fromm sind, mögen nicht viel mit ihm zu tun haben. Er hat übrigens Deiner mit großem Interesse gedacht und mir aufgetragen, Dich sehr von ihm zu grüßen, was ich sehr gern tue, da ich sein Streben gewiß achte und ihn, ebenso Clemens. Indem ich nun den Brief schließen will, hab' ich die Sorge, daß Du wohl manches drin nicht verstehn könntest oder doch nicht verstehst. Es ist so schwer, Jahre, ihre Gefühle und Erfahrungen, auf einige Blätter zu schreiben und mögliche Fragen schon im voraus zu beantworten. Ich lese lieber den Brief nicht mehr durch, um ihn nicht vielleicht zurückzubehalten. Sage mir lieber frei, wo ich dunkel blieb, und vergib mir, wo ich nach Deiner Meinung fehlte. An Liebe für Dich hat mir's gewiß nicht gefehlt, und sie wird nicht fehlen – nimmer. –

Gott mit Dir!

Dein treuer Bruder Wilhelm

Laß die Geschichte meiner Liebe ein strenges Geheimnis sein, ich bitte Dich herzlich darum. Leb wohl.

Meine Adresse ist: Al Signor Guglielmo Hensel, pittore prussiano, *Roma*, Trinità dei Monti, Via Sistina Nr. 68, Secondo piano.

[23]

JACOB (SALOMON) BARTHOLDY AN FANNY MENDELSSOHN BARTHOLDY  
(Abschrift)

Rom, den 31. Januar 1824

Die Ideen, die die Zeitungen von dem Stammbuche für den Kronprinzen<sup>1</sup> verbreitet haben, sind ganz unrichtig. Wir haben leider zu Rom eine Menge Leute, die sich entweder von Zeitungsartikeln ernähren oder dadurch Wichtigkeit geben wollen und auf jedes Gerücht oder jede Äußerung hin sogleich drucken lassen; zum Glücke lese ich nicht viele deutsche Blätter oder Bücher. Es würde mich freuen, wenn Du das Stammbuch zu Gesicht bekommen könntest. Natürlich ist eine erstaunliche Ungleichheit in den Werken, aber die Kunst war dabei nicht ein Hauptzweck, sondern ich halte es für das Interesse der Künstler zuträglich, daß sie sich nicht als Studenten oder Renommisten zeigen, sondern unsrem Könige und der Welt als gute Untertanen darstellen,

---

<sup>1</sup> Siehe den Brief Wilhelm Hensels an seine Schwester Luise vom 1. Dezember 1823 auf Seite 57.

die mit Liebe den Familien ihrer Fürsten huldigen und Teilnahme an der Freude ihres Vaterlandes an den Tag legen.

Hensels Zeichnung ist nur  $\frac{1}{3}$  vollendet. Er goß die Öllampe über die erste, die er machte, und auf diese zweite mußte ich mehr als 14 Tage warten, und da darüber ein Courier mir entwischt, so hat es die ganze Zusendung an den Kronprinzen um einen Monat verspätet.

Die Werke europäischer Kunst fangen jetzt an, in den anderen Weltteilen ebenfalls Liebhaber zu finden. Nicht bloß gehen große Schiffsladungen von Marmorstatuen (alle mittelmäßiger Art, leider) von Carrara jährlich nach Amerika ab, sondern ein indischer König, der Raja von Onda, hat durch einen berühmten Reisenden, Dr. Wilson<sup>2</sup>, seine Marmorbüste bei Thorwaldsen bestellen lassen und zu dem Ende sein Bild en face und en profil eingeschickt.

Adelheid Rothschild<sup>3</sup> ist fortwährend zu Neapel; mithin habe ich Deine Grüße nicht bestellen können.

Wir leiden hier sehr an Liebhaber-Comödien. Außer einem französischen Theater ist auch wöchentlich hier englische Comödie, von der man des guten Tones wegen nicht wegbleiben kann, aber durch Ennui bestraft wird.

Versäume ja mein Lotterielos nicht, ich bin überzeugt, daß Du mir einmal einen großen Gewinnst anzeigst.

Lebe wohl, beste Fanny, und schreibe öfter Deinem

Dir ergebenen

J. Bartholdy

P. S. Hensel hat mir aus seinem Skizzenbuche das Portrait von Mutter copiert und geschenkt, ich kann aber gar nicht glauben, daß sie so jung aussieht; das ginge ja gar nicht natürlich her, und obschon ich sehr conserviert sein soll, wie mich alte Bekannte versichern, so sehe ich doch nicht so 25-jährig aus. – Tausend und tausend Empfehlungen an Großmutter und Mutter.

[24]

ABRAHAM UND LEA MENDELSSOHN BARTHOLDY AN WILHELM HENSEL  
(Abschrift)

Berlin, den 4. Januar 1826

Und wenn die Welt voll Teufel wäre, d. h. und wenn das Haus voll Arbeiter, die Zimmer voll Umziehhausrat und die Börse voll Banqueroutiers und Verdruß wäre, so will ich Ihnen heute auch schreiben, werter Freund! Denn es ist wahr, ich habe Sie schon zu lange ohne Lebenszeichen gelassen. Sie haben mir nicht allein zweimal, sondern auch so freundschaftlich, so teilnehmend und

<sup>2</sup> Wahrscheinlich Horace H. Wilson, 1786–1860, ein britischer Mediziner, der in Indien sich zu einem der bekanntesten Sanskritisten des 19. Jahrhunderts entwickelte.

<sup>3</sup> Dies ist die Frau Karl Rothschilds, desjenigen der Brüder, der sich in Neapel niedergelassen hatte; sie war die Tochter des Hamburger Bankiers Hertz, den die Mendelssohns seit ihrer Zeit in Hamburg kannten.

beschäftigt für unsre dortige traurige Angelegenheit<sup>1</sup> geschrieben, daß ich es Ihnen nicht genug danken kann. Ihre Zeit ist sehr kostbar dort und so alles, was Sie tun, doppelt schätzbar, dafür will ich Ihnen wenigstens keine mit Lesen über diese Sache rauben. Ich schreibe alles an Bunsen<sup>2</sup>, der Ihnen mitteilen wird, was Sie werden wissen wollen. Daher in dieser Angelegenheit ich Ihnen nur wegen eines Punktes etwas direct zu sagen habe, und das ist wegen der Frescobilder<sup>3</sup>. Allerdings sind sie das Eigentum Bartholdys, allerdings wäre es schön sie zu haben, allein, das scheint mir eine unbedingt unmögliche Sache; denn wenn der Transport nicht überhaupt chimärisch ist, so ist er auf jeden Fall übertrieben und unerschwinglich kostspielig. Sollte es aber möglich sein, sie abzunehmen und gegen die Kosten, welche dieses verursacht, dort mit Nutzen zu verkaufen, so wäre dies allerdings zweckmäßig. Wenn Sie sich hierüber gründlich instruieren und mir das Ergebnis mitteilen wollten, würde ich Ihnen Dank wissen.

Was nun, mein werter Hensel, Ihre eigne Ministerialangelegenheit betrifft, so sind solche allerdings so gestellt, daß mir nichts zu tun bleibt für Sie und daß alles bis zu Ihrer einstigen Wiederkehr bleiben muß. Ich glaube Ihnen schon gesagt zu haben und wiederhole Ihnen auf jeden Fall, daß ich Ihren Entschluß, alle Sollicitation und Collectivanwendung nur jetzt ruhen zu lassen und sich erst neue Freunde und Beförderer durch ihre Werke zu erwerben, höchst lobenswert und brav finde. Ich habe das Zutrauen zu Ihnen, daß es Ihnen gelingen werde, wenn Sie sich treu bleiben. Indessen, da vergeht die Zeit, und ich halte es doch für nötig, daß man bald etwas wesentliches Tüchtiges von Ihnen hier zu sehn bekomme. Die Welt ist streng; sie hält demjenigen, von dem sie etwas fordert und erwartet, keine geschäftigen Hindernisse und Störungen zu gut, da sie zu überwinden, zu unterjochen, das Glück zu fesseln sind; dazu gehört Charakter und Tätigkeit, die denn erst das ...<sup>4</sup> des Talents sind. Nehmen Sie sich daher zusammen und lassen Sie bald etwas sehen.

Bei uns hier und namentlich in meiner Familie geht so verzweifelt wenig vor, daß es unmöglich wird, etwas davon zu berichten. Wir leben, obschon

---

<sup>1</sup> Jacob Bartholdy war am 27. Juni 1825 in Rom gestorben. Seine Schwester Lea war seine Haupterin, aber seine Angelegenheiten waren in Verwirrung mit beträchtlichen Schulden.

<sup>2</sup> Karl Josias Bunsen, seit 1824 Preussischer Bevollmächtigter beim Heiligen Stuhl als Nachfolger Niebuhrs.

<sup>3</sup> Die Fresken der Casa Bartholdy wurden damals nicht in Italien verkauft, sie wurden erst viele Jahre später vom Preussischen Staat erworben und 1887 in der Berliner National Galerie aufgestellt. In einem Briefe Leas an Wilhelm Hensel, den Sebastian Hensel, vol. I, Seite 142, veröffentlicht hat, und der am 6. März 1826 geschrieben wurde, findet sich eine weitere Darstellung der Gründe, warum die Mendelssohns die Fresken nicht in ihrem Berliner Haus haben wollten. Sie waren der Ansicht, „daß das Genre solcher kostbaren und zeitraubenden Ausschmückungen schlechterdings nicht für ein Bürgerhaus paßt“.

<sup>4</sup> Fehlt ein Wort.

in einem neuen Local<sup>5</sup>, jedoch so ganz nach wie vor, so ganz einen Tag wie den andern, daß Sie, wenn Sie heute in das Haus Leipziger Straße No. 3 träten, glaubten, Sie wären eben aus der Neuen Promenade No. 7<sup>6</sup> weggezogen. *Alles ist beim alten*, auch unsre Gesinnung für Sie. Das neue Haus und der Garten dazu sind außerordentlich schön, zu schön und zu teuer. Indessen ist es etwas Festes, was im wechselnden stürmischen Lauf der jetzigen Zeiten und Begebenheiten mehr als je notwendig und beruhigend geworden. Wir befinden uns alle sehr geräumig und behaglich drin. Weihnachten und Silvester haben wir bereits in der neuen Wohnung gefeiert und bei diesen sowie bei vielen andern Veranlassungen Ihrer gern gedacht. Meine Frau wüßte Ihnen gewiß noch viele Details zu erzählen, ich will versuchen, ob ich sie zum Schreiben bewegen kann, und für meinen Teil nur noch hinzusetzen, erstlich, daß ich darauf rechne, Sie werden mir zeitig schreiben, wenn Sie Geld brauchen, ich komme darauf nicht wieder zurück. Zweitens, daß ich Sie bitte, die Versendung der neuen Bilder<sup>7</sup> möglichst zu beschleunigen und, was ich in meinem bereits versandten Brief an Herrn Bunsen vergessen habe zu schreiben, den Bildern folgende 2 Gegenstände beizusenden, welche auf *keinen Fall veräußert werden sollen*:

- 1) ein silbernes Chocolate-Déjeuner
- 2) eine Reiseschatulle.

Haben Sie die Gefälligkeit, für die [Verpackung] und baldige Zusendung dieser 2 Objecte mit Sorge zu tragen.

Und nun Gott und Apoll empfohlen. Leben Sie wohl und schaffen Sie bald etwas Gescheutes her.

Der Ihrige

A. M. B.

Nächst freundlichen Grüßen bitte ich noch, ja keine Experimente mit den Fresken machen zu lassen, die nur sehr teuer und am Ende unnütz ausfallen würden. Vielmehr glaube ich, man könne des armen Bartholdy Wohnung, die noch auf 3 Jahre läuft, desto vorteilhafter vermieten, wenn alles im Status quo bleibt. Wann meint Herr Bunsen denn, daß der Katalog fertig wird? Vergeht das Frühjahr ohne Resultat, so verreist der König und an den Verkauf ist nicht zu denken, was um der vielen Kosten wegen doch sehr wünschenswert wäre. Sagen Sie uns auch etwas über die Bilder lebender Künstler, die wir zu behalten gedenken. Ich erhalte den 3. Teil derselben und meine Nichten 2 Dritteile; wir sind begierig zu erfahren, woraus diese Sachen bestehen. Fräulein Reden<sup>8</sup> hat mir freilich gesagt, daß wir viel Schönes zu

<sup>5</sup> Das „neue Local“ ist die Leipzigerstraße 3, die Abraham in 1825 erworben hatte; das Haus ist bei Hensel, vol. I, Seite 162–164 ausführlich geschildert worden. Die Weite der Räume des Hauses und die Größe des Gartens waren ungewöhnlich.

<sup>6</sup> Die frühere Adresse der Mendelssohns.

<sup>7</sup> Bilder von zeitgenössischen Malern, die Bartholdy in Rom erworben hatte.

<sup>8</sup> Tochter des Hannoverschen Gesandten in Berlin, Freiherr von Reden, der Ver-



Jacob (Salomon) Bartholdy auf dem Totenbett



erwarten hätten. Diese uns recht angenehmen Nachbarn haben Ihre Zeichnung erhalten, aber nicht durch meine Hand. Sagen Sie Herrn Grahl<sup>9</sup>, daß sein Bild des Fräulein Reden hier allgemein gefällt; es ist eine äußerst idealisierte verschönerte Ähnlichkeit und so graziös und zart, daß es des angenehmsten Eindrucks nicht verfehlen kann. Die Damen erzählen gern von Rom, und da sie, wie die ganze Familie, ihre Namen mit Recht tragen, so können wir uns eine lebhaftere Idee nach ihren genauen Schilderungen entwerfen.

Wie kömmt's aber, daß Sie mit all Ihren Mal-Anstalten, Verpackungen etc. so erschreckliches Unglück, auf gut studentisch: *Pech* haben, und dergleichen geschieht nie *oft* ohne eignes Verschulden der Fahrlässigkeit, Unvorsichtigkeit und Mangel an Erfahrung, und der Schade, den man sich selbst dadurch veranlaßt, muß sehr kränkend sein, da sich wohl Vorwurf dazu gesellen muß. Auch erzählten uns Redens, daß Sie aus großer Gefälligkeit gegen das Urteil anderer Ihre Arbeiten mehrmals ganz umgeschmolzen und doch zuletzt auf Ihre erste Idee zurückgekommen. So ist's ja erklärlich, daß in 2 Jahren noch nichts vollendet worden. Wer der inneren Stimme und eigenen Überzeugung aber nicht fest vertraut, wird selten Bedeutendes leisten. Jeder Beschauer, auch der sachverständige, hat seine eignen Ansichten und Ideen; wie kann man denn dem Einzelnen zu Gefallen sein mit tausend Mühen erschaffenes Werk zerstören und ein anderes hinstellen, das dem eignen Sinn fremd ist, daher auch nicht vorzüglich zur Selbstbefriedigung kann? So sehr ich Gefälligkeit in der Gesellschaft und ihre freundlichen Formen liebe, so sehr muß ich mißbilligen, wenn der Künstler aus Schwäche und Geschmeidigkeit sein Werk, d. h. sich selbst, gefangen, ja aufgibt.

Ich freue mich, daß mein Mann so vielen Geschmack am Bauen findet; für mich gibt's nichts Schrecklicheres auf der Welt, und der Verdruß, den man dabei hat, ist auf keine Weise zu ersetzen und zu berechnen. Mir ist unser palastähnliches Haus überall zu prächtig, zu wenig bürgerlich, um von Herzen froh darüber zu werden. Schön und grandios ist es aber in der Tat, und in sehr einfachem, edlen Styl gebaut. Das Einzige, was mich in aller Bau- und Geldnot bei dieser ungeheuren Unternehmung tröstet, ist der herrliche Garten, den wir diesen Herbst, unbeschadet der alten Hamadryaden<sup>10</sup> sehr verschönert haben. Außer den wild aufwachsenden Linden, Buchen und Rüstern war gar nichts darin; nun sind schöne Rasenplätze gemacht, über 100 Rosenstöcke gepflanzt, Wege geebnet, erhöht, Partien aus dem Wust hervorgesucht, Fußpfade gemacht, die Weingelände am Gartenhause zu Laubengängen gezogen etc. Diese Arbeiten sind wahrhaft ergötzend und be-

---

treter Hannovers beim Heiligen Stuhle gewesen war; Karl Klingemann, ein naher Freund des Mendelssohnschen Hauses, war damals bei der Hannoverschen Gesandtschaft in Berlin beschäftigt.

<sup>9</sup> Siehe S. 21 Anm. 3.

<sup>10</sup> Im Gegensatz zu den Dryaden, die zwischen Bäumen leben, sind Hamadryaden mit Bäumen verwachsen und sterben mit ihnen.



lohnend, und in Gottes freier Luft und Natur erhole ich mich auch von allen Sorgen. –

Das junge Volk tobt und *wildert* tüchtig in dem geräumigen Lokal. Am Sonntagabend, wo mehrere zusammenkommen, werden oft Charaden aufgeführt und à la Hensel tourniert, retourniert, bewortspielt, so lang ein Faden daran hält. So haben sie neulich Philister folgendermaßen anatomiert: als Philis, theer, thär, Philister (als Student und mit Simpleton), viel ißt er, viel liest er, viel ist er usf. Ganz Ihrer würdig, den ich in der Unterschrift zur Primavera als den alten wiedererkannte. Unsern zum 21. Mal gefeierten Polterabend haben die Kinder sehr niedlich am 1. Weihnachtstage durch Auf-führung des Worts selbst verherrlicht. Da man sich an Orthographie nicht kehrt, so repräsentierte Paul in der 1. Silbe den berühmten Tänzer Paul, im Doppelsinn und parodistisch sehr ergötzlich; im ganzen figurirte er unter vielen bunten Masken als Pantalon sehr gut. Die noch immer schöne, liebens-würdige Marianne Saaling erschien in demselben Kostüm wie vor 21 Jahren; die zum Ganzen gesprochenen Verse waren von unserm jetzigen Hofdichter Klingemann, Legations-Sekretär des Baron Reden, der an unserm Hofe wirk-lich lebt, da er bei uns wohnt. Da wir's mit Masken und Kostümen nicht genau nehmen, so gestaltet sich alles leicht zum bunten Allerlei, dem ein bißchen Musik immer zustatten kömmt. Seien Sie mir nicht böse, wenn ich, wie die alten Matronen zu tun pflegen, einige Schelte austeile, die zu Ihrem Besten wirken soll. Empfehlen Sie mich Herrn Grahl und Herrn Ingenieur<sup>11</sup> von Bunsen bestens. Letzterem sage ich den aufrichtigsten Dank für alle unendliche Mühe, die unsre traurige Angelegenheit ihm verursacht.

Leben Sie wohl, erhalten Sie sich gesund und arbeiten Sie nicht zuviel, aber zweckmäßig.

L. Mendelssohn Bartholdy

[25]

MARIANNE MENDELSSOHN, GEB. SEELIGMANN AN ALEXANDER MENDELSSOHN  
(Original)

Horchheim<sup>1</sup>, den 28. August 1827

Wahrscheinlich ist das der letzte Brief, mein guter bester Mann, den Du

---

<sup>11</sup> Dies ist wohl ein Witz, der auf Bunsens Tätigkeit als Verpacker und Versender der Bartholdyschen Besitztümer anspielt.

<sup>1</sup> Im Jahre 1819 hatte Joseph Mendelssohn ein Weingut, Horchheim, in der Nähe von Koblenz erworben. Dieselbe Rolle, die Abraham Mendelssohn Bartholdys Leipziger-straße 3 für Mitglieder und Freunde der Familie Mendelssohn im Winter in Berlin spielte, spielte Josephs Horchheim für die Mendelssohns, Verwandte und Freunde im Sommer. In einem Briefe vom 7. August 1821 hatte Henriette Mendelssohn nach ihrem ersten Besuch in Horchheim einen farbigen Bericht über das Leben dort an ihre Nichte Fanny Mendelssohn Bartholdy geschickt: „Horchheim, Josephs Beszung nehmlch, muß mit jedem Jahr schöner werden, sie kaufen, pflanzen und verschönern täglich, was ohnehin schon recht schön ist. Dein Onkel ist übergücklich hier und

von mir erhältst. Gott gebe Dir eine glückliche Reise<sup>2</sup> und uns ein frohes Wiedersehen! Nimm Dir ordentlich warme Sachen mit, es ist hier schon recht herbstlich. Ich kann Dir gar nicht sagen, mit welcher Ungeduld ich den Augenblick Deiner Ankunft erwarte, welche unendliche Freude wird es für mich sein, Dich zu umarmen und Dir ins liebe, freundliche Auge zu blicken. Hat Fränkel ebenso kalte Tage als wir hier, so wird er wohl schnell einpacken und machen, daß er in sein Haus wieder einrückt. – Tausend Dank für Deine lieben Zeilen vom 22., die ich indes erhalten habe. Mein guter, armer Mann, so früh hast Du Dich aus Deiner Ruh gestört, um mir eine Freude zu bereiten, schon um 6<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr bist Du zu Henning<sup>3</sup> gegangen. Daß Du mir aber keine größere Freude durch ein Geschenk hättest verschaffen können, ist ganz wahr, und ich erinnere mich nie eine größere und angenehmere Überraschung gehabt zu haben. –

Neues weiß ich Dir nicht das Geringste zu erzählen, bis auf ... [?] ..., die uns alle etwas necken, befinden wir uns von Groß bis Klein sehr gesund. Die Mädchen wirst Du nicht sehr hübsch finden, deshalb wirst Du sie nicht minder lieb haben, sie haben etwas Ausschlag auf dem Kopf, eine Unannehmlichkeit, die bei Kindern sehr häufig und eher gesund als schädlich sein soll. Herrmann hörte heute einen Wagen schnell vorüber fahren, da rief er gleich: „Da kömmt mein Väterchen.“ Die Bübchen freuen sich ganz außerordentlich auf Deine Ankunft. Wäre der Augenblick erst da! Mutter wünscht, daß wir Deinen Geburtstag<sup>4</sup> hier zubringen sollen, Vater läßt sich aber auf nichts Bestimmtes ein. Er scheint unter keiner Bedingung zu wünschen, daß Du länger als 8 Tage hier bleibst. – Adolph wirst Du voller Künstchen und

---

nimmt sich der Landwirtschaft aus allen Kräften an. Indem ich Dir hier schreibe, ist er im Keller und läßt ein Faß von seinem eignen Gewächs anzapfen; ich traue meinen Augen nicht, wenn ich sehe, wie dieser Erzbanquier solchen Gefallen an allem Häuslichen findet. Des Morgens früh sehe ich, wie er's genießt, in seinem Garten frühstücken zu können. Da sitzt er, die Pfeife im Munde, seinen herzlieben Sohn Benny, den er beinah verehrt vor Liebe, neben sich und sieht aus, als ob er nun darüber hinaus nichts zu wünschen sähe... Unsere Hinni ist die liebevolle zierliche Frau, wie Du sie kennst, läßt es allen Leuten überwohl gehen und vergißt darüber, daß ihr wohl manches sehr mißfällt. Sie ist noch so naiv wie ein Kind. Gestern zeigte ihr Joseph einen Obstgarten, den er seinem Winzer überlassen: „ach wie gut, sagte die Tante, daß uns dies nicht auch gehört, wir haben ohnehin schon so viel, und man muß doch tun, als ob es einem sehr wichtig wäre...“ Joseph verbrachte jeden Sommer mehrere Monate in Horchheim, und wie seine regelmäßigen Briefe an seinen Sohn Alexander, der im Sommer nur kurze Zeit das Berliner Bankhaus verließ, zeigen, blieb er von dort in ständiger Verbindung mit den Geschäften der Bank.

<sup>2</sup> Von Berlin nach Horchheim, wo Marianne Mendelssohn mit ihren Kindern den Sommer verbrachte. Damals waren zwei Töchter – Marie und Margarete – und zwei Söhne – Hermann und Adolf – geboren. Später wurden noch vier weitere – Franz, Wilhelm, Alexandrine, Clara – geboren.

<sup>3</sup> Wohl der Maler Adolf Henning, von dem sich Alexander hatte porträtieren lassen.

<sup>4</sup> Alexander Mendelssohns Geburtstag war am 19. September.

possierlicher Streiche finden, auch ist er heute vom Stuhl durchs ganze Zimmer marschiert, es wird nicht lange währen, so läuft er. Sagt man ihm, „singe doch“, so gibt er gleich ein paar Tönchen an; sieht er ein Buch, so sagte er „a. b.“ so schnell als möglich; kurz, er ist sehr komisch, heiter und gesund. Ein Backzähnen hat er auch wieder bekommen.

Mutter hat mich schon mehrere Male ... [?] ..., ich muß mich heute kurz fassen. Ich schreibe Dir in jedem Fall noch einmal, hoffentlich wirst Du den Brief nicht mehr bekommen. Reise recht glücklich, mein guter, bester Alexander! Wirf nur nicht um, es ist eine schlechte Geschichte. Denke Dir, daß ich jetzt ganz ängstlich im Fahren bin. – Sage doch Minen, daß sie während Deiner Abwesenheit reinmachen läßt und auch Gardinen auflegen. Lebe wohl, bester, lieber Mann. – Mutter, Benny, Rosa<sup>5</sup> grüßen sehr. Mutter bittet Dich, ihr ein Pfund Marasquin-Plätzchen von Conrady mitzubringen.

Hegel<sup>6</sup> hat vergangenen Sonntag durch seine Erscheinung überrascht. Er war allen sehr willkommen, und ich habe eine Partie Billard mit ihm gespielt. Was sagst Du nun, Alesch? Adieu, Du Geliebter! Vergib Unordnung und Geschmiere, die Kinder machen einen Heidenlärm. Gott, hätte ich Dich doch erst wieder! Carl<sup>7</sup> sagte, er habe sich vor der Abreise bei seinem Feldwebel gemeldet, und ist durchaus nicht ängstlich zu machen. – Behalte lieb

Dein treues Weib!

[26]

BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN AN ALEXANDER MENDELSSOHN  
(Abschrift)

[Horchheim, 2. bis 6. Oktober 1827]

Eben wollte ich die Feder ansetzen, lieber Bruder, um ein trauliches Wort mit Dir zu reden, als ich einen Wagen anrollen hörte und nachsah und fand, daß es Felix<sup>1</sup> war, über dessen Kommen oder Ausbleiben seit vorgestern bei uns viel gesprochen und gewettet worden ist. Mutter hat Euch, glaub' ich, davon geschrieben. Ich freue mich wirklich von Herzen, ihn nun noch einige Tage hier zu haben; ich habe ihn in den paar Tagen, die er hier war, wirklich noch viel lieber gewonnen als er mir immer war. Das hat das Land an sich, daß man wirklich zusammen ist. Vielleicht hab' ich Felix in den Jahren, die wir in einer Stadt zugebracht haben, kaum soviel gesprochen wie in den wenigen Stunden hier. War's doch selbst mit Euch zum Teil auch so. So traulich,

<sup>5</sup> Benjamin (Georg) und Rosa Mendelssohn aus Bonn, die auch den Sommer in Horchheim verbrachten.

<sup>6</sup> Der Philosoph.

<sup>7</sup> Bediensteter.

<sup>1</sup> Felix Mendelssohn Bartholdy hatte mit seinen Freunden Gustav Magnus und Ludwig Heydemann eine Wandertour durch den Harz, Franken, Bayern und Baden und das Rheinland unternommen; seine Briefe von dieser Reise sind bei Hensel, vol. I, Seite 176–186 veröffentlicht, wo auch der Besuch in Horchheim erwähnt ist. Er reiste mit seinem Onkel Joseph und dessen Frau Hinni nach Berlin zurück, und der folgende Brief, Seite 70, ist von der Rückreise in Frankfurt geschrieben.

so viel, so unzerstreut wie hier sind wir in Berlin nicht beisammen. Darum wollte ich's willig ertragen, Euch im Winter meiden zu müssen, wenn ich Euch dafür im Sommer haben könnte. Aber keins von beiden – an den Gedanken fällt mir's hart mich zu gewöhnen. Und ich denke auch, es soll nicht immer so bleiben, wenn ich gleich noch keinen rechten Ausweg sehe. Es war so schön diesen Sommer, und besonders die letzten Tage, wie man's freilich kaum immer verlangen darf. Wieviel Freude uns Eure Briefe gemacht haben, und besonders der letzte aus Berlin, das brauch' ich Euch nicht zu sagen. Daß die Reise Euch so leicht und bequem geworden ist, darüber freue ich mich auch noch insbesondere aus einem Grund: umso näher, denk' ich, wird Euch der Gedanke ans Wiederkommen liegen. Schreibt mir nur recht viel von den süßen lieben Knäbchen und Mädchen und sprecht ihnen zuweilen von mir, damit wir einander nicht fremd werden. Sie werden ohnedies so herangewachsen sein, wenn ich sie wiedersehe. So laßt mich wenigstens in der Ferne ihre Fortschritte verfolgen.

Es war hier übrigens ziemlich belebt die Zeit über. Erst unsere Fahrt nach Bonn, dann Felix, dann Twestens<sup>2</sup>; sie kamen am 28. aber nicht, wie Du schriebst, bei uns vor, was mir dann auch Mutters wegen nicht ganz unlieb war. Sehr leid aber tat mir's, daß sie in den zwei Tagen ihres Hierseins nichts als Regenwetter hatten, wie wir's den ganzen Sommer nicht gehabt hatten, so daß wir nicht einmal in den Garten gehen konnten. Ich gehe morgen mittag per Dampfschiff nach Bonn, um sie dort zu besuchen und einige Leute zu sehen<sup>3</sup>. Den Abend setze ich mich auch auf die Schnellpost und bin, hoff' ich, übermorgen früh wieder hier. Morgen fängt übrigens auch unsere Weinlese an, die diesmal freilich sehr kärglich ausfallen wird. Doch wär's genug für Marie und Margarete<sup>4</sup>, könnten sie nur hier sein. Gedacht wird genug an sie werden. – Die Concordia<sup>5</sup> ist wieder im Gang und hat heute Rienhard von Cöln<sup>6</sup> hergebracht, das kostet Vatern 3 Flaschen Champagner. Er hatte mit Muttern 2 gewettet, daß Felix zurückkommen würde. Nun kam Rienhard und Felix nicht, da sank ihm der Mut, und er hob die Wette mit Verlust einer Flasche auf – 1/4 Stunde darauf kam Felix, der mit der Schnellpost gefahren war.

[4. Oktober]

Von ganzem Herzen grüße ich Euch, lieber Alex und Marianne und freue mich Eurer glücklichen Ankunft in Berlin und daß Ihr mir so gute Nachricht

---

<sup>2</sup> Freunde Benny Mendelssohns, siehe Verzeichnis der Absender.

<sup>3</sup> Benny Mendelssohn hatte im Juni geheiratet und habilitierte sich 1828 in Bonn.

<sup>4</sup> Marie und Margarete, Töchter Alexander und Marianne Mendelssohns.

<sup>5</sup> Der Rheindampfer „Concordia“ war auf einen Felsen im Binger Loch aufgelaufen und zur Reparatur nach Amsterdam gebracht worden; die Rückkehr verzögerte sich, da, wie die Berlinischen Nachrichten berichteten, die „Concordia“ „die Ehre haben würde“, die Königin von Holland zu befördern, und auf die Abreise der Königin in Amsterdam wartete.

<sup>6</sup> ?

von meinem Mütterchen gebracht. Habt Ihr unser Briefchen schon aus Bonn erhalten, und wirst Du, liebe Marianne, bald antworten? Tue es ja. Heute werde ich Strohwitwe! Wie soll ich das beinah auf einen ganzen Tag ertragen! Tröste mich bald darüber und grüße Deine lieben Kleinen sehr herzlich  
von ihrer Tante Rosa

Addio, meine lieben Teuern, der Himmel erhalte Euch, laßt bald von Euch hören. Mutter grüßt Euch. Marie und Adolph, Margarete und Herrmann und alle Freunde grüßt Euer

Benjamin

Bitte, liebe Alex und Marianne, solltet Ihr etwas von der schrecklichen Geschichte mit dem jungen Milas<sup>7</sup> erfahren, so schreibt mir davon. Fanny Mendelssohn wird Euch gewiß davon mitteilen können, und mich interessiert es sehr davon zu hören, da ich die Frau persönlich kenne.

Eure Rosa

[27]

JOSEPH MENDELSSOHN AN ROSAMUNDE MENDELSSOHN, GEB. RICHTER  
(Original)

Frankfurt, den 11. Oktober 1827

Meine liebe Rosa!

Mit Dir habe ich ein Hühnchen zu pflücken, und damit Du siehst, daß ich das nicht gern anstehen lasse, tue ich es gleich, kaum daß ich in Frankfurt ausgeschlafen habe.

Die Mutter sagt mir, Du habest Dich einigemal durch Worte, die mir entfallen sind, gekränkt gefühlt und geglaubt, ich hätte sie mit Absicht und aus Lieblosigkeit gegen Dich fallen lassen. – Ich kann es Dir nicht verargen so zu denken, denn wie sollst Du wohl wissen, daß ich nicht gewohnt bin meine Worte zu wägen, wenn ich unter den Meinigen bin, und daß es mir auch im entferntesten nicht einfällt, es könne einer von Euch glauben, ich habe die Absicht ihn zu kränken! – Die ganze Geschichte hat mir unruhige Stunden gemacht, und ich muß es daher ein für allemal ins Reine bringen. –

Nimm also an, liebe Rosa, ich sei wenigstens gleichzeitig mit Benny in Dich verliebt gewesen; den Vorrang kann ich ihm nicht lassen, frage nur Benny, er wird es nicht leugnen. Auch wirst Du Dir so viel Gerechtigkeit widerfahren lassen – und auch mir –, um Dich darüber nicht zu verwundern. Nur habe ich freilich das Verliebtsein meinem Sohn abtreten müssen, Dich zu lieben soll er mir nicht wehren. – Seit ich Dich kenne und seit ich die gewisse Überzeugung habe, Du wirst meinen lieben Sohn glücklich machen, bin ich Dir so herzlich gut wie ein Vater nur seiner Tochter sein kann. Laß also dieses Capitel fürs ganze Leben unter uns geschlossen sein. Sei Du meine gute Tochter, wie ich bis im Tode Dein treuer Vater sein werde. Willst Du das tun, so wirst Du

<sup>7</sup> ?

immer offen gegen mich sein und den Gedanken nicht aufkommen lassen, als könnte ich verletzt oder wohl gar bitter gegen Dich sein! – Ich habe nie eine Tochter gehabt, und ich glaube es wohl, daß die Mädchen mit größerer Zartheit behandelt sein wollen als die Jungen, mit denen ich immer gut fertig geworden bin. Frage nur Benny und nimm an, daß Ihr mir beide fortan Eines seid, und so wirst Du an meiner herzlichen Liebe nicht zweifeln. Die Worte wäge mir nicht nach, und komme ich Dir etwa einmal zu tapsig, so sage es mir nur rein heraus, Du sollst sehen, ich weiß es auch schon wieder gut zu machen, es ist das Gutmachen so leicht, wenn man es gut meint. – Gott empfohlen, liebe Rosa,

Dein treuer Vater J. M.

[28]

FELIX MENDELSSOHN BARTHOLDY AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN  
(Original)

Berlin, den 8. Februar 1828

Als büßender Sünder erscheine ich mit meinen Heften<sup>1</sup> vor Dir, liebster Benny; sie sind sehr schlecht, ich aber bin noch schlechter. Von Tage zu Tage wollte ich sie schicken und tat es nicht; ich habe nämlich in diesem Semester, wo ich mich als Brandfuchs imposant ausnehme, gelernt, wie eigentlich ein Heft aussehen sollte, und schäme mich nun entsetzlich, Dir das Geschmiere schicken zu müssen. Indessen ist das Herz schwach, Du wirst für meine Sünden und Kleckse einen nachsichtigen Winkel Deines Gemüts einräumen, und so hoffe ich für beide Vergebung zu erhalten. Hier folgt der Schlüssel zu den Hieroglyphen: v: sind; : ist; v: man; E: Europa oder Erde; ö nicht; O Wasser; Ø durch; f auf; fr für; s sich etc. Auf jeden Fall aber überschlage die ersten 6–20 Seiten, sie sind, was Styl und Kiel betrifft, gräßlich anzuschauen.

Wenn ich diesen Winter kein Geograph werde, so ist es Gottes offenbarer Wille; denn was Humboldt und Ritter mir undeutlich lassen, erläutert mir Heinrich Beer<sup>2</sup>, der sie beide auch wohlwollend bei sich aufnimmt, und so ist

---

<sup>1</sup> Seit 1827 war Felix Mendelssohn Bartholdy an der Berliner Universität immatrikuliert; in demselben Jahre war Alexander von Humboldt aus Paris nach Berlin zurückgekehrt und gab Vorlesungen an der Akademie. Karl Ritter, der berühmte Geograph, Professor an der Berliner Universität, war Benjamin Mendelssohns Lehrer gewesen. Felix' Vorlesungshefte von Ritters Vorlesungen sind erhalten und befinden sich im Mendelssohn Archiv in Berlin.

<sup>2</sup> Als Gatte Betty Meyers ein angeheirateter Vetter Felix und Benjamin Mendelssohns; die Bemerkung ist ironisch. *Heinrich Heine*, in seinen „Geständnissen“ (Vermischte Schriften, Hamburg 1854, Bd. I, 60), bemerkt, daß, im Gegensatz zu seinen Brüdern, dem Komponisten Giacomo Meyerbeer und dem Dichter Michael Beer, Heinrich Beer durch keine besonderen geistigen Gaben ausgezeichnet gewesen sei. Deshalb wäre es verwunderlich gewesen, daß er „den vertrautesten Umgang Hegels“ genoß, sein „Intimus“, „sein Pylades“ gewesen sei. „Der eben so witzige wie talentbegabte Felix Mendelssohn suchte einst dieses Phänomen zu erklären indem er behauptete: Hegel verstehe den Heinrich Beer nicht.“

es ein offener Beweis meiner Hochachtung, daß ich von dieser letzten Instanz noch an Dich appelliere und um Lösung eines Zweifels bitte. Ritter hat nämlich in seiner Allgemeinen Erdkunde auch von den Corallenbildungen gesprochen und gesagt, es seien von Zoophyten aus dem tiefsten Meeresgrunde diese Klippen in die Höhe gebaut worden, die Binnenmeere hinter solchen Riffkränzen rührten von angeschwemmtem Meeressande her, denn außerhalb sei unergründliche Tiefe. Da ich nun auch ein Endchen Zoologe bin und man mich vom Katheder herunter versichert hat, die Zoophyten bauten sehr langsam, da ich auch sehr wohl weiß, welche ungeheure Anzahl dazu gehört, um einen kleinen Stamm zu bilden, so scheint mir, es müßte unverhältnismäßig lange Zeit und unverhältnismäßig viel Individuen dazu gehören, um, wie Ritter doch sagt, alle Inseln der Südsee und einen Teil von Australien aufzubauen. Da er nun eines Teils behauptet, man fände solche Bildung nur in tropischen Meeren, und in diesem Sinne die Corallenfischereien an der Nordafrikanischen Küste schon sehr nördlich nennt und sie nur durch Einwirkung der Sahara zu erklären weiß, andern Teils aber dieselben Bildungen im Jura, ja, im Harze finden will, so müßten alle Climate sich verändert haben, oder – kurz, ich verstehe es nicht und bitte Dich um eine mir Laien verständliche Aufklärung dieses Dunkels.

Wenn Du mir dann zugleich einiges von Deinem jetzigen Leben, von Madame Hunzinger<sup>3</sup>, etwaigen Überraschungen durch Glastüren und dgl. willst zukommen lassen, so erfreust Du mich, wie Du wohl denken kannst. Herzlich sehr Dich bittend, mich Deiner Frau Gemahlin recht sehr zu empfehlen,

bin ich Dein

Felix Mendelssohn B.<sup>4</sup>

[29]

HENRIETTE (HINNI) MENDELSSOHN, GEB. MEYER, AN ROSAMUNDE

MENDELSSOHN, GEB. RICHTER

(Original)

Berlin, den 8. November 1828

Mit welcher Ungeduld magst Du, meine gute liebe Rosa, Mittwoch und heute den *Herrn Doktor* zurück erwartet haben. Jetzt ist es 12<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr, und wahrscheinlich ist nun auch die deutsche Rede glücklich vorgetragen<sup>1</sup>. Daß

<sup>3</sup> ?

<sup>4</sup> In Anbetracht des Widerstandes, den Felix dem Wunsche seines Vaters entgegensetzte, sich Bartholdy zu nennen und Mendelssohn fortzulassen, der 1829 zu einem ernstesten Konflikt zwischen Vater und Sohn führte – ist es von Interesse, daß, in der Unterschrift seines Briefes an seinen Vetter, Felix das Wort Bartholdy nahezu unterdrückt.

<sup>1</sup> Bennys Probevorlesung hatte den Titel: „De vallum ortu et forma, in montibus maxime rheni schistosis“, seine öffentliche Antrittsvorlesung handelte von „De geographia ad scientiam naturae et historiam Relata“; für die Probevorlesung war ihm

ich gern mit Euch wäre und gar zu gern insgeheim zugehört hätte, kannst Du Dir vorstellen. Schreibe Du mir, liebe Rosa, alles ganz ausführlich, ob Benny gesprochen oder gelesen hat, und wie er selbst mit sich zufrieden ist. Ich weiß, daß große Redseligkeit über sich selbst Bennys Fehler gar nicht ist. Es könnten manche ihm von der Neigung, beständig sich selbst im Munde zu führen, etwas abgeben. Man muß dagegen dem Benny ziemlich mühselig alles abfragen. Drum bitte ich Dich, erzähle mir so viel Du kannst. Vorgestern hat Humboldt hier gegessen und mich wieder sehr viel nach Benny gefragt. Ich wußte ihm nicht bestimmt zu sagen, ob er seine Reden ablesen oder frei vortragen würde. Schreibe mir, wie ers gemacht hat. Natürlich ist Humboldt sehr für einen freien Vortrag, aber sehe ich mich sehr wohl erinnern, daß er seine Hefte neben sich liegen hatte und sehr fleißig hinein sah; aber das ist gewiß, daß er seinen Vortrag nach einigen Vorlesungen ungemein verbessert hatte. Mir schien das so auffallend, daß ichs ihm selbst einmal sagte. Mir ist gar nicht bange für Benny. Er wird schon interessante Dinge vorzutragen haben, und Du sollst sehen, er wird auch deutlicher sprechen als im gewöhnlichen Leben, denn er kann es sobald er es will, und er wird wollen. Welches Urteil man auch immer über Menschen und menschliche Angelegenheiten haben mag, es bleibt doch dabei, daß eine Versammlung von Menschen imponiert. Ist das doch schon oft genug bei einem Einzigen der Fall. Wie viel und welche Zuhörer Benny gehabt hat, möchte ich gern wissen. Da umsonst gelesen wird, stellen sich wohl mehr ein als sonst. Für Geld soll es jetzt sehr schlimm stehen. Eben heute hat mir einer bitterlich geklagt, daß die Studenten gar zu arm wären und gar zu wenige bezahlen wollten. Es sollen hier ganz unglaubliche Intriguen von den ersten Professoren gemacht werden, um Zuhörer zu haben. Sie sollen fast wie die Concertgeber alle Mittel aufbieten, um ihren Zweck zu erreichen. So hatte man hier die Nachricht ausgesprengt, daß Rust<sup>2</sup> gestorben sei, und viele glauben oder sagen doch, das rühre von Gräf her. Dr. Giese, der sehr viel Zuhörer hatte solange er umsonst las, kann jetzt für Geld keinen finden, und so geht es vielen. Gottlob, daß Euer Wohl und Weh nicht davon abhängt, und ich wünschte sogar, daß Benny nie für Geld lesen mögte. Es muß zu verdrießlich sein, davon abzuhängen. –

Dein letzter Brief, meine liebe Tochter, hat mich innigst gerührt, so wie auch die Zeilen von Deiner Mutter. Sei vollkommen überzeugt, daß ich Dich von ganzem Herzen liebe, daß ich es treu mit Dir meine und daß ich unfähig bin, Dir etwas anzurechnen, was durchaus nicht Deine Schuld ist. Bleib nur wahr gegen mich und meine es nur halb so gut mit mir als ich mit Dir, so kannst Du fest auf mich rechnen in Freud und Leid. Fast möchte ich sagen,

---

der Gebrauch der deutschen Sprache gestattet, da es in der Geologie an lateinischen Mustern fehle: „Überdies scheint Dr. Mendelssohn nicht ganz fest in der Latinität zu sein“, schrieb der damalige Dekan A. W. von Schlegel.

<sup>2</sup> Rust war Chirurg, Gräf Augenarzt und Operateur; beide waren Militärärzte und Professoren an der Berliner Universität und intrigierten gegeneinander.



bleibt nur so glücklich als Ihr bisher wart, so bin ich vollkommen befriedigt, und wie viel mehr noch werde ich es sein, wenn Ihr mich lieb behaltet. Freilich tut es wohl, von seinen Kindern geliebt zu werden, aber seid gewiß, daß ich nie so ungerecht sein kann, von meinen Kindern mehr zu erwarten als vernünftig ist.

Morgen über 8 Tage ist Bennys Geburtstag. Grade an einem Sonntage, den wir so hübsch zusammen feiern könnten. Du wirst sicher verstehen, ihm den Tag angenehm zu machen. Benny liebt nicht große Vorbereitungen, aber doch ist er gern fröhlich. Es wäre also recht hübsch, wenn wir Euch überraschen könnten mit allen Kinderchen<sup>3</sup>. Alle 4 denken und sprechen oft von Euch, und sogar Adolph spricht von Onkel Benny und Tante Rosa, was er immer ganz verschämt ausspricht. Die Mädchen sind wirklich allerliebste, und Hermann wird auch gut, aber Adolph wird sehr gescheit und sehr amüsant, wenn er so fortfährt. Das kleine Ding kann sprechen wie ein Großer. Jetzt ist es Nachmittag 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr und ganz dunkel, doch schreib' ich noch ohne Licht. Es schneit heute den ganzen Tag sehr stark. Die Kinderchen sind hier und wollen alle, daß ich Euch beide grüße. Nächstens schreibe ich mehr. Ich bitte Dich, liebe Rosa, nie aufzuhören, solange Du Lust zum Schreiben hast. Deine und Bennys Briefe machen mir gar viel Freude.

Ganz Eure  
Mama

[30]

DOROTHEA VON SCHLEGEL, GEB. MENDELSSOHN, AN HENRIETTE (HINNI)  
MENDELSSOHN, GEB. MEYER  
(Original)

[Januar 1829]

Meine geliebte Schwester Hinni!

Was aus Deinem schönen liebevollen Herzen kömmt, ist wohltuend, und ich vertraue diesem liebevollen Herzen so vollkommen, daß ich auch Dein Schweigen ehre und respektiere, so wie Dein Reden mich erfreut und tröstet. Was kann es in der schweren Prüfung<sup>1</sup>, die mir durch den unerforschlichen Ratschluß Gottes auferlegt ward, wohl für einen heilendern Trost geben als die teilnehmenden Tröstungen und die sprechenden Beweise der Liebe von meinen mir lieben Geschwistern? Nur eines gibt es, was diesen süßen Trost noch an Segnung übertrifft, aber das ist nicht von *dieser* Welt, und die Welt kann es auch nicht geben; dies ist der Friede Gottes! Darf nun eine Seele sich beklagen, die so reich getröstet wird, wie Deine Schwester es ist? Und wie soll ich genug danken? Der gute verstorbene Friedrich hat Euch lange nicht gesehen, aber immer hat er Joseph und Dich sehr geliebt und geehrt, und wir haben sehr oft von Euch gesprochen und uns Hoffnung gemacht, Euch einmal am

<sup>3</sup> Von Alexander und Marianne Mendelssohn.

<sup>1</sup> Friedrich Schlegel war am 12. Januar 1829 in Dresden gestorben.

Rhein besuchen zu können und diesen Besuch mit einem in Bonn zu verbinden! Gott hat es anders gefügt, er wolle uns nun eine vollkommene Ergebung in seinen heiligen Willen verleihen! – Mit meiner Gesundheit geht es bewundernswürdig gut, und ich bitte meine geliebten Geschwister, recht ruhig über mich zu sein, aber ja nicht aufhören, mich mit ihrer tröstenden Liebe zu unterstützen, so wie ich sie innigst zu lieben nie aufhöre.

Dorothea S.

[31]

FANNY MENDELSSOHN BARTHOLDY AN WILHELM HENSEL  
(Abschrift)

Berlin, den 20. Februar 1829

Dies schreibe ich, wie Tante Jette<sup>1</sup> wünschte, auf ihrem Papier, aber mit Deinen Federn, mein Lieber, mein Liebster, mein Bester, mein Guter<sup>2</sup>. Wie geht's Dir? Heut bin ich nun den ganzen Tag in Sorgen um Dich, bist Du die dritte Nacht auch durchgefahren und schon jetzt, ermüdet und erhitzt, bei den Deinen? Oder hast Du in Breslau geruht und fährst nun heut mit frischen Kräften hinüber? Ich wollte, Du hättest zu Deiner Erfrischung einen Brief von mir in Breslau finden können, das war aber doch nun nicht möglich, und gestern hab' ich nicht geschrieben, weil es zu spät gewesen wäre, ihn nachzuschicken und zu früh, ihn in Breslau zu treffen. Und die Nacht über hast Du Dich gequält, mir in den kalten Passagierstuben ohne die mindeste Bequemlichkeit zu schreiben! Ich bin so begierig auf den Brief aus Breslau, wie es Dir ergangen ist, wie Dich unsre Freunde aufgenommen haben. Gestern früh ging ich zu Marianne und Tante Jette, die sehr grüßen lassen. Alexander wollte Dir am Abend Deiner Abreise noch nach, bis ihm Marianne sagte, daß er Dich nicht mehr treffen würde.

Gestern mittag aß Gans<sup>3</sup> hier, der mit Rebecka Plato gelesen hatte, und

<sup>1</sup> Henriette (Maria) Mendelssohn.

<sup>2</sup> Wilhelm Hensels und Fanny Mendelssohn Bartholdys Verlobung war am 22. Januar 1829 offiziell verkündet worden. Wilhelm Hensel war im Oktober 1828 aus Italien nach Berlin zurückgekehrt. Henriette (Hinni) Mendelssohn hatte, in einem Briefe vom 11. November 1828 darüber an ihre Kinder Benny und Rosamunde berichtet und gemeldet, daß er in Rom die „Transfiguration“ Rafaels copiert habe: „Die Transfiguration ist für des Königs kleine Capelle bestimmt, wo sie kaum Platz findet und wo niemand sie sehen wird. Es sind ganz herrliche Köpfe auf diesem Bilde; bloß mit dem obern Teil, wo Moses und Eli auf eine peinliche Weise schweben, kann ich mich nicht versöhnen. Es ist Raphaels bestes Bild, wie ich höre, und von vielen wird es für die Krone seiner Werke gehalten, aber mir sind andre Bilder von ihm viel lieber. Halte mich für keine Heidin, lieber Benny, wenn ich gestehe, daß ichs nicht leiden mag, wenn alte Leute wie Moses ängstlich wie Tänzer in die Luft schweben, oder wenn Engel mit gemeinen, gänsemäßigen Flügeln behaftet sind. So hat Shadow einen Engel neben den Apostel Lucas hingestellt, der ganz allerliebste ist und nach seinem eigenen Kinde genommen ist, aber dies arme Wesen dreht dem Beschauer seinen Rücken zu, und aus diesem Rücken wachsen 2 große Federwische heraus, daß es einem weh tut, den schönen, zarten Körper so verunstaltet zu sehen. Mich dünkt, man sollte mit Flügeln etwas behutsamer umgehen.“

spät abends kamen Bozulavskys, Roberts und Kugler<sup>4</sup>, der uns Bleistiftskizzen von einem gewissen Petzl, einem Schüler von Begas, mitbrachte, die mir aber gar nicht gefielen. Es sind nichts als Rendezvous mit Dienstmädchen und Wirtstöchtern. Die Phantasie der Herren geht nicht weit. Ich zeigte ihm dafür einige Deiner Bücher und erfreute mich von neuem an dem sichern raschen Strich, an dem Fleiß und dem treuen Streben und (das hätte ich eigentlich zuerst nennen mögen) an der Poesie, die überall vorwaltet und die mir einen freundlichen, nicht gewöhnlichen Zustand fürs Leben verspricht. Das ist es auch, was mir an Deinen Porträts so sehr gefällt, die Poesie in der Auffassung, und die hat bei Deiner Abwesenheit ungemein zugenommen, wenn ich Deine jetzigen Zeichnungen gegen die vorigen halte. –

Was Du aber für herrliches Reisewetter hast, die schönsten Tage, die wir noch erlebt haben diesen Winter. Heut vormittag gehe ich in die Probe der Passion<sup>5</sup>, Felix und Beckchen sind beide wieder wohl, Felix hatte gestern abend komponiert, und da sahen seine Augen so wunderschön aus. Es ist was ganz Eigenes mit seinen Augen, ich habe noch bei keinem Menschen die Seele so unmittelbar darin gesehn. Du mußt ihn so unendlich lieben, zwischen uns dreien muß alles so vollkommen richtig und einig und wahr sein, dann will ich in dieser Welt keine unfrohe Minute haben, wenn Ihr Euch recht liebt; ich bin mit meiner Stellung gegen Euch beide zufrieden. Wenig aber bin ich's mit diesem Papier, das einem die Zeilen zumißt. Ich muß aber doch nun aufhören, also Lebewohl, ich schreibe Dir nun nicht mehr, denn Du würdest keinen Brief mehr erhalten. Tausend Lebewohl, mein Liebster.

Auf baldiges Wiedersehn.  
Deine Fanny

[32]

WILHELM HENSEL UND FANNY MENDELSSOHN BARTHOLDY AN LUISE HENSEL  
(Abschrift)

Berlin, den 30. März 1829

Erlaube mir, die letzten Minuten dieses Tages zu einem herzlichen Glückwunsch an Dich, liebe Schwester, zu verwenden. Wilhelm hat mir gesagt, daß heut Dein Geburtstag ist, und wenn ich es früher gewußt hätte, würdest Du den Brief am heutigen Tage erhalten haben, stattdessen kann ich ihn jetzt in später Mitternacht nur anfangen.

Was soll ich Dir sagen, liebste Luise? Ich weiß, Wilhelm wird diese Zeilen lesen und schreibe sie doch hin, wie sehr ich ihn liebe, wie ich ganz und gar von dem Wunsch, ihn recht zu beglücken, beseelt bin, wie weh es mir tut,

<sup>3</sup> Eduard Gans (1770–1831), Professor der Rechte in Berlin, Schüler Hegels, naher Freund der Mendelssohns.

<sup>4</sup> Franz Kugler, der bekannte Kunsthistoriker, war auch Zeichner und Radierer; Joseph Petzl war ein Genremaler.

<sup>5</sup> Die erste Aufführung der Bachschen Matthäus-Passion unter Felix Mendelssohn Bartholdys Leitung fand am 11. März 1829 statt.

wenn die kleinen, oft wiederkehrenden Entbehrungen, die uns gesellige Verhältnisse auferlegen, ihm so schwerfallen; wie ich hoffe, ihn in unsrer Ehe recht innig zufrieden zu stellen. Ich habe es ihm gesagt und kann es Dir sagen, daß ich selbst noch bei meiner Verlobung nicht so glücklich zu werden hoffte, als ich wirklich bin. Und so wie meine Zufriedenheit bis jetzt immer gewachsen ist, kann ich hoffen, sie noch immer wachsen zu sehn, und indem ich selbst täglich glücklicher werde, auch sein Glück steigen zu sehn. Ich muß dem Himmel doppelt danken, der ihn mir gerade jetzt gegeben hat, wo wir alle uns auf lange Zeit von meinem ältesten Bruder trennen<sup>1</sup>, eine Trennung, die mir schwerer fällt, als ich Dir oder irgend jemand sagen kann, weil es sich eigentlich nicht sagen läßt, und weil nichts so schwer auszusprechen und nachzufühlen ist als ein Schmerz. Ich fürchte aber nicht, ihn deshalb jemals weniger zu lieben, weil ich Wilhelm liebe, ich kann überhaupt diese Enge des Herzens nicht begreifen, worin der Bruder oder die Freundin dem Geliebten erst Platz machen muß, als wär's eine Wohnung mit abgeschlossenen Räumen.

Verzeih mir, wenn ich heut abbreche, ich bin, aufrichtig gesagt, zu sehr durch die lange Trennung von meinem Bruder und eine momentane von meiner Schwester bewegt und zerstreut, um Dir mit Ruhe schreiben zu können; ist er erst fort, bin ich einmal ausführlicher. Für heut mag Wilhelm das Wort nehmen.

Deine Schwester Fanny

Was, liebe Luise, soll ich Dir aber nach Fannys Worten sagen? Eigentlich hat sie für mich mitgeredet, da alles, was sie von ihrem Bruder und sich sagt, auch auf uns Anwendung findet. Ich kann ihren Schmerz bei der Trennung von Felix recht verstehn, da ich die Entfernung von Dir zu tragen habe, und wohl hat sie recht, daß Geschwisterliebe andrer nicht Platz zu machen braucht, und das ist Beweis, wie in wahrer Liebe schon hier Göttliches, Unbeschränktes, Unendliches ist. So wollen wir sie denn auch als eine Vorbereitung fürs Jenseits betrachten.

Und nun, liebe Schwester, die herzlichsten Wünsche zur Gedenkfeier Deiner Geburt, die ja auch Vorspiel einer höhern war, so ist es ein Doppelfest, und der Ernst desselben schadet heiliger Freude nicht. Diese wolle Dir Gott in immer reicherm Maße bescheren, nachdem Du durch manche Prüfung, manches Leiden, nach seinem heiligen Willen gegangen bist. Du wirst den gütigen, liebenden Gott finden, weil Du gegen den starken, eifrigen nicht gemurret hast. Siehe, ich bin nicht immer willig wie Du gewesen und habe doch Glück und Gnade gefunden, die ich nun noch zu verdienen habe, was vielleicht schwerer ist, als es scheint. Allein, ich habe einen guten Geist zur Seite, und so werde ich die rechte Bahn nicht verlieren. Wohl hat Jesus Sirach recht, wenn er sagt: ein gutes Weib ist eine edle Gabe. Und ich will Gott fürchten, um derselben würdig zu sein.

---

<sup>1</sup> Felix reiste am 10. April 1829 zum ersten Male nach England.

Dieses Blatt, liebe Schwester, soll nur von der Liebe zu Gott, Dir und Fanny reden, und so schließe ich hier, um auf einem besonderen Blatte über andre Dinge noch das Nötigste zu sagen. Ich wiederhole Dir hier also nur die innigsten Wünsche noch, die ich Dir so gern mündlich und Aug' in Auge gewidmet hätte. Ach, wie ist unser Wiedersehn in Bamberg so kurz gewesen, mir ist immer, als hätten wir uns so wenig gesagt, und wieviel hätten wir uns zu sagen, wir müssen uns durchaus noch auf länger sehn! Könnst' ich erst etwas bestimmen darüber. Gott wird führen. Ihm wollen wir vertrauen. Amen.

Dein W. Hensel

[33]

HENRIETTE (HINNI) MENDELSSOHN, GEB. MEYER, AN BENJAMIN  
UND ROSAMUNDE MENDELSSOHN  
(Original)

Berlin, den 7. Oktober 1830

Anfangen will ich, meine geliebten Kinder, weil ich durchaus nicht länger warten will, aber mit Zittern setze ich mich hin, weil jeden Augenblick ein Klingeln meine Ruhe unterbricht. Euer lieber Brief aus Horchheim macht mir sehr viel Freude. Das war gallant vom Schicksal, daß es Euch nun gar so schöne Tage dort geschenkt hat. Möchtet Ihrs nun noch ein Weilchen behalten, bis Ihr in der neuen Wohnung seid. Ich bin recht begierig zu erfahren, wie es Euch dort gefallen wird. Mir scheint, es muß auf jeden Fall besser sein als in der alten Wohnung. Ich versichre Dich, lieber Benny, daß mir Angst war Euch dort zu wissen. Du darfst nicht wieder so verändert aussehen, wenn ich Dich wieder sehe. Kommt der böse Husten wieder, so vernachlässige ihn nicht und nimm ihn nicht so gar sorglos bei Dir auf. Dein Lächeln sehe ich wohl aus der Ferne, aber das tut nichts. Vielleicht achtest Du doch einmal auf meine freundliche Ermahnung. Sehr lieb ist mirs, daß Ihr Öfen in Euren Zimmern gefunden habt. Sagt mir doch, ob sie sich gut heizen. Die Lage des Hauses ganz im Freien kann leicht viel Zugluft veranlassen, aber vielleicht ist es gut gefügt im Innern. Wir haben hier auch immer sehr schöne Tage; aber heute fängt es an windig und etwas kalt zu werden. Auf unsrer Sonnenseite ist es noch sehr freundlich, allein auf der Nordseite fühlt sichs schon. Unsre Zimmer sind alle sehr freundlich grün geworden, ungefähr wie die Zimmer in Horchheim. Da es draußen in der Welt so rau und stürmisch hergeht<sup>1</sup>, kann man kaum die Ruhe im Innern genießen. Jetzt muß, so lange es vorhalten will, die Philosophie oder der Leichtsinn, der nur für den nächsten Tag denkt, das Leben erheitern.

Eben jetzt höre ich, daß in Prag die evangelische Kirche abgebrannt ist, das heißt, angezündet. Behüte Gott die armen Menschen vor Religionswut, und wehe denen, welche den heiligsten Namen mißbrauchen um zu herrschen.

<sup>1</sup> Anspielung auf die französische Juli-Revolution; Karl X. hatte am 2. August abgedankt, Louis Philippe wurde am 7. August zum König gewählt.

Aber darf ich hoffen, daß eine Zeit kommen wird, wo die Mehrheit das Gute wollen wird. Wie viel anders müßte das Menschentier noch werden, wenn diese goldne Zeit auf der Erde eine Heimat finden sollte. Ich möchte fast meinen, daß diese goldne Zeit schon von Anfang an da gewesen wäre, wenn sie überhaupt für Menschen möglich wäre; wenigstens kann sich meine Seele kaum mit der Ungerechtigkeit versöhnen, die darin liegen würde, wenn ein Geschlecht vor dem andern so gar große Vorzüge hätte. Du kannst nun wieder lächeln, lieber Benny!

Von uns kann ich Dir bis itzt nur Angenehmes erzählen. In dem lieben freundlichen Kreise fehlt Ihr nur noch, um ihn vollkommen zu machen. Unsere Kinderchen sind alle gottlob sehr wohl. Marianne<sup>2</sup> geht es jetzt schon besser, und Peppy<sup>3</sup> mit ihren Kindern sehe ich als einen sehr angenehmen Zuwachs für den lieben Familienkreis an. Sie ist eine gar liebe anmutige Frau und ihre Kinder sind allerliebste.

Unser kleines Eßstübchen ist abends immer gedrängt voll, und die Frauen würden die Mehrzahl bilden im Hause, aber der Himmel hat genug Studenten und andre Herren wachsen lassen, die für bunte Reihe sorgen. So lange die Geselligkeit beschränkt und im Innern meines Hauses bleibt, ist sie mir sehr willkommen, aber das Ausgehen bleibt meine Antipathie, und denkt Euch, ich habe mich überreden lassen, eine Familien-Vereinigung wöchentlich zu verspeisen, abwechselnd bei uns und bei Bartholdys. Ihr wißt, wie liebe Leute sie alle sind. Er und sie und die Kinder, Fanny und Hensels häusliches Glück, alles ist vortrefflich und mir sehr erfreulich, aber wens drauf ankommt einen Abend dort zu verleben, bin ich ganz betrübt. Soll ich aber, da der Vater sich ganz willig dazu findet, die Veranlassung geben, daß die Brüder wieder Monate lang sich nicht um einander bekümmern?<sup>4</sup> Wenn es auf diese Weise erreicht werden kann, daß sie sich einander wieder nähern, so will ich gern das Lampenlicht, die Zugluft und alle die geistreichen Spiele aushalten. Ich bitte Euch, liebe Kinder, laßt ja diese schmeichelhaften Äußerungen unter uns bleiben. Ihr glaubt es nicht, wie die Worte über Berge und Flüsse hin und her getragen werden.

Ich will Euch doch eine Berliner Geschichte mitteilen für Eure Gesellschaft. Die Unruhistifer nämlich sollen 3 Bedingungen gemacht haben: die 1te, sie wollen, daß die Schneidermamsells nicht mehr gegeben werden; 2te, im Tier-

---

<sup>2</sup> Ihre Schwiegertochter Marianne Mendelssohn, die Frau Alexanders.

<sup>3</sup> Josephine, gen. Peppy, Seeligmann war eine Schwester Marianne Mendelssohns, und als Enkelin Daniel Itzigs auch mit Lea Mendelssohn Bartholdy und ihren Kindern nahe verwandt; sie heiratete einen schwedischen Bankier Wilhelm Benedicks, war aber damals, nach dem Tode ihres Mannes, aus Stockholm nach Berlin zurückgekehrt.

<sup>4</sup> Nach dem Ausscheiden Abraham Mendelssohn Bartholdys aus dem Bankhaus (siehe Seite 57 Anm. 10) – und wohl schon vorher – waren die Beziehungen zwischen den beiden Brüdern sehr gespannt geworden (darüber mannigfache Bemerkungen in Briefen Henriette (Maria) Mendelssohns und siehe auch unten den Brief Paul Mendelssohn-Bartholdys auf Seite 91).

garten rauchen; auf die 3te wollen sie sich erst besinnen, aber auf keinen Fall können sie davon etwas nachlassen. Dann heißt es, die Revolution kann heute wegen Unpäßlichkeit des Polizeipräsidenten nicht stattfinden. Dann fragt einer den andern: wohin gehst Du? – Ich hole mir ein Billet zur Revolution. – Nimm Dir nur keinen Sperrsitz. – Es gibt eine Menge Witze, aber alle nicht viel besser. –

Gestern habe ich das Museum<sup>5</sup> gesehen. Das ist eine herrliche, großartige Einrichtung. Berlin hat ungemein dadurch gewonnen. Die Rotonde gefällt mir überaus, der Saal, wo die Abgüsse von Antiken stehen, weniger, aber die Reihe von Zimmern, wo die Gemälde sind, sehr gut. Die Treppe, die Vorhalle und selbst die Aussicht und der Platz, wo die große Vase hin kommt, das alles ist prächtig. Kommt und seht. Wäre die Welt ruhiger, wär es schön.

Die arme Meyer<sup>6</sup> ist leidend, und es mag wohl ihr Ende sich nahen. Ihr Verlust wird mich immer sehr betrüben, aber ihr Leidenszustand ängstigt sie und ihre Umgebung auch fortwährend.

Deine Großmutter, liebe Rosa, hat sich mit Deinen Andenken und mit Backobst sehr gefreut. Noch habe ich keinen Besuch außer bei der Meyer gemacht, aber ich hoffe nun bald hinzukommen.

Lebt wohl, meine geliebten Kinder. Gott behüte Euch. Bleibt nur gesund und glücklich wie bisher. –

Eure L[iebende] M[utter]

[34]

PAUL MENDELSSOHN-BARTHOLDY AN ALBERTINE UND MINNA HEINE  
(Abschrift)

London, den 9. August 1831<sup>1</sup>

*Motto:*

Und laßt es in der Welt noch so bunt hergehen; laßt es dahin kommen, daß Wörter und Verträge der Fürsten und Völker gebrochen werden, als sei alles ein Kinderspiel (ein guter Grund ist dazu schon gelegt): unsere Liebe bleibt wahr und ewig und innig; sie ist das Einzige, was sich unter allen und jeden Zeitumständen in unveränderter, jugendlicher Frische und Wärme erhält; durch sie sammeln wir uns Schätze im Himmel und bereiten uns schon hier auf Erden das glücklichste und reichste Leben. –

Obige Worte eines großen Dichters sind sehr wahr und passen sonderbarer-

<sup>5</sup> Das von Schinkel gebaute „Alte Museum“ war am 3. August 1830 eröffnet worden.

<sup>6</sup> Siehe S. 4 Anm. 6. Sie starb am 24. April 1831.

<sup>1</sup> Das Original dieses Briefes scheint verloren, und die Abschrift, nach der er veröffentlicht wird, ist nicht vollständig und an einigen Stellen wohl irrtümlich. Trotzdem schien der Abdruck gerechtfertigt, weil der Schreiber, Paul Mendelssohn-Bartholdy, der jüngste Sohn von Abraham und Lea, eines der weniger bekannten Mitglieder der Mendelssohnschen Familie ist und der Brief auch über einige für die Geschichte der Familie nicht uninteressante Ereignisse berichtet.



Recha Meyer, geb Mendelssohn





weise ganz auf uns, daher ich sie füglich diesem Briefe voranstelle. – Guten Tag, meine Lieben, nach langem Stillschweigen und nachdem wir uns lange nicht brieflicherweise gesehen haben; in Gedanken haben wir uns nun wohl schon eher einiges geküßt, nicht wahr? Wenigstens ich habe mich gar nicht damit begnügt, und es tut auch wahrhaftig gar zu wohl nach allen Prüfungen, Ärger und Ängsten, die einem die täglich einlaufenden Nachrichten verursachen<sup>2</sup>, des Abends sich durch den Gedanken, daß man von zwei solchen lieben Engeln, wie Ihr seid, geliebt wird und sie wieder so unglaublich (gar nicht à la Paul) liebt<sup>3</sup>, wieder stärken und erfreuen läßt. Ich kann mir wohl deutlich vorstellen, wie mies es jetzt in Berlin sein muß, da ihnen die jetzigen politica den Kopf vollends verdrehen müssen, und ich möchte mir wohl einmal eine Beschreibung eines Mittags, wo Droysen<sup>4</sup> und Alexander Mendelssohn bei Ihnen sind, liebste Minna, ausbitten.

Übrigens kann ich es den Leuten nicht verdenken; denn die Sachen gehen einem jetzt stark auf den Leib; ich bitte Euch nur, Euch *vor* der Zeit nicht bange machen zu lassen (bange machen gilt nicht) und Euch durch das Denken an mich unsere Liebe recht aufrecht zu erhalten, wie ich es ja durch das Denken an Euch tue. Und nun muß ich Euch eine kleine Kränkung erzählen. Denkt, daß ich schon einen Brief wie diesen angefangen und etwa 2 Seiten davon geschrieben hatte; ich fand ihn aber so melancholisch und katzenjämmerlich und schwarzsehend, daß ich mich, nachdem ich ihn anderntags durchlas, selbst über mich ärgerte und ihn des Feuertodes würdig erkannte, den er auch reumütig und mit Ergebung erlitten hat. Ich schrieb nämlich den Tag, an dem sich die Staatsverhältnisse so zu embrouillieren schienen, daß in den nächsten Wochen ein Krieg zu erwarten war; vor dem hatte ich etwas Kopfweh und keinen, mit dem ich nur *ein* vernünftiges Wort sprechen konnte, denn Klingemann<sup>5</sup> ist noch immer verweist, und da war meine üble Laune wohl zu entschuldigen, wenn sie überhaupt zu entschuldigen ist. Es war nur dumm, daß ich einen Brief an Euch anfang; denn wozu Euch *auch* noch dadurch

---

<sup>2</sup> Dies ist eine Anspielung auf die Krise, die sich durch den Abfall Belgiens von Holland entwickelt hatte. In diesen Monaten schlugen die Russen auch den polnischen Aufstand nieder.

<sup>3</sup> Paul Mendelssohn-Bartholdy und Albertine Heine, die im Jahre 1835 heirateten, waren damals heimlich verlobt. Abraham Mendelssohn Bartholdy setzte der Verbindung seines Sohnes mit Albertine Heine heftigen Widerstand entgegen, zum Teil wegen der Jugend Pauls, der damals 19 Jahre alt war, zum Teil auch wegen Konflikten, die mit dem Vater Albertines, dem Berliner Bankier Heinrich Carl Heine, bestanden.

<sup>4</sup> Johann Gustav Droysen, 1808–1884, der bekannte Historiker, der Hauslehrer Felix Mendelssohn Bartholdys gewesen war und mit ihm und seinen Geschwistern sowie der ganzen Mendelssohnschen Familien zeitlebens befreundet blieb. Einige Zeit lang war von seiner Verheiratung mit Rebecka Mendelssohn Bartholdy die Rede gewesen.

<sup>5</sup> Klingemann (siehe oben Seite 64 Anm. 8) war damals bei der Hannoverschen Gesandtschaft in London.

verdrießlich machen, Ihr lieben Mädchen. Nicht wahr, Ihr seid mir nicht böse, daß ich ihn vernichtete, und laßt Euch durch einliegend von mir getragenen und dann tausendmal geküßten Blumen entschädigen. [...]

Beckchens<sup>6</sup> Betragen ist ausgefallen, auffallend und sonderbar, und ich kann mir nicht denken, was dahintersteckt; dies zärtliche Handdrücken, das ewige und widerliche Necken mit dem „Lamm haben“, die Ungezogenheit gegen Sie, liebe Minna (wodurch ist sie denn wieder gutgemacht worden?), gefällt mir gar nicht; ich glaube doch, sie will gerne dahinterkommen, wie wir drei miteinander stehen, und das soll ihr nun schon weniger gelingen. Ihr benehmt Euch so wunderhübsch unbefangen gegen sie, daß es rein unmöglich sein soll, irgend etwas zu merken; in ihren Briefen an mich schreibt sie weiter nichts als von den dummen, bei Euch rausgewesenen Familiengeschichten, und natürlich berühre ich sie gar nicht in meinen Antworten und tue überhaupt, als ob Heines und Heydemanns gar nicht in der Welt wären, außer daß ich Euch einmal vor ungefähr 2 Monaten habe grüßen lassen, was sie wahrscheinlich nicht bestellte. Ihre neugeschlossene Freundschaft mit G...<sup>7</sup> ist schön; sagt mir doch, ob ich eine ähnliche Geschichte wie mit Professor D... erwarten darf, oder ob ich nächstens eine Karte erhalten werde: Die am ...ten erfolgte Verlobung etc. etc.; antwortet aber unparteiisch, ich würde wahrhaftig das Letzte für nicht unmöglich halten. Ihre Behauptung, daß sie mir am Tage vor meiner Abreise gute Lehren mit auf den Weg gegeben habe, ist wieder göttlich; ich glaube, sie träumt lebhaft – hat sie nicht auch vielleicht gesagt, ich hätte dabei geweint oder sonst etwas? Ich möchte wissen, wie es ein junges Mädchen, das noch nicht aus dem elterlichen Hause entfernt gewesen ist, anfangen soll, einem gute Lehren (was Beckchen unter guten Lehren versteht) zu erteilen, sie kennt ja nicht die Fremde, kann ja auch unmöglich wissen, was sich für dieselbe paßt. Vater hat mir nicht einmal Lehren mitgegeben (das Wort ist mir, nebenbei, unausstehlich), sondern hat mir nur gesagt: Ich möchte Gott und die Eltern (Euch wohl nicht, nicht wahr?) im Herzen behalten, übrigens müßte ich mich selbst stellen können (und ich glaube, er hat recht), im weiteren könne er mich nicht auf die Fremde vorbereiten. [...]

Du willst, mein geliebtes Kind, etwas über die Umgegend Londons wissen, so höre denn: London liegt in einem ungeheuren Kessel, der von sanften grünen Hügeln gebildet wird. Um aus dem Neste herauszukommen, bedarf man einer ziemlichen Zeit, da es nach allen Seiten lange Fühlhörner ausstreckt und sich dadurch mit den nächstgelegenen Dörfern und Flecken schon vereinigt hat, die gewiß einstmals, wenn eine neue Einverleibung folgt, zu einem schönen Teile der Stadt gehören werden, denn es verschlingt ein Städtchen nach dem andern; ein Ende ist davon gar nicht abzusehen. Wenn man also auf einer Stagecoach (N. S. eine Beschreibung von einer solchen nächstens) einen

---

<sup>6</sup> Pauls Schwester Rebecka, die im folgenden Frühjahr den Mathematiker Gustav Lejeune Dirichlet heiratete.

<sup>7</sup> Dies ist wohl Eduard Gans.

Weg, der nach dem Lande geht, von denen es ungefähr 3 000 gibt, die einen nach den verschiedensten Teilen desselben (von gewissen Plätzen Londons zu jeder Stunde und halben Stunde) bringen, eine Partie macht, so fährt man wohl 2 Stunden lang fortwährend zwischen Häusern, vor denen dann meistens ein kleiner Garten ist, und dann erst kommt man in die wirklich freie Luft. In dieser fühlt man sich dann wohl und leicht und frisch. Zu beiden Seiten der Landstraße blendend grüne blumige Wiesen mit belebenden Vieherden, darauf hin und wieder Baumgruppen; zur Abwechslung ein Landhaus, reinlichst gehalten mit Spiegelscheiben, von oben bis unten in der Regel mit Epheu oder andern Rankgewächsen mit feinen weißen Blütchen bekleidet. Dann führt die fortwährend in Krümmungen fortlaufende Straße wohl einmal über einen Berg, von dem man die Aussicht auf einen Flecken mit seinem hübschen Turm, auf ein Flößchen oder einen durch Kähne belebten See hat. –

Das ist erfreulich und erquickend. Und in dieser Weise sollen die Wege durch das ganze Land sein; überall Kultur und sorgfältige Benutzung jedes kleinen Stückchens Erde, begünstigt durch den reichlichen Nachttau und die ziemliche Gleichmäßigkeit des Klimas. Der hübscheste Ort, den ich bis jetzt gesehen habe, wo ich zweimal Sonntags war, heißt Richmond und ist von London ungefähr 2 Meilen entfernt. Er liegt ganz hübsch hoch und läßt einen weit in das nach dieser Seite bewaldete, hügelige Land schauen. Die dicke Londoner Luft verwandelt sich hier in einen bläulichen Dunst, der der ganzen Landschaft einen eigenen Charakter, eine Stille und Heimlichkeit mitteilt, die einem nach der geräuschvoll durchlebten Woche sehr wohl tun, und bei denen sich von Menschen und Liebe verdoppelt angenehm träumen läßt. Musik und Natur, die beiden Dinge hat der liebe Gott dazu bestimmt, die lebhafteste Sehnsucht nach seinen Geliebten hervorzubringen, und es ist ihm fest gelungen, wie ja auch so manches andere! – Auf den bewaldeten Hügeln, wie in den von ihnen gebildeten Tälern erblickt man nun hier und da, wie Sternchen am Himmel, wieder die oben beschriebenen Landhäuser, dann mal einen Turm usw. Es ist eigen, wie das einzige Zeichen von Leben, das sich hier findet, dazu beiträgt, die Einsamkeit zu vermehren. Es ist der Rauch. Was der für einen kuriosen Effect hervorbringt, mitten aus einem dunkelgrünen Walde eine Wolke von dem weißen Steinkohlenrauche aufsteigen und sich dann längs desselben langsam hinziehen zu sehen, kann ich Euch nicht beschreiben! Vielleicht sehen wir es noch einmal zusammen in einem andern Lande, und dann werdet Ihr mir beistimmen müssen! –

Kömmt man nun des Abends vom Lande herein und nähert sich der Stadt, so erblickt man über derselben, wohl schon Stunden vorher, einen dunkelroten Schein von den tausenden, in derselben brennenden Lichtern; anfangs erschrickt man davor, da es wie der Widerschein eines großen Feuers aussieht; später gewöhnt man sich daran und bekommt dann wieder Respect vor der Größe des Nestes. Es ist wirklich immens. – Ungefähr 10 000 Schritt davon zeigen sich nun schon die Laternen selbst; durch die Entfernung aber rücken

sie scheinbar so aneinander, daß sie wie ein breiter, unabsehbar langer glühender Draht erscheinen, und das ist mir doch der liebste Anblick. Denn bald darauf befindet man sich wieder in der dicken schlechten Atmosphäre, im Lärm und Gewühl, und hat nur die Erinnerung daran, wie einem zu Mut ist, wenn man frei atmet, dafür aber auf seinem Tische den Brief von seinem geliebten Lamm und seiner guten Minna, um neue Briefe zur Beantwortung herauszusuchen, denn die Landpartie habe ich ja eben mit Euch in Gedanken beendet und, wie ich hoffe, zu Eurer Zufriedenheit. [...]

Du fragst, mein geliebtes Leben, ob ich Musik nötig habe und ob hier gute getrieben wird. Auf erstere Frage antworte ich: fast ja, und auf letztere: fast nein. Die Engländer haben einen miserablen Geschmack, was Kunst anbelangt, und die Musiker sind hier womöglich noch größere Schneider und Schuster als bei uns. Ich war, seit ich hier bin, einmal im Theater, und das war in den ersten Tagen meines Aufenthaltes; es wurde Medea von Mayr mit der Casta<sup>8</sup> gegeben; die Vorstellung war aber, mit Ausnahme dieser Sängerin, so schlecht, daß mich das Theater für das erste nicht wieder zu sehen bekömmte. Ordentliche Opern von Mozart, Beethoven und Gluck kennt man nicht, oder man findet die Ausführung und das Verstehen der Musik zu schwer. Ein Quartett zusammen zu bekommen ist fast unmöglich, daher ich auf dieses Vergnügen wohl Verzicht leisten muß. Ich bin darauf beschränkt, zuweilen mit Klingemann Duette für Cello und Klavier zu spielen. Wir sind aber immer bald mit unserer Auswahl am Rande; ich habe vorigen Freitag um Noten von zu Hause gebeten. – Wenn sich Musik durch Dampf oder Maschinen machen ließe, so wäre man hier gewiß darin weiter als irgendwoanders in der Welt, so aber ist man darin hinter allen übrigen zurück. Ich begreife es nicht, wie sich Felix unter seinen Collegen gefallen haben kann<sup>9</sup>; und eine Liebe, die nur durch äußere Dinge hervorgebracht und motiviert wird, wie etwa daß sie ihm geschmeichelt und seinem Talente gehuldigt haben, wird sich bald verlieren; er betrachtet England wie ein Mädchen, dem er Cour macht, und dies wird vielleicht früher wie irgendeins der bisherigen abgetan und vergessen sein. –

Moscheles<sup>10</sup> macht ein ganz angenehmes Haus, und ich war schon verschiedene Male bei ihm. Natürlich ist die Musik an der Tagesordnung, aber meist hört man nur Sachen von ihm, und die Execution ist mit Ausnahme seiner Partie (er spielt außerordentlich schön) immer mittelmäßig. Auch er hat neulich nicht einmal zu einer besonders dazu eingeladenen Gesellschaft ein Quartett zusammentrommeln können, da ihm zwei Violinisten absagen ließen, – was sollte also unsereins wohl machen! Seine Frau ist ganz niedlich, sehr

<sup>8</sup> „Medea in Corinto“, eine der bekanntesten Opern Mayrs seit ihrer ersten Aufführung 1813.

<sup>9</sup> Felix hatte im Jahre 1829 zum ersten Male in London konzentriert, und im Gegensatz zu Pauls Voraussage, hat seine Begeisterung für England nie aufgehört.

<sup>10</sup> Moscheles (siehe oben Seite 46 Anm. 4) war mit einer Hamburgerin, Charlotte Emden, verheiratet.

freundlich, und versteht die Kunst vortrefflich, nämlich jedem ihrer Gäste eine andere artige Phrase zu sagen. Gott, wie leicht und sogar nichtssagend ist das, und wie herzlos. Und deswegen sind mir auch alle Gesellschaften, d. h. ce qu'on appelle Gesellschaften, zuwider, weil man in denselben alle Herzlichkeit ablegen und beinah verleugnen muß. Je kälter, je besser, und das hole der Teufel!

[35]

HENRIETTE MENDELSSOHN, GEB. ITZIG, AN ARNOLD MENDELSSOHN  
(Abschrift)

[Liegnitz] den 18. April 1832

Teurer Sohn!

Heute, an dem wichtigsten Tage, den Du für Dich erlebt hast, kann ich es mir nicht versagen, meine Empfindungen dabei schriftlich an den Tag zu legen<sup>1</sup>; gesprochene Worte, sie klingen herzlicher, aber ihr Eindruck verfliegt auch mit dem Momente, wo sie der Brust entquillen, statt daß ein schriftliches noch Zeugnis von den Empfindungen eines Menschen gibt, wenn das Herz schon lange aufgehört hat zu schlagen, was sie so heiß empfand; darum, lieber Sohn, schreibe ich heute:

In diesen Tagen bin ich Dein ganzes Leben durchgegangen und will es Dir auch zurückführen. – Deine ersten Lebenstage fielen in die traurigste Zeit unseres Lebens. Du zähltest kaum 3 Wochen, da starb mir ein geliebter Vater so plötzlich, daß ich Krankheit und Tod fast in denselben Stunden erfuhr<sup>2</sup>. Kaum von diesem harten Schlage durch das Gefühl für Dich und Deine Ge-

---

<sup>1</sup> Ein sehr viel kürzerer, aber sonst sehr ähnlicher Brief wurde von seinem Vater Nathan Mendelssohn am selben Tage an seinen Sohn Arnold geschrieben:

„Mögest Du, mein lieber Sohn, nie der Lehren uneingedenk sein, welche das Christentum Dir giebt, und die Einsegnung heute in Dir befestigen soll; nie den Pfad verlassen, den zu wandeln jene göttliche Lehre Dir vorschreibt, und auf den hinzuleiten, Deinen Eltern durch Gottes Beistand frühe gelungen ist! – Aber nicht denken allein soll der Christ; er muß durch Handlungen seinen Gedanken Leben geben, er muß recht und richtig handeln, so wie es unser Luther getan, dabei auch weder rechts noch links um sich schauen. Es geselle sich auch Sanftmut zur Strenge, so wie dem Luther Melanchthon zur Seite stand und inliegendes Schaustück sie beide sinnig darstellt, – so entstand und gelang das große Werk der Reform, zu welcher auch Du mein Sohn Dich heute bekennest, und, wenn Gott es will, auch dafür streiten und leiden mußt.“

Obwohl Nathan und Henriette (Itzig) Mendelssohn jung zum Christentum konvertiert hatten und offenbar der romantischen Religiosität der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zugeneigt waren, sind diese Briefe für einen Sohn Moses Mendelssohns und für eine Enkelin Daniel Itzigs überraschend. Wenn man diese Briefe liest, wird man es kaum erstaunlich finden, daß Arnold Mendelssohn sich nicht den Erwartungen seiner Eltern gemäß entwickelte.

<sup>2</sup> Elias Daniel Itzig (seit 1812 Hitzig), 1756–1818, Seidenfabrikant, Stadtrat in Potsdam.

schwister zu leben abgeleitet, legten sich zwei Deiner Brüder, blühende, schöne Knaben, die, an Geist und Herz ausgezeichnet, uns schon die innigsten Freuden gewährten, aufs Krankenlager, und ehe 3 Wochen vergingen, mußten wir beide zur Ruhestätte begleiten. Damals, lieber Sohn, Gott bewahre Dich, je diese traurige Erfahrung zu machen, da verließ uns alles, Glaube, Liebe, Hoffnung, alles vermeinten wir im ersten, wilden Schmerze der Erde geopfert zu haben, und mein höchster Wunsch war der Tod, worum ich oft und heiß den Himmel anflehte, im Stillen, was ich oft als das Wünschenswerteste äußerte, laut gegen Freunde und Verwandte; dann aber wiesen diese auf Dein hülfloses Alter, dann lächeltest Du so leidend und unschuldig mich an, und geschmolzen war die Rinde, die der Schmerz für alles Übrige als meinen Verlust mir um das Herz gelegt hatte. Ja, ich muß leben, rief ich mir zu, und als Du geistig und körperlich so gut gediehest später, ich will leben, denn Gott hat uns nicht ganz verlassen, er hat uns in der wunderbaren Erhaltung *dieses* Kindes gezeigt, daß wir noch irdische Freuden vollauf genießen würden. –

So wurdest Du also schon vom Himmel zu einem hohen Zwecke bestimmt, Du wurdest der Trost Deiner Eltern, Du wurdest das Band, was sie wieder an die Erde knüpfte. Das war die erste Gnade des Himmels, mit der er Dich vor Tausenden auszeichnete. Die zweite, es wird Dich nicht eitel machen in dem Sinne, wie das *heute* von mir gemeint ist, sind die Talente, die sich frühe schon in Dir entwickelten, denn Musik und überhaupt alles, was Du zu fassen und zu erlernen strebtest, es flog Dir gleichsam zu, und Du hattest nicht nötig Dich damit zu plagen, wie es manches Kind muß, bei dem der Wille gut, der Geist aber schwach ist. Auch für diese Gabe Gottes bist Du in Demut zu danken ihm verpflichtet, und nun kömmt die Ermahnung, die ich an die Erzählung Deines Daseins knüpfte, da sie sich fast von selbst aus ihr entwickelt. – Du, der Liebling des Himmels, durch den Trost, den er so frühe durch Dich gewährte, durch die schönen Gaben, die er Dir verliehen, Du bist doppelt und dreifach verpflichtet, Deine hohe Bestimmung zu erfüllen, Du mußt durch Dein Leben Dich bestreben der Trost und Stolz Deiner Eltern zu bleiben und mit den Talenten zu wuchern, mit denen der Himmel Dich begabt.

Bis jetzt – mit freudigem Herzen gebe ich Dir heute das Zeugnis – hast Du unser Herz noch nie durch irgendeinen bösen Fehler des Gemüts betrübt, aber durch eine ungebändigte Hitze, durch einen Mangel an Freundlichkeit Deines Wesens oft schon in Angst gesetzt und Dich verkannt gesehen; darauf sei aufmerksam und suche soviel als möglich nach und nach ruhiger zu werden, setze auch Deine Fähigkeiten nicht im Hintergrunde, sondern wende da Deinen Eifer, Deine Hitze hin, die aufs höchste auszubilden. Dann, lieber Sohn, wird ein innerer Friede bei Dir eintreten, der aus der Pflichterfüllung von selbst entsteht, der Dich so heiter und froh machen wird, daß Du Gott und Menschen dadurch gefällig sein wirst<sup>3</sup>, und dann ist die hohe Bestimmung erfüllt,

<sup>3</sup> „Vor Gott und Menschen angenehm zu machen“, *Lessing*, Nathan der Weise.

dann werden wir, so lange der Himmel uns das Leben schenkt, stolz und heiter auf Dich blicken und segnend in unserer letzten Stunde unser Auge auf Dich wenden!

Deine Dich liebende Mutter in den Frühstunden  
Deines Einsegnungstages

[36]

DOROTHEA VON SCHLEGEL, GEB. MENDELSSOHN AN JOSEPH MENDELSSOHN  
(Original)

Frankfurt, den 25. November 1832

Liebster Bruder Joseph!

Freilich erinnere ich mich jener gestickten Briefftasche, die nicht übel erfunden, aber ein sehr armseliges Kunstwerk war; daß Du es demungeachtet aufbewahrst, macht mir große Freude! Aber nur drei der Bilder entsinne ich mich deutlich, nämlich: auf dem ersten Bilde eine junge Pflanze nebst Gießkanne und Gartenschere; das zweite hat einen Bienenkorb und Bücher, das dritte eben habe ich vergessen, und das vierte hat eine schöne Eiche, worunter sich eine Eule präsentiert und ein Spiegel, von einer Schlange umwunden; vielleicht auch war dieses letzte Symbol, eben unter dem Baum auf dem dritten Bilde, als notwendige Tugend und Eigenschaft der Reife gemeint. Liebster Bruder, sage ja nicht, daß Du jenen Hoffnungen nicht entsprochen hättest. Gewiß hast Du durch Gottes Hülfe und seinen Segen alles auf's schönste vollbracht, und viele finden Schutz und Trost jetzt in den Schatten dieser kraftvollen Eiche. Möge sie doch lange lange Jahre ihre Wohltat verbreiten und kein verderblicher Strahl sie berühren! –

Ich hatte meinen letzten Brief kaum zur Post gebracht, als mir einer von Marianne Saaling zukam, die mir vielerlei traurige Nachrichten mitteilt. Unser armer Schwager<sup>1</sup> ist nun auch abberufen, und obgleich ich schon seit längerer Zeit gar nichts mehr von ihm erfahren, also auch selten an ihn gedacht habe, so hat die Nachricht seines Todes mich doch recht erschreckt, wegen Hinni, die nun alle ihre Geschwister verloren, und wegen der armen Betty, die ein harter Schlag nach dem andern trifft<sup>2</sup>. Hinni ist nun noch allein übrig aus jener so fröhlichen kindlichen Zeit, wo wir in Alt-Strelitz im Hause der Eltern so oft zur Sommerszeit aufgenommen waren. Jenes Haus mit seinem Garten, die Schafe und Kühe, Pferd und Wagen, die größere Freiheit und größere Achtung und Aufmerksamkeit, mit welcher wir Kinder behandelt wurden, schien mir wie eine Feenwelt, und ich erinnere mich jedes Zimmers, jedes Gangs im Garten, und des kleinen Salons, durch welchen man vom Hofe in den Garten kam, in welchem zwei Männer mit Perücken grau in grau

<sup>1</sup> Mendel Meyer, geschiedener Gatte von Moses Mendelssohns Tochter Recha, und Bruder von Henriette (Hinni) Mendelssohn.

<sup>2</sup> Betty Beer, Mendel und Recha Meyers Tochter, hatte im September 1832 ihren einzigen Sohn, zehn Jahre alt, verloren.



gemalt waren: unter dem einen stand Whig und unter dem andern Tory; zwei Worte, die ich damals zum ersten Mal hörte, deren Bedeutung unser seliger Vater dann gab. – Alles steht noch ganz lebendig vor meinen Augen, wenn ich daran zurück ‚denke‘, ganz insbesondere aber die herrliche Mutter, die mit ihrer unnachahmlichen, würdevollen Geduld und Sanftmut ein so imponantes Gegenbild gegen unsre etwas heftige, etwas ungeduldige Mutter war –. Alles dieses ist nun hinweggenommen, und bald wird niemand mehr auf Erden sein, in dessen Erinnerung es noch als schönes Lebensbild schimmert. Die liebe Hinni ist Gott sei Dank mit einer schönen Gegenwart umgeben, und darf ihren Blick nicht rückwärts wenden, um Freuden in der Erinnerung aufzusuchen; die arme Betty aber – wie schmerzlich beklage ich ihr bitteres Schicksal ganz insbesondere, da die Bildung ihres Geistes nicht auf die einzige Ansicht hingeleitet wurde, die allein uns den richtigen Gesichtspunkt eröffnet, die in jeder Schickung uns tröstet und erhebt<sup>3</sup>!

Ich bin sehr einverstanden und erfreut über Dein Glaubensbekenntnis in Deinem Briefe; auch wenn Du es nicht ausgesprochen, mußte ein jeder es erkennen, der Dich kennt und Dein Leben und Deine Handlungen sieht. Eine Bemerkung nur mußt Du mir zu machen vergönnen, als Bekennerin einer consequenten Dogmatik. Du schreibst nämlich: „Die gewöhnlichen und angeborenen Schwächen weiß der, der sie dem Menschen angehängt hat, zu würdigen etc.“ – Nach der Lehre, der ich angehöre, kommt aus der Hand göttlicher Vollkommenheit, die eine Wesenheit des Schöpfers ist, nichts Fehlerhaftes, und nichts Unvollkommenes; das also, was seinem Geschöpfe in dieser Art anhängt, kömmt keinesweges von ihm und darf ihm ohne Ungerechtigkeit nicht zugerechnet werden. Im Gegenteil ist es unsre große Aufgabe, uns möglichst und mit allen Kräften davon zu befreien, und alsdann – mag unser Streben auch nur zum Teil gelingen – wird das, was unserer Schwäche loszuwerden nicht gelingt, „vom Mantel seiner Liebe bedeckt“ – wie Du sehr schön und richtig sagst. Das ganze Leben ist eine Schule, diese Flecken-Reinigung zu erlernen! – Soweit das Dogma; nichts für ungut.

Ja, wohl war unsre heimgegangne Schwester<sup>4</sup> eine Heilige, Beispiel und Ruhm für uns alle, die wir ihr angehörten, wenn man nur allein ihre große Geduld, ich möchte sagen, ihre *Anmut* bedenkt, mit welcher sie, so lange sie lebte, so vielerlei körperliche Leiden trug, wobei sie nichts so sehr bedachte, als nur niemandem damit zur Last zu fallen. Von Kindheit an hatte sie vieles zu leiden, sowohl von Gebrechen aller Art, als von den Mitteln, die man, wiewohl nutzlos, dagegen verwandte. Davon weiß ich am besten zu erzählen, die ich sie als Kind meist um mich hatte und besorgen mußte. –

Ich komme nun zum Geschäfts-Teil Deines Briefes, welches Du eben so gütig und liebevoll abgefaßt hast als alles übrige. Allerdings ist es Dir nicht

<sup>3</sup> Betty Beer war Jüdin geblieben.

<sup>4</sup> Dies ist Henriette (Maria) Mendelssohn, die am 9. November 1831 gestorben war.

allein erlaubt, Dich um meine Finanzen zu bekümmern, sondern ich nehme es mit herzlichem Dank an, als eine große Wohltat. Es hat mit Deiner Rechnung die größte Richtigkeit; ich habe Pension vom Kaiser, durch Eure Güte, durch Johannes<sup>5</sup> und durch die mir jetzt zugefallenen Interessen zusammen 1589 f 16 Reichsgold jährlich, welches eine sehr hinlängliche Einnahme für mich ist und ich sehr gut ausreiche, wobei ich außer meinem Kostgelde noch manches für meine Kinder hier tun kann, da die Last für Philipp<sup>6</sup> sehr groß ist in dem teuern Frankfurt, wo er und die Seinigen ehrenhalber doch auf einem gewissen regelmäßigeren Fuß leben müssen, als sie in Rom zu leben nötig hatten. Überdies ist Philipp zwar sehr fleißig, ich muß ihm das Zeugnis wohl geben, er gehört aber nicht zu dem Geschlechte der *Fa presto*, so daß er nicht so viel durch seine Kunst gewinnt als andre, die schneller arbeiten; es bleibt also hier manche Lücke auszufüllen. Jene 400 f von Johannes erhalte ich, seit ich hier bei den Kindern lebe, wohl eigentlich nur aus *Onkel*-Rücksicht, aus Liebe zu den Neffen, und für diese wird es denn auch verwendet, ohne daß Philipp es so recht weiß, weil er es wohl sonst nicht gern annehmen würde; es schickt sich auch wohl nur allein durch mich, und daher schickt es mir Johannes zu, seitdem ich hier bin. – Ich habe also alles was ich brauche, mit großer Bequemlichkeit, und danke Euch herzlich tausendmal. Wie kommt es, lieber Bruder, daß Du in Deiner Berechnung der Interessen *einmal* 238 f 36 Creutzer nennst, und dann wieder bei der Aufzählung 229 f 16 Creutzer rechnest? Sind jene 9 f 20 Creutzer eine Abgabe? Du wirst wohl merken, daß ich diese ganze Frage nur als eine prahlende Correctheit stelle, um mich als Rechnerin zu zeigen, denn daß ich nicht gesonnen bin Dir nachzurechnen, wirst Du hoffentlich von mir glauben. –

Vergeb die Unordnung meines Schreibens; die Kinder sind im Zimmer und machen hübschen Lärm. Caroline<sup>7</sup> dankt Dir sehr beschämt für Dein galantes Lob, was sie gar nicht von Dir erwartet hätte. Sie ist wirklich eine sehr liebe Frau, und Philipp kann recht zufrieden sein. Es wäre freilich zu wünschen, daß sie nicht eine so gar arme Familie hätte, die dem guten Philipp auch etwas kostet, doch äußert er sich nie darüber. Sie grüßen Dich und Deine Frau mit größter Freundlichkeit und Liebe, auch die Kinder wollen Zio Giuseppe und Zia Inni (wie sie aussprechen) grüßen. Grüß die gute Hinni tausendmal von mir, ich wollte anfangs ihr schreiben, aber es könnte nicht geschehen, ohne den Tod ihres Bruders zu erwähnen, und warum soll ich trübe Erinnerungen bei ihr erwecken. Sag ihr, ich ließ ihr Dank sagen für ihr Geschenk, womit sie mich am Abend überrascht hatte, daß ich zu confus war, ihr recht zu danken. Wie groß dieses Geschenk war, konnte ich auch erst beim Nachhausekommen

---

<sup>5</sup> Ihr Sohn Johannes Veit, der reich verheiratet war.

<sup>6</sup> Ihr Sohn Philipp Veit war seit 1830 Direktor des Städelschen Instituts in Frankfurt.

<sup>7</sup> Philipps Frau Caroline, eine Italienerin (siehe oben Seite 50 Anm. 2).

übersehen, so geschickt hatte sie es mir anpraktiziert. Sage ihr, ich hätte diesmal dieses Geschenk so angewendet, daß sie und ich die Frucht davon in alle Ewigkeit uns zu erfreuen haben werden; es sind bedrängte Herzen davon erfreut worden, zur Ertragung des hart werdenden Winters; so habe ich, glaube ich, ihre Worte, „Daß ich mir etwas, was mich freut, dafür anschaffen solle“ gewiß nicht mißverstanden. Gott segne Euch, liebe Geschwister, aus der Fülle seiner reichsten Gaben, und lasse es Euch nie an Mitteln fehlen, Bedrängten zu Hülfe zu kommen.

Der Winter fängt strenge an, unser kleiner Garten ist ganz weiß candiert, was den Kindern ein ganz neues und ergötzliches Schauspiel ist. Lebe wohl, geliebter Bruder, grüße Abrahams und Alexanders herzlich. Der Unfall mit Fanny ist recht betrübt; sie befindet sich doch wohl? – Es ist ein großer Schmerz für die armen Eltern, Gott tröste sie. Daß Du mir Deines Sohnes Geburtstag geschrieben hast, danke ich Dir; ich wußte wohl immer, daß Benny und Philipp nur einige Monate auseinander sind, aber ich wußte nicht recht mehr, wie. Philipp ist im Februar 93 geboren, also um so viel älter als Dein Sohn. Nun lebe tausendmal wohl, grüße auch Betty, wenn Du sie siehst.

Deine treue Schwester D. v. Schlegel

Solltest Du Marianne Saaling sehen, so grüße sie, ich werde ihr recht bald wieder schreiben. Die Lithographien sind, wie man uns versichert, an Dich abgeschickt worden.

[37]

PAUL MENDELSSOHN-BARTHOLDY AN ALBERTINE HEINE  
(Abschrift)

Paris, den 8. Dezember 1832<sup>1</sup>

[...] Lange schon, schon als ich in England war, war es mein Wunsch, mein Plan, in *Onkels*<sup>2</sup> Geschäft einzutreten, und ich gedachte, nach einem 2- oder 3-jährigen Aufenthalte in London<sup>3</sup> mich ihm anzubieten, wenn nämlich Vater

---

<sup>1</sup> Auch dieser Brief, wie der Brief Pauls an Albertine auf Seite 80, ist nur in einer Abschrift erhalten, die einige Auslassungen enthält.

<sup>2</sup> Nach dem Ausscheiden J. M. Fränkels als Teilhaber waren Joseph und sein Sohn Alexander die einzigen Teilhaber, und das Bankhaus erhielt den Namen Mendelssohn & Co.

<sup>3</sup> Paul Mendelssohn-Bartholdy war im Jahre 1831 (siehe den Brief auf Seite 80) nach London gegangen, um in dem Bankhaus B. A. Goldschmidt, in dem Abraham Mendelssohn Bartholdy Kapital investiert hatte, das Bankfach zu lernen. Zu allgemeiner Überraschung, da Goldschmidt als eine bedeutende Londoner Bank galt, machte Goldschmidt bankrott. Paul Mendelssohn-Bartholdy ging dann nach Paris, wo Leo, der dort ursprünglich Vertreter der Gebrüder Mendelssohn gewesen war (siehe Seite 46 Anm. 2), sich selbständig gemacht hatte. Paul Mendelssohn-Bartholdy trat 1833 in das Bankhaus Mendelssohn & Co. ein, und wurde 1837 Teilhaber. Er hatte auch die Leitung eines eigenen Hauses „Paul Mendelssohn-Bartholdy“ in Ham-

nicht während der Zeit ein eigenes selbständiges Geschäft organisiert hätte, dessen Leitung ich übernehmen könnte. Goldschmidts Faillite störte und zerstörte dies alles. – Vater sah sich vor der Hand genötigt, die Idee eines Etablissements für mich in Berlin aufzugeben; ich fand den Zeitpunkt durchaus nicht geeignet, Onkel Anträge zu machen, aus vielen Gründen, die ich Dir einst mündlich sagen werde, und ich war auf diese Weise eine kurze Zeit lang plan- und aussichtslos.

So traf mich Leos Antrag, der Dir bekannt ist. Einerseits war er mir sehr willkommen, denn es bot sich mir die Gelegenheit dar, von dem verhaßten Hamburg loszukommen und nach Paris zu gehen; nötigenfalls sogar eine unabhängige Stellung, nach der ich strebte, und endlich half er mir, Vatern wegen unseres Verhältnisses in guter Laune zu erhalten, denn Du weißt, er fürchtete Collisionen mit Deinen Eltern, die er nicht übertrieben liebt, und diese würden durch meine Ansiedlung in Paris nun natürlich vermieden werden. Mein alter Plan aber, zu Onkel zu gehen, der, einer meiner liebsten, längst ausgebrütet war, kam durch Leos Antrag ganz in den Hintergrund, denn erstlich einmal engagierte sich Vater fast förmlich für meine einstige Association mit ihm (Leo) und dann sagte er mir es ausdrücklich, ich müßte ihm versprechen, Berlin für das erste ganz zu vergessen. Eine dritte große Schwierigkeit war eine unbegreifliche und unmotivierte Abneigung von Vater gegen Onkel, die mit jedem Tage wuchs und mir unüberwindlich schien. – Hier fing ich nun wirklich an etwas tolldreist zu handeln, und selbst nach dem jetzt erfolgten glücklichen Resultat muß man sagen, daß ich mehr Glück wie Verstand hatte. – Ich versprach nämlich Vater alles, was er verlangte, und *dachte in mir*: „Du gehst jetzt nach Paris, stellst Dich mit Leo, ohne Dich förmlich zu engagieren, so fest als möglich, und wenn Du siehst, daß eine Association mit ihm möglich ist, so setzest Du Alexander Deine ganze Lage auseinander und fragst ihn, ob er Dir eine angemessene Stellung in seinem Geschäft geben kann; sagt er nein, so hast Du die Verbindung mit Leo noch immer frei; sagt er ja, so wird Dein Glück über folgende Schwierigkeiten fort-helfen: 1) Vaters Aversion gegen die Eltern Deiner Braut, 2) dieselbe gegen seinen Bruder, 3) Vaters Zorn wegen des Bruches meines Versprechens, 4) die Notwendigkeit des Bruches *seines* Versprechens gegen Leo. Hierin bestand meine Tollheit, denn mit Vernunft konnte ich nicht glauben, daß auch nur *eine* dieser Schwierigkeiten besiegt werden würde, geschweige denn alle vier. – Ich sagte Dir von allem diesem nichts, um Dich nicht ungewiß und ängstlich zu machen, und Du wirst mir daher mein Stillschweigen verzeihen. –

Wie ich es mir vorgenommen hatte, wurde die Sache ausgeführt. – Ich habe mich in diesen 6 Monaten so fest gestellt als nötig ist, um die Gewißheit beurteilen zu können, daß ich binnen einigen Jahren mit Leo in ein näheres,

---

burg, wo sich sein Vater auch nach seinem Ausscheiden aus dem Berliner Bankhaus geschäftlich betätigt hatte.

mir Unabhängigkeit sicherndes Verhältnis würde treten können, und als ich diese Gewißheit erlangt hatte, schrieb ich an Alexander einen wirklich guten Brief, den ich Dir einst vorlesen werde. – Ich bekam die freundlichste und liebenswürdigste Antwort, die ich mir nur wünschen konnte, und das Resultat oder vielmehr Résumé derselben war, daß sie sich sehr freuen würden, mich in ihrem Geschäft zu besitzen, daß sie aber, ehe irgend etwas Weiteres in der Sache geschehen könnte, mit Vater Rücksprache nehmen müßten. – Dies war also der lang gefürchtete Bissen. Um soviel wie möglich Unglück zu verhüten, schrieb ich an Fanny<sup>4</sup>, setzte ihr die ganze Geschichte auseinander, bat sie die Stimmung in der Familie und namentlich Vaters zu sondieren und Alexander dann von dem Resultat zu unterrichten. Dies tat sie und fand Mutter mit Leib und Seele dafür und Vater wild dagegen. Um mir zu nützen, sagte sie indessen Alexander das Gegenteil, und so fand denn neulich eine Unterredung zwischen den Brüdern statt, in der Vater – oh Wunder! – wie umgewandelt war, alles mit der größten Freude annahm und auch nicht *eine* Schwierigkeit erhob!!! Wie ich dies hörte, war ich wie aus den Wolken gefallen und vor freudiger Überraschung fast gelähmt! – Ich schicke hier einliegend den Brief von Vater und Mutter; daraus wirst Du am besten sehen können, wie man zu Hause über diese Sache denkt, wie alles voller Freude und Zufriedenheit ist, und wie ich mir mit Recht eine prächtige Zukunft versprechen kann; auch den letzten von Alexander füge ich bei. – Es ist also entschieden, ich gehe etwa Ende Mai nach Berlin, und wir bleiben zusammen da!!! Die einzige jetzt noch zu beseitigende Schwierigkeit und die mir noch einen unangenehmen Tag bereiten wird, ist die Eröffnung an Leo. Wir sind noch nicht über die Art, wie sie geschehen soll, einig, sondern über verschiedene in Correspondenz. Er wird aus den Wolken fallen! [...]

[38]

HENRIETTE (HINNI) MENDELSSOHN, GEB. MEYER  
AN ROSAMUNDE MENDELSSOHN, GEB. RICHTER  
(Original)

Berlin, den 9. November 1833

Habt Ihr lieben Schwärmer nun ausgeruht von allen Feierlichkeiten für den Prince Couronne<sup>1</sup>, und ist es Euch auch ganz wohl bekommen? Ich erwarte von Dir, liebe Rosa, eine Beschreibung, die uns versprochen ist. Daß die liebenswürdige Frau von Hollweg<sup>2</sup> durch eine böse Rakete beschädigt worden ist, bedaure ich recht herzlich. Es ist doppelt unangenehm, wenn eine Veranlassung

---

<sup>4</sup> Seine Schwester Fanny Hensel.

<sup>1</sup> Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen.

<sup>2</sup> Auguste von Bethmann Hollweg, geb. Gebser, war die Frau Moritz August von Bethmann Hollwegs, damals Professor der Rechte in Bonn (für ihn siehe das Verzeichnis der Absender).

dieser Art noch lange nachher einen verdrießlichen Eindruck hinterläßt. Mein Widerwille gegen alle Feuerwerke, so wie überhaupt gegen allen Lärm, wodurch man gewöhnlich hohen Herrschaften Ehre und Freude zu bezeigen gewohnt ist, war von jeher sehr entschieden. Man traut den Leuten ganz andre Nerven zu als andren Menschen. Ich weiß nicht, ob Du jemals gehört hast, daß Friedrich der 2te sich nach dem Siebenjährigen Krieg ganz allein in die Kirche begab und sich ein Te Deum aufführen ließ? Das ist recht nach meinem Geschmack. Eine so ernste Sache wie einen Krieg nachher mit Saus und Schmaus zu feiern, scheint mir albern. Indeß eines schickt sich nicht für alle, und gerade bei dem Empfang des Kronprinzen an den Ufern des Rheins während der Zeit der Weinlese, wo eben alles heiter gestimmt war, paßte ein Feuerwerk und Erleuchtung ganz vortrefflich. Wenn nur die Raketen nicht zuweilen so eigenmächtig verführen. Die Schuld liegt aber nicht an den Raketen, die gewiß nach Gesetzen fallen müssen, aber die Menschen verstehen nicht, sie diesen höhern Gesetzen zu unterwerfen. Bis die Zeit kommt, daß sie es verstehen, behalte ich meinen Widerwillen. Freue Dich, liebe Rosa, daß ich, die Du für eine Heldin hältst, auch der Furcht unterworfen bin.

Apropos von Furcht: Du hast gewiß gelesen, wie Ludwig Philipp<sup>3</sup> seinen Courier zur Ader gelassen hat. Mir gefällt das, und ich begreife nicht, wie es einer lächerlich machen kann, aber außerdem bitte ich Dich ganz unter uns, laß es Dich, meine liebe Rosa, aufmerksam darauf machen, daß es nicht gut ist, beim Fahren einen Reiter, der neben dem Wagen reitet, zu rufen und die Hand zu reichen oder überhaupt zu veranlassen, daß er zu nah an den Wagen komme. Ich gestehe Dir, daß ich mich schon oft darüber geängstigt habe, wenn Benny so neben unsrem Wagen reitet. Wie leicht geschieht es nicht, daß einmal der Sattel rutscht, wie es hier geschehen ist. Beim Fahren vermeide ichs gewiß so oft es nur möglich ist, einem Reiter etwas zuzurufen oder einem Bettler etwas nahe an den Wagen hinzuwerfen. Zeige das nicht an Benny, den ich schon lachen sehe. Wir beiden Heldinnen verstehen uns aber. –

Habt Ihr schon Goethes Briefwechsel mit Zelter<sup>4</sup>? Ihr werdet Euch doch wundern zu sehen, daß die Teltower Rübchen<sup>5</sup> zu sehr der Unsterblichkeit geweiht sind; doch werdet Ihr auch herrliche Worte von Goethe und manches Schöne von Zeltern lesen. Was ich aber Zeltern nicht verzeihen kann, das sind die groben und oft hämischen Äußerungen über Personen, die sich von ihm sehr geehrt glauben mußten. Allenfalls kann man ihm dies und jenes verzeihen wenn man erwägt, daß er, als er die Briefe schrieb, noch nicht an den Druck dachte; doch ist einiges zu grob.

Wie der Herausgeber der Briefe, der Dr. Riemer, es verantworten will,

---

<sup>3</sup> Louis Philippe, König von Frankreich.

<sup>4</sup> Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796–1832, herausgegeben von *Friedrich Wilhelm Riemer*, 6 Bände; die ersten beiden erschienen 1833, die letzten vier 1834.

<sup>5</sup> Die preisende Erwähnung der Teltower Rübchen in Band II, 82–85 und passim.

solche rohe Grobheit über August von Schlegel<sup>6</sup> drucken zu lassen begreife ich nicht; auch ist eine Stelle über Abraham Mendelssohn, die ich sehr boshaft finde<sup>7</sup>. Man kann wohl hier sagen, Gott behüte uns vor unsern Freunden. Wer Mendelssohn kennt wird wissen, daß er eine reiche Frau hatte, eh der Krieg ausbrach, so wie keiner von ihnen die allgemeine Not zu benutzen brauchte, um gute Geschäfte zu machen, aber das ist doch eine hämische Bemerkung. Ich selbst bin auch sehr unzufrieden mit der Art, wie ich erwähnt werde<sup>8</sup>. Es klingt doch wirklich, als wenn ich schon als Mädchen ein Verhältnis mit Zelter gehabt hätte. Ich bin alt genug um drüber lachen zu können, allein es ist doch verdrießlich, so gar ohne allen Grund zu der Ehre einer Intrigue mit Zelter zu kommen. Es müßte, da ich zu 13 Jahren fast schon Braut war, sehr früh gewesen sein. Auch ärgert es mich, daß er an Goethe schreibt: Bestelle die guten Leute zu Dir<sup>9</sup>. Und wenn es auch Goethens Hoheit ist, zu der er spricht, so paßt der Ausdruck doch nicht. Benny kommt am besten weg<sup>10</sup>. Es wird Euch auf jeden Fall interessieren, aber ich bitte Euch, ärgert Euch doch auch ein wenig über die Art, wie Zelter seiner Freunde erwähnt. Das wahre *Täubchen* ist mir auch sehr zuwider<sup>11</sup>. – Ich weiß gar nicht, wie weit das noch einmal mit dem Drucken-Lassen vertrauter Briefe gehen wird. Am Ende bist Du im Stande, liebe Rosa, und sammelst all meine klecksvollen Briefe, und dann erfährt die Nachwelt noch, was für Heldinnen wir beide waren. Tu es ja nicht<sup>12</sup>. –

Kürzlich habe ich hier die Semiramis von Rossini<sup>13</sup>, von Sabina Grüne-

<sup>6</sup> „A. Schlegel macht heut Hochzeit in Heidelberg mit der höchst-scharmanten Tochter der Kirchenrätin Paulus die ich ihm kaum gönne, da er sich auf der alten Französin (Madame de Staël) abgelebt hat“, Band II, Seite 473.

<sup>7</sup> „er ist in den Zeiten der allgemeinen Not ohne Schaden an seiner Seele reich geworden“, Band II, 233. Henriette ist überempfindlich; die Bemerkungen über Abraham Mendelssohn Bartholdy, die sich an verschiedenen Stellen des Briefwechsels finden, sind sehr freundlich, und selbst die oben zitierte Stelle beginnt mit dem Satz: „Er gehört zu den Braven...“

<sup>8</sup> „Madame Mendelssohn, eine verständige, liebenswürdige, ehemals sehr schöne Frau, die ich als Mädchen gekannt, ja geliebt habe, wird sich glücklich halten, Dein Angesicht zu sehen“, Band II, 397. Henriette Mendelssohn reiste damals nach Paris über Weimar, und die obige Stelle ist aus einem Empfehlungsbriefe, den Zelter ihr mitgab: „Sie werden Dir diesen Brief zuschicken und kannst Du eine Stunde missen, so schenke sie diesen guten Leuten und laß sie zu Dir bestellen.“

<sup>9</sup> Siehe die vorangehende Anmerkung.

<sup>10</sup> Als Benjamin in der preußischen Armee war, hatte er Bestellungen von Zelter an Goethe und von Goethe an Zelter übermittelt. In einem der Briefe, den Benjamin Mendelssohn Zelter überbrachte, hatte sich Goethe beklagt, daß die angekündigten Teltower Rübchen nicht angekommen seien, Band II, 85, 89.

<sup>11</sup> Bezieht sich auf Zelters Bemerkung: „Danke endlich schönstens für die gute Aufnahme meiner Mendelssohnianer. Das Frauchen ist von der besten Güte und war vor zwanzig Jahren wirklich eine Rarität, ein rechtes Täubchen“, Band II, 406.

<sup>12</sup> Sie tat es.

<sup>13</sup> Rossinis Semiramide war am 23. September in Berlin im Königstadter Theater zum ersten Male auf italienisch gesungen worden.

wetter und Mme. Haserl gehört. 2 herrliche Stimmen und schöne Gestalten. Schade, daß Du nicht mit mir warst. Es ist eine von den wenigen Musiken von Rossini, die mir sehr gefallen. Wie steht es mit Euren Sing-Übungen? Du schreibst nichts davon. Wenn Du von hier vielleicht irgend etwas Musik zu haben wünschst, so bitte ich Dich nur, es mir zu schreiben. Ich denke, ich werde Dirs wohl besorgen können diesen Winter, da es mir nicht an diensttuenden Kammerfrauen fehlt, die solche Aufträge übernehmen. Unser Schrey-Corps, Professor Gans und Kurt Oelrichs<sup>14</sup>, sind wieder eingerückt in die Winterquartiere. Liebe Rosa! Ein solches Schnupftuch, wie Gans immer hat, hast Du noch nie gesehen; ich kann es nur mit dem eines andren berühmten Schmutzikers vergleichen. Du erinnerst Dich vielleicht Violinenspielers Boucher<sup>15</sup>. Ich intriguiere immer, um ihn vom Sopha zu entfernen, weil dort seine Gegenwart zu tiefen Eindruck hinterläßt; allein, grade den Platz liebt er sehr. Schade um den sonst geistreichen und guten Menschen. Auf morgen mittag habe ich den Professor Müller<sup>16</sup> und seine Frau eingeladen. Ob sie kommen<sup>17</sup>?

[39]

DOROTHEA VON SCHLEGEL, GEB. MENDELSSOHN, AN JOSEPH MENDELSSOHN  
(Original)

Frankfurt a. M., den 2. Februar 1834

Lieber Bruder Joseph!

Habe großen Dank für Dein liebevolles Schreiben. Es ist ausgemacht, wie nun von mir kein 16. November mehr durchgelebt, ohne Deines ältesten Sohnes Gesundheit und die fröhlichsten Glückwünsche für seine Eltern zu trinken, und zwar nicht im gewöhnlichen Tischwein! Danken wir Gott mit vollem Herzen für die Freude an unsern Kindern! Allerdings ist Benny ein sehr sehr „braver Kerl“, wie Du sagst, wer anderes über ihn zu sagen weiß, mag sich melden. Für das Überschickte sage ich Euch, liebe Brüder, erneuten Dank – die neue Anordnung, die Du mit der vierteljährigen Auszahlung hier getroffen hast, ist vollkommen nach meinem Wunsch. Ob die Frau von Unruh<sup>1</sup>, welche sich an Alexander gewendet hat, dieselbe Schwester ist, von welcher die Hofrätin Müller mir geschrieben, weiß ich zwar nicht ganz gewiß, weil eben die Müller mir den Namen ihrer Schwester nicht geschrieben – indessen ist es wohl mehr als wahrscheinlich, daß es dieselbe ist; wie sollten sich wohl

---

<sup>14</sup> Jurist.

<sup>15</sup> Der Violinist Alexander Jean Boucher, 1778–1861, wurde damals oft mit Paganini verglichen.

<sup>16</sup> Wahrscheinlich der Anatom Johannes Müller, 1801–1858, der 1833 von Bonn nach Berlin berufen wurde.

<sup>17</sup> Der Schlußteil des Briefes fehlt.

<sup>1</sup> Worauf sich diese Bemerkungen beziehen, ist nicht mehr festzustellen.



*zwei* so ganz ähnliche Verhältnisse zur selben Zeit zusammenfinden? Überdies vergaß ich vielleicht anzumerken, daß die Hofrätin Müller mir schrieb, ihre Schwester habe sich an meinen Bruder *Alexander* gewendet, der sich äußerst gefällig gegen sie benommen habe. Sie hat also augenscheinlich die Namen verwechselt. —

Freilich wird es so sein, wie Du sagst, daß mir die Herausgabe der Manuscripte<sup>2</sup> wohl noch Unruhe machen würde; wie läßt sich das aber ändern? Ich sage mit Madame de Sevigné: „ce que je fais m'accable, et ce que je ne fais pas m'inquiète.“ Indessen habe ich alles in gute Hände gelegt und hoffe das Beste. Daß Du Caroline<sup>3</sup> eine *wirklich* liebe Frau nennst, hat uns alle sehr ergötzt. Ich dachte dabei an Oesterreich und seine *wirklichen* Hofräte und die bloß nominalen; so wird es auch wohl manche nur nominal liebenswürdige Frau geben, die man dafür annimmt. Wir haben aber beide uns unsrer wirklich lieben Schwiegertöchter zu rühmen. Hinni und ich, wir werden beide stillschweigen müssen, wenn die Rede vom schwierigen Verhältnis der Schwiegermütter und -Töchter in der Welt sein wird. Wir können beide Gott danken, daß wir damit verschont bleiben, denn die Rolle der bösen Schwiegermütter ist wohl für uns alle beide nicht gemacht. Ist es aber nicht ein großes Glück? und dabei so allerliebste Enkelkinder!

Philipp<sup>4</sup> hat in letzter Zeit vielen Verdrießlichkeiten und feindseligen Absichten einiger guter Leute zu begegnen gehabt, die ihn nur ein wenig hier fortzudrängen die Absicht hatten. Anfangs zeigte das Neue, für ihn nie Erlebte der Stellung ihn sehr empfindlich, und für solche Feinde gehört eine andre Taktik als die im offenen Felde; er hat sich jedoch bald zurechtgefunden und ist in sehr bescheidner Glorie aus diesem Angriff herausgekommen. Er hat die Lacher vollkommen auf seiner Seite, während ein ziemlich schlaues Gerüst, zu seinem Verderben aufgerichtet, den Angreifern auf den Kopf zusammengerumpelt ist. Es handelt sich um nichts Geringeres als die Maler-Zöglinge, hier gegen ihn in corpore zu empören; anstatt dessen haben diese sich aber einstimmig vereinigt, sich für ihn zu erklären und in ziemlich raschem jugendlichen Übermut seine Partei zu ergreifen. Es hat Zeitungsartikel hinüber und herüber gesetzt. Philipp ist endlich selber mit ein paar entscheidenden ruhigen Worten aufgetreten, und nun wird es wohl am Ende sein; wenigstens Philipp ist wieder munter und heiter wie vorher und wieder mit frohem Mute an der Staffelei. — Was sagst Du aber zu Leuten, die zu *unserer* Zeit sich nicht scheuen, einen Corps von jungen, feuerfangenden Leuten in Tumult und Aufruhr gegen ihren Lehrer zu setzen? In unserer Zeit, wo es ohnehin fast nicht möglich ist, sie irgend eine Autorität anerkennen zu machen? Ist das nicht heillos? — Nicht genug aber ist der Geist eben dieser jungen Leute zu

---

<sup>2</sup> Ihres Mannes, Friedrich Schlegel.

<sup>3</sup> Siehe oben Seite 50 Anm. 2.

<sup>4</sup> Veit.



Abraham Mendelssohn Bartholdy



rühmen, die aus eigenem Antrieb sich zur Ordnung mit großer Treue und Herzhaftigkeit erklärt.

Lebe wohl, mein lieber Bruder, und grüße mir herzlich alle die Unsrigen. Bei uns ist Gott sei Dank alles gesund, trotz des verkehrten Wetters, da der Winter nach dem Frühling gekommen ist. Deine Schwester

Dorothea v. Schlegel

Von der oben erzählten Geschichte bitte ich Dich nichts zu erwähnen.

[40]

FELIX MENDELSSOHN BARTHOLDY AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN

(Original)

Düsseldorf, den 18. April 1834

Lieber Benni,

Soeben erhalte ich einen Brief vom Vater, der mir zum Kauf des Pferdes seine Einwilligung gibt<sup>1</sup>, also bitte ich Dich nun, mir den Zirol, so bald es nur sein kann, hieher zu befördern, und freue mich ganz ungemein darauf. Abholen kann ich ihn leider nicht selbst, wie Du in Deinem letzten Briefe schreibst, ich habe viel zu arbeiten und kann jetzt nicht abkommen. Aber schick ihn nur recht bald und recht sicher, damit er auch wohl und nett hier ankommt und das gehörige Aufsehen macht und lustig ist (mich aber nicht herunterwirft). Das Geld wird mein Vater an den Deinigen zahlen, da Du ja in einigen Tagen nach Berlin gehst. Ich hätte Dich gern noch vorher gesehen und Dir viel aufgetragen, aber so bleibt es nur beim Grüßen und bei meinen Wünschen für Eure Gesundheit und glückliche Reise.

Vater schreibt mir ein paar Worte über Deinen „Blick auf Großbritannien“<sup>2</sup>, die ich Dir schreiben muß. Er sagt: „Du hast gewiß Bennys Schrift über England gelesen; mir hat sie viel Vergnügen gemacht, sie ist ernst, anschaulich, ruhig geschrieben, und es kommt mir vor, als sähe man ihr, ohne

<sup>1</sup> Seit September 1833 war Felix Musikdirektor in Düsseldorf, also in verhältnismäßiger Nähe von Benny und Rosamunde in Bonn. Der obige Brief ist einer von vielen, die zwischen den Vettern ausgetauscht wurden. Felix beschäftigte sich mit dem Ankauf eines Flügels für die Bonner, oder mit der Anfertigung eines Notenschrankes für die Freunde von Benny und Rosamunde, die Bethmann-Hollwegs. Oder Felix sagt sich bei den Bonnern für den Heiligen Abend an, „wenn Ihr den Abend ruhig in Euerm Hause zubringt und mir Äpfel und Pfefferkuchen schenken wollt. Sonst komme ich nicht, und probiere auch das Instrument nicht, und einladen tut Ihr mich doch nicht, Ihr bösen Nachbarn.“ In einem späteren Briefe vom 21. Dezember schrieb er dann, daß er „am Dienstag (24sten) morgens früh um 7 Uhr in einer Extra Chaise“ von Düsseldorf nach Bonn fahren werde und bäte, „ihm die erforderlichen Pferde von Pfefferkuchen nebst Rosinen in Bereitschaft zu halten“. – Es sollte vielleicht noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß Felix' Briefe an Benny und Rosamunde „FMB“ oder „Felix Mendelssohn B.“ gezeichnet sind und Bartholdy gewöhnlich nicht ausgeschrieben ist, siehe oben Seite 72 Anm. 4.

<sup>2</sup> In der von Ranke herausgegebenen Historisch-Politischen Zeitschrift, Band 2, Seite 305–336, war ein Aufsatz von Benny, „Ein Blick auf Großbritannien“ ver-

eigne genaue Kenntnisse der Materie, Gründlichkeit und Wahrheit an, wie einem guten Portrait, dessen Original man nicht kennt, die Ähnlichkeit. Es hat mich erquickt, einmal wieder etwas andres zu genießen als den giftigen hohlen Schaum neuerer Belletristik. Wenn Du ihm schreibst oder ihn siehst, bestelle ihm dies mit meinen besten Grüßen.“

Dies tue ich also hiermit.

Nun lebewohl, Lieber, grüß Rosa vielmal und habt einen frohen, glücklichen Sommer.

Dein Felix Mendelssohn B.

P. S. Am liebsten wäre es mir, wenn Du mir durch ein paar Zeilen *bestimmt* melden könntest, wann das Pferd hier eintrifft (damit ich ja den Empfang anordnen kann). Aber bitte, schick's gleich, denn nun erwarte ich's mit vieler Ungeduld.

[41]

JOSEPH MENDELSSOHN AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN  
(Original)

Berlin, den 25. April 1834

Mein lieber Sohn!

Es trifft Dich gegenwärtiges hoffentlich wohlbehalten im Bücherstaub der Göttinger Bibliothek, und ich wünsche, so wie ich hoffe, daß es Dir weder an gutem Wein noch an guter Gesellschaft fehlen wird, um den eingeatmeten Staub ergötzlich hinabzuführen. Bei uns ist alles wohl und gut, das Wetter ist jedoch rauh und unangenehm. In Nr. 22<sup>1</sup> ist man mit Gedanken, Worten und Taten schon bei der Reise, und wir in 51 sprechen viel von Eurer baldigen Ankunft. Mir ist eingefallen, daß ein Mensch seinen Geldbeutel verlieren kann, und daß es Dich sehr in Verlegenheit setzen könnte, wenn Du der Mensch wärest und es Dir in Göttingen passierte, allwo mich keine Geldseele kennt. Wenn also ein solcher Fall eintritt, so wende Dich an Ez[echiel?] Simon in Hannover, er wird Dich nicht sinken lassen.

Der Bruder<sup>2</sup> läßt Dir sagen, daß Ranke – der Professor Ordinarius geworden ist – ihm Dein Manuscript gegeben hat, und daß er es Dir mitbringen wird. –

---

öffentlich, wie eine Anmerkung sagt: „Aus einem ausführlicheren, noch ungedruckten Werke des Hrn. Dr. G. B. Mendelssohn zu Bonn“. Es war ein wirtschafts-geographisches Kapitel aus Georg Benjamin Mendelssohns Buch Das Germanische Europa, siehe unten Seite 105 Anm. 2.

<sup>1</sup> Alexander Mendelssohn und seine Familie wohnten Jägerstraße 22, Joseph und Henriette (Hinni) Jägerstraße 51.

<sup>2</sup> Alexander; es ist nicht klar, ob Ranke Benny das Manuskript des veröffentlichten Aufsatzes (siehe Seite 97 Anm. 2) zurückgab, oder Benny ihm ein anderes Manuskript gesandt hatte.

Heute kann ich Dir auch eine ergötzliche Neuigkeit mitteilen. Rahel hat eine Marianne zur Nachfolgerin erhalten. Varnhagen hat sich Marianne Saaling verlobt<sup>3</sup>. Jetzt wirst Du Deine Phantasie in nicht große Unkosten setzen dürfen, um Dir deutlich zu denken, wie in männlichen und in weiblichen Cirkeln, und noch mehr in den gemischten, alle Greuel der Lyoner<sup>4</sup> und der Pariser, aller Zauber der jetzt hier anwesenden Schröder-Devrient<sup>5</sup>, alle Klagen über schlechtes Wetter vergessen werden, und stundenlang ununterbrochen jener Bräutigam und jene Braut von alt und jung, von verheiratet und nicht verheiratet bekrittelt, bespottet und heruntergerissen werden.

Nebenbei bekommen wir eine Ministerialveränderung. Der mehr als 75jährige Schuckmann<sup>6</sup> legt sein Portefeuille nieder, und die Ressorts desselben werden unter den andren Ministern geteilt, jedoch bekommen wir ein besonderes Ministerium für die allgemeine Landespolizei – und einen neuen Minister desselben, v. Rochow. Das ist wohl gewiß. Zu dem on dit gehört, daß Altenstein seinen Abschied nimmt, daß Kamptz an seine Stelle tritt, und daß die beiden jetzt bestehenden Justizministerien in der Person des Ministers Mühlner wieder vereinigt werden. Von Twesten<sup>7</sup> weiß das Publicum noch nichts. Da er Dir nicht geschrieben hat, so vermute ich fast, er wird den Ruf nicht annehmen.

Gott befohlen! Wenn Du Rosa schreibst, so grüße sie sehr von uns allen. Diesmal muß sie doch länger im Kloster stecken als in Boppard!

Dein Vater

---

<sup>3</sup> Der sehr lange 43. Abschnitt von *Varnhagens* Denkpüdigkeiten des eignen Lebens ist seiner Verlobung mit Marianne Saaling gewidmet. Die Verlobung wurde nach einigen Wochen gelöst. Varnhagens Darstellung ist für ein Verstehen der Psychologie dieser Periode höchst interessant.

<sup>4</sup> Im April hatte der Versuch der französischen Regierung, eine Organisation der Seidenarbeiter in Lyons zu unterdrücken, zu schweren Unruhen geführt, und dieser Revolte war ein republikanischer Aufstandsversuch in Paris gefolgt, der von Thiers unterdrückt wurde.

<sup>5</sup> Berühmte Sängerin.

<sup>6</sup> Es war wahr, daß Schuckmann, der seit 1814 Preußischer Minister des Innern war, zurücktrat und durch Gustav Adolf von Rochow, den das Wort vom „Beschränkten Untertanenverstand“ berühmt und berüchtigt machte, ersetzt wurde. Aber Altenstein blieb bis zum Jahre 1838 Kultusminister.

<sup>7</sup> Siehe Verzeichnis der Absender.

Frankfurt a. M., den 30. April 1834

Meine sehr geliebte Nichte!

Du hast mir mit Deinem allerliebsten Briefe eine sehr große Freude gemacht. Da Du mich jetzt wirklich gesehen und kennengelernt hast, so wirst Du auch von mir wissen, daß ich eine solche Versicherung sehr ehrlich und wirklich meine. Du schreibst ganz erstaunlich hübsch; Du hast mich wie mitten unter Euch versetzt mit Deiner Beschreibung. Tausend Dank auch für die Mitteilung des freudigen Ereignisses von Pauls Verlobung<sup>1</sup>; sei so gütig, ihm im Namen einer ihm völlig unbekanntem Tante herzlich Glück zu wünschen. Er weiß nichts von mir, und ich erinnere mich seiner großen schwarzen Mendelssohnschen Augen als ein Knäbchen, das auf dem Arm getragen wurde. Daß seine Braut die Tochter des bösen Heine berüchtigten Angedenkens<sup>2</sup> nicht sei, ist eine gute Nachricht; nun aber, liebe Nichte, möchte ich allerdings wissen, welchem *guten* Heine sie ihren Ursprung verdankt? wäre es etwa derselbe, der eine Zeitlang der Lehrer meiner Söhne gewesen ist, von dem, wie von seinen Kindern, ich schon oft sehr vorteilhaft habe reden hören? Das wäre allerdings von sehr guter Vorbedeutung für das Glück des guten Paul.

Nun fehlt noch Felix! Welche Meinungsverschiedenheit wird nun wohl dieser in den disputierenden und dennoch so einigen Familien-Kreis bringen? Du schilderst diese Dispute recht nach dem Leben; so war es von jeher bei den Mendelssohns; auch ich gehörte einst mit großer Bestimmtheit dazu, aber das ist vorbei; ich disputiere über nichts mehr und würde höchstwahrscheinlich, wenn ich das Glück haben könnte, noch einmal mich mit den Disputierenden zu vereinigen, eines jeden Meinung die Reihe herum sein. Nur eins gibt es, worüber ich eine ganz bestimmte Meinung erhalten habe, und darüber disputiere ich am allerwenigsten. Von Felix hören wir durch Schelble<sup>3</sup> manchmal etwas; er wird in Düsseldorf auf Händen getragen und recht eigentlich verzogen; es soll ihm außerordentlich wohl gehen; von neuen Arbeiten haben wir aber lange nichts erfahren.

1. Mai

Was unterbrach mein Schreiben gestern? Nichts weniger als ein Brief von Marianne Saaling<sup>4</sup>, der die Nachricht ihrer Verlobung mit Varnhagen enthielt! Frühere Briefe von ihr mit Raisonsnements über diesen Mann bereiteten mich zu dieser Catastrophe vor, so daß ich weniger darüber verwundert bin, als

<sup>1</sup> Siehe Anmerkung auf Seite 81 und Verzeichnis der Absender.

<sup>2</sup> Anspielung auf Heinrich Heines Onkel.

<sup>3</sup> Johann Nepomuk Schelble, Dirigent des Frankfurter Cäcilienvereins und Freund von Felix Mendelssohn Bartholdy.

<sup>4</sup> Siehe Seite 99 Anm. 3.

ich sonst gewesen sein würde. Nun, viel tausend Glück! Hätte man nicht nach Rahels Tode darauf geschworen, er würde sich gleich nach ihr begraben lassen? – Es ist auffallend, so schnell seine Gefühle zu ändern, und dennoch dünkt mich, es ist natürlich bei einem Mann und gerade, wenn er recht glücklich in der ersten Ehe gelebt hat. Mit einer Witwe ist es anders. Die Art, wie Varnhagen sich liebend und sorgend bei der Krankheit und dem Tode von Rahel wie ein wahrer zärtlicher Freund benommen, scheint mir eine gute Bürgschaft für Mariannens Glück! Ihr Brief enthielt außerdem die Nachricht von der gefährlichen Krankheit Deiner Mutter, die sie aber Gott sei Dank glücklich überstanden hat. Ich hoffe, der schöne Frühling wird nun zu ihrer völligen Wiederherstellung beitragen. Ich bitte Dich, meine Grüße und Glückwünsche Deinen lieben Eltern zu überbringen, Gott wolle sie in der Wohlfahrt ihrer Kinder segnen! Deines Vaters Augenübel betrübt mich; will er nicht einmal eine Reise nach Wien unternehmen, wo so große Oculisten leben? Die Ähnlichkeit zwischen Philipp und dem kleinen Hensel<sup>5</sup> – wie heißt er denn mit Vornamen? – ist recht merkwürdig, ich halte es für einen Mendelssohn-Stempel; die meisten Kinder von Philipp haben auch dunkelbraune Augen und hellblondes Haar.

Bei uns ist Gott sei Dank alles gesund, die Kinder wachsen, daß es eine Lust ist; Du würdest vielleicht den kleinen Friedrich gar nicht mehr erkennen. Heute, als den Namenstag des Vaters, brachte er ihm einen Strauß und sagte halb feierlich, halb trotzig: „Vater, ich gratuliere Dir, ich bin schon groß und habe neue Hosen an!“ Was meinst Du zu dieser Poesie? Alexanders sind nun wohl schon auf der Reise? und Josephs vereinsamt? es wird Ihnen doch gar zu traurig vorkommen. Ich bitte Dich, ihnen meinen Gruß und Glückwunsch zu überbringen; auf diese Weise werden wir sie wohl dieses Jahr nicht an des Rheines Ufern begrüßen? Ist Betty wieder in Berlin? und wie geht es ihr? Die Pereira schrieb mir, sie würde mit ihrer Schwiegermutter nach Spa reisen; geht der Weg nicht über Frankfurt? Es würde mich sehr freuen sie wiederzusehen. Umarme das Walterchen<sup>6</sup> im Namen Deiner Tante, ich fand ihn sehr schön und lieblich, obgleich ich das Glück nicht hatte, seine offenen Augen zu sehen. Gott segne ihn! Ich grüße Herrn Dirichlet und bitte ihn es nicht zu vergessen, daß er eine Tante in Frankfurt hat. Was Du über Pauls und Albertinens Liebesscenen schreibst, ist doch gar zu gottlos. Ei, hast Du denn die Deinigen ganz vergessen? Im Grunde aber hast Du recht, nur die eigenen Liebesscenen können uns nicht langweilen, und darum ist es wohlgetan, sie nicht öffentlich zu machen. Lebe wohl, teure Nichte, ich bitte Dich Hensels zu grüßen und die gute Herz und alle lieben Angehörige

von Deiner Tante

Dorothea Schlegel-Mendelssohn

---

<sup>5</sup> Fanny Hensels einziges Kind, Sebastian, der 1830 geboren war; er verfaßte Die Familie Mendelssohn.

<sup>6</sup> Rebecka Dirichlets ältester Sohn, der 1833 geboren war.



[43]

DOROTHEA VON SCHLEGEL, GEB. MENDELSSOHN  
AN REBECCA DIRICHLET, GEB. MENDELSSOHN BARTHOLDY  
(Abschrift)

Frankfurt a. M., den 28. August 1834

Geliebte Nichte Rebecka!

Du hast mich recht sehr wieder erfreut durch Dein allerliebstes Briefchen, welches besonders die Eigenschaft hat, mich ganz und gar in Deine Gegenwart zu versetzen; oder vielmehr mir Deine Persönlichkeit zu vergegenwärtigen. Solche Briefe sind sehr angenehm, fordern auch besonders auf, sogleich darauf zu erwidern, nur war es diesmal gar zu heiß, um Briefe zu schreiben, ich wartete erst eine bessere Temperatur ab. Unbequem war diese Hitze allerdings, aber überaus heilsam für mich sowohl als für alle Vegetation. Solche Blumen, solche Früchte und solches reiche, Schatten verleihende Laub habe ich noch nie erlebt als dieses Jahr. Mit Verdruß habe ich erfahren, daß Ihr in Berlin solche verzehrende Dürre hattet; wärest Du doch mit Deinem Walterchen in unsrer schattigen Weinlaube bei uns gewesen! Doch ich vergesse ganz, daß Deine Eltern ja einen ganz herrlichen Garten haben, noch etwas anders als unser ummauertes Klostergärtchen. An Begießen und Pflege werdet Ihr es wohl nicht haben fehlen lassen, und so habt Ihr am Ende wohl gar nicht an Hitze und Dürre gelitten! Deine Nachricht von der Wiederherstellung Deiner lieben Mutter hat mich mit besonderer Freude erfüllt. Dank' Dir, liebe Nichte, Du gabst mir die erste Kunde von ihrem Debet und nun auch wieder die erste Nachricht ihrer Gesundheit. Gott sei Dank! –

Nun werde ich aber einen Proceß mit Dir anfangen. Wie kömmt es, daß Du so gar unbarmherzig über die arme Marianne herfährst<sup>1</sup>? Man geht ja ganz grausam in Berlin mit ihr um, warum das? Mich dünkt, wenn sie wirklich die Schwachheit gehabt hat, aus *Eitelkeit* sich von einem Anfall fremder Leidenschaftlichkeit hinreißen zu lassen, so ist sie bestraft genug, und die Entschlossenheit, womit sie abbrach, sobald sie zur bessern Einsicht erwachte, sollte ihr doch das Urteil ihrer Zeitgenossen eher versöhnen als schwärzen können! O meine liebe Nichte, wie leicht ist es für eine Frau in der Blüte der Jahre, umgeben von liebenden Eltern, liebenden, glücklichen Geschwistern, an der Seite eines geehrten, liebenden Gemahls, ein schönes Kind auf dem Schoß, heiter, sorgenfrei lebend, eine, wenn nicht unglückliche, doch gewiß verunglückte Person zu verurteilen, der es an allen jenen Bedingungen einer glücklichen Existenz von allen Seiten gebricht. Schuld oder nicht Schuld, genug, sie entbehrt alles Lebensglück! Und ist es Dir denn so ganz gewiß, daß sie nun hat, „*wonach sie sich immer gesehnt, nämlich ein unglückliches Schicksal*“? Ist es nicht vielleicht doch möglich, daß sie sich immer vielmehr

---

<sup>1</sup> Siehe Seite 99 Anm. 3.

nach einem *glücklichen Los* geseht hat, daß sie in dieser, immer noch nicht erstorbenen Sehnsucht sich zu einem falschen Schritt hinreißen ließ, in welchem sie irrtümlich die Gewährung ihres Wunsches ahndete? Liebe Nichte, sei gütig im Urteil über die geplagte Marianne. Schon die Begehrlichkeit<sup>2</sup> mit Doktor Becker müßte ja schon Deine Teilnahme erwecken! Sieh, ich mußte Dir ganz aufrichtig darüber sprechen; es war mir unangenehm, daß Du und vielleicht Euer ganzer Kreis so unbarmherzig gegen sie wart. Auch ist sie, wie sie mir zuletzt schrieb, gar nicht traurig, sondern recht ruhig und gefaßt.

Cilly<sup>3</sup> habe ich gesehen, und wir haben viel von Dir gesprochen. Sie hat meine ganze Teilnahme erregt. Armes, rührendes Kind! Ein großes Glück für sie ist, daß sie hier in der Familie so vortrefflich aufgenommen ist. Über Deinen Zorn wegen der gedruckten Correspondenzen bin ich schon, ohne etwas davon gelesen zu haben, vollkommen Deiner Meinung. Ich halte das Getreibe für eine ordentliche Sünde gegen den heiligen Geist und befasse mich nicht damit. Vollends die Arnim<sup>4</sup>! Lebe wohl, meine liebe, liebenswürdige Nichte! Gott sei mit Dir und mit allem, was Dir lieb und teuer ist. Grüß Deine lieben Eltern! Grüß Hensels tausendmal! Sie wollten ja kommen diesen Sommer – warum tun sie es nicht? Monsieur Dirichlet ist ja auch noch immer nicht gekommen; wir erwarten ihn täglich. Die Meinigen lassen Dich herzlich grüßen. Ist Felix schon bei Euch, so grüß ich. Ich hoffe, er geht über Frankfurt zurück; er wird meine Enkelinnen nach Schelbles Methode<sup>5</sup> singen hören und erstaunen! Lebe wohl, Teure, und erfreue mich bald wieder mit einem Briefe.

Deine Tante D. Schlegel

Ich umarme Walterchen.

---

<sup>2</sup> Die Abschrift scheint ziemlich fehlerhaft zu sein, und „Begehrlichkeit“ ist wohl ein Versehen für „Begebenheit“; wie Varnhagens Denkwürdigkeiten zeigen, spielte Becker, der der Arzt Marianne Saalings war, eine gewisse Rolle in dieser Verlobungsangelegenheit.

<sup>3</sup> ?

<sup>4</sup> Offenbar hatte Rebecka in dem Briefe, auf den dieser Brief eine Antwort darstellt, Bemerkungen über Bettina von Arnims Buch Goethes Briefwechsel mit einem Kinde, das damals gerade herauskam, gemacht.

<sup>5</sup> Siehe oben auf Seite 100 Anm. 3.

DOROTHEA VON SCHLEGEL, GEB. MENDELSSOHN  
AN ABRAHAM UND LEA MENDELSSOHN BARTHOLDY  
(Abschrift)

Frankfurt a. M., den 28. September 1835

Teure Geschwister!

Die Durchreise des Herrn Ranke, den ich mit vielem Vergnügen wieder-gesehen habe<sup>1</sup>, veranlaßt mich Euch zu grüßen und mich nach Eurem Wohlsein zu erkundigen. Bei uns hier steht alles wohl, nur die Großmama<sup>2</sup> leidet noch an den Folgen der Grippe, die mich im Monat Juli heimgesucht hat; hoffentlich aber wird auch der Husten, der noch übrig ist, wieder verschwin-den. Daß Sie, liebe Frau Schwester, den letzten Anfall in Düsseldorf tapfer überstanden haben und sich jetzt vollkommen wieder hergestellt fühlen, habe ich mit lebhaftem Anteil erfahren. Ein Briefchen (der Handschrift nach, von Ihnen) für die lieben Hensels, liegt seit 10 Tagen auf meinem Tisch und er-wartet seine Bestimmung. Kaum aber hoffe ich noch, Hensels diesmal wieder hier durchkommen zu sehen<sup>3</sup>; aller Wahrscheinlichkeit nach haben sie wohl einen anderen Weg genommen. Wäre dem so und sie wieder in Berlin an-gelangt, so ist wohl eine meiner lebenswürdigen Nichten so gütig, es mir zu schreiben. Ich muß mich sehr von Gerüchten über Euch nähren; so erfahre ich jetzt durch Johanna Wendelstatt, daß Felix, den wir schon seit mehreren Wochen hier erwarteten, wohl nicht kommen wird, weil er einen Ruf nach Leipzig angenommen hat, der ihn dort festhält<sup>4</sup>. Mich freut es, wenn es so ist, am meisten Euretwegen selbst, die Ihr nun den lieben Sohn näher bei Euch habt. Indessen kann ich nicht verschweigen, daß ich ihn doch gar zu gern hier gesehen hätte, um ihm seine Cousinen<sup>5</sup> vorzuführen, die schon anfan-gen musikalisch zu werden, sogar der kleine Friedrich kann schon bis 4 singen. Von Joseph habe ich vor wenigen Tagen ein Briefchen erhalten, nach welchem es sehr problematisch ist, ob er über Frankfurt zurückreisen wird. Wie leid wäre es mir, sie nicht zu sehen in diesem Jahr! Daß manches Beunruhigendes im Laufe des Sommers in Horchheim vorgefallen durch Roses Unwohlsein

<sup>1</sup> Ranke hatte Friedrich und Dorothea Schlegel häufig 1827 in Wien gesehen, wie seine Briefe zeigen; siehe *Leopold von Ranke*, Das Briefwerk, Hamburg 1949, 128, 146. Mit Mendelssohns in Berlin bestanden mannigfache Beziehungen durch Alexander von Humboldt, Karl Ritter und Varnhagen. Außerdem lebte Ranke auch in der Jägerstraße. Rankes Reise nach Frankfurt 1835 hatte ihn zu einem „Meer von Manuskripten“ (ibid. 270) geführt, das für seine Geschichte der Reformation bedeut-sam wurde.

<sup>2</sup> D. h. Dorothea selbst.

<sup>3</sup> Hensels waren in Frankreich und Belgien gewesen; sie reisten direkt von Bonn nach Berlin zurück, ohne Frankfurt zu berühren, da Wilhelm Hensels Mutter schwer erkrankt war; siehe Hensel, vol. I, Seite 391–399.

<sup>4</sup> Im Herbst 1835 siedelte Felix nach Leipzig über, wo er Direktor des Gewandhaus-Orchesters geworden war.

<sup>5</sup> Die Kinder Philipp Veits.

und den bösen Fall des Enkels, werdet Ihr wohl schon erfahren haben. Jetzt ist Gott sei Dank alles wieder gut und völlig hergestellt; aber wie sind den lieben Geschwistern die Freuden des Sommers dadurch so schmerzlich gestört worden! Ich habe die beiden Knaben<sup>6</sup> auf ihrer Durchreise gesehen; es sind liebe, wackre Knaben; und wie merkwürdig, daß der Älteste so ganz das Gepräge *unsrer* Familie auf dem Gesicht trägt, so wie der zweite das seiner Großmutter! –

Ich hoffe, Herr Ranke wird es nicht versagen, Dir ein paar Pantoffeln zu bringen, lieber Bruder, die ich für Dich nähte in diesem Sommer; ich hätte gewünscht, sie Dir selber übergeben zu können, wenn Ihr, wie ich gehofft, wieder hergekommen wäret! Eine Nähtasche, die ich für Dich angefangen, liebe Schwester, ist noch nicht ganz fertig geworden. Die nächste Gelegenheit bringt sie Ihnen, zu meinem Andenken zu brauchen.

Philipp, Caroline, Adelheid und alle lieben fünf Enkel grüßen und empfehlen sich Euch bestens. Ich grüße alle die Deinigen von ganzem Herzen und bitte, mich recht bald von Euch hören zu lassen. Auch Paul und seine mir bis jetzt persönlich noch nicht bekannte Frau grüße ich freundlichst, und Betty.

Lebt wohl, Geliebteste

Dorothea Schlegel

[45]

FELIX MENDELSSOHN BARTHOLDY AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN  
(Original)

Berlin, den 26. November 1835

Mein lieber Benni,

Ich habe Dir im Namen der Meinigen den schmerzlichen Verlust mitzuteilen, den wir erlitten haben. Wir haben den Vater<sup>1</sup> verloren; er ist am 19. morgens um 1/211 ohne Krankheit und Leiden, sanft und in Ruhe von uns geschieden, nachdem er den Abend vorher mit Mutter und den Geschwistern so heiter und glücklich zugebracht hatte, wie überhaupt die ganze letzte Zeit. So ist ihm einer seiner langgehegten Wünsche, ein schnelles, schmerzloses Ende, von Gott gewährt worden, und der wolle uns Kraft und Fassung geben, um nach einer so unersetzlichen Lücke unser Leben weiterzuspinnen. Mutter und die Geschwister sind körperlich wohl und so gefaßt wie nur möglich, namentlich ist Mutter uns allen ein Trost und Vorbild. Sie grüßt Dich und trägt mir auf Dir zu sagen, wie noch in den letzten Tagen Vater an Deinem Buche<sup>2</sup> ein so reges Interesse genommen und sich über Dein würdiges Auftreten darin

<sup>6</sup> Söhne Alexander Mendelssohns.

<sup>1</sup> Abraham.

<sup>2</sup> *G. B. Mendelssohn*, *Das Germanische Europa*. Zur geschichtlichen Erdkunde, war damals gerade veröffentlicht; das offizielle Datum des Erscheinens ist 1836. Es wird noch jetzt als ein für die Entwicklung der geographischen Wissenschaft bedeutsames Werk angesehen. Gleichzeitig wurde Georg Benjamin Mendelssohn zum außerordentlichen Professor in Bonn ernannt.

gefrennt und der ganzen Familie Glück dazu gewünscht habe. Was wir alle verloren haben, das läßt sich so in den ersten Tagen noch gar nicht denken.

Lebewohl, lieber Benni, und grüße Deine Frau von uns allen.

Dein

Felix Mendelssohn Bartholdy

[46]

DOROTHEA VON SCHLEGEL, GEB. MENDELSSOHN,

AN JOSEPH MENDELSSOHN

(Original)

Frankfurt a. M., den 25. November 1835

Bester Bruder, Du hast mir eine sehr betrübte Nachricht<sup>1</sup> gegeben, die mich ins tiefste Herz erschüttert hat. Gott weiß es, daß ich mehr auf meinen eignen Tod vorbereitet bin als darauf, von meinen Brüdern einen zu verlieren, *sie* zu überleben! Abraham gerade, fand ich, als ich ihn vergangenen Sommer wiedersah, zwar gealtert, was teils auf sein verdunkeltes Auge, teils auch auf die vielen Jahre zu schieben war, seit ich ihn gesehen. – Es war in Wien im Jahre 13; aber nach allen den verschiedenen Berichten hatte ich mir doch eine weit üblere Vorstellung von seinem Befinden gemacht und fand ich ihn eher lebendig und kräftig. Sein ganz verändertes Wesen, seine Geduld und Milde, seine anmutige Ergebung, zusammen mit seiner regen Teilnahme für alles was ihn umgab, und für alles höhere Leben, sowohl in der Politik als in Kunst und Poesie, machten mir einen Eindruck, den ich nie vergessen werde. Mir dünkte, er sei mir damals erst recht lieb geworden. Noch ganz vor kurzem hat er mir einen sehr lieben Brief geschrieben, in den anmutigsten Scherzen über die verfehlten Pantoffeln, die ich ihm genäht<sup>2</sup>; zugleich gab er mit lebhafter Teilnahme Nachricht von dem Buch Deines Sohnes Benni<sup>3</sup>. Auch sprach er mit regem geistvollen Interesse über Ranke und dessen Werke etc. Wie freute mich dieser Brief, und wer hätte ahnden können, daß ihm ein schneller Tod so nahe! Die Erinnerung an den Tod des Vaters und die Ähnlichkeit der Krankheit und Todesart unseres Bruders ist sehr auffallend und rührt mich sehr, besonders noch, daß wir sämtlich dem Krampfhusten so ausgesetzt sind; der selige Vater hustete viel die letzten Tage, wie Du Dich erinnern wirst, auch unsre liebe Schwester Jette litt viel daran, mit welcher Herzensangst war ich in Dresden mehrmals Zeuge der heftigsten Anfälle der Art.

Auch ich habe seit mehreren Jahren oft den heftigsten Krampfhusten; bis jetzt waren diese Anfälle nur einzeln und selten; ich habe aber vor kurzem mehrere Monate mit immer steigender Heftigkeit daran gelitten; zuletzt hatte ich wenige Stunden des Tages Ruhe, und nachts durfte ich nur im Bette sitzend ruhen. Alle ärztlichen Mittel wollten nicht mehr helfen, und ich fing an

<sup>1</sup> Der Tod Abraham Mendelssohn Bartholdys.

<sup>2</sup> Warum „verfehlt“? Vergaß Ranke sie abzugeben oder hat er sie verloren?

<sup>3</sup> Siehe Seite 105 Anm. 2.

äußerst entkräftet zu werden; mir half zuletzt eine Landfrau mit einem sehr einfachen Mittel. Ich habe es der Herz ausführlich mitgeteilt; sollte etwa Du selbst oder einer der Deinigen Anfällen der Art einmal ausgesetzt werden, so laß es Dir von der Herz sagen. Vorher aber wäre es dennoch ratsam, die Arznei-Mittel des Arztes zu gebrauchen, weil es möglich ist, daß diese Anfälle von Husten nur ein Symptom einer inneren Krankheitsursache ist, die vorher beseitigt werden muß, bevor man die schädliche Gewohnheit des Hustens entfernen kann. Mein Husten ist seit 4 Wochen ungefähr ausgeblieben, manchmal nur noch bei irgend einer unbekanntem Drehung oder Anstrengung eine leise Anmahnung davon, die mich etwas au qui vive hält; ich finde mich auch dieses Jahr bei weitem nicht mehr so rüstig und kräftig als bisher, und sei es nun noch eine Folge des überstandenen Übels oder überhaupt eine Kraft-Abnahme, ich fange eben jetzt an das Altwerden sehr zu merken, und daß es höchste Zeit ist, sich bereit zu halten. Dich, lieber Joseph, bitte ich inständigst, daß Du es Dir fest vornehmest, nie wieder in unsre Nähe zu kommen, ohne mich, wenn auch nur auf einen kurzen Augenblick, zu sehen. Ich erfahre es jetzt wieder, wie tröstlich es ist, die Seinigen noch einmal gesehen zu haben, bevor sie abberufen werden, und das Bewußtsein der Liebe gleichsam frisch wieder in sich aufzunehmen; es ist jetzt das zweite Mal, daß mir Gott diese Tröstung gesendet hat.

Das Buch Deines Sohns, wovon er mir ein Exemplar bei seiner Durchreise geschenkt hat, findet großen Beifall; ich weiß nicht wie es kommt, daß es noch nicht im Buchhandel zu haben ist. Mein Exemplar geht von Hand zu Hand, und ich kann es gar nicht wieder teilhaft werden und habe nicht alle Seiten gelesen, habe aber mit großem Wohlgefallen sowohl die ernste Richtung als den schönen klaren, fast eleganten Styl bewundert. Das ist ein klassisches Werk und tröstet für vieles andre in unserer Zeit-Literatur. –

Wie geht es der armen Schwägerin<sup>4</sup>? Ich war willens ihr zu schreiben, ich bin aber wieder zweifelhaft geworden, ob es ihr auch lieb sein würde. Mir waren die Zeichen der liebenden Teilnahme im gleichen Falle sehr wohltätig, aber nicht alle denken darüber gleich. Grüße sie doch recht innig von mir und grüße die Neffen und Nichten; bitte, daß eins von ihnen mir Nachricht gebe vom Befinden der Mutter und von dem eignen. Wie betrübt ist es, diesen schönen, heitern Familienkreis, so wie ich ihn zuletzt gesehen, mir nun in die tiefste Herzenstrauer gehüllt und weinend denken zu müssen. Es war Gottes Wille, und wir sollen wissen, daß kein Erden-Glück dauernd ist. Es ist ein schmerzlicher Verlust für Euch insgesamt, eine nicht zu ersetzende Lücke in dem Kreise der Familie! Nun, mein guter Bruder, wir sind auf die Hälfte der Geschwisterzahl herabgekommen<sup>5</sup>, das Jenseits hat uns richtig geteilt, wir

---

<sup>4</sup> Lea Mendelssohn Bartholdy.

<sup>5</sup> Recha Meyer, Henriette (Maria) Mendelssohn, Abraham Mendelssohn Bartholdy waren damals tot; Dorothea Schlegel, Joseph Mendelssohn und Nathan Mendelssohn waren noch am Leben.

müssen uns nun näher zusammenschließen. Gott erhalte Dich, lieber Joseph, in Kraft und Gesundheit, zum Troste der Übrigen, er wolle Dir den Verlust in der Freude und dem Wohlergehen Deiner lieben Söhne und Enkel ersetzen.  
Lebe wohl

Deine Schwester D. S.

[47]

LEA MENDELSSOHN BARTHOLDY, GEB. SALOMON,  
AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN  
(Original)

Berlin, den 29. November 1835

Liebster Benny!

So tief meine Betrübniß ist, kann ich mein Herz doch der Freude nicht verschließen, die mir Deine neue mit Recht erworbene Würde verursacht<sup>1</sup>. Um so zärtlicheren Theil nehme ich daran, als es fast die letzten geistigen Freuden waren, die Deinem Onkel durch Dein Buch wurden. Den Ernst und Fleiß des Werks, die schönen Gedanken, das edle Streben, die großartige Tendenz des Ganzen wurde er zu loben nicht müde. Besonders erkannte er's an, daß Du auf eine so würdige Weise aufgetreten und den Namen Mendelssohn geistig fortgepflanzt. Dem Schriftsteller wie dem Künstler muß der Beifall der Besten Lohn für die mühevollen Bestrebungen sein, und, so hoffe ich, wird die Wiederholung der Anerkennung Deines Werks von seiner Seite Dir nur erfreulich und belebend sein.

Verzeih, daß ich Dir nicht früher für Deinen mir sehr werten Brief gedankt. Ich war zum Schreiben völlig unfähig, indeß nicht weniger erkenntlich und empfänglich für Deine Teilnahme.

Ich habe nur den Trost, daß er, je näher der Vollendung, um so heiterer, befriedigter, glücklicher war. In den Jahren übervoller Kraft und Gesundheit zuweilen sein und der Kinder Geschick nicht aus dem richtigen Gesichtspunkte auffassend, hatte sich gottlob zuletzt alles zu seiner großen Befriedigung gestaltet. Besonders gab ihm das letzte Jahr die reinsten Freuden; er sah fast jeden Wunsch erfüllt: ja, die letzten Monate und Tage waren besonders ausgezeichnet durch Genuß an Kunst, Geselligkeit, ausgewählter Lectüre. Er nahm alles dies mit dem feinsten Geschmack und der seltensten Empfänglichkeit in sich auf. Noch den Abend vor dem Tode las Rebekka ihm aus dem *Emile* die „profession de foi du vicaire savoyard“ vor, und er sprach bei dieser Veranlassung so klar und fromm über Religion, daß wir bedauern, nicht jedes Wort aufgeschrieben zu haben. Diesen Tag und die vorhergehenden war seine Phantasie mit den heitersten Bildern erfüllt. Gottlob, daß er ein so reiches, gebildetes Leben geführt und ein so sanftes, seliges Ende gehabt.

---

<sup>1</sup> Sie meint Bennys Ernennung zum außerordentlichen Professor.

Ich schicke Dir, mein geliebter Neffe, ein Petschaft, dessen der Onkel sich gern bediente, da er den Wahlspruch liebte. Die Chiffer ist zwar nicht die Deine und Du wirst daher nicht damit siegeln können; indeß siehst Du es gewiß gern zuweilen an und gönnt ihm einen Platz auf Deinem Schreibtisch.

Tausend Grüße der schönen, liebenswürdigen Rosa, die auch ein Liebling des Onkels war. Möge der Himmel Euch für einander und zum Glück Eurer Verwandten und Freunde noch lange glücklich, gesund und lebensfroh erhalten.

Deine Dich herzlich liebende

L. F. P. Mendelssohn Bartholdy<sup>2</sup>

[48]

DOROTHEA VON SCHLEGEL, GEB. MENDELSSOHN,  
AN JOSEPH MENDELSSOHN  
(Original)

Frankfurt a. M., den 18. April 1836

Lieber Bruder Joseph!

Deinem Wunsche zufolge habe ich für die Leipziger Conversations-Leute einen Bericht über unsre liebe selige Schwester Marie aufgeschrieben<sup>1</sup> und ihnen direct zugeschickt; ich denke doch, daß sie es wirklich werden erhalten haben? Es sind nur gar wenige, spärliche Data, so viel mir im Gedächtnis geblieben waren; aufgeschriebene habe ich deren gar keine, denn wiewohl ich ziemlich ununterbrochen mit ihr im Briefwechsel geblieben war, so hatte sie nicht die Gewohnheit, viel von sich oder über sich auszusprechen, wie Dir wohl von ihr erinnerlich sein wird, so daß dieser Bericht nichts anderes als gar sparsame Außenlinien enthalten konnte. Dieses, ihr verschwiegenes Sein, lag so ganz in ihrer innersten Natur, daß ich wohl überzeugt bin, jedes Reden und öffentliches Druckenlassen über sie ist ihren Wünschen wie ihrer Seele zuwider; und ich hätte mich auch auf keinen Fall dazu entschlossen, etwas ihr entgegen Stehendes zu unternehmen, wäre nicht bereits durch Zelters Briefwechsel mit Goethe<sup>2</sup> die ihr liebe Verborgenheit auf eine zum Teil sehr mißfällige Weise verletzt worden. –

Wenige Zeilen sind es nur geworden, und sie wurden mir schwer. Das scharfe Zurückblicken in vergangene Zeiten und Lagen, das Bestreben, sie notdürftig in eine Art von Reihenfolge zu ordnen, hat Erinnerungen geweckt, die mich zum Teil schmerzlich, jedenfalls aufs tiefste angegriffen haben. Ich

---

<sup>2</sup> Lea hatte bei ihrer Taufe die weibliche Form der Namen ihrer Söhne angenommen, daher L(ea) F(elicie) P(auline) Mendelssohn Bartholdy.

<sup>1</sup> „Unsere Schwester Marie“ ist Henriette Mendelssohn; in den in Betracht kommenden Auflagen des Brockhausschen Conversationslexikons findet sich kein Artikel über Henriette Mendelssohn.

<sup>2</sup> Zelter hatte nach Henriettes Tod ausführlich über sie an Goethe geschrieben, siehe den Goethe-Zelter-Briefwechsel, Band 6, 339.



ward wie krank, und noch jetzt bin ich sehr angegriffen, und fühle mich schwach. Vielleicht ist dies auch eine Folge des so lange anhaltenden bösen Wetters, während dem ich nie ausgehen darf, ohne daß der fatale Krampfhusten wieder kommt, und doch ist das immerwährende Sitzen im Zimmer auch eben nicht geeignet die Gesundheit zu stärken. Seit einigen Tagen scheint die Witterung besser werden zu wollen, alle Obstbäume stehen in schönster Blüte und erregen die Sehnsucht nach der Weite und ins Freie hinaus; ich hoffe daher, es wird auch wohl wieder besser mit mir. Verzeih nur mein unordentliches Schreiben.

Nathans Versetzung<sup>3</sup> hat mich sehr erfreut, und ich habe Gott für Euch gedankt, lieber Bruder, daß er Euch wieder zusammengeführt hat; es muß dem armen Nathan ja ganz besonders wohl tun, sich wieder in Berlin und bei Dir zu sehen. Die Nachricht, daß Alexanders im Sommer bei Euch in Horchheim sein und sie uns also doch wohl nicht umgehen werden, erfreut uns sehr, ganz noch aparte freut es mich, da Marianne mir bis jetzt persönlich noch nicht bekannt ist, sie und die Kinder kennen zu lernen.

Unsere Kinder<sup>4</sup> sind Gott sei Dank wieder frisch und gesund. Am 2. Mai wird Friedrich in die öffentliche Schule geschickt, er wird zu wild zu Haus unter den Mädchen. Franzisca ist nach dem Scharlach größer und blühender geworden, Benedetta zwar auch gewachsen, aber noch sehr mager und blaß, sie war stärker krank als Franzisca und leidet noch an geschwollenen Drüsen. Lieber Bruder, erzeige mir den Gefallen, die liebe Lea tausendmal von mir zu grüßen und ihr für das interessante Geschenk viel herzlichen Dank zu sagen; sage ihr, ich weiß es zu schätzen. Auch für ihren schönen liebenswürdigen Brief danke ich ihr sehr; ich schreibe ihr mit nächster Gelegenheit wohl wieder, heute kann ich nicht mehr. Auch die Übrigen sämtlich grüße ich, Pauls, Hensels, Dirichlets, Betty; ich habe ihren amüsanten Brief erhalten, und schreibe ihr bald. Philipp ist fleißig, er empfiehlt sich, auch Caroline und die Kinder. Ich grüße Hinni freundlichst, freue mich Euch bald zu sehen.

Deine Dich liebende Schwester  
D. Schlegel

[49]

HENRIETTE (HINNI) MENDELSSOHN, GEB. MEYER,  
AN ROSAMUNDE MENDELSSOHN, GEB. RICHTER  
(Original)

Berlin, den 10. März [1836]

Dein vaterländisches Gefühl sagt Dir gewiß, liebe Rosa, daß heute der Todestag der Königin<sup>1</sup> ist. Ich gestehe, daß es mir aber nicht eingefallen ist, allein ich bin durch eine angenehme Überraschung daran erinnert worden. Ich habe nämlich eben einige allerliebste Blumensträuße erhalten von der Gärt-

---

<sup>3</sup> Nathan Mendelssohn war 1836 nach Berlin als Revisor der „Hauptstempel- und Formular-Magazin-Verwaltung“ versetzt worden.

<sup>4</sup> Das heißt die Kinder Philipp Veits. <sup>1</sup> Königin Luise; 1810 gestorben.

nerin, welche heute das Monumentchen der Königin zu schmücken beauftragt ist. Auf meinem Tische denke Dir ein allerliebstes Mandelbäumchen in vollen Blüten. Gern schickte ich Dir's, so wie auch 2 Centifoglien, die ich auch eben bekommen habe. Stelle Dir vor, daß man schon jetzt junge hoffnungsvolle Gänse und Hühner hat, auch grüne Bohnen. Ich war aber doch zu geizig oder vielmehr zu vernünftig, um bei einem Diner vorigen Sonntag dergleichen zu geben. Im Vertrauen sage ich Dir, liebe Rosa, die Diners ruinieren mich. Es ist sehr wahrhaft, wie der Vater oft behauptet, eine Abendgesellschaft sei eigentlich viel amüsanter, und er meine, es wäre besser, die kostspieligen Diners lieber ganz zu lassen. Natürlich bin ich damit immer sehr einverstanden, um so mehr da ich erst kürzlich gesehen habe, daß es ganz gut geht. Es wird also beschlossen: fürs erste kein Diner. Eh ich mich's aber versehe, hat der Vater wieder mehrere Notablen zum Sonntag eingeladen, und da bin ich also wieder visavis der Pasteten und Fasanen und Austern & &. Zufällig waren es aber diesmal recht angenehme Gäste, denen zu Ehren sie verspeist wurden, oder vielmehr, welche sie verspeisten, denn darin haben die geistreichen Leute eine frappante Ähnlichkeit mit allen andren. Du kennst wahrscheinlich alle Gäste außer einem Ritter von Gerstner<sup>2</sup>, der Benny vielleicht dem Namen nach bekannt ist. Er ist der Eisenbahnen-Mann der neuen Zeit. Durch seinen Willen regiert, wird nächstens ganz Europa durcheinander rutschen. Er ist gewiß gescheit, geistreich und erfindungsreich, eins nur gefällt mir nicht. Er hat das Unglück gehabt, in einem Jahre seine junge Frau und 3 Kinder zu verlieren. Das ist gewiß höchst tragisch und geeignet, jedes Menschen Mitgefühl zu erregen; allein, er erzählt das sogleich, und, wie mir scheint, mit der Absicht Effect zu machen. Das ist schlecht berechnet für mich. Solch ein hartes Geschick muß nicht zum Effectmachen gebraucht werden. Übrigens ist er aber sehr interessant, wenn er erzählt. Die andren Gäste waren Professor Rauch<sup>3</sup>, Professor Ranke, Humboldt, nebst Staffage von gewöhnlichen Essern.

Hier hat die Grippe endlich aufgehört ein Gegenstand des Gesprächs zu sein, aber Ihr, meine lieben Kinder, nehmt sie noch immer zu freundlich auf. Schickt doch endlich den letzten Rest noch fort. Wie glücklich würde mich's machen, Euch recht gesund zu wissen, ganz ohne Husten und ähnliche Plagen.

Es betrübt mich von Herzen, daß die liebenswürdige Marquise Ar[conati]<sup>4</sup> so unwürdig behandelt wird. Mögen ihre politische Gesinnungen sein, welche sie

---

<sup>2</sup> Franz Anton Gerstner hatte die erste deutsche Eisenbahn – von Linz nach Budweis – in den Jahren 1827–32 gebaut und blieb weiterhin einer der führenden Männer auf dem Gebiete des Eisenbahnbaues.

<sup>3</sup> Der Bildhauer Christian Rauch, 1777–1857, hatte den Titel Professor als Leiter der Bildhauerschule in Berlin.

<sup>4</sup> Dieses ist wohl die Marchesa Constanza Arconati, die zusammen mit ihrem Gatten, aus Norditalien verbannt und in absentia zum Tode verurteilt war wegen liberaler und nationaler politischer Tendenzen und Aktivität. Die Arconatis lebten in Belgien, aber machten häufige Besuche ins Rheinland und auch nach Berlin und waren

wolle, ich kann ihr weder eine Schlechtigkeit noch eine Torheit zutrauen. Ihre ganze Persönlichkeit, ihr Verstand, ihre Bildung, ihre Unerschrockenheit, ihre feine Welt, ihr ganzes Wesen spricht dagegen. Daß sie wünschen muß, ihr schönes Vaterland glücklich zu sehen, daß sie selbst gern vom Exil erlöst wäre, und daß sie durch eignes Unglück belehrt, den Mißbrauch der Gewalt verabscheuen gelernt hat, um so mehr da sie von Natur ein edles Gemüt zu haben scheint, das alles ist wahrscheinlich. Daß sie aber die Torheit begehen würde, im Auslande zu conspirieren und sich und ihre Leidensgefährten in noch schlimmere Verhältnisse zu bringen, das glaube ich nimmermehr. Ich bitte Dich, sage ihr, wie herzlich ich Anteil nehme an allem, was sie betrifft, und daß es mein aufrichtiger Wunsch ist, ihren höchst liebenswürdigen Umgang irgendwo einmal wieder genießen zu können. Es ist einem so wohl mit ihr. Gemüt und Verstand und Welt, alles ist bei ihr vereinigt. Nun, liebe Rosa, lebe wohl, verzeihe in Wahrheit das elende Geschreibe.

Deine alte Mama

[50]

DOROTHEA VON SCHLEGEL, GEB. MENDELSSOHN,  
AN HENRIETTE (HINNI) MENDELSSOHN, GEB. MEYER  
(Original)

Frankfurt a. M., den 20. Januar 1837

Liebe gute Schwester Hinni!

Du hast mich so überrascht durch Dein Geschenk und Dein liebevolles Andenken, daß ich gar nicht weiß, wie ich Dir meinen Dank mit Worten ausdrücken soll! Deine Liebe erwidere ich mit vollem Herzen; wie gern ich aber auch wie Du diese Liebe tätig beweisen möchte, so fühle ich es nur allzusehr, wie es mir dazu vor allem anderen mangelt als nur nicht an dem Willen! Tausend, tausend Dank also, liebe gute Hinni! Die herrliche Decke erregt die Bewunderung und ist Gegenstand des Gesprächs aller, die mich besuchen, denn natürlich kömmt sie mir keinen Augenblick von der Seite und vom Leibe, und auch während des Schreibens bin ich davon bedeckt und völlig eingewickelt. Aber ist es denn wirklich wahr, ist es möglich, daß Deine feinen Finger dieses solide Gewebe, diesen dicken Faden in Bewegung gesetzt haben? Ich bin ganz erstaunt darüber; wie hast Du es gemacht, diese Masse zu bewegen? Die Arbeit ist ganz vorzüglich schön und fehlerlos, und bis jetzt ist es noch keiner von uns gelungen, den Stich selbst zu enträtseln. „Wie mag das nur gemacht sein?“ fragt eine jede, die es sieht! Kurz und mit einem Worte, es ist ein vortreffliches Geschenk, welches mir ebenso nützlich wie angenehm ist, und wofür ich Deine dankbare Schuldnerin bleibe. Hat mich nun das Geschenk überrascht, so hat mir *Deine* Handschrift zu sehen nicht weniger eine überrasche Freude gemacht. Ich erkannte sie in dem Augenblick schon

---

mit Mendelssohnschen Bekannten wie Eduard Gans eng befreundet. Auf österreichischen Druck hin wurden sie mit Verbannung aus Preußen bedroht.



Dorothea Schlegel, gesch. Veit, geb. Mendelssohn



auf der Adresse, und wie lange hatte ich sie nicht gesehen! Ein rechtes Zeichen, wie Du eigentlich gar nicht an Kraft abgenommen und wie Du Dir selber treu geblieben bist! Gott erhalte Dich den Deinigen gesund und lebenslustig bis in die spätesten Zeiten.

Bei uns hier geht alles gut trotz des starken Winters; Kinder und Kindeskinde sind bis jetzt Gott sei Dank gesund, bis auf Schnupfen und dergleichen Winter-Agréments, die sie jedoch ungeachtet ihrer südlichen Naturen ganz lustig vertragen. Mit mir geht es diesen Winter etwas schlecht; ich muß viel das Zimmer hüten und Anstrengung, viel Conversation und, kurz, das meiste von dem vermeiden, was mich freuen würde. Das ist eine gute Schule, in welche man erst sehr spät aufgenommen wird. Wir haben seit Weihnachten, wie überall in der Welt, sehr viel Schnee, ein Element, welches meiner Natur so entgegen ist, daß es seine verderblichen Einwirkungen, auch ohne daß ich mich ihm aussetze, auf mich ausübt. Die Kinder tummeln sich aber vergnügt darin herum, es macht ihnen den größten Spaß.

Deine Geschichten von den Sprachschnitzern des Italiäners in Bonn sind sehr lustig und haben viel zu lachen gemacht. Es fehlt uns hier, wenn Du Dir die Personalitäten vorstellst, nicht an Gegenstücken, womit ich aufwarten könnte; besonders Adelheid<sup>1</sup> ist kostbar damit und ganz unbezahlbar. Hof und Ofen, Aas und Has, aber und Haber, Hund und *und* etc. etc. werden beständig verwechselt. Neulich frug ich bei Tisch jemand, der heimlich lachte: „Nun, warum lachst Du so politisch?“ – „Politisch, che vuol dire?“ frug Adelheid gleich herüber; und da wir über ihre Naivität lachten, sagte sie schnell ganz klug: „Ich, ich weiß, ich weiß, das Gegenteil davon ist *schmutzig*.“ Laß Dir von Joseph erklären, wenn Dir das Italiänische fremd ist, wie man Politisch mit polizia übersetzen und dieses als Reinlichkeit sich erklären kann. Du kannst Dir denken, wie wir gelacht haben, nachdem erst einen Augenblick alles ganz stumm vor Erstaunen war. – Wir haben jetzt die Zimmermann hier aus Berlin, sie ist viel bei uns und scheint sich bei uns zu gefallen; wir bezeigen ihr alle mögliche Teilnahme; sie ist eine durchaus unglückliche Person und sehr zu bedauern.

Lebe wohl, liebe gute Hinni, Du wirst auf das innigste von allen begrüßt. Alles freut sich Euch im Sommer wiederzusehen, und wenn Gott will und Ihr nichts dagegen habt, so ist es mein fester Vorsatz, Euch dort<sup>2</sup> mit einigen Kindern heimzusuchen. Caroline läßt noch ganz besonders für das sehr gute Salatöl danken; diesmal ist es ganz unbeschadet angekommen. Meine herzlichen Grüße an Joseph, an Alexanders, groß und klein, und allen den Unsrigen insgesamt. Auch Madame Jeanrenaud<sup>3</sup> und Cécilie empfehlen sich Dir, sie sind sehr erfreut, daß Du Dich ihrer freundlich erinnerst. Ende des Monats

---

<sup>1</sup> Tochter Philipp Veits, die damals elf Jahre alt war.

<sup>2</sup> In Horchheim.

<sup>3</sup> Mutter von Cécile Jeanrenaud, mit der Felix Mendelssohn Bartholdy verlobt war und die er am 28. März 1837 heiratete.

wird Madame Jeanrenaud nach Leipzig reisen, dort die Einrichtung für die junge Haushaltung zu dirigieren; die Braut wird sie begleiten und Felix ihnen bis Weimar entgegenreisen. Ob sie es werden sich versagen können, in solcher Nähe einen kleinen Sprung nach Berlin zu machen? Lebe wohl, und noch einmal tausend Dank von Deiner treuen Schwester

D. v. Schlegel

[51]

DOROTHEA VON SCHLEGEL, GEB. MENDELSSOHN,  
AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN  
(Abschrift)

Frankfurt a. M., den 17. August 1837

Lieber Neffe Benny!

Herzlichen Dank von mir und allen Übrigen, daß Du Dich unsrer erinnert hast bei Gelegenheit Deiner großen Reise<sup>1</sup>, und für die gütigen Erbietungen, Euch etwas dorthin mitzugeben. Es liegen genug Pakete für unsere Flora<sup>2</sup> hier, die sie damals zurückgelassen, diese sind aber zu schwer und umfangreich, als sie Reisenden, die Ursache haben, sich nicht zu belästigen, mitzugeben, zumal Ihr in dieser Zeit nicht einmal mit Bestimmtheit wißt, ob ihr wirklich nach Rom sobald kommen werdet. Ich mag Euch also auf keinen Fall mit solchen Dingen belästigen. Ohnehin denke ich, wenn es wirklich der Wahrheit gemäß ist, daß die Cholera in Rom ist, so werden meine Kinder *hoffentlich* sich nicht dort verweilen; doch habe ich davon nur die Vermutung, ganz und gar aber keine Notiz darüber. Es ist recht tapfer von Euch, daß Ihr Euch vor der Hand nicht durch unsichere Zeitungsartikel von der herrlichen Reise abhalten lasset, und es ist ja auch ganz wahr, daß Ihr Euch, sobald als jene *Gerüchte* sich *wahr* ergeben, an jedem Orte, der noch unberührt geblieben, aufhalten könnt, denn Italien ist überall herrlich! – Ich gebe Euch nichts mit als meinen besten Segen und Wünsche für Euer Wohlergehen und fröhliche Rückkehr, die dann doch hoffentlich über Frankfurt gehen wird; wenigstens ist nicht abzusehen, wie Du sonst das schöne Fresko-Gemälde wirst zu sehen bekommen, was in der Tat gar nicht übel ist. Geschrieben habe ich meinen Kindern erst ganz vor kurzem und bin eine Antwort von ihnen gewärtig. Wo Du sie findest, da bringe ihnen meine besten herzlichsten Grüße und die ihrer Geschwister. Kommt Ihr nach Rom, so empfiehlt uns dem Andenken des preußischen Ministers, Herrn von Bunsen und seiner hochachtungswerten Gattin, ferner Overbeck und seiner Frau, und wenn Ihr den alten Landschafter Koch<sup>3</sup> etwa sehen solltet.

Lebt wohl, Geliebte, Gott sei mit Euch!

<sup>1</sup> Benny und Rosamunde Mendelssohn waren damals im Begriffe, eine längere Reise nach Italien anzutreten.

<sup>2</sup> Frau von Johannes Veit (siehe Seite 48 Anm. 9); sie und ihr Mann lebten in Rom.

<sup>3</sup> Joseph Anton Koch, 1768–1839, in Rom lebender deutscher Landschaftsmaler.

Noch eins: es war rührend, daß Du, lieber Benny, mich in Deinem Briefe so feierlich per *Sie* anredest, ich meine mich doch zu entsinnen, daß wir uns etwas vertraulicher mit Du und Du nennen. Es ist ein Zeichen, daß ich Dir fremd geworden bin durch die lange Abwesenheit! Künftig also, mon cher neveu, wenn Du mir wieder mit *Sie* schreibst, so antworte ich mit Ew. Liebden. Philipp, Caroline, Adelheid und die ganze übrige Herde grüßen Euch und beneiden Euch um Eure schöne Reise. Philipp wird wahrscheinlich in kurzem eine Reise in malerischen Angelegenheiten nach Coblenz machen müssen; wenn es ihm dann gelingt, so wird er Euch mündlich glückliche Reise wünschen.

Meine besten Grüße den teuren Eltern, ich hoffe sie auf der Rückkehr wenigstens zu begrüßen.

Eure Euch treu liebende  
und Euch das beste Wohlergehen wünschende  
Tante D. Schlegel

[52]

JOSEPH MENDELSSOHN AN BENJAMIN (GEORG) UND ROSAMUNDE MENDELSSOHN  
(Original)

[Berlin], den 12. Dezember 1837

Meine lieben Kinder!

Nach Rom sollt ich Euch schreiben! – ein großes Wort gelassen ausgesprochen! Man kann auch nach Athen kommen, noch älteren Andenkens, aber dafür sind auch die Fäden, die es mit Europa verknüpfen, mehr und fast ganz verschwunden. Rom aber hat, dank sei es Petrus, das Primat behalten, und wo man hinsieht, das Alte und das Neue, muß einem Fremden alles erstaunenswertig sein! Nach Eurem Brief, eine Stunde vor Eurer Abreise von Florenz geschrieben, seid Ihr jetzt längst in Rom, und ich kann Euch nicht genug sagen, wie sehr ich mich freue, daß Ihr so schön mit Boissérées<sup>1</sup> zusammengetroffen seid. Wenn es lange vorher verabredet worden wäre, hätte es sich nicht besser fügen können – ja, wer weiß, ob es so gut geworden wäre. Das Zusammengewürfelte macht sich oft schöner als das Ersonnene.

Das Interessanteste, so ich Euch von hier zu erzählen weiß, das ist die Witterung. Wir haben diese Nacht zum erstenmal – 1<sup>0</sup> Temperatur, es war bis vor acht Tagen stets trüb und regnig, seit 8 Tagen haben wir ein gut Teil der kurzen Tage die Sonne gesehen und uns daran erfreut. Heute will es scheinen, als würde es Schnee geben, den ersten, den ich in diesem Jahre sehen würde, denn am 16., als es hier schneite, war ich in Stettin und genoß des schönsten Sonnenscheins.

Dein Bruder<sup>2</sup>, lieber Benny, ist in Dresden. Er hat eine Reisegelegenheit wahrgenommen, um sich einmal auszulüften. Dazu ist das jetzige Wetter recht gemacht. Ich erwarte ihn übermorgen wieder hier. Gestern abend waren

<sup>1</sup> Sulpice und Melchior Boissérée, die Sammler deutscher mittelalterlicher Kunst.

<sup>2</sup> Alexander Mendelssohn.



Eichendorffs<sup>3</sup> bei uns, und er hat mir viele Grüße für Dich aufgetragen. Er hat diesen Sommer auf seinem Stammschloß in Mähren verlebt, von dem er Wunder erzählt. Ich weiß Euch sonst aus unserm Cirkel nichts Neues zu erzählen, die kaliti... schweigt, und das allgemeine Gespräch ist der Bischof von Cölln<sup>4</sup>. Begasse, meinen einige, solle sein neuestes Bild – jenen Heinrich<sup>5</sup> – nicht umsonst gemalt haben. Es würde sich jemand bald daran ein Muster nehmen können – andre meinen wieder, da die Liberalen sich hier des Bischofs so warm annehmen, so wird der Papst es nicht nötig halten, ihn so sehr zu stützen. – Bunsen<sup>6</sup> ist abgereist, das Intelligenzblatt sagt, nach Rom – ich meine, er wird unterwegs erst erwarten, wie die Glocken klingen.

Du sollst mich, lieber Benny, ein wenig über die Geldverhältnisse in Florenz belehren. Italien hat mit Deutschland gemein, daß die Münzen und ihr Wert in Verwirrung geraten sind, gleich jener zu Babel. Ich kann aus allen Briefen mich nicht vollkommen belehren. Du schreibst, Du habest von Fenzi bei der Abreise fr. 898.40 c. erhalten, nämlich 21 Napoleon und 36 Paoli in Silber – wie soll ich das verstehen. Wie ist das Verhältnis des Paoli dort, und wieviel Silbergeld hast Du erhalten, denn die 36 waren gewiß ein Schreibfehler. Besinne Dich einmal!

Nehmt dieses Briefchen, liebe Kinder, als das, was es sein soll, eine ausgeschickte Taube, die Euch sagen soll, daß es uns gottlob allen gut gehet, und daß nichts Absonderliches von uns zu sagen ist.

Euer Vater

Eichendorff hat sehr dringend aufgetragen, Dich zu bitten, wenn Du zurück kommst, möchtest Du doch seinen Bruder<sup>7</sup> in Trient besuchen.

[53]

JOSEPH MENDELSSOHN AN BENJAMIN (GEORG)

UND ROSAMUNDE MENDELSSOHN

(Original)

Berlin, den 21. Februar 1838

Eure lieblich duftenden Briefe, meine lieben Kinder, gehen bis zum 6. dieses. Wenn wir sie lesen, haben wir ein ähnliches Gefühl wie als säßen wir

---

<sup>3</sup> Der Dichter Josef Freiherr von Eichendorff war seit 1831 Abteilungschef im Preußischen Kultusministerium; er war auf Schloß Lubowitz in Oberschlesien geboren, aber bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts besaß die Familie Güter in Mähren.

<sup>4</sup> Im Gefolge des Konflikts zwischen dem Preußischen Staat und der Katholischen Kirche über die „gemischten Ehen“ war der Erzbischof von Köln, Droste-Vischering, am 20. November 1837 verhaftet worden.

<sup>5</sup> Begas hatte damals gerade einen „Heinrich IV. in Canossa“ gemalt.

<sup>6</sup> Bunsen, der Preußische Geschäftsträger in Rom, hatte in Berlin an den Beratungen, die zur Inhaftierung des Kölner Erzbischofs führten, einen entscheidenden Anteil genommen; er war in Rom persona ingrata und wurde im April 1838 von dort offiziell abberufen.

<sup>7</sup> Wilhelm Freiherr von Eichendorff war österreichischer Kreishauptmann in Trient.

in einem herrlichen Treibhause, und wir vergessen Schnee und Eis, die uns unausgesetzt belagern. Nach mehreren hellkalten Tagen, die mitunter eine Kälte bis  $-15$  oder  $-16$  brachten, fängt es, *horribile dictu*, heute wieder an zu schneien, und es bildet sich eine Eisdecke, welche schichtweise die verschiedenen Schneepochen dieses Winters aufweist, denn wir haben derselben seit 4 Monaten drei oder vier gehabt, und dazwischen hat es nie so complett getaut, daß der gefallene Schnee zerflossen wäre. Demungeachtet gehet gottlob in beiden Häusern alles ganz nach Wunsch, und was ich in jedem meiner Briefe Euch zu meiner Freude aufs Neue versichern kann, die Mutter ist so rüstig und wohl, wie sie seit vielen Jahren nicht war, sie gehet, wenn es nur irgend das Wetter erlaubt, alle Tage im Tiergarten spazieren, und die weiße Schneedecke beleidigt ihre Augen nicht, sie gehet abends in Gesellschaft, in Concerte, ins Theater, und essen und trinken schmeckt und bekömmt ihr sehr wohl – kurz, sie ist gesünder als wir sie lange gesehen haben. Von ihrem Geburtstage haben Euch wohl schon Berichte erreicht; ich habe ihr von Hensel eine Gruppe der drei Mädchen<sup>1</sup> machen lassen, die sehr wohl geraten ist und Euch Freude machen wird. Die Köpfchen sind ähnlich, und die Gruppierung, die ich mir ausgedacht habe und die Hensels Approbation erhalten hat, ist für jede der drei Mädchen höchst charakteristisch.

Übrigens bringt der Winter mancherlei zur Schau, das uns lange nicht vorgekommen ist. Eine Schlittenfahrt von Studenten, 50 oder 60 Schlitten besetzt mit verkleideten, zum Teil maskierten Studenten, jeder Schlitten seinen Vorreiter ebenfalls verkleidete Studenten, in jedem Schlitten ein Student als Dame. Das Ding war äußerst lustig und gemütlich, und das Volk drängte sich von allen Seiten hinzu und jauchzte den Studenten Dank zu. Dergleichen habe ich hier noch nicht gesehen. –

Ein Concert im Musiksaal von Dilettanten, Entrée 2 Taler zum Besten der Armen. Der Saal war sehr voll, sehr elegante Costums, und die Dilettanten, die Cunschmann (ehemalige Behrend), die Decker (vormals Schäzel), Fanny Hensel, mehrere Herren und Damen aus dem diplomatischen Corps, zeigten sich als wahre Virtuosen, und das Concert war ebenso angenehm als wohlthätig. –

Vergangenen Sonnabend schrieb die geographische Gesellschaft eine außerordentliche Versammlung aus, einzig um Ritter<sup>2</sup> zu begrüßen, der heimgekehrt ist. Es sollten keine Vorlesungen, bloß ein wohlthätiges Zweck-Essen stattfinden. Alexander, der Mitglied ist, nahm mich mit, und ich habe einen Abend genossen, der mir lange unvergessen sein wird. ...eine kleine Mappe

<sup>1</sup> Der Töchter Alexander und Marianne Mendelssohns. In einem am gleichen Tage, auch an Benny und Rosamunde, geschriebenen Briefe von Henriette (Hinni) heißt es über diese Zeichnung: „Marie sitzt mit einem Spinnrädchen beschäftigt und sieht Alexandrine an, die neben Margarete steht, die Händchen um ihren Hals geschlungen. Margarete hat ein Buch in der Hand, woraus Alexchen vorgelesen wird, und zugleich hat sie eine Stickerei in der andren Hand, an der sie eben für mich arbeitete.“

<sup>2</sup> Von seiner über ein Jahr ausgedehnten Reise.

mit einigen Zeichnungen ... hin und fing nun an, in einem freien ruhigen Vortrage seine ganze Reise, die zum Teil durch Sturm zur See, zum Teil durch zwei Quarantänen sehr mühsam und gefährlich war, zu erzählen; er schilderte den Zustand Griechenlands, vieler der Inseln, die er besucht hat, der Küste von Kleinasien, Constantinopels, der Wallachei, Siebenbürgens, Ungarns, die Männer und die Anstalten, die er gesehen hat, die ganz vorzügliche Weise, wie er von Großen und von Gelehrten in diesen Ländern aufgenommen worden ist, die Achtung, die er überall für Preußens Unterrichtsanstalten gefunden hat – während 1½ Stunden. Ich habe eine schönere Wohlredenheit in meinem Leben nicht mit angehört und betrachte sie als eine große Kunst. Deutsche und französische Declamatoren habe ich gehört, zum Teil vortreffliche, aber eigentliche Wohlredenheit in diesem Grade nie. –

Für Dich, liebe Rosa, folgen hier mehrere Einlagen, bei denen ich zu bemerken habe: 1) bei der einen war eine lateinische Dissertation „Schediasma de Alexandrinorum Grammatica“, welche ich zurückbehalten habe, da ich denke, Du wirst Dich in Rom wenig mit Latinität befassen, dazu wirst Du in Deutschland Zeit haben; dann ein Briefchen, welches unglücklicherweise geöffnet worden ist, ich weiß selbst nicht von wem, versichre Dich jedoch, daß es ganz absichtslos geschehen ist. Alexander läßt Dich wissen, er sei darum aus, Dich wegen der modernen Gipsabdrücke zu unterrichten<sup>3</sup>.

Das Blatt ist voll, ich lege noch tausend Grüße von allen Unsrigen bei und wünsche Euch wohl zu leben

Euer Vater

[54]

DOROTHEA VON SCHLEGEL, GEB. MENDELSSOHN,  
AN JOSEPH UND HENRIETTE (HINNI) MENDELSSOHN  
(Original)

Bornheim, den 19. Mai 1838

Ich sage Euch tausendfältigen herzlichen Dank, meine Geliebten, Bruder und Schwester, für Eure liebevollen Briefe<sup>1</sup>. Ich weiß diese Beweise Eurer Liebe zu schätzen. Gewiß, wenn es für einen so herben Schmerz als der Tod eines lieblichen Kindes einen irdischen Trost gibt, so wird er nur in den Beweisen der Teilnahme gefunden derer, die uns lieb sind, die wir zu den Unsrigen zählen! – Auch von Alexander und Marianne haben wir aus Wien einen überaus freundlichen Brief der liebenden Teilnahme erhalten. Der liebe Gott wolle sie doch immerdar für einen Schmerz behüten, wie wir hier erfahren. An die lieben Neffen nach Wien zu antworten, kann ich nicht wohl,

---

<sup>3</sup> Nicht klar, was dies bedeutet.

<sup>1</sup> In einem Briefe vom 16. April hatte Dorothea Schlegel ihrem Bruder Joseph und seiner Frau den Tod einer zehnjährigen Tochter Philipp Veits, Benedetta, angezeigt. Sie hatte gleichzeitig gebeten, daß Joseph Mitteilung von diesem Tode Verwandten und Freunden in Berlin machen möge.

weil mir die Dauer ihres Aufenthaltes dort ungewiß ist – Du bist wohl so gut, wenn Du ihnen schreibst, sie zu grüßen und sowohl in meinem als Carolinens Namen innigst zu danken. Wenn es wahr ist, wozu Du, mein Bruder, mir Hoffnung machst, daß ihre Rückreise sie über Frankfurt führen könnte, so will ich doch wohl hoffen, daß sie uns in Bornheim<sup>2</sup> aufsuchen werden. Wir wohnen gleich beim Eingang, das zweite Haus linker Hand, bei Mai; zu fahren ist es von Frankfurt kaum eine Viertelstunde. Ganz vortrefflich ist es, lieber Bruder, daß die jugendliche Sehnsucht *ins Freie* im Frühjahr sich bei Dir noch so frisch erhält, und ebenso vortrefflich und allen Dankes wert, daß es Dir nicht an Mitteln noch an Gelegenheit fehlt, diese Jugendlust zu befriedigen. Gott erhalte Dich dabei! –

In Bornheim ist alles sehr bürgerlich und prosaisch, eine lange, lange Gasse, worin arme Leute wohnen, und ein Wirtshaus nicht weit vom andern, wo andere arme Leute sonntags sich mit Äpfelwein regalieren und die Last der Wochentage auf einige Stunden loswerden. Wir haben diesen Aufenthalt auf Verlangen des Arztes gewählt, der für die gute Benedetta die Luft am zuträglichsten gefunden hat. Das Kind hat den Rat des Arztes nicht zu benutzen die Zeit gehabt! – Wir sehen aus unsern Fenstern auf ihre Ruhestätte – aber die gute Luft bewährt sich trefflich bei uns Übrigen.

Philipp hat sich schon sichtlich wieder erholt, er war sehr angegriffen und schien leidend, wovon er nichts redete, man merkte es ihm jedoch sehr an. Jetzt ist er wieder heiter und tätig in seiner Arbeit, wir sehen ihn jedoch nur wenig. Er geht morgens um 7 Uhr mit dem kleinen Friedrich in die Stadt, der zur Schule geht, und kommt oft erst um 8 Uhr abends wieder heraus. Caroline war gleichfalls sehr erschöpft und abgemagert und litt an einem sehr hartnäckigen Krampfhusten; auch für sie bewährt sich Bornheims Luft und die größere Ruhe; man hört sie nicht mehr husten, und sie schläft wieder. Nur bei dem kleinen Friedrich will der fatale Husten noch immer nicht ganz weichen. Wir hoffen auf besseres Wetter. Bis jetzt konnten wir nur sehr wenig von der Landluft genießen; das Wetter ist fast beständig kalt und stürmisch; mit wenigen Ausnahmen muß ich noch täglich etwas Feuer im Ofen halten. Es wird wahrscheinlich in Berlin um nichts besser sein. Die Natur scheint jetzt ebenso wenig sich an die regelmäßigen Abänderungen der Jahreszeiten binden zu wollen, als die Menschen an andere hergebrachte Gewohnheiten.

Liebste Hinni, Du fragst, ob wir kein Bildnis von der lieben Benedetta besitzen. Vor einigen Jahren hatte Philipp in Zeit von zwei Stunden einmal das allerliebste Köpfchen untermalt und es dann im Winkel gestellt; jetzt hat er diese Skizze wieder hervorgesucht, und wir finden es zu unsrer Freude noch immer sprechend ähnlich; ihrem ganzen Ausdruck und Charakter! Da mir schien, als würde Dich freuen es zu sehen, so habe ich es in Wasserfarbe

---

<sup>2</sup> In dem oben erwähnten Briefe vom 16. April hatte Dorothea berichtet, daß kurz vor dem Tode Benedettas die Familie nach Bornheim, damals ein Dorf außerhalb Frankfurts, gezogen sei.

kopieren lassen durch einen geschickten hiesigen Maler namens Brentano<sup>3</sup>. Es ist trefflich gelungen, und mit erster Gelegenheit werde ich es Dir schicken. Lebt wohl, ich grüße die gute Lenchen<sup>4</sup> von Herzen. Die Meinigen tragen mir die dankbarsten Grüße für Euch auf.

Eure Euch liebende Schwester  
D. Schlegel

Mit meiner Gesundheit geht es gut genug. Nur fühl ich meine Kräfte abnehmen.

[55]

DOROTHEA VON SCHLEGEL, GEB. MENDELSSOHN, AN NATHAN MENDELSSOHN  
(Abschrift)

[Bornheim, Sommer 1838]

Mein geliebter Bruder!

Du hast mir durch Deinen lieben Brief eine solche große Freude gemacht, die ich Dir gar zu gern vergelten möchte – nimm indessen meinen warmen herzinnigen Dank dafür! Es ist nicht die geringste der Freuden, die ich der vortrefflichen Freundin Marianne<sup>1</sup> verdanke! Indem ich diesen Brief las und mir dabei (wie es gewöhnlich geschieht) Deine Person und Stimme vergegenwärtigte, stand auf einmal sehr lebhaft die ganze Vergangenheit, das Meyerhofsche<sup>2</sup> Haus an der Spandauerbrücke, die ganze Umgebung und jedes Meuble in den Zimmern vor mir – ich war wieder ganz jung und Du auch. Daß wir uns in Paris zuletzt gesehen<sup>3</sup>, weiß ich zwar auch, erinnere es mich aber lange nicht mit jener Lebhaftigkeit. Wie es mich freuen würde, Dich hier wiederzusehen und mit Philipps Familie bekannt zu machen, brauche ich Dich wohl nicht erst zu versichern! Bei der jetzigen leichten Art zu reisen wird es Dir wohl auch nicht schwer werden Deinen Vorsatz auszuführen; zumal Du jetzt auch einen Sohn am Rhein hast<sup>4</sup>, wird es Dich genug hinziehen. Bring nur auch hübsch Deine Frau<sup>5</sup> und Deine Tochter mit! Durch Deinen Arnold wirst Du jetzt wohl schon erfahren haben, daß ich leider seine persönliche Bekanntschaft

---

<sup>3</sup> Franz Brentano, 1801–1841, Maler, 1832–36 Schüler Veits am Städelschen Institut.

<sup>4</sup> Haushälterin Henriette (Hinni) Mendelssohns.

<sup>1</sup> Wahrscheinlich Marianne Saaling.

<sup>2</sup> Dieses ist das Haus, in dem Recha und Mendel Meyer vor ihrer Scheidung wohnten.

<sup>3</sup> Über Nathans Versuche, eine Anstellung in Frankreich zu finden, siehe oben S. 5; die Geschwister hatten sich also seit über dreißig Jahren nicht gesehen.

<sup>4</sup> Arnold, der im Sommersemester 1838 in Bonn studierte.

<sup>5</sup> Über Nathans Frau, siehe Verzeichnis der Absender; von deren Kindern lebte außer Arnold eine Tochter, Ottilie, die 1819 geboren war und 1840 den Mathematiker Eduard Kummer, Professor an der Berliner Universität, heiratete, und ein Sohn, Wilhelm.

zu machen versäumte; wir wohnen auf dem Lande, und er hatte nicht Zeit herauszukommen. Er hat den Philipp in seinem Amthause besucht, und was dieser mir von ihm erzählte, hat mich das Versäumnis doppelt bedauern gemacht. Ich hoffe, er besucht uns wohl im Laufe des Sommers, kömmt Dir vielleicht hier entgegen. Der Verlust des lieben Kindes ist noch lange nicht verschmerzt<sup>6</sup>, indessen fügen die guten Eltern sich mit Ergebung in den unerforschten Ratschlüssen Gottes, und ihre Gesundheit erholt sich in der gesünderen Landluft. *Sieben Kinder*<sup>7</sup> hast Du verloren, Du armer Bruder! Das ist wohl hart! Aber nur ihren sterblichen Teil hast Du, wie Du sagst, *der Erde* wiedergegeben, ihr besserer, *ewiger* Teil, ihr eigentliches Selbst, ist Dir nur vorangegangen und erwartet Euch, um nie wieder sich getrennt zu sehen, bei Gott. Nach diesem Wiedersehen wollen wir trachten und uns mit seiner Hoffnung trösten. Lebe wohl, geliebter Bruder, komm bald. Grüß Deine Frau und Kinder unbekannter Weise, so wie Du von allen Meinigen begrüßt bist.

D. Schlegel

[56]

ARNOLD MENDELSSOHN AN NATHAN MENDELSSOHN  
(Abschrift)

Bonn, den 11. August 1838

Lieber Vater!

Obleich ich fürchte, daß Du es vielleicht übel aufnehmen möchtest, daß ich mich an Dich allein wende wegen Geldangelegenheiten und sonst immer an Dich und Müttern zugleich geschrieben habe, so habe ich dennoch beschlossen es zu tun, weil es mir der natürlichste, ja, fast mir einzig zukommende Weg ist. Ich würde dies ohne Umstände und Verlegenheit tun, wenn nicht das unangenehme Verhältnis, welches in Berlin zwischen uns bestand, mir noch im Sinne läge, obgleich ich von meiner Seite durch die Entfernung mich geändert fühle und Dir anders und hoffentlich besser entgegenzutreten werde<sup>1</sup>. Meine Bitte nun besteht darin, daß Du mich nicht, wie es nach Mutters Briefen (Du hast mir gar nicht geschrieben) Dein Plan zu sein scheint, mich an Onkel Joseph wenden läßt, sondern mir das Geld, dessen ich zur Bezahlung des letzten Monats, der Kurkosten und einiger anderer Dinge benötigt bin, selbst schicken oder durch Onkel anweisen lassen mögest. Damit ich aber wenigstens etwas zur Rückreise habe, denn einiges wird Onkel Joseph wohl die Güte haben zuzulegen, so werde ich Dich bitten, daß Du mir die Summe von 50 Reichstalern, die mich meine Herreise gekostet hat, wiedererstaten mögest, zumal da ich Dich bei meiner Abreise in Berlin so verstanden habe, als wollest

<sup>6</sup> Das bezieht sich natürlich auf den Tod Benedetta Veits, siehe oben Seite 118.

<sup>7</sup> Siehe oben Seite 85–86.

<sup>1</sup> Für Arnold Mendelssohn, siehe Verzeichnis der Absender. Dieser etwas inhaltslose Brief ist hier veröffentlicht, weil er Licht auf das gespannte Verhältnis Arnolds zu seiner Familie, das in späteren Briefen offen zum Ausdruck kommt, wirft.

Du die Reise hierher besonders bezahlen. Allerdings muß ich Dir zugeben, daß die Sache dadurch verteuert wird, daß ich hierher gereist bin und nun nach einem halben Jahr wieder zurückkehren will, aber ich will und kann mich von der Scheu, mich an Dich zu wenden, deshalb nicht abhalten lassen, weil, wie ich dies erst hier einsehen konnte, die Universität hier mir jetzt durchaus nicht soviel darbietet, als es Berlin tut, und es daher für mich unumgänglich notwendig ist zurückzukehren. Übrigens würdest Du mir wohl, wenn ich hiergeblieben wäre, auch die Mittel zu einer Ferienreise zugesandt haben, auf die ich in dem vorliegenden Falle natürlich verzichte. Mit der Bitte, daß Du mir bald Antwort und Erfüllung übersenden mögest, schließe ich hiervon. –

Was mein Dienstverhältnis angeht, so kann ich die Zeugnisse, die Du mir geschickt hast, hier nicht brauchen, da Du die wichtigsten in Berlin behalten hast, nämlich mein Taufzeugnis und die Papiere in Bezug auf den Militärdienst, die ich schon in Berlin bekommen habe. Übrigens habe ich ja meine Behörde in Berlin, und auf die paar Wochen, während deren ich noch von Berlin abwesend bin, kann es doch unmöglich ankommen, da mir ein Lieutenant hier, mit dem ich expreß über meine Verhältnisse in dieser Beziehung gesprochen habe, gesagt hat, wenn ich nur mein Jahr abdienen wollte, so könnte ich mich bis zum 23. Jahr dazu melden. Sollten sie übrigens die Entschuldigung der Versäumnis, wie Du sie mir in Deinem Aufsatz geschrieben hast, nicht annehmen wollen und mich zu 3-jähriger Dienstzeit verurteilen, so kann ich mich durch ein Zeugnis des Geheimrat Wütgers, der mich behandelt hat, ganz vom Dienst freimachen. Dies Zeugnis will ich aber, wenn ich die Erlaubnis des einjährigen Diensts erhalte, nicht benutzen, weil Du es ganz besonders zu wünschen scheinst, daß ich es durchmache und ich diesem Verlangen, wenn es ohne Störung des Studiums erfüllt werden kann, gewiß nicht entgegenhandeln werde<sup>2</sup>. So bin ich aber auf beide Fälle gerüstet und kann die Sache getrost bis auf meine Anwesenheit in Berlin, die ja schon künftigen Monat eintreten kann, verschieben. So, lieber Vater, nimm diesen Brief wohlwollend auf, wie er mit Vertrauen geschrieben ist, und erfülle meine Bitte.

Dein Dich liebender Arnold

[57]

WILHELM UND FANNY HENSEL AN LUISE HENSEL

(Abschrift)

Berlin, den 22. September 1838

Liebe Luise!

Meinem Versprechen gemäß schreibe ich Dir, sobald es uns möglich war, unsre Pläne festzustellen, um Dir dieselben mitzuteilen. Leider sind sie nicht so ausgefallen, wie Du, wie wir es gewünscht haben. Du aber wirst gewiß

---

<sup>2</sup> Der einjährige Militärdienst beanspruchte damals nur beschränkte Zeit, so daß er nicht zum Unterbrechen des Studiums zwang.

die Erste sein es zu billigen, wenn man einen Wunsch, er sei auch noch so lebhaft, ein Vergnügen, es sei auch noch so lockend, ernsteren Rücksichten opfert. Wilhelm hat, wie ich Dir neulich schrieb, auf die Nachricht von den hiesigen Krankheiten und in der Idee, ich möchte ebenfalls von den Masern befallen werden, im panischen Schrecken England übereilt verlassen, eine Menge von Verbindungen angeknüpft, wichtige Verpflichtungen eingegangen und noch wichtigere Pläne im Kopf<sup>1</sup>. Die Reihe der Raffaelischen sogenannten Cartons aus der Apostelgeschichte, deren Du Dich aus meinem Wohnzimmer erinnerst, durch seine Schüler unter seiner Aufsicht in Hampton Court kopieren zu lassen, das ist's, was er lebhaft wünscht und was ihm wie eine künstlerische Pflicht erscheint. Die Genehmigung und die nötigen Gelder vom Staat zu erhalten, hat er sich zur Hauptaufgabe für diesen Winter gesetzt, wo wir denn im guten Fall nächstes Frühjahr nach England überschiffen würden. Dabei wird er zunächst das Bild für die Herzogin von Sutherland malen, welches, nur aus einer Figur bestehend, ihn nicht allzulange aufhalten wird, und selbst wenn jener Hampton Court'sche Plan an irgendeiner Geldmisere scheitern sollte, denkt er nächstes Jahr wieder nach London zu gehen. Mit einem Wort, die englischen Angelegenheiten sind ihm jetzt vor der Hand so über den Kopf gewachsen, daß er wohl die nächsten Jahre seines Lebens ihnen ganz wird widmen müssen und für jetzt keine Ruhe und Stimmung dazu hat, eine lange Reise zu unternehmen, die ihn ganz entgegengesetzten Richtungen zuführen würde. So sehr ich auch die italienische Reise gewünscht habe, so geschah es doch noch mehr Wilhelms als meinetwillen; ihn also dazu zu nötigen in einer Zeit, wo er weniger Neigung dazu hat, als ich je früher an ihm bemerkt, schiene mir unrecht; wir müssen also wohl, liebe Luise, uns mit dem zufrieden geben, was sich im Lauf dieser Zeit als zunächst notwendig ergeben hat.

Wie doppelt schade nun, daß Du nicht meinem Wunsch nachgegeben und seine Rückkehr hier erwartet hast, wie einfach hätte es sich nun gemacht, wir wären noch ein Jahr zusammengeblieben, und Du hättest Deine Reise zusammen mit der unsrigen nächsten Frühling angetreten. Da aber mit „wäre“ und „hätte“ nichts gebessert wird, so fragt es sich, was ist nun zu tun? Hast Du irgendeine Verpflichtung, die Dir angenehm oder ersprießlich ist, für den Winter eingegangen? oder hast Du irgendeine gegründete Aussicht dazu? Dann bleibt es natürlich bei der alten Abrede, und wir hindern Dich nicht. Sonst aber laß Dir doch vorschlagen, wenn Deine Villeggiatura bei Schlossers<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Ausführliche Mitteilungen über Hensels Reise nach England, wo er auch die Krönung der Königin Victoria sah, finden sich in Hensel, vol. II, Seite 52–59. Die erneute Reise nach England, die Hensels für das Frühjahr geplant hatten, fand nicht statt, und sie fuhren erst im Herbst 1839 nach Italien.

<sup>2</sup> Luise Hensel, die von 1833–1838 im Mendelssohnschen Hause gewohnt hatte, war einer Einladung von Herrn und Frau Rat Schlosser zu deren Besitzung – Stift Neuburg bei Heidelberg – gefolgt; die Schlossers waren, wie Luise Hensel, römisch-katholisch.



zu Ende ist, zurückzukommen, und glaube, daß Du uns herzlichst willkommen sein wirst. Freilich wäre es dann geraten, wenn Du in der Zeit unsrer Abwesenheit ruhig mit Mama hierbleiben wolltest, um das doppelte Reisen zu ersparen. Ich meine, ihr<sup>3</sup> könntet dann hier still und ganz behaglich auf Eurem Stübchen fortleben, an Schutz und Gesellschaft fehlt es ja im Hause nicht, und an eine fortgesetzte Änderung unsres Aufenthaltes, d. h. an eine solche, die über etwa ein Jahr dauern könnte, ist vor der Hand nicht zu denken. Was Du auch beschließen mögest, laß es uns bald wissen, wir sind wirklich unruhig, Dich so ohne bestimmten Plan für die allernächste Zeit zu sehn.

Noch muß ich Dir sagen, daß ich die Überzeugung jetzt gewonnen habe, daß unsre Herbstreise in jedem Fall schwerlich zustande gekommen wäre; denn wäre Wilhelm jetzt nicht so übereilt zurückgekommen, so hätte er sich, wie ich überzeugt bin, bis gegen den Winter in London aufgehalten; die Reise nach Liverpool und alles das unendlich Viele, was er noch zu beenden, zu sehen und zu tun hatte, würde ihn nicht eher haben zurückkehren lassen, bis es zur Weiterreise in jedem Fall zu spät geworden wäre, und wie er sagt, haben es ihm seine dortigen Freunde, und die bedeutendsten zumeist, zur unerläßlichen Pflicht gemacht, sobald als möglich zurückzukehren. Daß wir übrigens Stunden damit zugebracht haben, alle diese Dinge zu erörtern, und daß wir nicht leichtsinnig, sondern nach strenger Prüfung aller Verhältnisse entschieden, kannst Du überzeugt sein. Schriftlich wäre das gar nicht möglich gewesen, es würde Monate lang gedauert und doch zu keinem Ergebnis geführt haben; darum habe ich ja besonders so sehr gewünscht, daß Du seine Rückkehr erwarten möchtest, weil ich wohl wußte, es würde sich früher nichts bestimmen lassen. –

Hast Du erfahren, daß Felix und Cécile nacheinander in Leipzig die Masern gehabt haben? Erst sie, dann er, heut wird er wohl erst wieder aufgestanden sein, und heut legen sich hier ein paar Gärtnerkinder. Es ist erstaunlich, wie diese Krankheit verbreitet ist. Das erste Aufgebot Masernkranker befindet sich übrigens Gott sei Dank vortrefflich.

Lebe wohl, liebe Luise, es gehe Dir gut und nach Wunsch, und Du mögest bald von Dir hören lassen.

Deine Fanny

Alles, was unsre Fanny geschrieben, ist so klar, und ihre Aufforderung zu uns zurückzukehren ist so schön, daß ich Dich nur bitten kann, auf die Letztere einzugehen; wie würde ich mich freuen, Du liebe, liebe Schwester. Wilhelm will Dir auch schreiben, und der hat Wichtigeres zu schreiben als ich. Leb also wohl für heut,

Deine treue Schwester Minna

---

<sup>3</sup> Eine andere Schwester Wilhelm Hensels, Minna, lebte mit der Mendelssohnschen Familie in Leipzigerstraße 3.

Ja, liebe Luise, wie Fanny Dir schreibt, ist die Sache. Wenn ich nicht als Vorsteher und Sorger für eine Familie leichtsinnig handeln will, muß ich nach England zurück, ehe in den raschen Umtrieben dort ein anderer an die von mir gewonnene Stelle tritt. All die inneren und auch äußern Opfer, welche ich gebracht, indem ich die Reise unternahm, wären ins Wasser geworfen, und man müßte künftighin von neuem beginnen, und wer weiß, ob der Erfolg ebenso vollkommen wäre. Und als anderes wichtiges Motiv tritt eine Künstlerpflicht hinzu. Die Königin von England hat nämlich wider Erwarten rasch und unbeschränkt gewünscht, daß die Raffaelischen Cartons in Hampton Court unter meiner Leitung kopiert werden dürfen. Wenn ich dieses Höchste der Gunst nun für mein Vaterland gewinnen kann, muß ich nicht? Schiebe ich es willkürlich hinaus und irgendeine andere Regierung träte in England ein, die nicht so willig wäre, müßte ich mir nicht lebenslang Vorwürfe machen? Auch habe ich meine Schüler jetzt beisammen und kann mit ihnen hin und ihnen den Vorteil dieser höchsten Schule gewähren, wenn ich ihn später vielleicht Fremden gönnen müßte. Kurz, die Pflicht spricht nach allen Seiten für England jetzt, wenn meine Neigung auch unverändert für Italien bleibt.

Es ist mir ein schweres Opfer, aber ich glaube, daß es gebracht werden muß, und da soll es möglichst heiter geschehn, und ich will die guten Seiten der Sache, wie das ja überhaupt mein Lebensprinzip ist, vorzüglich ins Auge fassen. Am schwersten wird es mir durch Deine übereilte Abreise gemacht. Der Fall ist nun vielleicht eingetreten, den ich Dir immer als möglich gezeigt, daß unser Lieblingsplan, die Reise nach Italien, hinausgeschoben werden möchte und so die Aussicht, Dich auf unserm Wege zu treffen, verloren gegangen. Hättest Du doch unsren Bitten Gehör gegeben und gewartet, bis ich zurückgekehrt! Ich bat Dich mündlich, ich habe Dich noch bis zuletzt schriftlich gebeten; wie Fanny, wie alle es gewünscht, weißt Du ebenfalls. Doch ich will Dir keinen Vorwurf machen, sondern einen Vorschlag lieber, den auch Fanny Dir schon eben getan, nämlich zurückzukehren, wenn sich Dir keine Stellung geboten, wo es Pflicht wäre sie zu halten, oder eine Existenz wenigstens, die auf länger hinaus Dir Nutzen und Annehmlichkeit bietet. In beiden Fällen muß freilich die kürzere Freude geopfert werden, denn länger als zum Frühjahr ist unsres Bleibens hier wohl sicher nicht. Käme die Sache mit der England-Reise nicht zustande oder überhaupt etwas zwischen unsre englische Reise, so würde die nach Italien gemacht. Bedenke alles in Liebe und gib uns bald Nachricht, klare, damit wir eine Entscheidung Deiner Verhältnisse haben.

Mit brüderlichster Liebe

Dein Wilhelm Hensel

Fehlt Dir Geld zur Rückkehr oder überhaupt fehlt es Dir, so sage es offen, und wir wollen es Dir gleich schicken. Zur Reise fehlt es Dir wohl gewiß und Du wirst uns sagen, wieviel Du ungefähr brauchst. Schreibe jedenfalls gleich und bündig, die Zeit ist nicht zu verlieren.

DOROTHEA VON SCHLEGEL, GEB. MENDELSSOHN,  
AN JOSEPH UND HENRIETTE (HINNI) MENDELSSOHN  
(Original)

Bornheim, den 10. Oktober 1838

Geliebter Bruder und Schwester!

Vor einigen Tagen ist uns mit fahrender Post ein allerliebstes Säckchen mit vortrefflichem getrocknetem Obst zugekommen, die, obgleich ohne sonstiges Aviso oder Nachricht, von dem ganzen Hause gleich als eine Gabe Eurer Hand ist erkannt worden, und so habe ich den Auftrag übernehmen müssen, den allgemeinen großen Dank von groß und klein bei Euch auszusprechen. Der Jubel bei Eröffnung des Säckchens war allgemein. Ich hoffe, es ist alles wohl bei Euch und Ihr seid fröhlich beim Traubenschneiden beschäftigt, die aber dieses Jahr wohl als Trauben verspeist werden müssen, denn schwerlich werden sie zu Wein können gemacht werden, obgleich wir schöne Herbstsonne haben, aber doch nur wenige Stunden im Tage; der Nordwind verdirbt alles wieder, meine ich. Wir sind, soviel die durchreisenden Besuche Zeit gönnen, mit dem Rückzug in die Stadt beschäftigt, der aber wohl nicht vor Ende des Monats völlig zustande kommen wird. Werden wir Euch doch sehen, hoffe ich? Sollten die drei Treppen hoch Euch erschrecken, und vorzüglich Du, liebe Hinny, nicht den Mut finden sie zu besteigen, so können wir uns doch wenigstens im Städelschen Institut Rendezvous geben? Und sollten wir noch in Bornheim sein müssen bei Eurer Ankunft, so bringt Euch der Wagen aus dem Russischen Hof ja leicht zu uns.

Daß der Neffe Arnold<sup>1</sup> uns besucht hat, werdet Ihr allerdings wohl wissen. Seine Bekanntschaft hat uns alle erfreut, er hat auch bei allen einen sehr vorteilhaften Eindruck gemacht durch sein einfaches verständiges, recht angenehmes Wesen und gute Manieren, und daß er gar nichts Berlinisch Spitzfindiges an sich hat und so mit allem zufrieden und heiter war, hat den Mädchen sehr wohl gefallen, die sonst sich immer fürchten, wenn sie junge Männer aus Berlin sollen kennen lernen. Mich dünkt der gute Arnold aber etwas schüchtern und ängstlich vor seinem künftigen Beruf als Arzt zu sein. In der Physiognomie hat er zwar nichts von seinem Vater, soweit ich mich entsinne, aber im ganzen doch Mendelssohnsches, besonders mit unsern Söhnen eine Vetter-Ähnlichkeit.

Lebt wohl, Teuerste, auf baldiges Wiedersehn. Mit den herzlichsten Grüßen an Benny und Rosa. Aus Rom<sup>2</sup> wird geklagt, daß sie nichts von sich hören lassen.

Eure treue Schwester D. v. Schlegel

<sup>1</sup> Wohl auf seiner Rückreise von Bonn nach Berlin; siehe oben Seite 121.

<sup>2</sup> Das heißt wohl von Johannes Veit und seiner Frau Flora, mit denen Benny und Rosa, die jetzt aus Italien zurückgekehrt waren, in Rom zusammen gewesen waren.

Leipzig, den 22. Dezember 1838

Lieber Alexander,

Dein gestern erhaltener Brief hat mich sehr gefreut und froh gemacht. Daß Du den Wein lobst, der Du ein solcher Kenner bist und vor dessen Urteile ich eigentlich in der Seele des Markebrunners etwas ängstlich war, damit brüste ich mich gar nicht wenig, und wer gestern zu mir kam, dem habe ich den Anfang Deines Briefes vorgelesen, und die Leute bekamen Respect, vor mir und vor dem Wein. Ich werde an Paul, dem ich nächstens über Geldsachen zu schreiben habe, meine Auslagen angeben, nach denen Du fragst; heut habe ich eine große Bitte an Dich. Ich bin verhindert worden, ein Weihnachtsgeschenk, welches ich Paul bestimmte, zu Ende zu bringen, und da ich doch gar zu gern möchte, daß er etwas von mir in der Leipziger Straße auf seinem Bescherungstische fände, so bitte ich Dich, ob Du wohl von der Sendung meines Weines ein Dutzend Flaschen für ihn zu Mutter hinschicken und ihn nebst inliegendem Briefchen aufbauen lassen wolltest (natürlich heimlich). Ich sende Dir das fehlende Dutzend, wenn Du es gleich brauchst, noch vor Ende des Jahres; wo nicht, bei der ersten eintretenden milden Witterung, auf die sich rechnen läßt. Darüber lässest Du mir wohl nach den Feiertagen Bescheid wissen, jetzt ist das Wetter so unbeständig und rauh, daß ich eine Sendung nicht gern wagen möchte. Du bist mir hoffentlich wegen der Belästigung nicht böse; Paul mag den Wein sehr gern, und da ich ihm für den Augenblick kein besseres Geschenk zu bringen weiß, so hoffe ich, Du verhilfst mir zu diesem; meines herzlichen Dankes bist Du gewiß.

Auch für das freundliche Interesse, das Du an meinen Compositionen nimmst, habe den allerschönsten Dank; wie freut es mich, daß Dir etwas davon gefällt, und daß Du Dir die Quartetten<sup>1</sup> spielst – (eigentlich mache ich mir daraus doch ein bißchen mehr, als daß Dir der Wein schmeckt) –, und daß Du mit den Deinigen meiner in aller Freundschaft gedenkst, dafür hab den herzlichsten Dank, lieber Alexander, und bleib mir gut wie bisher; wann machen wir nur erst wieder einmal zusammen Musik? –

Grüße mir alle die Deinigen, ich hoffe, Deine liebe Mutter ist wieder ganz zur vorigen Gesundheit und Heiterkeit hergestellt; ihr und dem Onkel tausend Grüße; auch an Prume<sup>2</sup>, den lustigen Kerl, wenn Du ihn siehst. Und nun lebewohl; ich wollte, Du wüßtest, welche Freude mir Dein Brief gemacht hat, dann schreibst Du mir vielleicht dann und wann einmal.

Lebewohl! Stets der Deinige

Felix Mendelssohn Bartholdy

<sup>1</sup> Felix hatte damals schon eine große Anzahl von Quartetten komponiert, so daß es unmöglich ist festzustellen, von welchen Alexander ihm geschrieben hatte.

<sup>2</sup> ?

Leipzig, den 20. Februar 1840

Lieber Onkel,

Die erste Veranlassung meines heutigen Briefes<sup>1</sup> ist Brockhaus, der mich vorige Woche fragte, warum nicht eine ordentliche Gesamtausgabe der Werke des Großvaters erschiene, da die Wiener Ausgabe erstlich nur ein Nachdruck in einem Bande, voll Druckfehler, und dann auch, wie er meinte, nicht ordentlich zusammengestellt sei, und in Hinsicht der Correspondenz und namentlich der angehängten Lebensbeschreibung sehr viel zu wünschen übrig lasse. Er meinte, es werde nicht schwer sein, sich mit den rechtmäßigen Verlegern der einzelnen Werke darüber zu verständigen. Da ich nun die näheren Verhältnisse gar nicht kenne, so sagte ich ihm, ich würde Dir darüber schreiben und ihm seiner Zeit Deine Antwort mitteilen. Jedenfalls wird es Dich freuen, aus seiner Anfrage den lebhaften und gesteigerten Anteil zu ersehen, den die Menschen jetzt an den Werken des Großvaters nehmen; und wenn eine ordentliche schöne Ausgabe davon, in mehreren Bänden, etwa (wie Brockhaus hinwarf) von Lachmann herausgegeben, vor allem aber recht genau und ächt zustande käme, so wäre es wohl für uns alle ein Vergnügen; wenn Du auch

<sup>1</sup> Dieser Brief ist schon früher veröffentlicht worden, zum ersten Male in Band II der Briefe aus den Jahren 1830 bis 1847 von Felix Mendelssohn Bartholdy, herausgegeben von Paul und Karl Mendelssohn Bartholdy, 141–142, und zuletzt der erste Abschnitt in dem Aufsatz von Alexander Altmann, „Moses Mendelssohns Gesammelte Schriften“, Bulletin des Leo Baeck Instituts, Nr. 42, 1968. Professor Altmann hat diesen Brief ausführlich kommentiert, so daß an diesem Platze weitere Erklärungen unnötig sind, zumal dieser Brief hier nur wieder veröffentlicht wird, weil er Licht auf das in der Familie herrschende Gefühl der Zueinandergehörigkeit und der Familientradition wirft. Altmann hat in demselben Aufsatz dann auch die weiteren Folgen des Briefes und die verschiedenen Schritte, die zur Herausgabe der Werke Moses Mendelssohns unter der Herausgeberschaft Georg (Benjamin) Mendelssohns führten, geschildert, obwohl Joseph Mendelssohn weiterhin eine treibende Kraft war und die der Ausgabe vorangeschickte Lebensbeschreibung Moses Mendelssohns verfaßte. Als dann die Ausgabe vollendet war, schrieb Joseph an Felix: „Die Ausgabe der Mendelssohnschen Gesamtwerke verdankt dir gewiß ihre Entstehung“ (siehe Altmann, *Op. cit.*). Siehe auch die „Mendelssohn-Miszelle“ von Hans Günther Reissner in Bulletin des Leo Baeck Instituts (1969), Nr. 46–47, obwohl der dort veröffentlichte Brief Josephs aus dem Jahre 1814 mit der Diskussion einer Moses-Mendelssohn-Ausgabe in keiner Weise die von Altmann nachgewiesene Rolle Felix Mendelssohn Bartholdys an diesem Unternehmen verändert. Der zweite Teil von Felix' Brief an Joseph betrifft ein literarisches Projekt, mit dem Joseph damals beschäftigt war, und das zu der anonymen Veröffentlichung eines Buches unter dem Titel „Bericht über Rosettis Ideen zu einer neuen Erläuterung des Dante und der Dichter seiner Zeit“ bei Duncker in Berlin 1840 führte. Joseph bediente sich der Übersetzungen eines Dr. Schnallenberg, da Felix' Übersetzungen, die ihm sehr gefielen, zu spät eintrafen. Die Übersetzungen, die Felix erörtert, betreffen Stellen in Sonetten von Boccaccio, Cino da Pistoia und Cecco Angiolieri.

so denkst, so sagst Du mir wohl bald Deine Meinung, und ich habe dann noch öfter Gelegenheit Dir darüber zu schreiben.

Dann aber wollte ich Dir durch die Beilagen beweisen, daß ich Deine Aufträge und Bestellungen, wenn zwar nicht schnell, doch soweit ich es kann, genau ausführe. Ich hatte früher einen Versuch gemacht, die bewußten Sonette zu übersetzen, aber eine solche Menge Haare darin gefunden, daß ich mit dem ersten nicht einmal zustande kam, und von einer Übersetzung in Prosa konnte natürlich nicht die Rede sein, da Du sie in einer halben Stunde hättest machen und zehnmal besser hättest machen können als ich. So hatte ich eine ordentliche Scheu, die Papiere wieder vorzunehmen, bis ich in den vorigen Wochen, wo ich so entsetzlich viel öffentlich zu spielen, zu dirigieren und zu probieren hatte, daß ich zu Hause keine Musik machen konnte und mochte, mich wieder daran begab und mir vornahm, ich wollte ein Sonett machen lernen und wär's auch noch so schwer. So habe ich denn wirklich am Ende gesehen, daß es keine Hexerei ist, und daß auch darin wie in den andern Dingen die eigentliche Schwierigkeit nicht in dem Machen, was man mit der Zeit lernen könnte, sondern im Gutmachen liegt, das eben nicht zu üben und nicht zu lernen ist.

Wegen einiger schweren Stellen fragte ich Keil<sup>2</sup>, der mir über einiges hinweghalf, wie Du aus beiliegendem Zettel sehen wirst (den ich Dir im Original schicke, da Du Dich für Keil interessierst), und von dessen Meinung ich indes an andern Stellen geradezu abgewichen bin, und wie ich glaube, mit Recht. So scheint mir, daß in seiner Übersetzung des Boccaccio'schen „Ho messo in galea“ es nicht heißen muß: „*obwohl* er im Schwimmen erfahren ist“, sondern „*wenn er auch* im etc.“, ferner scheint mir in dem des „Cino“ seine Übersetzung „entfernt von der höchsten Wonne, die je ein unendliches Vergnügen gewährte“ unrichtig und „piacere“ hier mehr Belieben als Vergnügen zu heißen, so daß es den Sinn gäbe: „entfernt von der höchsten Wonne, die je der unendliche Wille (d. h. die Gottheit) gewährte“. Ebenso oder ähnlich scheint mir „piacere“ am Ende zu nehmen: nicht Wonne, sondern Belieben. Auch scheint mir „son mosso“ durch „ich entziehe mich“ wenigstens nicht ganz treu. Ebenso im Gedicht des Angiolieri: „che par fiorino d'oro *ed è*“ kann doch nicht heißen „denn was ein Goldgulden scheint, ist“, sondern „denn er scheint ein Gulden *und* ist“. Er glaubt, daß sich das ganze Gedicht gegen die Becchina richte, deren Beginnen er mit dem Goldgulden etc. vergleicht. Mir scheint, es gehen auf den Marschall alle die Invectiven. Auch kann ich mir's mit der italienischen Grammatik nicht vereinbar denken, daß „le donne, di ch'il suo fatto è solo di parvenza“ heißen sollte: „die Frauen, *deren* bloßer Schein ist“, sondern: die Frauen, von denen sein Beginnen allein Schein ist – ob das nun heißt „denen *sein* Beginnen *gut* scheint“ oder nur „ein *Beginnen* scheint“, weiß ich freilich nicht. In den ersten Versen des Sonetts bin ich Keil aber ganz

---

<sup>2</sup> Georg Keil, 1781–1875, in Leipzig lebender Philologe, Verfasser einer Italienischen Sprachlehre, Herausgeber der Biblioteca Italiana.

gefolgt, obwohl ich seine Auslegung ziemlich gewagt finde: er glaubt, daß „dà“ statt „dar“ (oder „da“ mit einem Apostroph statt der „r“) stehe, was ich mir kaum denken kann. Du sagst mir hierüber wohl ein belehrendes Wort.

Da ich die eigentliche Bedeutung von keinem Gedichte wußte, so habe ich nach Möglichkeit wörtlich übersetzt. Findest Du grobe Fehler, die den Sinn entstellen, so möchte ich das Ding mit Änderungen oder noch einmal versuchen. Z. B. im Sonett des Alfani: kann „di ora a Natale“ bloß heißen „zur Heimat“, oder *muß* es „bis zu Weihnachten“ heißen? Mir schien das Erstere natürlicher, aber freilich nicht ganz richtig. Dann „Sonetto II von Boccaccio“: geht da „lettura“ und das ganze Sonett auf die Vorlesungen, die Boccaccio, wenn ich nicht irre, über den Dante gehalten hat? Mir scheint es sehr wahrscheinlich.

Und nun genug. Grüße die Tante und Alexanders aufs herzlichste. Cécile ruft sich Euerm freundlichen Andenken zurück und ist mit den Kindern wohl.

Immer Dein

Felix

[61]

ALEXANDER VON HUMBOLDT AN ALEXANDER MENDELSSOHN  
(Original)

den 12. Juni 1840

Ich bin sehr gerührt, mein teurer Freund, über die Ehre, welche Sie und Ihre liebenswürdige Gattin mir schenken, über die Ehrung, beim wichtigen Familienfeste in Charlottenburg<sup>1</sup> (Mittwoch, den 17. Juni) beizuwohnen. In meiner Kindheit wurde ich gewöhnt, den großen Namen zu verehren, an den sich alle Erinnerungen der aufkommenden Literatur, der tiefsten Gefühle, wie der Anmut der Rede knüpften. Zu den schönen Erinnerungen eines bewegten Lebens darf ich es rechnen, zwei Generationen hindurch die Bande der Liebe und innigsten, veredelnden Freundschaft fortbestehen zu sehen, deren Wert, am späten Abend der Lebensstage, wo so vieles bereits hingschwunden, um so tiefer gefühlt wird. Ich werde mich durch keinen Wetterumschlag der Freude berauben lassen, die Sie mir bereiten.

A. v. Humboldt

---

<sup>1</sup> Das wichtige Familienfest war die Hochzeit von Marie, der ältesten Tochter von Alexander und Marianne Mendelssohn, mit Robert Warschauer, einem Bankier aus Königsberg, Inhaber des Bankhauses Robert Warschauer und Co. Dies war die erste Eheschließung in der Generation der Urenkel Moses Mendelssohns.

JOSEPH UND HENRIETTE (HINNI) MENDELSSOHN  
AN ALEXANDER UND MARIANNE MENDELSSOHN  
(Original)

Naumburg, den 26. Juni [1840]<sup>1</sup>

Nachts angefangen und am 27. morgens geendet

Liebe Kinder!

In Weißenfels sind wir vom Wagenmeister mit der Nachricht überrascht worden, daß der Professor Mendelssohn<sup>2</sup> eine Stunde vor uns durchgereist sei, da wir kaum hofften, ihn und die Frau Professorin vor Morgenfrühe zu sehen. Also trafen wir unsre lieben Leute gleich beim Absteigen im Preußischen Hof, der beiläufig gesagt vom Blauen Hecht so weit absteht wie ein blauer Hecht von einer blauen Forelle. – Nachdem wir uns decrottirt hatten, kam die zweite Überraschung. Auf meinem Sofa ausgestreckt, Cigarre im Mund, allerhand Gedanken im Kopf, öffnet ein Mann die Türe, den ich in der Entfernung nicht kenne; da er aber so ceremoniös eintritt, denke ich, er sei der Wirt aus *Minna von Barnhelm*, der mit dem Fremdenbuche in der Hand wissen will, wer ich bin – siehe, es war aber unser lieber Felix! – Ich kann Euch nicht sagen, wie ich und dann bald darauf wir alle uns mit ihm gefreuet haben. – Es war ein wahrer Jubel! – Wir haben uns viel vom Leipziger Feste erzählen lassen und ein paar Stunden herrlich mit ihm verlebt. Wenn er meinem Rate folgt, lebt er einige Wochen bei uns in Horchheim und legt sich da auf die Bärenhaut. Da haben unsre Älterväter gelegen, und das waren auch ordentliche Leute. Ich weiß noch nicht, was er tun wird, er sagt es vielleicht noch auf diesem Blatte. –

Morgen geht es weiter. Ob grade oder etwas zickzack, soll das Wetter bestimmen, es war hier wie gewiß auch dort so läche – es konnte das Wasser nicht halten. – Du, mein lieber Alex, hast die schwere Woche hinter Dir, und ich hoffe, Du bekommst mehr Ruhe. Ich denke jeden Tag an Euch im Comtoir und freue mich mit dem Gedanken, daß Berlin still wird. Wir sind kaum 30 Stunden getrennt, und doch sind 30 Stunden lang. Ich habe Dich und Marianne und die lieben 6 Kinder<sup>3</sup> gesehen und geküßt. Gott wird Euch segnen und erhalten. Alles, was Ihr von der doppelt fehlenden Nummer und

<sup>1</sup> Das Datum dieses Briefes ergibt sich aus der Anspielung auf das „Leipziger Fest“. Dieses war die Feier von Gutenbergs Erfindung des Buchdrucks (1440), die im Juni 1840 in Leipzig stattfand; anlässlich dieses Festes dirigierte Felix Mendelssohn Bartholdy zwei Konzerte, und für eines dieser Konzerte komponierte er seinen „Lobgesang“.

<sup>2</sup> Benjamin (Georg) und Rosa Mendelssohn, die Felix Mendelssohn Bartholdy in Leipzig besucht hatten, nachdem sie der Heirat von Alexander Mendelssohns ältester Tochter in Berlin beigewohnt hatten.

<sup>3</sup> Damals waren sechs Kinder Alexander und Marianne Mendelssohns am Leben: Marie, Margarete, Herrmann, Adolf, Franz, Wilhelm, Alexandrine. Die älteste Tochter Marie hatte gerade im Juni 1840 Robert Warschauer geheiratet; die jüngste Clara wurde im Juli 1840 geboren.



den Sieben<sup>4</sup> hört, teilt Ihr uns gewiß mit. Ich grüße Paul<sup>5</sup> herzlich und bitte ihn, mir jedesmal, wenn auch nur mit einem Worte zu sagen, wie es bei ihm im Hause stehet. Seid alle Gott empfohlen.

Euer Vater

Ich kann nur Amen sagen zu des Vaters Worten. Ihr könnt Euch denken, wie ich beständig Euch alle im Sinn habe. Wie ich Dir, mein geliebter Sohn, volle Gesundheit mit allem Zubehör wünsche, wie ich Gott bitte, unsere liebe Marianne recht heiter und kräftig zu erhalten, und was ich für meine liebe Margarete eine jugendliche Gesellschaft und für jeden insbesondere das Beste und Heilsamste erbitte. Ich grüße Euch alle tausendmal, Hannchen, Herr Prume und alle Eure Leute. Ich freue mich zu wissen, daß Ihr von lauter guten Leuten umgeben seid. – Wie wir uns hier mit Felix gefreut haben, könnt Ihr Euch vorstellen. Nachdem wir Rosa und Benny begrüßt hatten, wurden die gewöhnlichen Reisereparaturen, als da sind Waschen und frische Wäsche anziehen, vorgenommen. Ich lasse mir behaglich Zeit im Wahn, daß Rosa und Benny auch dergleichen in ihrem Zimmer vornehmen. Endlich aber scheint mir doch Zeit, die Kinder rufen zu lassen. Rosa kommt mit dem Vater herein: „Darf ich Professor Mühlensfels<sup>6</sup> hereinbringen?“ und siehe da, Felix guckt herein. Es war eine sehr angenehme Überraschung. Übrigens war Professor Mühlensfels auch da. Jetzt muß ich adieu sagen. Felix hat auch viel Liebes von unserm jungen Ehepaar<sup>7</sup> erzählt. Ihr habt auch wohl seinen Brief an die Mutter gelesen. –

Herztausend Grüße von mir und Rosa; in Leipzig hat uns unser Felix köstliche Tage bereitet – und nun wär' alles gut, wenn wir Euch in Horchheim zu finden hoffen könnten!

Euer Bruder B.

Da sind wir wieder mit den lieben Eltern glücklich vereint, und unsre zurückfliegenden Gedanken an Euch werden nun in Worte und Wünsche für Euer Wohl laut. Gott gebe, daß wir immer nur Gutes von Euch, Ihr Geliebten, hören, und so laßt Euch teure Geschwister, Margarete und liebe Neffen, Hannchen, herzlich grüßen von

Eurer Rosa

Noch einen Gruß von mir, lieber Alexander und liebe Marianne, ich habe der Lust nicht widerstehen können, Onkel und Tante einmal wieder, und Benni und Rosa einen Tag länger zu sehen, und so bin ich gestern mit letzteren

---

<sup>4</sup> Nicht ganz klar. Wohl Anspielung auf die Kinder Alexander und Marianne Mendelssohns.

<sup>5</sup> Paul Mendelssohn Bartholdy, Felix' Bruder, jetzt Teilhaber im Bankhaus Mendelssohn und Co.

<sup>6</sup> Ludwig von Mühlensfels, Jurist in Naumburg, ein naher Freund Felix Mendelssohn Bartholdys.

<sup>7</sup> Marie und Robert Warschauer.

hierher gefahren. Wie gut sich's mit den Leuten lebt, das wißt Ihr ebenso wie ich, und auch, wie leid es einem tut, wenn solch gutes Leben vorbei ist. Diesen Morgen fahren sie alle weiter, und ich lasse mir wieder die feierlichsten Versprechungen für den Rückweg von Onkel und Tante geben und hoffe endlich, einmal sie auch in Leipzig bei uns zu sehen und mich dort mit ihnen freuen zu können. Lebt wohl, bleibt mir gut, auf vergnügtes Wiedersehen. Immer Euer

Felix M. B.

[63]

HENRIETTE (HINNI) MENDELSSOHN, GEB. MEYER,  
AN BENJAMIN (GEORG) UND ROSAMUNDE MENDELSSOHN  
(Original)

Berlin, den 29. Januar 1842

Es freut mich, Ihr lieben Leutchen, daß Euch alle Eure gesellschaftlichen Vergnügungen wohl bekommen sind. Zuweilen erträgt sich alles ganz leicht, was ein andermal sehr schwer wird. Der milde Winter hilft über vieles weg und besonders gibt er weniger Gelegenheit zu Erkältungen. Im ganzen fehlt es hier für gewisse Kreise auch gar nicht an Zerstreuungen aller Art, so daß wohl kaum ein Tag ganz frei bleibt. Daß ich persönlich durchaus in gar keine Gesellschaft gehe, könnt Ihr wohl denken. Ich habe mehr als einen Grund zuhause zu bleiben und bin außerdem immer bereit, den kleinsten Grund gelten zu lassen. Dabei verliert gottlob niemand. Bei dem allen liebe ich Gesellschaft in gewissem Sinn. Selbst neue Gesichter seh ich gern; nur die langweiligen, ewig sich wiederholenden Redensarten finde ich sehr ermüdend.

Denkt Euch nur, daß ich mir soeben die Einleitung zu Schellings Vorlesungen<sup>1</sup> habe vorlesen lassen. Das klingt sehr vornehm, allein ich gestehe, daß ich mich freue sie gehört zu haben. Der Mann versteht auf jeden Fall deutsch zu sprechen. Eine kräftige, reine Sprache ohne blendende Floskeln und dabei klar und voll tiefen Sinns – das hört man immer gern. Ich kann mir denken, daß er hinreißend sein muß für seine Zuhörer, die ihn verstehen. Du, lieber Benny, hast diese Einleitung wahrscheinlich schon gelesen. Sollte es nicht der Fall sein, so schreibe mir's, dann schicke ich sie Dir. Ein Bekannter hat mir die ganze erste Vorlesung gebracht. Ich wollte sie für Dich abschreiben lassen. Er hat aber so viel Abkürzungen gemacht, daß ich wohl keinen Abschreiber dazu finden würde. Übrigens ist auch die erste Vorlesung gedruckt und Du kennst sie wohl schon. Was mich betrifft, werde ich mich auf ewig mit der Einleitung begnügen, weil ich merke, daß ich weiter nichts verstehen werde. Ich habe bei dieser Gelegenheit einmal wieder die angenehme Erfahrung gemacht, daß ein Umgang, der im Anfang uns höchst langweilig scheint, am Ende

---

<sup>1</sup> Schellings Berliner Antrittsvorlesung hatte am 15. November 1841 in einem überfüllten Saale, in dem sich unter anderen Bakunin, Engels und Kierkegaard befanden, stattgefunden und war dann als selbständiger Druck herausgekommen. Auch die folgenden Vorlesungen wurden erst einzeln gedruckt.

ganz interessant werden kann. Besser ist es freilich, gleich einen angenehmen Eindruck zu machen, aber immer ist es besser spät als gar nicht. Man fühlt eine Art von Beschämung darüber, die Leute verkannt zu haben, und diese Beschämung habe ich soeben gefühlt.

Seit Jahren nämlich kennen wir einen jungen Mann, der, sehr schüchtern und verlegen und häßlich, nie einen erfreulichen Eindruck machte, wenn er erschien. Seit einiger Zeit aber zeigt er sich als einen Menschen, der sehr ernst an allem Anteil nimmt und der sich interessant beschäftigt. Nun wird er von uns allen ganz anders aufgenommen. Aus Dankbarkeit habe ich ihm ein Billett zu der heutigen Vorlesung gegeben. Professor Dove<sup>2</sup> wird lesen.

Die letzte Vorlesung war von unsrem lieben Professor Ritter<sup>3</sup> und hat allgemeines Interesse erweckt. Mich dünkt, ich hätte ihn noch nie so klar und hübsch sprechen hören. Vielleicht spottet Ihr Gründlichen über diese Vorlesung von *einer Stunde*, aber ich gehe doch gern hin. Man hat ja die Wahl und kann sich die besten aussuchen, und am Ende verbringt man sehr viele Stunden im Leben viel schlechter. Ritter hätte Euch gewiß viel Freude gemacht. Er ist übrigens ein großer Liebling!

2. Februar

So lange sind diese gewichtigen Worte Dir vorenthalten worden, mein lieber Benny. Wirst Du mir's verzeihen? Seitdem habe ich den Professor Dove noch reden hören. Ihr kennt und wißt, womit er sich beschäftigt und daß er zu sprechen und zu spaßen versteht. Das nächste Mal wird Professor Ehrenberg<sup>4</sup> lesen; aber ich hasse die Infusionstiere, und es betrübt mich, daß ich mir das Universum davon angefüllt denken muß, und da mir nun einmal, wie vielen andren, ein mächtiger Widerwille gegen diese zudringliche und ganz unvermeidliche Gesellschaft angeboren ist, so nehme ich an, daß ich nichts mit ihnen zu tun haben sollte. So weit geht meine Wißbegierde auch nicht, durchaus alles Widerliche kennen zu wollen. Aber deshalb finde ich es ganz begreiflich, daß andre anders denken.

Alexander war soeben hier und hat mir ganz allerliebste Briefe von Mariechen<sup>5</sup> vorgelesen. Das liebe Kind ist mit Mann und Kind so gar glücklich, daß alles erfreulich wird, was sie treiben. Sie haben einen Ball gehabt, und alles ist vortrefflich gelungen. Heute wird bei Alexanders getanzt. Die Bekanntschaften mehren sich mit jedem Tanze, und es kann bald zu viel werden. Wenn nun die Söhne auch erst dazu beitragen – wo will das hin? Ich will Alexanders bereden, Euch die Briefe von Mariechen zu schicken. Es freut Euch

<sup>2</sup> Henriette spricht hier und im folgenden von einer Vorlesungsreihe, die von Berliner Universitätsprofessoren gegeben wurde. Heinrich Wilhelm Dove, 1803–1879, war Physiker und Astronom; er gehörte zu der Gruppe, die in dem Observatorium, das für Alexander von Humboldt im Garten des Mendelssohnschen Hauses Leipzigerstraße 3 gebaut worden war, Beobachtungen gemacht hatte.

<sup>3</sup> Karl Ritter, der Geograph.

<sup>4</sup> Christian Gottfried Ehrenberg, 1795–1876, Mikroskopist.

<sup>5</sup> Aus Königsberg, siehe oben Seite 130 Anm. 1.

gewiß, Gutes von ihr zu hören. Jetzt will ich aber aufhören, Euch und mir zu Liebe. Lebt wohl und grüßt mir die liebe Sophie<sup>6</sup>. Sie werden Euch gewiß fehlen, wenn sie fortgehen. Das tut mir leid für Euch dort...<sup>7</sup>

Eure alte  
Mamma

Vergangenen Montag hat Twesten<sup>8</sup> mit Brockhaus<sup>9</sup> bei uns gegessen. Es geht ihm wohl, bis auf einige alten Leiden.

[64]

HENRIETTE (HINNI) MENDELSSOHN, GEB. MEYER,  
AN BENJAMIN UND ROSAMUNDE MENDELSSOHN, GEB. RICHTER  
(Original)

Berlin, den 29. Oktober 1843

Ich will nur rasch Eure lieben Briefe beantworten, damit Ihr gleich ermuntert werdet, mich nicht zu vergessen. Erst aber mußt Du, lieber Benny, etwas gescholten werden. Ist es wohl recht, daß Du Dich entschuldigst, oft hintereinander geschrieben zu haben? Wenn es auch nur Scherz ist, so hast Du doch unrecht, der Du wohl weißt, daß Briefe von Euch meine einzige Schadloshaltung sind. Ich bin übrigens froh, daß die Feier des 25jährigen Jubiläums<sup>1</sup> vorüber ist. Warum ist die Sache nicht auf mehrere Tage eingeteilt worden? Wie soll ein gelehrter Magen so viel auf einmal verdauen. Unsereins hätte viel zu viel davon. Gottesdienst, Reden, Diner und Ball mit allem, was dazwischen und dazu gehört, das ist sehr viel. Dabei sind freilich alle Parteien bedacht worden, indeß sind die jungen Leute doch am besten weggekommen. Sie konnten ihr ganzes Herz und ihre beiden Füße einzig und allein einem teuren Zwecke widmen. Apropos von Füßen freut es mich zu hören, daß Ihr so schöne Promenaden macht, und daß Ihr so gutes Wetter dazu habt. Wenn die Herbsttage freundlich sind, so liebe ich sie sehr, wie ich überhaupt alle Freundlichkeit liebe und vielleicht am meisten da, wo man wenig erwartet. Wir haben auch hier seit einigen Tagen schöne Sonne, und besonders scheint sie heute überaus angenehm in mein grünes Zimmer herein. Seit Sonntag, den 14., wo wir in Halle waren, ist übrigens fortwährend gutes Wetter, was uns besonders in Gotha sehr willkommen war.

Die 9 Tage meines Hierseins<sup>2</sup> sind so rasch vergangen, daß ich kaum weiß,

---

<sup>6</sup> Da beide, Benjamin und Rosamunde Mendelssohn, mit der Görres-Familie befreundet waren, mag dies Görres' Tochter Sophie sein.

<sup>7</sup> Die letzten Worte sind unleserlich.

<sup>8</sup> Siehe Verzeichnis der Absender.

<sup>9</sup> Wohl ein Mitglied der Leipziger Verleger-Familie, mit der Felix Mendelssohn-Bartholdy befreundet war, und die auch eine Filiale in Berlin hatte.

<sup>1</sup> Fest in Erinnerung der Gründung der Universität Bonn 1818.

<sup>2</sup> Seit ihrer Rückkehr von Horchheim.

wie es geschah. Wenn ich Rechenschaft davon geben soll, so werde ich leider nicht viel davon zu sagen wissen. Daß ich den Sommernachtstraum<sup>3</sup> gehört und gesehen habe, wißt Ihr wohl schon. Ich meine wenigstens, davon geschrieben zu haben. Die Musik ist ungemein schön und dem Stück angemessen. Schade, daß Shakespeare nicht seine Meinung darüber sagen kann. Ich denke, er würde fühlen, daß Felix ihn wohl verstanden hat. Was die Aufführung betrifft, so leugne ich nicht, daß ich alle Schauspieler, höchstens Devrient ausgenommen, ganz schlecht gefunden habe. Bei solchen Stücken, wo grade das feinste Gefühl, die anmutigste Natürlichkeit in Sprache und Bewegung erfordert werden, ist mir die alberne, langweilige und unnatürliche Declamation unsrer Schauspieler unerträglich. Beim Lesen, allein oder gemeinschaftlich, habe ich den Eindruck des lieblichen und genialen Sommernachtstraumes weit lebhafter empfunden. Und doch ist der Gedanke von Felix gut, den Versuch zu machen. Vielleicht finden sich einmal bessere Schauspieler dazu.

Gestern habe ich auch ein neues Stück gesehen, wenigstens hier neu. Der Wildschütz<sup>4</sup>. Das ist gut gegeben worden mit einigen beaux restes von alten guten Schauspielern. Stellt Euch aber vor, daß unsres Königs Vorliebe für Sophokles ziemlich stark darin persifliert wird. Eine ältliche Gräfin läßt in ihrem Hause die Antigone aufführen<sup>5</sup>. Das zuhörende Publikum sitzt sehr gelangweilt, sichtbar einschlafend, und erwacht nur um zu singen: „Sehr

---

<sup>3</sup> Am 14. Oktober 1843 war Shakespeares Sommernachtstraum unter der Leitung von Tieck, mit der Musik von Felix Mendelssohn Bartholdy, der selbst dirigierte, im Neuen Palais in Potsdam aufgeführt worden; der Erfolg war so groß, daß die Aufführung dann vom Königlichen Schauspielhaus in Berlin übernommen wurde.

<sup>4</sup> Lortzings bekannte Oper, die 1842 zuerst aufgeführt worden war.

<sup>5</sup> Auf die Veranlassung Friedrich Wilhelms IV., der sich für eine Wiederbelebung antiker Dramen erwärmte, hatte Felix Mendelssohn Bartholdy Musik zur Antigone geschrieben, die erst im Herbst 1841 im Neuen Palais, und dann im Frühjahr 1842 im Königlichen Schauspielhaus in Berlin aufgeführt wurde; für die Diskussionen, ob die moderne Aufführung antike Vorstellungen genau nachahmen könne und solle, siehe *Werner, Mendelssohn*, 374–377. In einem Briefe vom 24. Mai 1842 hatte Henriette (Hinni) an Benny und Rosamunde über die Aufführung berichtet: „Wie schade, daß Ihr die Antigone mit den herrlichen Chören von Felix nicht gehört habt. Welche Meinung man auch über die Aufführung und darüber, ob das Stück für unsre Zeit passend sei oder nicht, haben möge, so viel ist doch gewiß, daß es voll herrlicher Gedanken und daß die Musik von Felix sehr schön ist. Die Familienverhältnisse Ödips sind sehr widerwärtig, das ist gewiß; aber daß man vor 2 000 Jahren schon alle Weisheit und alle Torheiten gekannt und geübt hat, ist interessant in so schöner Sprache zu lesen. Wer nun den Vorteil hat, es in der Ursprache zu können, ist zu beneiden. Es kommen Stellen in der Antigone vor, die den König von Hannover, der zugegen war, wohl hätten aufmerksam machen können, allein es scheint nicht, daß sie den rechten Eindruck gemacht haben. Stellt Euch vor, kürzlich hat er zu unserm König gesagt: „Ein populärer König, der muß ein Schafskopf sein.“ Zu Humboldt sagte er: „Seiltänzer, Schauspieler und Gelehrte kann man immer für Geld haben, nicht wahr?“ Humboldt antwortete: „Ich bin kein Seiltänzer und kein Schauspieler, aber zu den Gelehrten zähle ich mich auch. Daß Professor Dahlmann herkommen soll, wißt Ihr wohl schon. Humboldt meint, es sei ziemlich entschieden.“

schön, sehr schön, wie schade, daß wir's nicht verstehen.“ Man streitet viel hin und her, wie das antique Theatre eingerichtet war, und natürlich kommen dabei viel Lächerlichkeiten vor. Das Ganze ist ziemlich lustig. Es ist aber doch viel, daß es so gegeben werden darf.

Nun muß ich noch von meinem ersten Diner bei Gretchen<sup>6</sup> erzählen. Montag, den 23., haben wir mit Alexanders und Oppenheims und Professor Simson<sup>7</sup> bei ihr gegessen, ganz vortrefflich und ohne daß man ihr die geringste Verlegenheit angemerkt hätte. Ich bat sie, doch irgendein kleines Versehen zu machen, aber nein, es ging alles ganz en règle. Wie viel gewinnen doch die jungen Frauen, wenn sie von Müttern erzogen worden sind. Noch jetzt weiß ich lebhaft, wie es mich beschäftigt und beunruhigt hat, wenn ich Leute haben sollte, wie ich blutrot geworden bin, weil der Professor Herz<sup>8</sup> Meerrettich zum Karpfen verlangte und keiner da war. Ach, das möchte noch hingehen, aber nichts ersetzt einem jungen Mädchen das teure Mutterherz! Gretchen wohnt sehr hübsch und ist sehr nett eingerichtet, nicht zu prächtig, aber recht geschmackvoll und sehr comfortable. Das Beste ist, daß sie ein sehr braves und geschicktes Mädchen hat, die ganz gut kocht und dabei sehr aufmerksam ist. Die Oppenheim- Eltern sind sehr liebevoll mit all ihren Kindern, aber ganz besonders für Gretchen eingenommen. Das nützt sehr viel. Otto gewinnt wirklich sehr bei näherer Bekanntschaft, und auf jeden Fall ist Gretchen sehr glücklich. – Warschauers<sup>9</sup> werden leider sehr bald abreisen. Man hat sich nun schon an ihre Nähe gewöhnt. Es ist aber nun einmal so. Annchen ist ein kleiner Engel und Clara auch sehr lieb und gut. –

Du, liebe Rosa, hast mir doch nicht das Verzeichnis Deiner Aufträge gegeben. Schicke mir's doch bald. Tausend Dank für Deinen lieben Brief. Hört nur ja nicht auf, mir alles zu erzählen. Hast Du die merkwürdige Italienerin kennengelernt? Adio, adio

Eure alte Mamma

---

<sup>6</sup> Margarete, die zweite Tochter Alexander und Marianne Mendelssohns, hatte am 5. April 1843 Otto Georg Oppenheim, den Sohn eines Königsberger Bankiers, der selbst aber einer juristischen Karriere folgte, geheiratet.

<sup>7</sup> Eduard Simson, der spätere Präsident des Reichstags und dann des Reichsgerichts; er war damals Professor der Rechte in Königsberg, und durch seine Frau, eine geborene Warschauer, Schwester des Gatten der ältesten Tochter Alexander Mendelssohns, mit der Mendelssohnschen Familie verwandt.

<sup>8</sup> Marcus Herz, der Gatte von Henriette Herz; er war ein bekannter Arzt in Berlin, dem Friedrich Wilhelm II. den Titel Professor verliehen hatte. Er war ein Freund Moses Mendelssohns gewesen.

<sup>9</sup> Das heißt die älteste Tochter Alexander Mendelssohns, und ihr Mann, die in Königsberg lebten (siehe oben Seite 130 Anm. 1); die darauf erwähnte Anna ist deren erstes Kind, geboren 1841, während Clara das jüngste Kind von Alexander und Marianne Mendelssohn ist, geboren 1840.

HENRIETTE (HINNI) MENDELSSOHN, GEB. MEYER,  
AN BENJAMIN UND ROSAMUNDE MENDELSSOHN  
(Original)

[Berlin, Winter 1843/4]

Vom gestrigen Tage ist gar nichts zu sagen. Ich habe kaum etwas gedacht und mich nur mit den trockenen Fußböden gefreut, weil wir das lange entbehrt haben. Ein Besuch bei Felix, der vergnügt und hier ist, ein Spaziergang im Tiergarten mit herrlicher, matter Sonnenbeleuchtung, die alle Bäume matt vergoldete; dann zu Mittag gegessen, nachmittag viel gelesen, dann bei Alexander zum Quartett, wo Adolph und Franz<sup>1</sup> recht brav gespielt haben; dann sehr müde und sehr gut geschlafen bis neun, wo die Leute Holz brachten und mit Abwerfen und Hauen ein liebliches Geräusch machten; dann gefrühstückt, meinen Minister des Innern, Friederike, abgefertigt und jetzt an Euch schreibend. So weit – bis weiter.

Bei Felix haben alle Kinder den Keuchhusten, einigen geht es schon besser, andre husten noch. Carl<sup>2</sup> ist ein ausgezeichnetes Kind, er sieht Felix sehr ähnlich. Felix und seine Frau werden sehr viel bei den hohen und höchsten Herrschaften eingeladen, aber beide finden keinen Gefallen daran. Cecilie ist nur immer mit Mühe zu bereden, ihre Kinder zu verlassen. Für eine so junge, schöne und gefeierte Frau ist es merkwürdig, wie wenig eitel und putzsüchtig sie ist. Felix liebt auch Anerkennung, aber nicht Soirées, wo er doch immer fühlt, daß nur sein Talent gesucht wird und benutzt werden soll. – Abends: Marco und Alexander Oppenheim<sup>3</sup>. Was mit diesen vorgenommen worden ist, erratet Euer Scharfsinn gewiß<sup>4</sup>.

Mittwoch, schönes, klares Wetter, Besuch von Frau von Herder mit 2 Söhnen<sup>5</sup>, 2 Gronk...<sup>6</sup> und Herr Dewitz, der zuweilen kommt. Frau von Herder ist eine lebhaftere Frau, die sehr hoch erfreut war, Humboldt einmal zu sehen und zu sprechen. Ich wollte sie bei Tische gern neben ihn placieren, allein, es machte sich nicht. So ein berühmter Mann ist vortrefflich für die Wirtin. Die jungen Leute sind sehr zufrieden, wenn sie sagen können, daß sie ihn gesehen haben. Übrigens sage ich Euch, daß Humboldt mit dem Alter immer lebenswürdiger und herzlicher wird. Seine Anhänglichkeit an Mendelssohn<sup>7</sup> ist wirklich dauernd. Was irgend nur ihn oder Mendelssohn oder überhaupt die Welt noch angeht, das teilt er sogleich mit und bespricht oder vielmehr beschreibt er mit Mendelssohn. *Das aber unter uns.*

<sup>1</sup> Söhne Alexander und Marianne Mendelssohns.

<sup>2</sup> Der älteste Sohn von Felix und Cécile Mendelssohn Bartholdy; siehe Verzeichnis der Absender.

<sup>3</sup> Brüder Otto Georg Oppenheims (siehe Seite 137 Anm. 6).

<sup>4</sup> Wahrscheinlich Karten gespielt.

<sup>5</sup> Frau des Oberberghauptmanns Sigmund von Herder, der ein Sohn Johann Gottfried Herders war.

<sup>6</sup> Nicht leserlich.

<sup>7</sup> Joseph Mendelssohn.

Gestern war Diner bei Alexanders; Twesten<sup>8</sup> mit Frau, Ranke<sup>9</sup> mit Frau, Hering<sup>10</sup> mit Frau, Eduard Magnus<sup>11</sup>, Felix mit Frau, ein junger Americaner, ein Herr Asher aus Hamburg, der hier bei der Eisenbahn angestellt, Herr Simon und Familie. Eine auffallende Nachwirkung des Kreuzenseer Brunnens hat sich an der Dr. Hering erwiesen. Sie war ganz mager und elend dort angekommen und ist jetzt rund und stark und blühend. Vielleicht habt Ihr gehört, daß Professor Ranke die hiesige Welt mit seiner Heirat überrascht hat. In den ersten Wochen blieb die Frau ganz unsichtbar, er ging aber überall hin, vor wie nach, und wurde natürlicherweise sehr geneckt. Selbst die Königin hat ihm gesagt, daß man in der Stadt unzählige Geschichten über seine Heirat verbreitete. Jetzt führt er sie aber in Gesellschaft. Marianne begegnete ihm letzthin auf der Straße und sagte ihm ebenfalls darüber einige Neckereien. Hierauf hat er sie ihr gebracht. Zu mir kam er aber nicht. Gestern stürzt er gleich auf mich zu und forderte mich fast auf, ihn zu necken. Ihr wißt aber, daß ich es gern langsam an mich kommen lasse und gar nicht auf Erweiterung eines Kreises denke. Ich mußte aber doch etwas sagen, und nun meinte er, vorher hätte er erst wissen müssen, wie ich über sein Betragen denke. Die Frau gefällt mir fürs erste recht gut. Er hat mir seine Heiratsgeschichte ganz ordentlich erzählt. In Paris hatte er sie zuerst gesehen, dann in London, dann in Brüssel, glaube ich, usw. Mündlich, wenn es Euch dann noch interessiert, ausführlich.

Hasse mich nicht, liebe Rosa, daß ich Dir noch keine Blumen zum Aufnähen geschickt habe. Es geschieht doch einst. – Gestern ist ein sehr anmutiger Brief von Marie angekommen. Sie lebt im ganzen sehr angenehm mit Mann und Kind und Familie. Annchen hat viel Gesellschaft an den Familien-Kindern. Hier geht gottlob alles sehr gut. Die Kinder sind alle lieb und gut. Adolph gefällt sehr. Von 3 schönen Damen habe ich in diesen Tagen sein angenehmes Wesen rühmen hören; das ist übrigens begreiflich, daß die schönen Damen ihn angenehm finden. Wenn erst die alten und häßlichen ihn loben, dann ist es erst rühmlich. Franz ist aber auch ein lieber, guter Junge. Seine Neigungen sind, wie es jetzt scheint, belletristischer Art, was mich sehr freut. Was das Äußere betrifft, sind beide nicht hübsch, wie mir scheint, aber beide sehr verschieden. – Otto<sup>12</sup> hat Adolph für mich gezeichnet, ganz ungemein ähnlich. Eben bringt mir Alexander ein kleines Briefchen von Dir, lieber Benny, mit einem Gruß von Dir, liebe Rosa. Schönsten Dank für beides.

Freitag. Nach allerlei Küchengeschichten und diversen andren Bestellungen sitze ich jetzt am Secretär und sehe eben, daß mir gegenüber die Fenster fast alle zugefroren sind. Die Sonne bescheint unser Haus sehr freundlich, aber

---

<sup>8</sup> Siehe Verzeichnis der Absender.

<sup>9</sup> Da Ranke am 26. Oktober 1843 heiratete, muß dieser Brief auf den Winter 1843/44 datiert werden.

<sup>10</sup> ?

<sup>11</sup> Porträtmaler, 1789–1872.

<sup>12</sup> Otto ist Otto Georg Oppenheim.



dennoch sind auch bei uns die Fenster ein wenig angefroren; das schmilzt aber gleich wieder. Es ist doch ein großer Vorzug, von der lieben Sonne beschienen zu werden. Es tut mir sehr leid, daß Alexanders auf der Schattenseite wohnen. Ich meine, Ihr müßt die Abendsonne haben und auch die Mittagssonne auf einer Seite. Ist das recht gemeint? Von gestern gibt es wieder nichts zu erzählen. Es war schön zum Spazierenfahren und -gehen, zu Mittag hatten wir unsre Donnerstagsgäste Gleim und Wilfriden und sehr gute gebratene Kastanien, die der Vater jeden Donnerstag von der Börse mitbringt. Das geschieht regelmäßig. Wenn er kommt, legt er sie in die Röhre bis zum Dessert. Ich sehe, der Hamburger Gast aus dem Alpenreich hat sich schon bei Euch eingeführt. Derselbe muß lange blühen, ehe er Eurer würdig wird.

Gestern abend kam Marie Dobeneck<sup>13</sup> und blieb, bis Ernst sie abholte. Das ist mir gar sehr angenehm, Abendgäste zu haben, die wir alle so gern sehen. Sie hatte vorher die Besuche gemacht und war sehr froh sich erholen zu können. Sie haben die Absicht, hier sehr ruhig und zurückgezogen zu leben; ob es aber bei den vielen Bekannten möglich sein wird? – Es läßt sich allenfalls machen, wenn man recht standhaft bleibt. Sie essen spät zu Mittag und wollen abends Tee trinken. Dabei läßt sich's machen, Bekannte bei sich zu sehen, ohne Umstände. Bei uns läßt sich das, der lieben Jugend wegen, nicht machen. Albertine<sup>14</sup> übt unter meiner Wohnstube. Es klingt gut, ist aber doch etwas verwirrend. – Alexanders Morgenbesuch, von Heidy begleitet. – Das Tier ist wieder sehr schön geworden. Es ist merkwürdig, welch Gedächtnis die Hunde haben. Nachdem er vielleicht in zwei Jahren nicht hier gewesen war, lief er doch sogleich wieder an ein Schränkchen, woher ich ihm sonst Zucker zu holen pflegte.

Sonnabend. Von gestern ist wieder so wenig zu sagen, daß ich erfinden müßte, um etwas zu berichten. Gewöhnliche Lebensweise den ganzen Tag; Familie mittags und abends mit Ausnahme von Margarete, die zu Mittag bei Pauls gegessen hat. Der Vater Oppenheim ist hier und hat mit Alexander Oppenheim zu Abend hier gegessen. Sehr frische Austern haben allgemeinen Beifall gefunden. – Ich freue mich schon darauf, Euch einmal bei Margretchen zu sehen. Ihr werdet es gewiß sehr behaglich bei ihr finden. Wohnung, Einrichtung, Bewirtung und Benehmen der jungen Leute ist ganz allerliebste. Gestern hat Humboldt sie besucht, was sie natürlich freut. Ich wundere mich aber gar nicht darüber, denn die ältern Herrn jeder Art wissen eine gute Aufnahme bei jungen hübschen Leuten immer zu schätzen. Wie ist Euer prinzliches Diner gewesen? Bist Du, liebe Rosa, mit allem zufrieden ge-

<sup>13</sup> Marie, Freifrau von Dobeneck, Frau eines preußischen Offiziers, war eine geborene von Pobeheim, und als solche eine Nichte von Henriette (Hinni) Mendelssohn (siehe oben Seite 10 Anm. 3); ihr zweiter Sohn, Robert, heiratete 1866 Elisabeth von Bethmann Hollweg, eine Tochter Moritz August von Bethmann Hollwegs (siehe Verzeichnis der Absender).

<sup>14</sup> Albertine Mendelssohn-Bartholdy (siehe Verzeichnis der Absender); Paul Mendelssohn-Bartholdys lebten, wie Joseph und Henriette, in der Jägerstraße 51.

wesen? Ich weiß, Du verstehst Deine Sache zu machen, und es war gewiß recht behaglich und angenehm. – Heute bin ich entschlossen nicht auszufahren, obschon es wahr ist, daß ich erst, seitdem ich wieder ausgehe, gut schlafen kann. Die Tugend ist aber schwer zu üben und es ist zu Hause, in dem grünen, von der Sonne beleuchteten Zimmer so angenehm zu leben.

Heute abend ist polnische Wirtschaft bei uns. Alexander auf einem Ball bei dem russischen Gesandten. Adolph auf einem einfachen Ball bei . [?] . Marianne wahrscheinlich bei Gretchen, und ich ganz gewiß zuhause. Da kann ich's halten, wie ich will und nicht wie die andern wollen. – Es scheint sehr wenig, aber es ist doch eine angenehme Sache, sich ganz nach seiner eigenen Neigung benehmen und bewegen zu können. Gehen, sitzen, aufstehen, hin und her spazieren, wie es einem eben behagt – das kann man doch nur in seinem eignen Zimmer, dann gar auch reden und schweigen und lesen und schreiben dazwischen, wie es einem einfällt – das finde ich alles sehr angenehm, und die Gesellschaft muß schon viel zu bieten haben, die solche Vorzüge ersetzen.

Sonntag. – Vermelde, daß nichts zu vermelden ist, was bei mir auch sehr oft der Fall sein wird. Außer einem Besuch von meiner alten Freundin, der Staatsrätin Hufeland<sup>15</sup>, vormittags, zu Mittag Herr Löwenthal und Franz, der mir nachmittags gewöhnlich sehr gern etwas vorliest, und abends Herr Marco und Wilhelm Mendelssohn aus Breslau<sup>16</sup>, habe ich niemand Fremdes gesehen. Die Hufeland hat mir allerlei erzählt. Sie hat in diesem Jahre ihren Schwager Polkman und ihren Neffen Bardua verloren, was sie sehr erschüttert hat. Es ist eine herzensgute Frau, die sehr teilnehmend ist bei jeder Gelegenheit. – Heute wird wieder einmal drüben gegessen, was seit einigen Sonntagen nicht der Fall war. Mittwoch wird drüben getanzt, wozu ich mich schon vorbereite. Die Jugend hat in diesen Tagen viel zu tun mit den Beinen. Es sind jetzt viel hübsche junge Mädchen hier, und das reizt auch mehr zu Bällen, wobei sie wirklich ein jeder doppelt gern sieht. –

Lebt wohl, Ihr lieben Bonner. Werdet es nur nicht müde mit uns zu dinieren und zu tanzen. Diese Monate sind nun einmal dazu bestimmt. Den nächsten Mittwoch geben die Professoren den Studenten en revanche einen Ball, und Dienstag wird wieder Professor Neanders<sup>17</sup> Geburtstag gefeiert, d. h. die Studenten bringen ihm ein Vivat ohne Fackelzug auf seinem Hof, und er gibt den Professoren ein Diner, was er sehr gern aufgeben und dafür den Armen Holz schenken möchte; allein auch dieser strenger Theologe fügt sich der Schicklichkeit. Ist es nicht komisch, daß ich dem Professor Neander immer ein kleines Geschenk zu seinem und er mir zu meinem Geburtstag schickt. Das ist nun einmal so eingeführt.

---

<sup>15</sup> Frau des berühmten Arztes Hufeland, der 1836 gestorben war.

<sup>16</sup> Jüngerer Sohn Nathan Mendelssohns, der 1821 geboren war; er wurde Ingenieur.

<sup>17</sup> August Neander, 1789–1850, Kirchenhistoriker in Berlin.

Adio, adio – Eure alte Mamma,  
die Euch nur noch berichten will, daß gottlob die ganze Familie sich wohl  
befindet. – Von heute morgen kann ich nichts sagen, denn noch habe ich  
niemand gesprochen als meine Ministerin des Innern, die eben jetzt auf mich  
wartet.

[66]

JOSEPH MENDELSSOHN AN ALEXANDER MENDELSSOHN  
(Original)

[Horchheim] den 8. September 1846

Mein lieber guter Alex!

Ihr wißt die klägliche Geschichte<sup>1</sup> nun also dort auch, doch scheint Ihr noch  
nichts von dem förmlichen gerichtlichen Steckbrief hinter Dr. Arnold Men-  
delssohn gewußt zu haben. Bis jetzt habe ich ihn auch nur in der Aachener  
Zeitung gesehen. Daß drei junge Leute, die alle eine gute Erziehung genossen  
haben, solcher Verirrungen fähig sind, ist ein höchst trauriges Zeichen unsrer  
Zeit! – An unbegrenzter Eigenliebe und Überschätzung ihres eigenen Wertes  
leiden sie wohl alle drei – ist das eine Krankheit der Zeit? Ich glaube, daß zu  
verschiedenen Zeiten verschiedene Geisteskrankheiten grassieren und dann  
wieder verschwinden, grade wie die körperlichen. – Arnold hat uns Lassalle  
als den größten Philosophen der Zeit vorgestellt<sup>2</sup>; sich selbst hielt er für den  
größten Arzt, und der Dritte, meine ich, war der Teufel, der sich über die  
andren lustig machte, am Ende aber selbst sich verstrickt hat. Kennst Du noch

<sup>1</sup> Die „klägliche Geschichte“ ist der Kassettendiebstahl, der von Arnold Mendelssohn und Alexander Oppenheim, einem Bruder von Alexander Mendelssohns Schwiegersohn, vorgenommen wurde, um Lassalle in seinem Kampf für die Gräfin Hatzfeld in ihrem Scheidungsprozeß zu unterstützen; es wurde irrtümlich angenommen, daß die Kassette, die gestohlen wurde, und die der Maitresse des Grafen Hatzfeld gehörte, Dokumente enthielt, die der Gräfin Hatzfeld entscheidend nützen könnten.

<sup>2</sup> Für das Verhältnis von Lassalle zu Arnold Mendelssohn sind die „Briefe von und an Lassalle bis 1848“, die den ersten Band der von Gustav Mayer herausgegebenen *Ferdinand Lassalle*, Nachgelassene Briefe und Schriften, Berlin 1921, füllen, die entscheidenden Zeugnisse. Die ganze Angelegenheit wird hier nur gestreift insoweit, als sie die Haltung der Mendelssohn-Familie zu der Affäre zeigt. Immerhin muß bemerkt werden, daß Arnold Mendelssohn, der als Arzt in Berlin zu praktizieren begonnen hatte, dort unter den Einfluß Lassalles kam, der ihm eine philosophische Grundlegung seines künftigen Lebens zu verschaffen imstande schien. Lassalle richtete sich eine elegante Wohnung in Berlin ein, in die auch Arnold Mendelssohn einzog. Er wandte sich an seinen Onkel Joseph für Geld zu einer Lassalles Eleganz entsprechenden Einrichtung, aber Joseph, der Arnold regelmäßig finanziell unterstützt hatte, lehnte dieses Gesuch ab. Immerhin brachte Arnold Lassalle in das Mendelssohnsche Haus, und Lassalle, auf Grund dieser Bekanntschaft, machte große Anstrengungen, das Bankhaus Mendelssohn zur Beteiligung eines Geschäfts, an dem sein Schwager und Vater interessiert waren, zu gewinnen. Aber nach sorgfältiger Prüfung lehnte Mendelssohn und Co. mit gutem Grunde ab; Lassalles Vater und Schwager verloren an den Prager Gas-Aktien, um die es sich handelte.

ein Brüderpaar so vollkommen entgegengesetzten Geistes und Gemüts als Otto und Alexander – Arnold und Wilhelm? – Wir wissen hier von den Details der Sache kein Wort. Wenn Du was weißt, schreib es mir doch, Du kannst denken, daß ich sehr begierig darauf bin. Es war gewiß ein höchst dummer, einfältiger Streich, noch dümmer ausgeführt als ersonnen, an Diebstahl hat keiner von ihnen gedacht, und doch haben sie den dringenden Verdacht auf sich geladen! Otto<sup>3</sup> schreibe ich nach Cölln, es ist ein harter Schlag für ihn, möge er Kraft des Gemüts genug haben, ihn zu überwinden!

Diese Zeilen treffen Dich wohl schon von Ludwigslust, wo Du heute bist, zurück. Wenn du den 11. abreisest, so kommst Du gewiß nicht zu spät und grade recht, daß wir einmal Deinen Geburtstag persönlich mit Dir begehen können, worauf wir uns sehr freuen<sup>4</sup>. Ob Du Adolph<sup>5</sup> mitbringst, wird wohl allein vom Arzt abhängen. Ich glaube, Du tust wohl, es nicht bloß von der *Erlaubnis* des Arztes abhängig zu machen. Der Arzt muß es zuträglich für Adolph finden, sonst würde ich ihn der Herbstreise nicht aussetzen, doch das weißt Du alles auch! Wen Du bringst, der soll uns gewiß ein höchst willkommener Gast sein. Grüße mir die Mutter und die Kinder alle herzlich.

Dein Vater

In welcher Zeitung war Alexander Oppenheim in Cölln genannt? Ich fand bloß in der Frankfurter den Vornamen Otto.

Soeben bekomme ich ziemlich ruhigen Brief von Otto vom 6. aus Cölln und erwarte ihn bald hier.

Soeben fährt Dr. Lassal in einer eleganten Equipage unter dem Balcon vor und läßt sich melden, ich laß ihn abweisen, so daß er es verstehen wird.

[67]

HENRIETTE (HINNI) MENDELSSOHN, GEB. MEYER,  
AN BENJAMIN (GEORG) UND ROSAMUNDE MENDELSSOHN  
(Original)

Berlin, den 21. Mai 1847

Bis itzt habe ich mich noch nicht entschließen können, Euch, meine geliebten Kinder, über den schrecklichen Todesfall<sup>1</sup>, der Euch wie uns alle so ganz

<sup>3</sup> Das ist Otto Georg Oppenheim, Schwiegersohn Alexander Mendelssohns (siehe Seite 137 Anm. 6) und Bruder des in den Kassettendiebstahl verwickelten Alexander Oppenheim.

<sup>4</sup> Aus einem Briefe Josephs an Alexander vom 15. August 1846 geht hervor, daß Alexander plante, mit seiner Familie im September nach Horchheim zu kommen; in diesem Briefe berichtet Joseph, daß er von allen anderen Mitgliedern seiner Familie, aber nicht von Alexanders Sohn Adolph, einen Geburtstagsbrief erhalten habe: „Es muß wohl nur ein Zufall Schuld sein, wenn sein Brief fehlt. Ich wüßte nicht, daß ich ihm Veranlassung gegeben habe anders gegen mich zu denken als seine Geschwister.“

<sup>5</sup> Bezieht sich wohl auf erste Anzeichen der Tuberkulose, an der Adolph fünfundzwanzig Jahre alt im Jahre 1851 starb.

<sup>1</sup> Fanny Hensel war am 14. Mai 1847 gestorben.

plötzlich überrascht hat, ein Wort zu sagen. Es sind heute grade 8 Tage, und schon 4 Nächte ruht die sterbliche Hülle der reichbegabten, vortrefflichen Frau in der Erde. Vor 8 Tagen ahndete niemand die Gefahr. Es war den Mittwoch vorher gegen Morgen ein fürchterliches Gewitter, und Fanny und Hensel wurden, so wie alle andren, plötzlich aus dem Schlaf geweckt durch Donner schläge, wie ich sie noch niemals gehört zu haben glaube. Es hatte auch an mehreren Orten eingeschlagen, unter andrem im Garten des Kriegsministeriums, der dem Ihrigen ganz nah ist. Fanny litt sehr von der Hitze der letzten Tage und mag sich wohl ganz ungewöhnlich angestrengt haben durch Vorbereitungen zu ihrem Morgenconcerte, das den Sonntag stattfinden sollte. Sie fühlte sich indeß ganz ungewöhnlich wohl und so ganz besonders beglückt durch den herrlichen Frühling und durch alles, was ihr Erfreuliches begegnete, daß sie noch einen Tag vorher zu Hensel sagte: „Ich bin so glücklich, wie ich's gar nicht verdiene.“ Worauf Hensel zu ihr sagte: „Wenn du es nicht verdienst, wer verdient das sonst wohl!“ Freitag vormittags hatte sie mehrere Besuche gemacht und kam sehr ermüdet zuhause, dann aß sie schnell zu Mittag und hielt nach dem Essen nicht wie gewöhnlich eine kurze Mittagsruhe, sondern beschäftigte sich gleich mit der Probe. Wir hatten grade Pauls<sup>2</sup> zu Tische, und Adolph<sup>3</sup>, der mitsingen wollte, ging früher fort, worauf ich noch bemerkte, daß Hensels doch spät zu essen pfligten und daß es nicht gut sei, so gleich nach dem Essen zu musicieren. Sie ließ das Instrument an die offene Tür des Saales setzen und fing mit einem kräftigen Anschlag an; die Hitze war groß, und sie warf ihren Shawlwurf ab, als grade ein heftiger Sturm ins Zimmer drang und sie traf. Gleich nachher mußte sie aufhören, weil ihr die Hände eingeschlafen waren. Sie ging hinaus, sich entschuldigend und gleich wieder anzufangen versprechend. Im anderen Zimmer wusch sie die Hände mit warmem Essig und fühlte sich dadurch auch wieder belebt und stark genug, um gleich wieder zu dirigieren. Sie wollte keinen Arzt, weil sie diesen Zufall schon öfter gehabt hatte und ihn für zu unbedeutend hielt; doch bald ward es schlimm und sie sagte nun auch: „Es ist wohl ein Schlaganfall, ganz wie Mutter.“ Man brachte sie ins Bett, und gegen 11 Uhr war sie nicht mehr. Die Ärzte fanden sie schon ohne Besinnung. Es ist gewiß nichts versäumt worden, allein das kann man wohl glauben, daß der Zufall durch die große Anstrengung früher als vielleicht unvermeidlich sie getroffen hat. Einen schönern Tod, mitten in der Ausübung ihrer liebsten Beschäftigung, sich ganz befriedigt fühlend und geliebt und geachtet von allen, die sie kannten, gibt es nicht. Hensel, Sebastian und die Geschwister haben den unersetzlichen Verlust erlitten.

Der arme Felix tut mir gar zu weh. Es ist noch nichts Eigenhändiges von

---

<sup>2</sup> Paul und Albertine Mendelssohn-Bartholdy, Felix' und Fannys Bruder und seine Frau.

<sup>3</sup> Sohn Alexander Mendelssohns.



Fanny Hensel, geb. Mendelssohn Bartholdy



ihm hier, aber doch Nachricht durch einen Bruder Albertinens, der ihm die Trauerbotschaft überbracht hat.

Marianne<sup>4</sup> verliert die treuste Freundin an Fanny. Sie war ihr wirklich treu ergeben. Wie schmerzlich, ihr grade jetzt diese Nachricht mitteilen zu müssen; und Marie, die Arme, die auch geschont werden müßte! Sonntag, den 23., will Marianne von Königsberg abreisen. Sie sehnt sich natürlich sehr nach den Ihrigen hier. Ihr glaubt nicht, welche Teilnahme dieser Todesfall findet. Das kann niemand wahrhaft trösten, aber es ist doch ein Beweis von der allgemeinen Anerkennung. – Du kennst wohl die Dr. Frank. Sie war eben hier, und natürlich haben wir nur von Fanny gesprochen. – Sie ruht jetzt in der Nähe ihrer Eltern, umgeben von einer wahren Blütenpracht, und die Nachtigallen singen ihr ein Wiegenlied!

Ihr habt Horchheim so schön gefunden. Gebe Gott, daß wir es in Freude zusammen sehen. Ach, laßt uns ja zusammenbleiben, so lange wir hier sind. – Lebt wohl, meine geliebten Kinder.

Eure alte  
Mutter

[68]

WILHELM HENSEL AN LUISE HENSEL  
(Abschrift)

Berlin, den 28. Mai 1847

Geliebte Schwester!

Wie oft habe ich mir schon das Blatt hingelegt, es von Stube zu Stube getragen, um Dir zu schreiben, und dann ist es mir doch zu schwer geworden. Hilfe Gott, der so Überschweres auferlegt, nun uns Armen auch all dabei! Amen. Du siehst, wie das schon nach Ergebung klingt, und daß ich mich wenigstens nicht auflehne gegen Gott, wenn ich ihn auch diesmal so ganz unbegreiflich finden muß, ein Leben, so voll Segen für andre, so voll Freude für sich, so dankbar gegen ihn! Ach! warum, warum, warum so früh? So in vollster freudigster Entwicklung der geschenkten Gaben, so unbedürftig noch eines höhern Glücks? Du wirst wollen, ich soll nicht fragen, aber tue ich nicht schon alles Menschenmögliche, wenn nicht rechten mit Gott? –

Und unser Sohn! dieses reine Beispiel, dieses makellose Vorbild sittlicher Würde, sichtbar vor ihm wandelnd, hinweggenommen, dieses Vorbild, an dem er sich erstarken konnte in dieser schwersten Zeit seiner Entwicklung an Leib und Geist! Und allein muß ich mit ihm nun zu Rat sitzen über die Entscheidungen seines Lebens, alle Verantwortung darüber liegt allein auf mir! Gebe denn Gott mir die Kraft, daß ich überall in *ihrem* Sinn handle, der ja der reinste, der heiligste gewesen, den ich im Menschen gefunden habe, und ihm gebe er ihrer Seele sichere Wahrhaftigkeit! –

<sup>4</sup> Marianne Mendelssohn, die Frau Alexander Mendelssohns, war damals in Königsberg zu Besuch bei ihrer ältesten Tochter Marie Warschauer, die im vorangehenden Jahre ein Kind verloren hatte.



Meine auch nicht leichte Nebenaufgabe ist nun zugleich dem äußeren, öden Dasein wieder eine Gestalt zu geben, und sie kann freilich nur eine ganz andre sein. Der Sturm Gottes ist durch mein Haus gefahren und hat es niedergeworfen, da kann ich nicht in törichtem, fruchtlosen Bemühn einzelne Pfosten halten wollen. Es ging ein heller Geist durch dieses Haus, er ist hinausgegangen, und wie ich die Hülle, die leibliche, nachtragen müßte, so kann ich auch das Haus nun aufgeben, in dem ihr Geist gewaltet hat. Niemand kann, darf es wieder beleben. So hab' ich meinen Hausstand aufgelöst. Es tut mir leid um Minna<sup>1</sup>, in liebevollem Bruderherzen herzlich leid, aber weiß Gott, ich kann nicht anders. Meine Seele erträgt *kein* andres Walten in diesen Räumen, ich müßte mich aufreiben bei dem Anblicke und habe mich doch zu erhalten für meinen Sohn. Leer, still, werden diese Räume mir wie Kirche sein, und ich werde mich darin stärken können für die übermenschliche Aufgabe, die mir durch Ertragen sollen des Lebens geworden ist. Für Sebastian ist es auch besser, sein junges Leben braucht Lebensfrische um sich, jungen Wuchs, mit dem er wachse, und Einwirkungen nicht so zerbrochener Naturen als die meine ist. Dabei trenn' ich mich nicht von ihm, gebe ihm nur Ersatz der Eigenschaften, die mir genommen sind. Rebecka<sup>2</sup> zieht über uns in die kleine Wohnung und nimmt uns in Kost, bis Sebastian sein Examen gemacht und wir beide hinausziehen in die Welt, wo es ihm am besten sein wird hinzugehen. Ich habe keinen Wunsch mehr für mich, keine Vorliebe für ein Land, keine Liebe mehr für meine Kunst. Mögte die letztere wenigstens wieder erwachen, so ich sie üben könnte zu Fannys Preis! – Und auch ich brauche Öde und Schweigen des Grabes um mich. Minna denke ich Dir selbst zu bringen und so Dich schmerzlich wiederzusehn. Hierher komme nicht, ich müßte zu schneidend empfinden, wie es war, als Du auf *ihren* liebevollen Ruf erschienst! Eine gastliche Schwelle hat das Haus Hensel fortan nicht mehr. –

Einen Beweis der Liebe für Euch Schwestern werdet Ihr noch durch ihr Testament, dessen betreffende Stelle Euch zugefertigt werden wird, ersehnen. Auf ihren Antrieb haben wir Euch nämlich, *jeder von Euch*, 300 Reichstaler jährliche Rente vermacht, mit dem Aussprechen des *Wunsches* (aber nicht Bestimmung), daß Ihr die 600 Reichstaler gemeinschaftlich lebend verwenden möchtet; wird Eine abgerufen, erhält die Überlebende 400 Reichstaler. Nun sollte das freilich erst nach unserm *beiderseitigen* Tode anfangen und nur die genannte Höhe haben, wenn die Summe einen bestimmten Teil der Gesamtrente nicht überstiege, doch denke ich es gleich ins Leben treten zu lassen. Das Nähere darüber nächstens. Für heute lebewohl.

Dein treuer Bruder

Wilhelm

---

<sup>1</sup> Hensels andere Schwester, die mit Wilhelm und Fanny in Berlin in der Leipzigerstraße 3 gewohnt hatte.

<sup>2</sup> Rebecka Dirichlet.

HENRIETTE (HINNI) MENDELSSOHN, GEB. MEYER,  
AN BENJAMIN (GEORG) UND ROSAMUNDE MENDELSSOHN  
(Original)

Berlin, den 1. November 1847

Ihr könnt es wohl denken, meine herzlich geliebten Kinder, daß die 10 Tage meines Hierseins in gar vieler Hinsicht bewegte Tage zu nennen waren. Und heute, da ich eben von unserm guten Adolph<sup>1</sup> Abschied nehme, fühle ich natürlich meine Seele sehr bewegt. Es ist ja gewiß ein ernster Schritt – nur nicht so ernst wie eine Heirat. Der Allmächtige behüte den guten redlichen Menschen. Auch Franz<sup>2</sup> wird den nächsten Mittwoch abreisen, um nach Bonn zu gehen. Ich denke, daß es auf jeden Fall gut für ihn ist, einmal in andre Verhältnisse zu kommen. Daß Ihr ihn mit Liebe aufnehmen werdet, und daß es wohlthätig auf ihn wirken wird, Euch zu haben, ist gewiß. Laßt Euch nur oft von ihm vorlesen. Das tut er gern und fesselt ihn vielleicht, die Abende mit Euch zu sein. Adolph hat seine Abreise durch den herrlichsten Sonnenschein begünstigt gesehen, der ihn auch heute noch begleitet. Die liebe Sonne wirkt gar mächtig auf das Gemüt. Es ist kein Wunder, daß diese sichtbare Wohltäterin von einfachen Naturkindern angebetet wird. Ich danke Euch für acht liebe Briefe, die ich hier schon erhalten habe, und danke Euch um so mehr, weil Ihr nicht gerechnet habt. Könntet Ihr sehen, wie es hier in den ersten Tagen des Hierseins zugeht, so bin ich überzeugt, daß Ihr mir nicht böse sein würdet, wenn ich wenig schreibe. Unter vielen Leuten, die mir vorkommen, findet sich auch wohl einmal einer oder der andre, von dem sich gern etwas erzählen läßt.

Eben jetzt ist der Dr. Rosen<sup>3</sup> hier, der in Constantinopel als Dolmetscher bei der Gesandtschaft angestellt ist. Er hat vorher eine große Reise gemacht und vieles erlebt und erzählt es gern, wenn er dazu aufgefordert wird. Er freut sich sehr auf den neuen Gesandten<sup>4</sup> und meint, man wäre dort besonders froh, daß einmal eine junge Dame mitkäme. Der Orient muß eine ganz besondere Anziehungskraft haben. Wer einmal lange dort gelebt hat, geht gewöhnlich gern wieder hin. Doch soll die fremde Bevölkerung dort keineswegs erbaulich sein, und besonders nur die Orte, wo bloß Türken hinkommen, von anständigen Leuten besucht werden können. Sehr wunderlich ist es, daß es eigentlich nicht recht schicklich ist, wenn der Gesandte türkisch versteht, aus dem Grunde, weil es wohl geschehen kann, daß einmal im Gespräch ein übereiltes Wort vorkommt, was dann der Dolmetscher zu mildern verstehen muß. Die beiden preußischen Offiziere Moltke und Mühlhausen<sup>5</sup> sollen dort in

<sup>1</sup> Adolph ging nach Frankreich zur Ausbildung im Bankgeschäft.

<sup>2</sup> Franz ging nach Bonn, um dort zu studieren und Militärdienst zu leisten.

<sup>3</sup> Georg Rosen, 1820–1891, Orientalist.

<sup>4</sup> Alexander Freiherr von Schleinitz war damals zum Preußischen Gesandten in Constantinopel bestimmt, aber die Ernennung wurde später rückgängig gemacht.

<sup>5</sup> Wohl irrtümlich für von Mühlbach, der zusammen mit Moltke in der Türkei gewesen war.

sehr gutem Andenken sein, trotzdem daß die Schlacht<sup>6</sup> unter ihrer Leitung verloren ging, was man ihnen nicht zuschiebt, sondern nur den Türken. Ich verschone Euch mit der ausführlichen Erzählung. Ihr kennt wohl den Dr. Rosen. Er hat sehr viel ausgehalten auf seiner Reise und hat bei einem heftigen Sturm viel verloren von seinen Habseligkeiten, auch war er 4 Wochen lang an kaltem Fieber krank unter den Kurden (glaube ich), ohne irgendwo eine bleibende Stätte zu finden, und dennoch meint er, daß er die Reise gleich noch einmal zu machen sich entschließen würde. Ich hatte ihm bei der Abreise ein portables Tintenfaß geschenkt, was auch im Meere versunken ist. Vielleicht lernen die orientalischen Fische nun sich schriftlich mit den europäischen Fischen zu unterhalten. Nichts ist unmöglich.

Den nächsten Freitag oder Sonnabend werdet Ihr Adolph und Franz bei Euch sehen. Sie freuen sich sehr darauf. Es ist mir auch lieb, daß der gute Hermann<sup>7</sup> die Freude hat, seinen Bruder auf einige Tage bei sich zu haben. Seine Berichte über sich sind so verschieden, daß ich nicht recht verstehe, wie es wirklich ist. Denn Dr. Ballmann und auch den Eltern sagt er, daß es täglich besser ginge, und Euch schreibt er das Gegenteil. Adolph wird nun wohl die Wahrheit schreiben. Im ganzen fürchte ich, daß seine Gesundheit überhaupt erschüttert ist; doch ist es hoffentlich nicht zu arg!

Die Sonne treibt mich zu schließen. Ich will Euch nur noch erzählen, daß hier alles wohl ist. Marie und Annchen sind gar zu liebe und anmutige Gesellschaft für mich. Das kleine Wesen hat einen unbeschreiblichen Zauber in allem, was sie tut und spricht. Lebet wohl, meine geliebten Kinder. Gott lasse Euch diesen Winter nur Gutes erleben!

Eure H M

Daß die Hollweg so leidend ist, betrübt mich herzlich. Sie schont sich gar zu wenig.

[70]

ALEXANDER VON HUMBOLDT AN ALEXANDER MENDELSSOHN  
(Original)

Potsdam, den 4. August 1848

Indem ich Ihnen, teurer Freund, und Ihrer mir so wohlwollenden Gattin etwas verspätet meinen herzlichsten Dank für die Sendung ihres lieben Sohnes<sup>1</sup> und den Ausdruck Ihrer innigen Teilnahme [sage], komme ich Sie schon wieder mit einer Bitte zu plagen. In meiner Genesung (es war gestern der letzte kritische Tag, der 21. ganz ohne Fieber) bieten sich mir trübe Gedanken

<sup>6</sup> Die Schlacht von Nisib, 1839, die Moltke verschiedene Male geschildert und analysiert hat.

<sup>7</sup> Der älteste Sohn von Alexander und Marianne Mendelssohn, geboren 1824, der Verlagsbuchhändler wurde.

<sup>1</sup> Offenbar um sich nach Humboldts Befinden zu erkundigen.

über die nahe Zwangsanleihe dar. Die 5-procentige, vorteilhaftere freiwillige geht, glaube ich, schon am 10. August zu Ende. Was ich eigentlich später zwangsweise zu geben hätte, da ich aus eigentlichen Staats-Cassen nur 3 800 Reichstaler vom König unmittelbar, aus der Kronfidei-Commiss-Casse 1 200 Reichstaler, zusammen 5 000 Reichstaler ziehe, weiß ich leider nicht, da Gehälter (um *Pension* bat ich nicht) mythologisch zu Capital angeschlagen werden und die Blutungen für allzureich Besoldete 3–4 Procent höchstens betragen.

(Als ich 1804 in das Vaterland zurückkam, ließ mir der König<sup>2</sup> wegen geschenkter Sammlungen und zum Zinsersatz der 60 000 Reichstaler, die mir die Expedition gekostet, zu den 500 Reichstalern, die ich von der Akademie hatte, ein Gehalt von 2 000 Reichstaler durch Beyme<sup>3</sup> geben. Die 2 500 Reichstaler zog ich (wegen der Staatsarmut bis 1814 schlecht ausgezahlt) bis 1827, wo der König dazu drängte, mich ganz in seiner Umgebung zu haben. Ich stellte vor, den Pariser Bücher...<sup>4</sup> aufgebend, in Berlin und in dem teuren Wirtshausleben in Potsdam nicht mit den bisherigen 2 500 Reichstalern auskommen zu können und erhielt so seit 1827 ein Gehalt von 5 000 Reichstalern.)

Sie haben mir erlaubt, mein teurer Freund, in solchen Verblutungen vorläufig Ihren Beistand anrufen zu dürfen. Ich wage also ganz frei die Bitte, daß Sie gütigst den Vorschuß für mich übernehmen und, damit ich von der bösen Zwangsanleihe befreit bleibe, auf meinen Namen mir eine Actie a 5 % auf dreihundert Talern verschaffen. Halten Sie in meiner Lage für anständiger, mehr, etwa 500 Reichstaler zu nehmen, so hoffe ich auch diese Ihnen bald zu ersetzen. Die verhängnisvolle Actie bleibt natürlich Ihr Eigentum. Darf ich hoffen, daß Sie das kleine Geschäft mir einrichten, ohne daß ich selbst nach Berlin komme, da Schönlein<sup>5</sup> jetzt noch die Eisenbahn für mich fürchtet. Meine völlige Genesung bis auf Appetitlosigkeit schreitet gut fort, auch hat mich der ewige Durst endlich verlassen. Mit großer Freude erfahre ich, daß Ihr herrlicher Vater die lästige Badecur und mit Zufriedenheit geendigt hat.

Die Verhältnisse mit Rußland und Frankreich sind erfreulich. Der Czar hat wie an Windischgrätz, so an General Cavaignac einen sehr belobenden Brief „über Rettung der Civilisation“ geschrieben<sup>6</sup>. Das Factum ist sicher und die Coquetterie hat einen philosophischen Anstrich. Der Fahnenzwist<sup>7</sup> und be-

---

<sup>2</sup> Friedrich Wilhelm III.

<sup>3</sup> Kabinettsrat Karl Friedrich Beyme, 1763–1838.

<sup>4</sup> Nicht leserlich.

<sup>5</sup> Johann Schoenlein, 1793–1864, Mediziner, Professor an der Berliner Universität.

<sup>6</sup> Cavaignac als Französischer Kriegsminister hatte im Juni den Aufstand der Arbeiter in Paris blutig niedergeschlagen, Windischgraetz den der Tschechen in Prag; der reaktionäre Zar Nikolaus war natürlich darüber höchst befriedigt.

<sup>7</sup> Der Fahnenzwist war dadurch entstanden, daß das Reichsministerium in Frankfurt verordnet hatte, daß alle deutschen Truppen die Reichsflagge führen sollten; der Preußische König und die Preußischen Offiziere widersetzten sich der Ausführung dieses Befehls.

sonders der Unfall von Schweidnitz<sup>8</sup> (die unbegreifliche Roheit des Commandanten und der Linientruppen) werden von schlimmen Folgen sein zu einer Zeit, wo vieles sich besser zu gestalten anfängt<sup>9</sup>. Des zweiten Willisen<sup>10</sup> temporäre Sendung wird dort sehr gefallen und da Graf Hatzfeld keine militärische, kaum eine diplomatische zusichert, wird er über die dasigen afrikanischen Zustände aufklären. Willisen ist am meisten zu dieser extraordinären Sendung geeignet, da er alle afrikanischen Herrscher in loco (in Algier) gekannt hat, dazu mit dem hiesigen Ministerium innigst vertraut ist. Sie wissen, daß General Belows<sup>11</sup> Sendung an den Erzherzog<sup>12</sup> nach Wien den Erfolg gehabt, daß der Erzherzog Peuckers<sup>13</sup> Schritt tadelt, dem General Wrangel<sup>14</sup> befiehlt, nicht vorzugehen und auf Pacification zu rechnen, daß er, der Erzherzog, aber sich erst in Frankfurt „avec les ogres“ persönlich beraten müsse, um formell Preußen den so notwendigen Friedensabschluß anzutragen.

---

<sup>8</sup> In Schweidnitz hatten Truppen auf Demonstranten geschossen und 14 Personen getötet. Dieser Zwischenfall führte zu einer Debatte in der Preußischen Nationalversammlung.

<sup>9</sup> Aus der ersten Hälfte des Revolutionsjahres findet sich ein Brief Albertine Mendelssohn-Bartholdys, geb. Heine, vom 2. April 1848 an Luise und Minna Hensel, die Schwestern Wilhelm Hensels; der Brief enthält einige kurze Anspielungen an politische Ereignisse: „Wilhelm ist in seinem Element, wie er sich es seit dem Tode unserer geliebten Fanny immer wünschte – die Waffe in den Händen. Er ist in der Tat in der jetzigen Zeit einer der rüstigsten und verdienstvollsten Beschützer der Stadt und des Königs, denn bei allem Enthusiasmus des einzelnen für ihn und seine Sicherheit ist dieselbe doch in steter Gefahr... Mein armer Paul ist entsetzlich angegriffen, bei weitem mehr als nach dem Tode seines Bruders. Dieser politische Wirrwar, der die ganze Welt und alle Verhältnisse umkehrt und zerstört, hat natürlich auf merkantilitische Zustände den traurigsten Einfluß; hier stellt ein Haus nach dem andern seine Zahlungen ein, und es ist durchaus nicht zu berechnen, wohin das führt. Dabei die körperlichen Anstrengungen, denen unsere Männer durchaus nicht gewachsen sind. Seit 24 Stunden hat Paul wieder Wachtdienst, ich sehe ihn nur auf Viertelstunden...“

<sup>10</sup> Dieser Satz ist schwer zu verstehen, zumal er Irrtümer enthält. Bevor Cavaignac 1848 nach Paris berufen wurde, war er Generalgouverneur von Algier gewesen, und im Sommer 1848 war die Pazifizierung Algiers noch nicht völlig beendet. Aber preußischer Beobachter der französischen Eroberung Algiers war General Friedrich Adolf von Willisen, 1798–1864, während ein anderer Willisen, nämlich Generalleutnant Karl Wilhelm von Willisen, 1790–1879, im Sommer 1848 nach Paris gesandt wurde. Preußen hatte damals keinen Gesandten, sondern nur einen Geschäftsträger, Graf Hatzfeldt, in Paris.

<sup>11</sup> Gustav von Below, 1791–1852, Flügeladjutant Friedrich Wilhelms IV., wurde von diesem zu diplomatischen Missionen benutzt.

<sup>12</sup> Erzherzog Johann war von der Frankfurter Nationalversammlung zum Reichsverweser gewählt worden, traf aber erst am 11. Juli in Frankfurt ein.

<sup>13</sup> Eduard von Peucker, 1791–1876, war Reichskriegsminister und hatte die oben erwähnte Flaggenverordnung erlassen.

<sup>14</sup> Graf Wrangel kommandierte die Truppen in Schleswig-Holstein in der Aktion gegen Dänemark; die Preußische Regierung, im Einverständnis mit Rußland und England, wollte diese Aktion abbrechen und schloß am 26. August einen Waffenstillstand mit Dänemark in Malmö ab.

Es ist guter Willen, aber Dualismus einer unmöglichen Position. Die lauern-  
den, faziierenden Diplomaten<sup>15</sup> Graf Dönhof, Graf Arnim, der Baron Arnim  
(Monsieur Moustache in Paris genannt), Schleinitz (auf den Babelsbergen  
begünstigt) sehen mit Eifersucht auf den geistreichen, zuletzt mit dem  
König sehr uneinigen Bunsen<sup>16</sup>. Der alte Groll der katholischen und rus-  
sischen Partei, der Vorwurf, Preußen in Deutschland zuviel „aufgehen“  
lassen zu wollen, viel Klatsch von Lady Westmoreland<sup>17</sup> gegen den  
„Ägypter“, auch manches Bedenken des hiesigen, sehr einigen Ministe-  
riums machen mir die Ernennung zum Minister der auswärtigen Angelegen-  
heiten für jetzt unwahrscheinlich. Der persönliche Empfang (er aß vor-  
gestern mit Kaulbach<sup>18</sup> und Lepsius<sup>19</sup> in Sanssouci) war sehr freundlich  
und versöhnlich. In England genießt er hohe Achtung, was mich um so mehr  
freut, da es ein Sieg des Talents und der Charakter-Stärke über die aristo-  
cratischen Gewohnheits-Ideen ist. Die Envie der frommen Großen (Praeses  
Auerswald, Schön<sup>20</sup>), aus dem übrigens recht liebenswürdigen Hegelschen  
Philosophen Rosencranz<sup>21</sup> einen Cultusminister machen zu wollen, hat man  
wohl auch in Königsberg belächelt. Am schlimmsten ist, wenn dergleichen  
Dinge aufgegeben werden müssen. Die frühere Idee war mit Boeckh<sup>22</sup>, aller-  
dings ein höheres Talent und der Geschäfte kundig. Man erwartet hier mit  
Sehnsucht Antwort von General Below, der in der zweiten Sendung den  
Erzherzog schon jetzt in Frankfurt wird gefunden haben. Daß der König

<sup>15</sup> August Graf Dönhoff, 1797–1874, war von 1842–1848 Preußischer Bundestags-  
gesandter in Frankfurt, und wurde, von September bis November 1848, Preußi-  
scher Außenminister. Graf Heinrich von Arnim, 1791–1859, war von 1841–45 Preußi-  
scher Gesandter in Paris, dann in Wien, und wurde 1849 für einige Monate  
Außenminister. Freiherr Heinrich von Arnim-Suckow, 1798–1861, war von 1846 bis  
1848 Preußischer Gesandter in Paris gewesen, von März bis Juni 1848 Preußischer  
Außenminister. Schleinitz war ein Freund des Thronfolgers, Prinz Wilhelm, und be-  
sonders seiner Gemahlin, der Prinzessin Augusta; diese lebten in Schloß Babelsberg.

<sup>16</sup> Der König ist Friedrich Wilhelm IV. Bunsen war Preußischer Gesandter in Lon-  
don, aber damals für Konsultation über die politische Situation in Berlin; wegen seiner  
national-deutschen Gesinnung wurden damals von Frankfurt aus Anstrengungen  
gemacht, ihn als Außenminister zu haben. Er hatte den Spitznamen „Ägypter“, weil  
er damals sein mehrbändiges Werk über Ägyptens Stellung in der Weltgeschichte ver-  
öffentlichte.

<sup>17</sup> Priscilla Anne Fane, Countess of Westmorland, war die Frau des englischen  
Gesandten in Berlin; sie war eine Malerin und besaß eine sehr einflußreiche Stellung  
in der Berliner Gesellschaft.

<sup>18</sup> Wilhelm Kaulbach, 1805–1874, Maler, war damals mit dem Ausmalen des  
Treppenhauses des Neuen Museums in Berlin beauftragt.

<sup>19</sup> Karl Richard Lepsius, 1810–1884, Ägyptologe.

<sup>20</sup> Theodor von Schön, 1773–1856, war von 1824–1840 Oberpräsident in Ost-  
preußen gewesen, Rudolf von Auerswald, 1795–1866, wurde es im März 1848,  
wurde dann aber im Juni für einige Monate preußischer Außenminister.

<sup>21</sup> Der Hegelianer Karl Rosenkranz, 1805–1879, war Professor der Philosophie an  
der Universität Königsberg.

<sup>22</sup> August Boeckh, der berühmte Berliner Altphilologe.

zum Domfeste<sup>23</sup> nach dem Rhein gehe, ist mir wahrscheinlich, obgleich man es bisher hier noch leugnet. Griesheims Schrift gegen Peucker<sup>24</sup> ist allerdings ruhmrediger und beleidigender, als man wünschte; daß er aber verabschiedet sei, wie heute die Spenersche Zeitung behauptet, ist gänzlich falsch. Es ist nicht mit ihm vorgefallen. Bunsen, neben dem ich eben wieder in Sanssouci speiste, spricht ganz einfach vom Zurückgehen nach London, und zwar bald. Ich fürchte, daß ich Ihnen Langeweile mache. Empfangen Sie und Ihre lebenswürdige Familie (die Horchheimer Patriarchen eingerechnet) den erneuerten Ausdruck meiner Verehrung und Freundschaft.

Ihr

A. v. Humboldt

[71]

ALEXANDER VON HUMBOLDT AN ALEXANDER MENDELSSOHN  
(Original)

Potsdam, den 24. November 1848  
Freitags, 6<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr abends

Was konnte mir Erschütternderes begegnen als die Nachricht, die ich durch Sie, mein teurer Freund, soeben empfangen<sup>1</sup>. Auf solch einen Verlust war auch ich nicht vorbereitet. Ich war wie ein Glied Ihrer Familie und werde es künftig sein, die wenigen Tage, die ich noch auf dieser Erde wandeln werde. Ihr Wohlwollen, das Ihrer Gattin und Ihrer herrlichen Mutter, lassen mich nicht zweifeln an diesen Banden der Liebe. Ein großer Geist und die edelste Menschennatur im strengsten Sinne des Worts sind uns entzogen. Wo finden wir eine solche Vereinigung von Kraft und lebenswürdiger Weichheit, von Schärfe des Verstandes und belebender Anmut der Sitten. Was sonst sich ausschließt, war in ihm vereinigt. So war er schon als er 15–16 Jahre alt war. Meine Dankbarkeit – ich bin erstaunt, daß meine alten Augen noch Tränen haben!... Ich komme morgen früh, um Sie und die Ihrigen zu umarmen: auch komme ich wieder, um an das Grab zu begleiten. Ich rechne auf Ihre, d. h. unsere Freundschaft.

---

<sup>23</sup> Das Kölner Dombaufest fand am 14. August statt; Friedrich Wilhelm IV. und Herzzog Johann waren anwesend.

<sup>24</sup> Gustav von Griesheim, 1798–1854, war ein Offizier im Preußischen Kriegsministerium, der in einer Reihe von Flugschriften die Unterstellung des Preußischen Heeres unter die Reichsgewalt und Demokratisierung der Armee bekämpfte. Seine bekannteste Flugschrift ist betitelt „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten“.

<sup>1</sup> Dieser Brief ist am selben Tage geschrieben, an dem Joseph Mendelssohn starb. Da Dorothea Schlegel 1839 gestorben war, war nach Josephs Tod von den Kindern Moses Mendelssohns damals nur noch Nathan am Leben.

ZWEITE ABTEILUNG

EIN KREIS OHNE MITTE

Verwandte, manchmal Freunde  
1849–1888

„Vor grauen Jahren lebt' ein Mann im Osten  
Der einen Ring von unschätzbarem Wert'  
Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein  
Opal, der hundert schöne Farben spielte,  
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott  
Und Menschen angenehm zu machen, wer  
In dieser Zuversicht ihn trug . . . . .  
. . . . .  
. . . . . Der achte Ring  
Vermutlich ging verloren. . . . .

*Lessing, Nathan der Weise*



[Aus dem Gefängnis] den 22. April 1849

Lieber Vater!

Ich schreite sofort nach Empfang Deines Briefes zur Beantwortung desselben, da die mir von Dir gesetzte Frist zur Überlegung überflüssig ist; ich habe überlegt und glaubte Dir meine Meinung in meinem letzten Schreiben mitgeteilt zu haben; wie ich sehe, ist dies nicht ganz der Fall. Es ist mir nicht eingefallen zu glauben, daß Du jetzt noch meine Exilierung aus Europa wünschest und eine dergleichen Bedingung annehmend die Caution stellen wolltest<sup>1</sup>; wenn Du meinen Brief noch hast, wirst Du darin finden, daß ich nur glaubte, die Macht oder Gewalt, oder wie Du es sonst nennen willst, habe Dich auch in dieser Beziehung zu täuschen vor, wie Du schon hinsichtlich der ganzen Cautionsgeschichte getäuscht worden bist, an welche Du auch nicht glauben wolltest. Du wirst ferner darin finden, daß ich mich willig erklärt habe, Preußen nach einer *bestimmten* Frist verlassen zu wollen, daß ich nur wissen wollte, wie lange man mir die Frist gebe, damit ich mich und meine Angelegenheiten danach einrichten kann und nicht jeden Augenblick eine Ausweisung erwarten muß. Du wirst ferner finden, daß ich erklärt habe, ich stünde, sobald Du die Caution gestellt hättest, in einem ganz andern Verhältnis, d. h. ich müßte und würde die Bedingungen, die mir gestellt werden, alsdann annehmen und halten, und habe nur vom Zwang, vom moralischen Zwang, der mir dadurch angetan werde, in der Voraussetzung gesprochen, daß die Gewalt (heutzutage muß jeder, vorzüglich aber Leute wie ich, auf alles gefaßt sein) nach meiner Freilassung und Ablauf meiner Frist mich auch im Ausland verfolgen und mich aus Europa hinaus maßregeln wolle; wenn Du die Caution gestellt hast, würde ich fortwährend weichen müssen. Bist Du aber sicher, daß nur von den preußischen Staaten die Rede ist, so ist von Zwang nicht die Rede, insofern ich mich selbst willig erklärt habe, sie nach einer Frist zu verlassen. Ich bitte Dich daher also, jetzt die Caution zu stellen

---

<sup>1</sup> Zur Erklärung dieses Briefes sei das Folgende ausgeführt. Nach dem Kassetten-diebstahl 1846 war Arnold Mendelssohn erst nach England, dann nach Belgien und Frankreich geflohen. Da sein Genosse Alexander Oppenheim nur eine leichte Gefängnisstrafe erhalten hatte, kehrte er 1847 nach Deutschland zurück, wurde in Köln verhaftet und am 11. Februar 1848 zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. Bemühungen der Mendelssohnschen Familie, wirkungsvoll unterstützt von Alexander von Humboldt, führten zu einer Milderung des Urteils, und im Jahre 1849, einen Monat nach der Abfassung des obigen Briefes, wurde er aus dem Gefängnis entlassen unter der Bedingung, daß er Deutschland verlasse; die Erfüllung dieser Bedingung wurde durch Hinterlegung einer Geldsumme garantiert. Arnold Mendelssohn ließ sich nicht in Europa nieder, sondern diente erst mit der Ungarischen Revolutionsarmee und ging dann, nach der Niederwerfung der Ungarischen Revolution, nach der Türkei.

in dem Vertrauen, daß ich aus Rücksicht auf Dich und die Caution, die Du gestellt hast, so handeln werde, daß Du derselben nicht verlustig gehen sollst, es möge übrigens kommen, was da wolle; ich werde die Bedingungen, unter welchen Du die Caution stellst, annehmen und halten, darauf kannst Du Dich verlassen. Zu Protokoll darüber vernehmen lassen kann ich mich deshalb nicht lassen, weil ich officiell dazu nicht aufgefordert bin und nicht werden kann, ich habe mich ja, wie Du weißt, von dem Prokonsul von Ammen zu Protokoll vernehmen lassen, *officiell weiß man*, daß ich Preußen verlassen will. Im übrigen aber ist die Sache nun Privatsache zwischen Dir und mir, und wenn Du eben noch deutlicher meine Meinung haben willst, als ich sie Dir in meinem letzten Schreiben, wie ich glaubte, mitgeteilt hatte, so schreibe ich Dir hier wiederholt:

Ich nehme dankbar die Cautionstellung, die mir die Freiheit geben soll, an und verspreche, die Bedingungen, für welche sie Sicherheit geben soll, zu *halten*, da ich mich Dir gegenüber nicht im Verhältnis der Unterordnung unter die Gewalt, sondern des von meiner Seite bisher unverdienten Vertrauens befinde.

Habe also nun die Güte, die Caution zu stellen, Du wirst Dich nie wieder, am wenigsten in dieser Sache, über mich zu beklagen haben; ich bin erbötig, mich nach Ablauf der Frist in einen nichtpreußischen Staat, z. B. nach Belgien zurückzuziehen.

Wenn es Dir nicht unangenehm ist, so will ich den andern Teil Deines Briefes beantworten, ich bitte aber, nichts darin mißverstehen zu wollen.

Ich war 1 $\frac{1}{2}$  Jahre stellvertretender Armenarzt in Berlin und habe im Vogtland<sup>2</sup> das Elend der Menschen zur Genüge und darüber kennengelernt. Als Naturforscher, d. h. wissenschaftlicher Mann, konnte ich mich mit der einfachen Tatsache, daß diese Menschen arm seien, viel ärmer, als man überhaupt glauben sollte, daß ein Mensch in einem civilisierten Lande sein könne, nicht begnügen, sondern ich dachte natürlich darüber nach, woher es komme, daß diese Menschen 18 Stunden des Tages arbeiten (dies ist Tatsache) und anstatt sich durch einen so immensen Fleiß zu bereichern, grade diejenigen Einwohner von Berlin seien, deren Tagesverdienst von 1 $\frac{1}{2}$  bis 4 bis 6 Silber... war, so daß ich ihre Krankheiten oft heilte, indem ich ihnen was zu essen geben ließ. Ich entdeckte bald, daß die Ursache davon darin stecke, daß der Fabrikant, der ihnen das Rohmaterial zu ihrer Arbeit lieferte und ihnen den Lohn zahlte, sich dadurch bereicherte, daß er ihnen den Lohn so niedrig stellte, als dies die Arbeiterconcurrentz nur zuließ. Onkel Joseph<sup>3</sup>, dessen Arzt ich damals war, sowie auch Alexander hatten mir zuweilen Summen Geldes gegeben, die ich den Leuten im Vogtland als Almosen bezahlen sollte, ich habe dies auch, wie man von mir erwarten konnte, getreulich getan, konnte

---

<sup>2</sup> Zentrum der in den Anfangsjahren moderner Industrialisierung besonders gefährdeten Textilindustrie.

<sup>3</sup> Joseph Mendelssohn und sein Sohn Alexander.

jedoch nicht umhin, als Naturforscher und Arzt einzusehen, daß dergleichen ein solches Mittel sei, als wie etwa jemand anwendete, der mit einer Klystierspritze sich an den Krater des Vesuvs stellte und das Feuer zu löschen suche.

Das Wieso von der Sache quälte mich fortwährend, umso mehr, als es mir geglückt war, in meiner Wissenschaft durch eine glückliche Entdeckung meinen Wissensdurst vorläufig ganz zu befriedigen<sup>4</sup>. Auch in der sozialen Frage habe ich, wie ich später in Paris entdeckt habe, den Nagel fast auf den Kopf getroffen und habe es dort umso mehr beklagt, daß ich mich durch mein Verhältnis mit Lassalle in Dinge eingelassen<sup>5</sup>, die mich nichts angingen und mich so aus der Lage gebracht hatten, meinen Gedanken, die ich eben durch den Umgang mit Proudhon<sup>6</sup> als die richtigen erkannt habe, Realität geben zu können. Ich bin nämlich im Jahr 1844 schon bei Onkel Joseph gewesen und habe ihm folgende Rede gehalten: So und so steht es im Vogtlande. Er fragte mich in seiner gewohnten Weise, die Dir erinnerlich sein wird: Willst Du Geld oder guten Rat? Ich erwiderte ihm: beides. Ich habe den Plan, das Geld, was Ihr mir immer gebt, um Almosen zu verteilen, von Euch auf einmal in Form eines Capitals zu verlangen (Ihr Reichen mögt unter Euch das Capital zusammenbringen), welches Ihr *à fonds perdu* – d. h. nämlich: ohne daß Ihr es Euch verzinst – in die Industrie des Vogtlands steckt; ich werde anstatt Eurer Wohltätigkeitslotterien ein Institut im Vogtlande errichten, wo die Weber ihr Rohmaterial erhalten, und ich werde die Produkte alsdann verkaufen lassen, das ist nach meiner Meinung die größte Wohltat, die Ihr jenen Leuten erzeugen könnt, wenn Ihr den Fabrikanten in dieser Weise Concurrenz macht, und zwar eine höchst bedeutende Concurrenz, da Ihr Euer Capital nicht verzinsen wollt, während sie es weiß Gott wie verzinsen.

Onkelchen war etwas frappiert von der Wahrheit meiner Darstellung und sagte, er sei willens beizusteuern, wenn ich so etwas machen sollte, machte mich jedoch aufmerksam (jetzt kam der gute, wie ich später eingesehen habe, sehr gute Rat), daß ich mir mit dem Institut sehr viele Feinde machen würde, ohne wahrscheinlich meinen Zweck erreichen zu können, weil (das sind *ipsissima verba*) der Wert dieser Dinge nicht von der Arbeit abhängt, die sie kosten, sondern von der Mode, der sehr schwankenden Nachfrage u.s.f. – kurz, daß ich mit meinen Produkten dasitzen und sie nicht verkaufen können würde. (Ich habe vor einigen Tagen den Abgeordneten Kinkel<sup>7</sup>, natürlich

---

<sup>4</sup> Im Jahre 1845 hatte Arnold Mendelssohn eine weithin anerkannte medizinische Arbeit veröffentlicht: *Der Mechanismus der Respiration und Circulation, oder das explicite Wesen der Lungenhyperaemien. Eine psychologisch-pathologische Untersuchung.*

<sup>5</sup> Anspielung auf den Kassettendiebstahl.

<sup>6</sup> Während seines Aufenthaltes in Paris nach seiner Flucht aus Deutschland. In diesen Jahren war Proudhons Einfluß auf dem Höhepunkt.

<sup>7</sup> Gottfried Kinkel, 1815–1882, war damals Abgeordneter in der 2. Preußischen Kammer und redigierte seit August 1848 die „Bonner Zeitung“; der Badische Aufstand, an dem Kinkel als Freischärler sich beteiligte, und der dann zu Kinkels Ge-

in einem heimlichen Brief, gebeten, [Dir] die Aufsätze von mir, die ich heimlich in seiner Zeitung drucken lasse, mitzuteilen, und Du wirst daraus ersehen, wie sehr sowohl ich als Onkelchen in unserm damaligen Gespräch den Nagel auf den Kopf getroffen haben, obgleich ich damals keine Ahnung davon hatte, auf welche Weise er oder jeder andre Banquier Geld mache wie Dreck, und daß ich ihn mit der Idee meines Instituts, ohne daß er oder ich es wußten, so recht, was man sagt, ins Lebendige schnitt. Er ist leider tot und kann Dir daher nicht bestätigen, was ich hier erzähle, würde sich auch kaum daran erinnern, aber es war so, Du magst mir glauben. Ich bemühte mich nun, mein Institut in Gang zu bringen, ging zuvörderst zu Herrn von Gerlach<sup>8</sup> (jetzigem spirituellen Rat oder Beichtvater des Königs), der damals Prediger im Vogtland war, fand jedoch weder Einsicht noch Teilnahme (viel weniger als bei Onkelchen, obgleich Onkels Einsicht und Teilnahme eben negativ war, wie ich Dir erzählte), kurz, die Sache zerschlug sich, weil ich damals solo an ein dergleichen Institut zu denken glaubte und meinte, ich müsse mich wohl irren, hätte übrigens auch anderes zu tun, z. B. mein medicinisches Werk zu schreiben und die Untersuchung von dessen Inhalt weiter zu verfolgen.

Just damals gab mir Paul Mendelssohn<sup>9</sup> ein Buch über Socialismus und Communismus in Frankreich von Stein<sup>10</sup> (das erste Buch, welches in Deutschland über diesen Gegenstand erschien, beiläufig ein sehr schlechtes, albernes Machwerk) in die Hand, und von da an (obwohl das Buch, wie gesagt, schlecht ist) war mein Geschick entschieden. Schon damals antwortete ich Paul, der ein ganz guter Mensch sein mag, aber gern fühlen läßt, wie gut er ist, als er mir einmal, sich in seinen fürstlich eingerichteten Zimmern umsehend, sagte: Siehst Du, ich frage mich manchmal, wie ich zu dem allen berechtigt bin (ipsissima verba). – Ich antwortete ihm: Die andern fangen auch schon an, danach zu fragen. (Vielleicht erinnert er sich noch dieser ihn damals etwas in Erstaunen setzenden Äußerung.)

Ich erzähle Dir diese Anekdotchen aus meinem früheren Leben, um Dir zu zeigen, daß ich von der Krankheit des Revolutionsfiebers schon angesteckt war, ehe ich Lassalle gesehen habe, und daß wir nur solche Freunde geworden sind, weil er der erste war, den ich sah, der in bezug auf die Notwendigkeit einer Revolution ganz meiner Meinung war, übrigens aber (so schien es mir früher) mich an Intelligenz und Energie so sehr überragte, daß ich nichts Besseres und mit mir selbst Übereinstimmenderes tun könnte, als mich ihm

---

fangennahme und Verurteilung führte, begann erst im Mai 1849, also nach der Abfassung dieses Briefes.

<sup>8</sup> Das ist Otto von Gerlach, 1801–1849, der jüngste der Gerlachschen Brüder, damals Hofprediger am Dom, der in früheren Jahren den Ruf eines „sozialen Pfarrers“ genossen hatte.

<sup>9</sup> Mendelssohn-Bartholdy.

<sup>10</sup> *Lorenz Stein*, *Der Socialismus und Kommunismus des heutigen Frankreich*. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte, war 1842 in erster Auflage erschienen, aber hatte seitdem mehrere Auflagen erlebt.

mit Leib und Seele zu ergeben, wobei ich nicht vergessen darf zu sagen, daß dies nicht etwa Berechnung von mir war, sondern daß ich ihn so liebte, wie etwa eine Frau ihren Mann lieben mag, und daß ich ihm daher blind wie eine liebende Frau folgte, weil er eben ich selbst, nur viel intelligenter und energischer mir zu sein schien. Ich verschone Dich mit der Erzählung alles dessen, was wir zusammen genossen und gelitten und komme zum Schluß, zur Moral von der Fabel.

Es war der größte Fehler von mir, mein Urteil irgendeinem Menschen so gefangen zu geben, als ich es Lassalle gegenüber getan habe; ich verlor hierdurch die Selbständigkeit des Urteils, das Einzige, was den Mann zum Manne macht; nur eine Frau darf sich so ergeben, nicht ein Mann, weil eine Frau eben kein Urteil, kein Verstandesurteil hat, sondern alles dies durch ihr Gefühl, ihren Takt ersetzt. Ich hatte somit allen Boden verloren, und als ich im Gefängnis wieder erwachte (nachdem ich Lassalle als Individuum ebenso haßte<sup>11</sup> wie ich ihn früher geliebt hatte), sah ich, daß ich ohne zu wissen, wie, jahrelang von meinen eigentlichen Zwecken, von meinem ganzen Sein, abgeschweift war, daß ich aber, *ich höchst eigen*, ebenso sehr die Schuld daran war als irgendein anderer, daß sogar, wenn zwischen Lassalle und mir etwas Schlechtes vorgekommen ist, eher ich es begangen habe als er, grade indem ich ihm gegenüber mein Urteil, meinen Verstand erst aufgegeben hatte und ihn als meinen Feind betrachtete und zu verfolgen beabsichtigte, als ich wieder anfang zu Verstande zu kommen.

Ich habe Dir diese Skizzen zu den „Bekanntnissen einer schönen Seele“, wie Papa Goethe sagt, nicht geschrieben, um Lassalle Dir gegenüber zu verteidigen, ich habe es bloß getan, um Dir einmal in dieser Beziehung zu erklären zu suchen, wie ich gar nicht das verführte Subjekt bin, als welches mich pp. Esser<sup>12</sup> in seiner (Gott verzeih' sie ihm, ich nicht) Verteidigung hingestellt hat, wenn auch das immerhin wahr sein mag, daß ich in derlei Intriguen wahrscheinlich nie in Conflict mit den Cassetten fremder Damen gekommen wäre, wenn ich in meiner Weise fortgefahren hätte, Socialismus zu studieren und zu treiben, die Revolution vorzubereiten und auszuführen.

Socialist, Socialrepublikaner bin ich nun durch meine Pariser Studien und die Bekanntschaft mit Proudhons Person und Zwecken in höherem Grade geworden, als ich es jemals war, gehöre daher noch immer zu Lassalles politischen Freunden, dagegen bin ich durch mein genaueres Studium der Tatsachen von Lassalles Einfluß auf mein Urteil und mithin auf meine Hand-

<sup>11</sup> Obwohl kein Grund ist zu bezweifeln, daß die Erfahrungen verbunden mit dem Kassettendiebstahl und die Bekanntschaft mit Proudhon Lassalles Einfluß auf Arnold Mendelssohn verminderten, mag er in diesem Brief an seinen Vater eine Darstellung gegeben haben, die nicht völlig den Tatsachen entsprach. Seine Beziehungen zu Lassalle waren niemals abgebrochen, und Lassalle zumindest scheint nie gewahr geworden zu sein, daß sich Arnold Mendelssohns Gefühle ihm gegenüber grundsätzlich geändert hätten.

<sup>12</sup> Rechtsanwalt.

lungen vollkommen befreit; vielmehr, wie Du auf den oben erzählten Anekdoten, zusammengehalten mit den Dir hoffentlich bald von Kinkel übersendeten Aufsätzen, ersehen wirst, bin ich hierdurch ganz auf meine früheren Bestrebungen zurückgeführt worden, die ich damals instinktmäßig und ohne das mindeste Bewußtsein davon, daß es sich um eine Revolution dabei handle, verfolgte.

Du selbst bist einer der ersten gewesen, die mich Communist (als Vorwurf, als Schimpfwort) nannten, und hast mir gedroht, Dich meinen oder unsern Ideen mit Kanonen gegenüberzustellen. Schon damals sagte ich Dir, daß Du gar nicht mein oder meiner Ideen Feind seist, daß ich aber, wenn es zum Klappen komme, die Kanonen nicht fürchten würde, wohl wissend, daß sie nichts gegen Ideen vermögen; freilich hatte ich keine Ahnung davon, daß ich durch mein Vogtländisches Institut die sociale Revolution eingeleitet hätte (*tant bien que mal*), wenn ich es bis zur Ausführung verfolgt hätte. Auch ich war damals Deiner Meinung, daß nur ein Kampf, gewissermaßen ein Religionskrieg, wenn man einen Meinungskampf, der sich zwischen zweien erhebt, wovon der eine behauptet,  $2 \times 2$  sei 4 und der andre das Gegenteil, einen Religionskrieg nennen darf, die Frage entscheiden werde. Später sah ich dann, daß mein Instinkt mich höchst richtig geleitet hatte, *qu'il faut revenir toujours dans ces sortes de questions du feu et de la guillotine*, daß ich Unrecht gehabt hatte, mich aus der Gesellschaft zu verbannen und mich als ihren nie zu versöhnenden Feind zu betrachten, daß die Sache viel näher liege, als ich glaubte, daß ich sie, ohne es zu wissen, mit dem Finger berührt hatte, als ich an ein zinsloses Creditinstitut<sup>13</sup> dachte.

Jetzt aber, da man die Gefangenen vom 15. Mai und gar Proudhon verurteilt hat, jetzt, lieber Vater, wolle mir durch diese Tatsachen nichts beweisen. Proudhon hat seine Bank aufgelöst (und wenn auch seine Anhänger sie fortsetzen, so ist das Institut jetzt nach der Februarrevolution nicht mehr schnell genug wirksam, die Völker haben Eile, wenn sie einmal etwas wollen), die Friedensstifter<sup>14</sup> Raspail, Barbès, Blanqui sitzen im Gefängnis, Barbès und Louis Blanc<sup>15</sup> sollen gar deportiert werden, jetzt kann ich nur noch sagen den Gegnern dieser Männer: Das Blut, was nun fließen wird, komme über euch und über eure Kinder, ihr sät Blut und ihr werdet es ernten. – Alle diese Verurteilungen, vor allem Proudhons, beweisen nichts, als daß die Sache der Bourgeoisie in Frankreich ebenso schwach ist als irgendwo anders, daß sie zum Absolutismus zurück oder zum Sozialismus vorwärts müssen, daß Na-

<sup>13</sup> Er spielt hier natürlich auf Proudhons *Banque du Peuple* an, die, kaum begonnen, mit Proudhons Verhaftung 1849 sich auflöste.

<sup>14</sup> Raspail, 1794–1878, Barbès, 1809–1870, und Blanqui, 1805–1881, waren an der Organisation des Pariser Aufstandes im Mai 1848 führend beteiligt gewesen, inhaftiert worden und wurden dann im April 1849 zu langen Gefängnisstrafen verurteilt.

<sup>15</sup> Louis Blanc, 1811–1882, ging nach der Niederwerfung des Juni-Aufstandes durch Cavaignac, welche die von ihm eingerichteten Nationalwerkstätten zerstörte, in die Verbannung nach England.

poleons Wort in Erfüllung geht: In 50 Jahren ist das civilisierte Europa republikanisch oder kosakisch<sup>16</sup>, oder, wie die Italiener sehr richtig sagen: Oggi se deve essere russo o rosso. Von guter Meinung, wie Du gerecht genug bist, sie unterzulegen, ist nicht mehr die Rede, es sind zwei Parteien vorhanden, von denen es jede *mit sich gut meint*, die Frage ist nur, ob der Kampf durch das allgemeine Stimmrecht oder durch Kanonen nebst Zubehör ausgemacht werden wird; da jedoch die, welche es durch das Stimmrecht ausmachen wollen, verurteilt, respektive eingesteckt oder deportiert werden, so werden die Kanonen u.s.f. beweisen, wer es wirklich mit sich gut gemeint hat, als er es gut mit sich zu meinen glaubte.

Ich erlaube mir, die folgende Stelle aus dem *Peuple*, Proudhons Blatt, wovon mir die Nummer<sup>17</sup>, worin er die Auflösung der Bank anzeigt, zugekommen ist durch einen Freund, abzuschreiben, weil sie vollkommen meine Meinung ausspricht und Du daraus ersehen magst, in welcher Weise ich meine Freiheit, die ich Dir verdanken werde, zu benutzen gedenke; er sagt, er habe sie aufgelöst, weil er seinen Namen dem Institut nicht lassen wollte, während er es nicht mehr leiten konnte, daß es ihm überhaupt jetzt scheine, als ginge es zu langsam damit, le monde n'a plus le temps d'attendre le résultat de nos expériences, il faut être les maîtres ou disparaître, il faut vaincre ou périr dans le champs – clos de la révolution etc.

„Que d'autres, moins effrayés et plus libres, reprennent en sous – œuvre notre entreprise (banque d'échange du peuple), mes sympathies, et s'ils le veulent mon assistance ne leur manqueront pas. Pour moi, la Banque du Peuple est une machine déjà insuffisante, et d'un trop tardif résultat! Je cherche quelque chose de plus prompt, ‚majus opus moveo‘. Je croyais la société morte, bien morte, il paraît qu'elle respire encore, puis qu'elle parle de nous *supprimer* (euphemistischer Ausdruck für Morden, den ein Mitglied der National-Versammlung oder des Ministeriums erfunden hat), nous, ses héritiers et ses successeurs! Le moment décisif est arrivé, il faut, en six mois, achever par la polémique ce que l'exemple de mille associations ouvrières centralisées par la Banque du Peuple n'accomplirait peut-être pas en dix ans.

La réaction organise sa propaganda anti-sociale, organisons notre propaganda révolutionnaire. Que le peuple, à cet instant suprême, se recueille, non pour le combat, mais pour le jugement. Que la bourgeoisie, avant de nous frapper, nous écoute. Une dernière fois nous discuterons ce grand procès; nous prendrons corps à corps le privilège capitaliste; nous porterons le scalpel sur les ulcères du corps social. Point d'émeutes, point de clubs, point de banquets: la presse seule, et puis le scrutin.“

---

<sup>16</sup> Dieses damals vielzitierte Wort stammt aus Las Cases, *Mémorial de Saint Hélène*, Paris 1823, III, 80.

<sup>17</sup> Dies ist Nr. 144, die am 12. April 1849 erschienen war; der vollständige Artikel ist im 18. Band der 1868er Ausgabe von Proudhons Werken auf den Seiten 79–83 zu finden.



Paul Mendelssohn-Bartholdy





Die revolutionäre Propaganda durch Schrift und Wort werde ich nach meinen besten Kräften zu machen helfen, Du darfst mich ruhig freilassen, ich habe nichts vor, was mich wieder compromettieren könnte, oder, wenn man mich hier im Gefängnis halten will, damit ich sie nicht mache, so tue ich es erst recht, wie Du aus meinen Aufsätzen ersehen wirst. Du pflegtest sonst bei dergleichen zu sagen: Er will sein Recht haben, er will totgeschossen sein. Einmal bin ich nun totgeschossen, da Du jedoch mich wieder aufgeweckt, so will ich, wenn ich herauskomme, ebenso wie Ihr daran arbeitet, meine ganze Rehabilitation mir erkämpfen (einerlei ob hier oder von Belgien aus), sonst aber tun, was ich nicht lassen kann, jedenfalls aber stets dessen eingedenk sein, was Du und Wilhelm in den letzten 2 Jahren für mich Lump getan habt, und es auch nicht durch neue Unvorsichtigkeiten, sondern durch andres zu vergelten.

Du schreibst, ich hätte eine große Dummheit begangen, Dir officiell über Lassalle zu schreiben; dies ist durchaus nicht der Fall, darüber magst Du Dich beruhigen, und was den Umstand betrifft, daß ich ihn in meinem Proceß gegen meine Belastungszeugen meine Sachen führen lassen will, so ist und kann dies kein Geheimnis sein, da ich ihn keineswegs als Anwalt brauchen kann, wohl aber vor seiner Verhaftung ihm eine Specialvollmacht gegeben habe, nach welcher er im Falle meiner fortdauernden Gefangenschaft und der fortdauernden Justizverweigerung der hiesigen Prokuratur für mich als Civilkläger fungieren sollte; er ist am ersten dazu geeignet, nicht weil er nur allein mein volles Vertrauen, sondern auch hauptsächlich, weil er die sämtlichen Akten in Händen hat und die Sache durch und durch kennt. Unser Freund Dorn in allen Ehren, wenn er aber meint, es sei in meinem Proceß ehrlich zugegangen, so irrt er sich, und wenn er bloß meint, es sei nicht ehrlich zugegangen, wir würden den Zeugen aber nichts beweisen können, so kann ich freilich nicht sagen, ob er sich irrt; jedenfalls aber ist es eine Lebensfrage für mich, darin mein Möglichstes zu tun und die Sache jusqu'au bout de la campagne zu verfolgen.

Also, seid so gut und laßt mich jetzt aus dem Loch, es soll niemandem leid tun, es getan oder dazu geholfen zu haben.

Dein Sohn Arnold

[73]

ALEXANDER VON HUMBOLDT AN ALEXANDER MENDELSSOHN  
(Original)

Berlin, den 13. Januar 1851

Ich nehme den herzlichsten Teil an Ihrer häuslichen Freude. Eine erste glückliche Entbindung und noch dazu ein kräftiger Knabe<sup>1</sup>, il y a comble de

<sup>1</sup> Adolf Mendelssohn, 1826–1851, dem zweiten Sohne Alexander Mendelssohns, war am 12. Januar ein Sohn, Stephan, geboren worden; dieser war der erste Urenkel Moses Mendelssohns, der den Namen Mendelssohn trug. Das Kind starb schon 1852.

félicité. Ich wurde zur Leichenfeier des großen Urvaters 1786 geführt – eine Cantate von Ramler, die Herzogin von Curland und selbst die alte Prinzessin Ferdinand waren zugegen. Die Interessen waren damals mehr concen- triert. Sie und Ihre vortreffliche, liebenswürdige Gattin haben alles so beeilt, daß Sie uns froh die 4. Generation herbeigeführt haben. Zu hadern ist dar- über nicht. Teilen Sie, teurer Freund, meine wärmsten Glückwünsche mit!

Ihr A. v. Humboldt

Ich gehe wahrscheinlich erst morgen früh dem Könige nach, durch die An- kunft der Prinzessin von Preußen, die nur 14 Tage bleibt, aufgehalten.

[74]

KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY AN ALEXANDER BERNUS  
(Original)

Berlin, den 23. September [1854]

Lieber Alexander,

Gerade heute vor einem Jahr bekamen wir die Nachricht vom Tode meiner Mutter<sup>1</sup>. Sehr viele Leute kamen und trösteten uns. Aber ich weiß nicht, wie es kommt, alle meine Berliner Verwandten und Bekannten mögen mich recht gern haben, aber ich kann keine wahre Liebe zu ihnen fassen, wie zu den Frankfurtern. Sie kommen mir so gezwungen „geistreich“, so kalt vor, und ich liebe nichts so sehr wie Treuherzigkeit. Wie nun damals alle mich bemitleiden- ten, sah ich mich vergebens nach dem ersehnten Mitleid eines Freundes um – aber hier hatte ich keinen! Ich habe auch jetzt keinen hier. Zwei kenne ich – der eine liebt einen Ball und ein Paar Handschuh weit mehr wie mich, das leugnet er auch gar nicht, wenn ich's ihm offen sage. Der andre, J. von Rado- witz<sup>2</sup> ist eitel und *vornehm* bei seinen vielen guten Eigenschaften, und kann mich nicht lieben – weil ich ein Bürger bin, und er furchtbar egoistisch ist. Das bin ich nun freilich auch, und oft so, z. B. als ich gleich nach dem Tod vom Mama nach Frankfurt kam, wirst Du das in einer gewissen Verslossenheit und Mürrischkeit – ich erinnere Dich bloß an mein unhöfliches Schweigen, als wir miteinander zu Mittag aßen bei meiner Großmutter – an mir bemerkt haben. Daß mir das Alles sehr leid tut und daß ich Dir so recht herzlich für Deine liebevolle Aufforderung in Deinem letzten Brief danke – mit Freu- den nehme ich's an und danke Dir, daß Du mir Deine Freundschaft anbietest –,

---

<sup>1</sup> Cécile Mendelssohn Bartholdy, Felix Mendelssohn Bartholdys Frau, war am 25. September 1853 in Frankfurt, wo ihre Mutter lebte, gestorben; ihre Mutter, die ihre Enkel „grand'mère“ nannten (siehe Verzeichnis der Absender), war eine geborene Souchay und entstammte einer Frankfurter Patrizierfamilie mit einem weitgespann- ten Verwandtenkreis.

<sup>2</sup> Siehe Verzeichnis der Absender.

wollte ich Dir in diesem Briefe antworten<sup>3</sup>. Es kommt mir auch so vor, als wären wir beide recht für einander geschaffen, und als ob es nur ärgerliche Schicksalstücke wäre, die uns immer trennt, oder mich höchst unliebenswürdig erscheinen läßt Dir gegenüber wie voriges Jahr – oder die, die mich...<sup>4</sup> am Ende hindern wird nach Frankfurt zu kommen – ich fürchte sehr, daß es nicht geht.

Lebe nun wohl, ich bin mit vielen Grüßen an Deine Eltern<sup>5</sup> und Geschwister Dein dich liebender Freund

Carl Mendelssohn

[75]

KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY AN ALEXANDER BERNUS

(Original)

Berlin, den 11. April 1855

Lieber Alexander,

Es ist zwar ein betrübendes Thema, aber da Du mich aufforderst, meine spezielle Meinung darüber zu äußern – kann ich Dir nicht verhehlen, daß ich ganz Deiner Ansicht bin. Wo steht es jetzt in unserm Vaterland nur erträglich gut in weltlicher oder innerer Beziehung? Politisch sind wir der Spielball mächtigerer Nationen von Russen und Franzosen gleich verachtet; Preußen sucht mit seiner schwankenden Politik die Interessen des Handels und des Wohlstands zu wahren und opfert ihnen seine Ehre auf, Osterreich – denn da Du in Deinen letzten Briefen Dich so heftig über Preußen, mein Vaterland, ausläßt, kannst Du es mir nicht verargen, wenn ich auch über Dein Lieblingsland Osterreich mit meiner offenen Meinung nicht hinter dem Berge halte<sup>1</sup> – scheint mir eine perfide doppelzüngige Rolle zu spielen, die Westmächte zu narren und im Herzen russisch zu sein, weil es ihm im offenen Bunde mit Rußland jämmerlich gehen würde (gegen Frankreich, Ungarn, Italien, England). So zerrissen liegt unser Vaterland da, wo verweilte das Auge mit Freude, wenn es Deutschlands äußere Stellung mustert?

Und nun nach innen – da hast Du Recht – wie trübselig steht's mit Keuschheit, Sitte, Gottvertrauen. Man heuchelt zwar jetzt, mehr als sonst, eine

---

<sup>3</sup> Von den 40 Briefen Karl Mendelssohn Bartholdys an Alexander Bernus wird hier nur eine kleine Anzahl veröffentlicht; bei der Auswahl war es bestimmend, ob die Briefe auf die Persönlichkeit Karl Mendelssohn Bartholdys oder seine politischen Ansichten Licht warfen.

<sup>4</sup> Unleserlich.

<sup>5</sup> Alexander Bernus' Vater, ein Frankfurter Senator, war ein Freund der Souchays und ein enger Freund Felix Mendelssohn Bartholdys gewesen; die Mutter war eine geborene Du Fay und eine Nichte von Frau Rat Schlosser, von der sie Stift Neuburg bei Heidelberg erbte.

<sup>1</sup> Alexander Bernus' Vater war großdeutsch. 1866, als Frankfurt Preußen einverleibt wurde, war er einige Tage lang verhaftet, legte dann alle seine politischen Ämter nieder und zog sich auf Stift Neuburg bei Heidelberg zurück.

Frömmigkeit, besonders bei uns, aber das ist nur der äußere Schein, im Geheimen treiben alle Laster ihr schamloses Spiel. Glaubst Du, daß diese heilige Osterzeit, die ernstesten Erinnerungen, die in jeder Menschen Brust an ihr haften müßten, etwas bessern, die Sünden einschränken, aufheben wird? Man sieht hier die Kirchen vollgepropft von Menschen, am Charfreitag wandert halb Berlin, weil es keine öffentlichen Vergnügungen gibt, aus Langeweile in die Passion von Bach, von der keiner etwas versteht, und aus der sie vor dem Ende gähnend herausgehn. Laß Dich nicht durch den Anschein täuschen, das ist bloß jetzt Mode zu frömmeln, in die Kirche zu gehen, sich ein heiliges air zu geben, der innere Mensch ist nicht besser, durch Heuchelei nur verschlimmert. So ist es in Berlin. Anderswo auch nicht schöner. Da hast Du meine Meinung quant à ce point. Fiel sie etwas derb aus, so nimm mir das nicht übel. Das Wort „übel nehmen“ ist ja aus unserm Conversationslexikon gestrichen, nicht wahr?

Das Datum unserer Ankunft weiß ich noch nicht, vielleicht den 24. Mai. Bis dahin lebe wohl, grüße Deine Schwestern und sei selbst

herzlich begrüßt von  
Deinem Carl

[76]

KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY AN ALEXANDER BERNUS  
(Original)

Frankfurt a. M., den 21. Mai 1855

Lieber Alexander,

So nah, und doch so weit! Von Frankfurt schreibe ich, und es ist doch nicht besser, als wenn ich von Berlin schriebe. Denn ich hoffte zwar, glaubte aber nicht, daß es mir gelingen würde, zu Dir zu reisen. Du selbst siehst es ein, daß, wenn uns mit unerbittlicher Strenge nur zwei Tage vergönnt sind, wenn wir morgen abend um 5 Uhr bestimmt in unsre Sandwüste zurückreisen – die zwei Tage ganz meinen Schwestern, der Freude, sie wiederzusehen, der ernstesten Feier gewidmet sein müssen<sup>1</sup>. Du kannst es nicht fühlen, wie ich froh und zugleich unglücklich bin, sie wiederzuhaben und so bald verlassen zu sollen. Wie mir die Tage hier hinschwinden! Wie ich sie zurückhalten möchte! Du hast auch Schwestern, bist auch – vielleicht jetzt gerade – von ihnen getrennt, und Du freust Dich, sie wiederzusehn, aber nun ahne, was ich empfinden muß, wenn Jahre mich von denen getrennt haben, die mir nun die teuersten sind – beim Wiedersehn! Weißt Du, wen ich nach diesen Verwandten am liebsten sehen möchte?: – Doch *Du* bist nicht hier, grausam mir gerade zu der Zeit des Jahres geraubt, wo ich allein Dich zu sehn hoffte! Ich bin wütend auf den Michaelstadter Arzt, er könnte Dich doch auf so kurze Zeit

---

<sup>1</sup> Während die Söhne Felix Mendelssohn Bartholdys in Berlin, im Hause ihres Onkels Paul Mendelssohn-Bartholdy, erzogen wurden, lebten die Töchter im Hause der „Grand'mère“ (siehe oben Seite 162 Anm. 1) in Frankfurt. Die Feier ist die Einsegnung der ältesten Schwester Marie.

fortlassen. Und doch muß ich wieder denken, daß wir uns nicht so hätten genießen können, wie unsre Phantasie es ausmalte, denn ich konnte, wie ich es auch ahnte, hier vor Beschäftigungen kaum zu mir selbst, geschweige denn zu Freunden kommen, und Du hättest Dich vielleicht gewundert, wenn ich Dich hier nur so selten besucht und gesehn hätte, wie meine kurze Zeit und meine Schwestern es erlaubten. Ich war so überhäuft mit Besuchen, Einsegnungen, Gesellschaften, daß ich mich fast wundre, wie ich an diesem Tage, am letzten Tage, beinah in dem letzten Augenblick meines Hierseins Zeit fand, Dir diese Zeilen flüchtig hinzukritzeln, was Du hoffentlich entschuldigen wirst.

C.

[77]

KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY AN ELISABETH JEANRENAUD, GEB. SOUCHAY  
(Original)

Charlottenburg, den 25. Juni 1855

Chère grand'mère,

Ma joie surpasse toutes bornes, elle est si grande, que je crains de rêver; mon bonheur me paraît trop beau pour être réel. Je dois donc revoir ce pays qui est depuis longtemps le but de mes désirs les plus vifs. De nouveau je vais respirer cet air embaumé des montagnes. – Hier au soir l'oncle Paul nous fit communiquer une partie de ta lettre, et tu peux deviner quelle agréable surprise nous en ressentions. Je t'avoue que d'abord j'avais peine d'y ajouter foi, je croyais qu'on voulait me consoler parce que le voyage en Suède ne s'était pas fait. Tu sais que l'année passée l'oncle Paul parla de nous envoyer tous en ce pays, ce que me fit une forte impression.

J'étais un peu mortifié, lorsqu'il y a environ une semaine, l'oncle Paul me déclarait, que, vue la faiblesse de Paul<sup>1</sup> et la maladie de Mr. Wm., le voyage en Norwègue était devenu impossible. Mais à-présent, que toute la Suède est elle mise à l'ombre, que ce voyage me paraît-il méprisable comparé avec celui que tu nous proposes, voyage qui unit aux beautés de la nature le plaisir de vous voir! Lorsqu'on m'a répété, que c'était vrai, que nous irions – avec la permission de l'oncle Paul toutefois – vous rejoindre en Suisse, j'étais au comble de mes vœux. Tout transporté de ce bonheur inoui je suis aussi pénétré de reconnaissance.

Lorsqu'il faisait même mauvais temps dans ces vacances, qu'il pleuvait, qu'il neigeait dans les montages ces quatre semaines, passées chez vous, dans la plus belle nature, compteront pourtant, je le sens, parmi mes plus doux souvenirs. Je ne suis pas justement paresseux, mais je me réjouit cependant de me reposer un peu. Je t'avoue, que depuis quelques semaines je travaille un peu trop. Imagine que je prends par jour 7 ou 8 leçons de suite et tu m'ex-

---

<sup>1</sup> Dies ist nicht der Onkel Paul, sondern Karls jüngerer Bruder Paul.

cuseras que je me sens quelque fatigué après. Voilà aussi la cause pourquoi je n'ai pas répondu plus tôt à ta dernière lettre.

Plus je m'avance dans les études, plus je sens les taches s'amonceler: et je suis persuadé que je ne passerai pas les vacances de l'année suivante à me reposer. Il faudra qu'alors je me prépare pour mon examen qui aura lieu peu de jours après le recommencement de la classe. Mais alors j'aurais toujours les beaux souvenirs de cette année don't je jouirai et qui me fortifieront. Que j'aimerais vite passer cette quinzaine de jours, qui me sépare encore de vous, que j'aimerais que les vacances mêmes ne se terminassent jamais. – Ce n'est assurément pas un seul qui soit enchanté des riantes perspectives que tu nous montres. Paul aussi est hors de soi, trop content de vous revoir et la belle nature. M. Wm. se réjouit beaucoup de te parler de nouveau après cette longue séparation. Mais quoique les autres pensent, ils diront; sois assurée que parmi ceux qui ta bonté enchante se trouve ... [?]...

ton reconnaissant Carl M.

[78]

ALEXANDER VON HUMBOLDT AN ALEXANDER MENDELSSOHN  
(Original)

[Berlin, den 22. Januar 1856]

Dienstags

Mein teurer Freund! Schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab und opfern Sie mir  $\frac{1}{2}$  Stunde! Zu meiner größten Unruhe geht *Donnerstag, 24. Januar, um zwölf Uhr* wie ein Erdbeben durch meine, mit Papieren und Büchern belasteten Zimmer. Der Magistrat bringt mir einen Ehrenbürgerbrief. Ich lade (weil ich mich schämen sollte, so verherrlicht zu werden) nur 3 Personen ein, also: zwei Verwandte, General Hedemann<sup>1</sup> und Flügeladjutant von Loen<sup>2</sup>, den Freund, dem ich das Haus verdanke<sup>3</sup>, Sie, Alexander Mendelssohn, eine Erinnerung der *Zartheit* des edlen Sohnes eines edlen Vaters.

Also Donnerstag, 24. Januar, um 12 Uhr. Drei Reden werden mir gehalten. Eine Antwort lese ich ab. Hören Sie das alles mit an. Der Mensch kann viel ertragen.

Ihr A. v. Humboldt

---

<sup>1</sup> August von Hedemann, 1785–1859, Preußischer General, war mit einer Tochter Wilhelm von Humboldts, also einer Nichte Alexander von Humboldts, verheiratet.

<sup>2</sup> Leopold Freiherr von Loen, 1818–1895, Preußischer Offizier, war mit Gabriele von Bülow, einer Enkelin Wilhelm von Humboldts und Großnichte Alexanders, verheiratet.

<sup>3</sup> Diese Bemerkung bezieht sich auf die in der Einleitung erwähnte Tatsache, daß Alexander Mendelssohn das Haus, in dem Alexander von Humboldt wohnte, gekauft hatte, so daß Alexander von Humboldt es nicht zu verlassen hatte.

[Berlin, den 31. Januar 1856]

Donnerstag

Ich bin Ihnen sehr dankbar, mein teurer Freund, für das recht interessante Geschenk des philosophisch-religiösen Buches des Dr. Kaiserling<sup>1</sup>. Nach dem Wenigen, was ich bisher darin gelesen, hat es mir sehr gefallen durch große, in der Sprache nicht immer genugsam veredelnde, einfache Darstellung, wahrheitsliebende Charakteristik eines tiefen Denkers und edlen Gemütes. Ich werde gern die Bekanntschaft des Verfassers machen, und es ist angenehm, daß ein so naher Abkömmling als der *Infant Hermann*<sup>2</sup> dies hat edieren können. Gestern auf dem Ball im Schlosse, wo der König mit mir über Bunsens „Urchristentum“<sup>3</sup> und über meinen Wunsch, Dr. Remak<sup>4</sup> endlich angestellt zu sehen, sehr freundlich sprach, konnte ich (trotz der Menge, die uns umgab) das Gespräch doch auf den Antrag gegen die jüdische Gleichheit der Rechte<sup>5</sup> lenken „und den Ausdruck meines Schmerzes und Abscheues, daß desgleichen unter *seiner* Regierung vorgehen solle“ erneuern. Das Ende des langen Gesprächs war vollkommen befriedigend. „Sie können sich ganz beruhigen. Die Regierung wird sich solchem Antrag widersetzen.“ Sie sehen, daß *ich* nichts versäume, denn das, was jetzt im Herrenhause vorgeht, hat mich keineswegs beruhigt. Graf Rittberg<sup>6</sup>, dem ich des Königs Worte mitteilte, hat mir die Versicherung gegeben, daß, die Ungerechtigkeit eines solchen Antrags tief fühlend, er ganz in unserem Sinne arbeite.

Ihr A. v. Humboldt

<sup>1</sup> *M. Kayserling*, Moses Mendelssohn's philosophische und religiöse Grundsätze mit Hinblick auf Lessing, Leipzig 1856. Das Buch endet mit einem Dezember 27, 1785 datierten Briefe Moses Mendelssohns an Sophie Becker, dessen Ansichten wohl denen Alexander von Humboldts nahe verwandt waren, da sie Toleranz betonten: „Ich freue mich mit jedem Religionsgebrauch, der nicht zu Intoleranz und Menschenhaß führt.“ „Sie sagen, der Weltweise bete nicht; wenigstens nicht laut, nicht mit Gesang, sondern höchstens in Gedanken. Beste Sophie! wenn seine Stunde kommt und er zum Beten gestimmt ist, so wird er wider seinen Willen in Wort und Gesang ausbrechen.“

<sup>2</sup> Hermann Mendelssohn, 1824–1891, Alexander Mendelssohns ältester Sohn, war Verlagsbuchhändler in Leipzig und Verleger des Kayserlingschen Werkes.

<sup>3</sup> Dieses bezieht sich auf die Diskussion, die Bunsens Zeichen der Zeit (siehe S. 265 Anm. 6) hervorgerufen hatte.

<sup>4</sup> Robert Remak, 1815–1865, war ein bedeutender Embryologist und einer der Begründer der Elektrotherapie; seine wissenschaftliche Laufbahn war durch sein Judentum behindert. 1847 hatte er sich, infolge besonderer Erlaubnis Friedrich Wilhelms IV., an der Berliner Universität habilitiert, aber erst 1859 wurde er außerordentlicher Professor.

<sup>5</sup> Dieses ist der Antrag Wagener, der den Artikel 12 der Verfassung, in dem bürgerliche und staatsbürgerliche Rechte unabhängig von dem religiösen Bekenntnis erklärt wurden, aufheben wollte und statt dessen den christlichen Charakter des Staates in der Verfassung verankern wollte; der Antrag wurde abgelehnt.

<sup>6</sup> Wohl Ludwig Graf Rittberg, Appellationsgerichtspräsident.



Das Anmutigste an dem Buche von Dr. Kayserling ist der Brief über das Gebet, S. 162, 163<sup>7</sup>; edel von Sprache und Gefühl. Ich habe Sophie gekannt!

[80]

KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY AN ALEXANDER BERNUS  
(Original)

Berlin, den 28. März 1856

Lieber Alexander,

Da du in 6 Wochen Montpélier schon verläßt, so beeile ich mich, noch vor Schluß der Ferien Dir zu antworten, ehe, wie gewöhnlich, der deutsche Aufsatz mit seinen Sorgen auf mich niedersinkt und jede Briefmöglichkeit hemmt. Erst mit Ende des kommenden Monats fange ich wieder an zu korrespondieren, und meine Zeilen dürften Dich dann wo? treffen. Gedenkst Du sogleich nach Amsterdam zu gehen? Trittst Du in ein Geschäft ein, oder was unternimmst Du? Damit ich nicht zu indiskret mit meinen Fragen erscheine, will ich Dir mit der unter uns bestehenden Offenheit zuerst von meinen Plänen und Verhältnissen sprechen.

Ich will Geschichte studieren. Warum ich Dir das nicht schon früher meldete, ist mir besonders deshalb unklar, weil ich schon seit Jahren dazu entschlossen bin. Den nächsten Winter gedenke ich noch hier zuzubringen und mit dem Frühjahr 1857 nach Heidelberg zu gehen, wo hoffentlich unser lang ersehntes, immer verschobenes Wiedersehen, aus *Einem*, das weiß ich gewiß, den glücklichsten Sterblichen machen wird. Vielleicht erfreut es auch *Dich* und Du entziehst Dich mir nicht länger. Sobald ich nur höre, Du seist in Frankfurt, wirst Du dort von mir überfallen, denn 3 Stunden Eisenbahn sind für *mich nichts*, wenn *Dich* auch Pfingsten 1855 etwa 2 Stunden davon abhielten, in die Arme Deines ungeduldigen und sehnsüchtigen Freundes zu fliegen. – Später will ich dann nach Zürich<sup>1</sup> und von da nach Berlin zurückgehen. Ich habe meine 3 Jahre studiert; was weiter? Zuerst „mache ich, wie man sich hier ausdrückt, meinen Doktor“. Dann findet man mich in Egypten, Mesopotamien, Ninive, wo ich Denkmäler durchstöbre, Keilschriften und Hieroglyphen entziffre und immer währenddessen an einem geschichtlichen Werk schreibe. Ich kehre nach Berlin zurück, dociere an der Universität, werde Professor, unordentlich und ordentlich, und – *bin* für's erste das Milchmädchen! Luftschlösser bauen hat schon mehr als eine Hoffnung zertrümmert, und meine Großmutter schrieb mir neulich, ich hätte zuviel Phantasie! Also muß ich mich hüten, und Du, liebster Freund, wirst mir hoffent-

<sup>7</sup> Siehe Seite 167 Anm. 1.

<sup>1</sup> Jakob Burckhardt war damals (1855–1858) Professor in Zürich, aber die Liebe von Felix Mendelssohn Bartholdy und seiner ganzen Familie für die Schweiz war wohl der entscheidende Grund für die Anziehungskraft von Zürich, eine etwas erstaunliche Wahl.

lich als reell zur Seite stehen und die poetischen aber für die jetzige Welt nicht passenden Ideen aus dem Kopfe treiben.

Ein sonst ganz ordentlicher Mensch, aber eingebildet, wirst Du sagen, ist dieser Carl M. B. im höchsten Grade. Nun hält er sich zu „gut für die jetzige Welt“! Aber, lieber Freund, ist es denn nicht recht, daß wir uns beide, wenn auch nicht für besser halten, so doch *hoffen* besser zu sein als unsre Zeitgenossen? Vielleicht hast Du keine „Hinkeldeywoche“<sup>2</sup> erlebt. –

Am Sonntag vergiftet sich eine ganze Familie, am Montag wird Hinkeldey erschossen, am Dienstag ermordet ein Tapezierer sich mit 4 Kindern, am Mittwoch erschießt sich Hr. von Raumer (Vater des Historikers und des Ministers), am Donnerstag Hr. von Canitz etc. und das Alles in Berlin, der gesitteten, kalten, nüchternen, gesunden, verständigen Spree-Residenz! – Habe ich Recht, wenn ich wünsche, wir Beide möchten *über* einer Zeit stehn, deren Zeichen so traurig und verhängnisvoll sind? – Der König von Preußen hatte sicherlich, und das wundert Dich vielleicht von mir<sup>3</sup>, *Unrecht!*, erstens an dem Leichenbegräbnisse Hinkeldeys Teil zu nehmen und dann durch seine Tränen dem Duell womöglich noch Sanktion zu erteilen. Hinkeldey hatte provoziert. Er fiel, *wie er es wollte*, ein *Selbstmörder*, in rechtmäßigem Streite.

[81]

ALEXANDER VON HUMBOLDT AN ALEXANDER MENDELSSOHN

(Original)

den 31. März 1857

Nachts

Es gibt Verhältnisse des menschlichen Lebens, in denen doch nützlich sein kann, von der ehrenvollen Meinung zu wissen, in der man bei denen steht, von denen man vielleicht immer fern bleibt und fern bleiben will. Seitdem ich, teurer Freund, Sie zuletzt sah, war ich allein mit dem König und ließ das Wort fallen: „er hätte mit dem, was er so zart für mich getan, bis zu meinem Tode warten sollen“<sup>1</sup>. In der Antwort war er voll von *Ihnen!* War-

<sup>2</sup> Der Berliner Polizeipräsident Karl Ludwig von Hinkeldey war im Duell erschossen worden, nachdem er eine adlige Spielhölle ausgehoben hatte. Georg Wilhelm von Raumer war Mitglied des Staatsrates und Direktor des Staatsarchivs, aber nicht Vater des Historikers Friedrich von Raumer noch des Kultusministers Karl Otto von Raumer (das ist ein Irrtum Karl Mendelssohn Bartholdys). Der Tod Georg Wilhelm von Raumer im Jahre 1856 wurde mit dem Tode Hinkeldeys – zu späte Übermittlung des königlichen Duellverbots – zusammengebracht. Die Bemerkung über Canitz ist nicht verständlich.

<sup>3</sup> König Friedrich Wilhelms Teilnahme an der Hinkeldeyschen Beerdigung wurde vielfach kritisiert. Karl erwartete Bernus über diese kritische Bemerkung erstaunt zu sein, weil gewöhnlich Karl Preußen gegen den großdeutschen Bernus verteidigte.

<sup>1</sup> Es handelt sich um eine größere Geldsumme, die Alexander Mendelssohn Humboldt vorgestreckt hatte, und die Friedrich Wilhelm IV., nachdem er von Humboldt davon gehört hatte, beglich.

um sollte ich es Ihnen nicht erzählen, weil die Worte selbst mir im Gedächtnis geblieben sind: „Es ist eine Schuld gewesen meinerseits gegen Sie, gegen das, was Sie mir geschenkt. Ich mußte tun, was ich getan, um mir selbst nicht, geistig und gemütlich, ungetreu zu werden. Würde nicht vielleicht der, der sich zu dem Wirt des Hauses heimlich gemacht<sup>2</sup>, um etwas zur Annehmlichkeit Ihres Lebens beizutragen, würde Alexander Mendelssohn, wenn ich seine edle Gesinnung richtig erkenne, mir nicht zuvorgekommen sein, und sollte ich von seinem einige tausend Jahre älteren Geschlechte und Adel als der meinige so neuere mich ruhig überflügeln lassen!“ Ein solches Curiosum wollte ich Ihnen nicht vorbehalten. *Ipsissima verba*. Über solche Charakterzüge schreibt man lieber, als man spricht.

Ich habe die Freude, Sie und die lieben Ihrigen bald heute zu sehen! Bewahren Sie dies Blatt, aber bemühen Sie sich, teurer Freund, mit keiner schriftlichen Antwort.

Ihr A. Humboldt

[82]

KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY AN ALEXANDER BERNUS  
(Original)

Frankfurt, den 11. April 1858

Lieber Alexander,

Die Ferien<sup>1</sup> sind ihrem Ende nahe, und die heftigsten Gewissensbisse quälen mich, daß ich sie nicht besser angewandt und Dir wöchentlich womöglich geschrieben habe. Allein meine bekannte Faulheit im Schreiben, die Sehnsucht Dir Etwas Interessantes mitteilen zu können und der Mangel an Etwas Interessantem, was man mitteilen könnte, entschuldigen mich wohl hinlänglich. Ich glaube, daß man im Comptoir<sup>2</sup> kein größeres Alltagsleben führen kann als ich es in diesen Ferien führte. Morgens mein juristisches Pensum durchgenommen, Nachmittags auf dem Canape gelegen, und Abends in frommer Familienstille einigen französischen Erbauungsschriften zugelauscht: das war das ununterbrochene Einerlei dieser Tage. Der Sonntag brachte noch einige Abwechslung hinein: man ging wenigstens morgens in die Kirche, und wie ernst der Kirchgang hier in Frankfurt und namentlich in unserem Familienkreis jedem zur Pflicht gemacht wird, kannst Du Dir nach den vielen traurigen Ereignissen, die gerade unsre Familie so ungerecht betroffen haben, wohl denken. Mir ist es aber immer eigentümlich gegangen: ich habe schon viel Trauerfälle in meiner Nähe erlitten, und gesehen, wie manche meiner Verwandten dadurch immer frömmer und gerührter werden – es *ist* auch eine

---

<sup>2</sup> Anspielung auf den Mendelssohnschen Ankauf des Hauses, in dem Humboldt wohnte, siehe Einleitung.

<sup>1</sup> Karl Mendelssohn Bartholdy, der damals Jura studierte, hatte die Semesterferien in Frankfurt verbracht.

<sup>2</sup> Alexander Bernus war in London zu geschäftlicher Ausbildung.

Mahnung zum Ernst, aber auf mich selbst übten diese äußern Unfälle nicht jenen reinigenden, tröstenden Einfluß. Ich wurde sogar betrübt, darüber daß es bei so vielen der *Unglücksschläge* bedarf, um sie zum Himmel zu führen. Gerade darin, Du wirst Dich erstaunen, sah ich einen Beweis mehr gegen das Dasein Gottes. Vielleicht erinnerst Du Dich mitunter unsrer Disputationen<sup>3</sup> über dies wichtige Thema nicht ungern: die Erinnerung würde mir dafür bürgen, daß Du mein philosophisches Geschwätz auch hier nicht verächtlich von Dir stießest. Man ist oft froh, wenn man in der Wirklichkeit, und wäre diese Wirklichkeit auch ein staubiges Comptoir, Zuflucht vor den trüben, beengenden Resultaten des wissenschaftlichen Lebens findet. – Der Trieb nach einer Verbesserung seiner Lage, nach Glück, ist dem Menschen angeboren. Allein schwerlich möchte ich diesen Trieb preisen, der doch in Nichts Anderm als in Selbstsucht seinen Grund hat. Aber gerade diesem Trieb – er bedarf einer Stärkung, durch die vielen äußerlichen Hindernisse, die sich dem *Strebenden* Menschen entgegensetzen – was entspricht diesem Trieb mehr als die *Fiktion* eines gütigen Wesens, das uns über die Hindernisse der Natur hinwegsetzte.

Betrachte die Religionen aller Völker: was sind ihre Götter? In Streben und Erlangen große *Menschen*. „Es malet in seinen Göttern sich nur der Mensch.“ Ich ärgre mich stets, wenn, wie es neulich von der Kanzel geschah, der Jüdische Zebaoth gepriesen und gerade seines Eifers, seiner Leidenschaftlichkeit wegen gepriesen, angedroht wurde. Als ob es möglich wäre, daß ein *Unsterbliches* Wesen Leidenschaften empfinden könne. Leidenschaften sind doch Etwas, was eintritt, *nachdem* etwas anderes geschehen ist. Zu dem Eintreten einer Sache *nach* einer andern gehört aber *Zeit*. Wo *Unsterblichkeit* ist, da ist kein Raum und keine *Zeit*.

Ich bin ungläubig, bin die Verzweiflung meiner gutgesinnten frommen Umgebung. Da kommt Krankheit, Tod, derer die mich lieben, Verlust des Vermögens: am Kranken-, am Todes-Bette bekehre ich mich, und der ganze Chor der Theologen und Gotteseifrer wiederholte: „Gott ist Deine Kraft und Dein Arm in der Not; ohne ihn könnten wir das Unglück nicht tragen.“ – Ich glaube, Du hast mich verstanden. Wir können nicht *glücklich* sein, *ohne* Gott, *ohne* den Glauben an ein Erhaltendes Höheres Wesen, das ist das Dogma aller Frommen. Aber gerade diese *Unentbehrlichkeit* Gottes zu unserm *Glück* zeugt, so meine und fürchte ich, am meisten *gegen* das Dasein Gottes. Diese Hypothese kommt einem tiefgefühlten Bedürfnis der menschlichen Natur, besser, glücklicher zu werden, viel zu sehr zu Hülfe, um mehr als eine Hypothese sein zu können. Ich habe mich genug, vielleicht viel zu weit in dies Feld vorgewagt, was sagst Du nun dazu? Ist es Dir undenkbar, daß einst ein tiefempfindender Denker von der Unzulänglichkeit des menschlichen Denkens

---

<sup>3</sup> Eine große Anzahl sehr langer Briefe aus den vorhergehenden Jahren – die hier nicht veröffentlicht werden – waren mit Erörterungen der Frage, ob Gott existiere, ausgefüllt. Alexander Bernus glaubte, daß sich Gottes Existenz beweisen lasse, Karl verneinte das.

und Seins überzeugt, ausrief: „wir können Nichts von uns selbst, und wenn es keinen Gott gibt, so muß unser Elend sich einen Gott *zum Trost* erfinden!“

Es ist spät geworden, und ich muß daran denken, meinen Abschiedsbesuch bei Deinen Eltern zu machen. Auch habe ich lange genug geeifert, um Dich wahrscheinlich in Wut und Verzweiflung zu bringen. – Was macht die Philosophie in England? Machst Du Bekanntschaften? Hast Du Freunde gefunden, die sich über das Diskonto und den „flauen Spiritus“ empor, mit Dir zu den höchsten Fragen aufschwingen, die die Menschheit bewegen? Dann bist Du gar nicht einmal sehr glücklich. So, fürchte ich, leuchtet es Dir am Ende ein aus diesen Zeilen Deines alten Freundes C. Mendelssohn Bartholdy.

[83]

FRANZ MENDELSSOHN AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN  
(Original)

Aachen, den 26. Juli 1858

Teuerster Onkel, Dich hier bei mir eintreten zu sehen und ein paar Tage mit Dir zu verplaudern, gehört allerdings zu den angenehmen Nebelbildern, aber wenn ich bedenke, was Dich dort zurückhält<sup>1</sup>, so fällt mir ein,

„Es hängt Gewicht sich an Gewicht“, gegen die selbst die Flügel des Dampfes ohnmächtig sein werden, und so wird es eben wohl nichts weiter als ein schönes Nebelbild werden.

Einstweilen danke ich Dir für die Adresse des Dr. Brandis<sup>2</sup>, den ich aufsuchen werde, sobald ich wieder auf den Beinen und in der Laune bin, Bekanntschaften anzuknüpfen.

Ich habe ihn noch in sehr guter Erinnerung, nur, obwohl dies kein Beweis ist, daß er sich auch meiner noch erinnert (ein bißchen wie die Geschichte „Sie kennen mich wohl nicht, weil Sie eine Perücke tragen“), so glaube ich doch, daß es eines Briefes an ihn nicht bedarf. Welcher Meidinger<sup>3</sup>!

Auf den versäumten Besuch in Horchheim habe ich große Reue, und sogar schon ein Zimmer hat die gute Großmutter für mich in Bereitschaft gehalten; indessen waren zwei wichtige Factoren, Zeit und Gesundheit, dagegen, und ich kann nichts anders sagen, als daß ich den Ritter von der traurigen Gestalt gespielt hätte. Seit gestern fängt es mir an besser zu gehen, und ich denke, daß ich nun in einigen Tagen werde wieder etwas hinaus können; das Bein

---

<sup>1</sup> Benjamin war damals in Horchheim.

<sup>2</sup> Christian Brandis, Professor der Philosophie in Bonn.

<sup>3</sup> In dem letzten Viertel des 20. Jahrhunderts muß „Meidinger“ wohl erklärt werden. Meidinger war Verfasser einer französischen Grammatik, die eine Riesenaufgabe hatte, so daß ihr Inhalt als allgemein bekannt angenommen wurde und Meidingers Name identisch wurde mit „allbekannte Anekdote“.

heilt, und das Essen fängt wieder an zu schmecken, so daß ich heute hoffnungsvoll bin, um nicht zu sagen, guter Hoffnung.

Ich glaubte, als ich aus Frankreich zurückkam, wo in den Zeitungen außer dem Feuilleton, nur Stadtgeschichten, was der Kaiser zu Mittag gegessen und was die Kaiserin angehabt hat, Anzeigen und Börsennachrichten zu finden sind, ich würde in den deutschen Zeitungen schwelgen und alle Weisheit und Politik würde wieder auf mich einströmen. Schon merke ich, daß ich mich getäuscht habe, und daß Napoleon vielleicht nicht so ganz Unrecht hat. Die Cölnerin und die Aachenerin<sup>4</sup> desillusionieren mich vollkommen, und erstere hat jetzt ein Feuilleton von Paul Heyse, Maria Francisca, eine Novelle, genannt, das mich ganz froh macht, daß dieser teure Verwandte durch den Lauf des Schicksals einen andern Namen trägt<sup>5</sup>. Er hat die Unverschämtheit, noch einmal einen Düsseldorfer Maler in einer Reitergesellschaft eine zweite Mignon, ebenfalls ein italienisches Mädchen, nach der ersten abgezogen, finden zu lassen. Der Maler entführt sie, und da wird dann genau erzählt, wie sie sich in einem Wirtshaus am Rhein verstecken und sich damit amüsieren, auf die Vorübergehenden durch die Jalousie Kirschkerne zu werfen. Es ist ebenso unerlaubt, sich mit diesem Goetheschen Juwel, das sich jeder anderen Behandlung entzieht und so absonderlich ist, daß es nur durch die größte Meisterhand eine so wundervolle Schöpfung werden konnte, zu schmücken, oder so läppisch zu erzählen.

Enole<sup>6</sup> ist heute von Arcachon nach Bordeaux gezogen, von wo sie wohl Ende der Woche hierher kommen wird. Außerordentlich haben mich die guten Nachrichten von Großmutter gefreut. Tausend Grüße für sie, Tante und Betsy<sup>7</sup>.

Dein treuer Franz

---

<sup>4</sup> Kölner Zeitung und Aachener Zeitung.

<sup>5</sup> Über die Verwandtschaft mit Heyse, siehe Seite 218 Anm. 1. Die Heysesche Novelle, die Franz Mendelssohn kritisiert, findet sich in dem Bande Vier neue Novellen, Berlin 1859.

<sup>6</sup> Dies war der Vorname von Franz Mendelssohns Frau. Sie stammte aus Bordeaux und war eine geborene Biarnez; sie war in erster Ehe mit Franz' verstorbenem Bruder Adolf verheiratet gewesen.

<sup>7</sup> Betsy Thormann, von Benjamin und Rosamunde Mendelssohn an Kindes Statt angenommen.

Berlin, den 5. September 1858<sup>1</sup>

Lieber Paul!

Da es mir nicht gleichgültig ist, wenn Du auch nur eine Stunde durch meine Schuld ungünstig über mich denkst, beantworte ich Dein heutiges Schreiben sogleich.

Laß mich historisch sein.

Als Sebastians Volljährigkeit eintrat und ich ihm also sein selbständiges Vermögen, von dem bis dahin der Nießbrauch seinen Eltern gesetzlich zugestanden, ausbezahlte, mußte, was mir blieb, natürlich eine soviel verringerte Summe zeigen. Es mußten also andre Dispositionen getroffen werden. Vor allem trat hier in den Vordergrund die Legatsangelegenheit meiner Schwester, wegen welcher Fanny aus eignem Triebe auf Abschluß des Testaments gedrängt hatte, indem sie äußerte, wie bei unsrem etwaigen unvermuteten Ableben dieselbe fast gänzlich hilflos dastehen würde, da die Vormünder Sebastians bei bestem Willen sich durch ihre Pflicht gebunden sehn mußten. Du siehst also, wie der Fall vorhergesehn war, wo Sebastian für seine Tante zu sorgen haben sollte. Die Pension war auch damals auf das Einkommen des Gesamt-Vermögens, Sebastians mit, basiert und nur beigelegt, wie diese Legate davon abhängig, daß sie nicht  $\frac{1}{6}$  der Zinsen des Vermögens überstiegen. Von dem, was mir nach Abgang von Sebastians Vermögen blieb, war das Zinsen-Sechstel so gering, daß die Schwestern, auf dieses gesetzt, hätten darben müssen. Bei einem vertraulichen Gespräch mit Sebastian, in welchem ich ihn wahrhaftig nicht dazu gedrängt, erbot sich dieser nun 200 Reichstaler für sich (100 an jede Schwester) jährlich zu übernehmen, damit diesen im Sinn seiner Mutter ein auskömmlicher Unterhalt gewährt bleibe. Diesen schönen Entschluß hat er nun nie zurückgenommen, vielmehr wiederholt mir gegenüber anerkannt, auch den schriftlichen Dank seiner Tanten angenommen, so daß ich die von mir indessen geleisteten Zahlungen in seinem Namen nur als Auslagen habe betrachten können, deren Guthaben ihn aber nicht in augenblickliche Verlegenheiten setzen sollte, wie ich ihn denn auch nie gemahnt und nur endlich von ihm die Anerkennung Dir gegenüber gewünscht habe, der Ordnung wegen, daß doch einer es wisse, und da ich bei Euch im Defizit bin. Ist irgend etwas Liebloses hierin? Erwäge und dann urteile.

Was die Einschränkung meiner Ausgaben betrifft, so weiß ich, was meine Person betrifft, kaum, wo ich sie machen sollte. Ich reite nicht, spiele nicht, gehe nicht ins Theater, brauche nichts für Frauenzimmer, rauche und saufe

<sup>1</sup> Die Abschrift trägt das Datum 1859; aber da Pauls Schwester Rebecka, die am Ende des Briefes erwähnt wird, am 1. Dezember 1858 starb, muß der Abschreiber sich verlesen haben.

nicht. Wenn ich bei meinem Essen einen einfachen Wein nötig habe zur *Gesundheit*, so ist das der einzige Punkt, der *etwas* kostet, aber dessen gänzliche Entsagung selbst keine wesentliche Veränderung hervorbringen würde. – Mein körperlicher Zustand, die großen langen Krankheiten und in Folge derselben notwendig gewordenen jährlichen, kostspieligen Badereisen haben ohne meine Schuld viel hingenommen. Was mich aber aufzehrt, erdrückt, sind die vielen Wohltätigkeiten, immer wachsend, soviel ich auch schon aus meinen frühesten Zeiten mitzuschleppen habe. Ich bin der Einzige, welcher aus den Familien meiner Eltern sich auf einen Punkt hingerungen, wo jeder Hilfe sucht, alle überschätzen, was ich vermag. Und welch wirklich dauernd Elend ist oft da! Und in der Künstlerschaft, wo ich als Chef des Corps überall die tiefsten Einblicke getan. Und so kommt's von allen Seiten, und ich gestehe, daß ich das Nein in meiner Seele nicht habe. Drum müßte ich weg, weit weg, wo die alten Dinge von selbst wegfielen und ich vor neuen mich hüten könnte. Am besten freilich wäre die Reise, von der man nicht wiederkommt. Die schönste Gelegenheit dazu hat mir freilich der Frieden genommen.

Glaube mir, lieber Paul, Du stehst einem Menschen gegenüber, der seines Lebens müde ist, wo er bei seinen Nächsten nur zwischen Verkommen oder Verleugnung seiner Natur zu wählen hat.

Vor dem Urteil Deiner Schwester fürchte ich mich nicht.

Lebe wohl, der Du glücklich bist.

Dein

W. Hensel

Gern wüßte ich, ob meine einfache Darlegung Deine Ansicht geändert.

[85]

REBECCA DIRICHLET, GEB. MENDELSSOHN BARTHOLDY AN

FANNY MENDELSSOHN-BARTHOLDY

(Abschrift)

[November 1858]<sup>1</sup>

Liebes Fannychen, damit Du siehst, welche Freude mir Dein Briefchen gemacht hat, schreibe ich Dir gleich wieder und danke Dir schönstens. Ich hoffe, Du wirst Dich in Rom sehr gut amüsieren, es ist da allerlei Schönes auch für Kinder. Der Gott Nil im Vatican mit seinen vielen Kinderchen und das Museum der Tiere werden Dir wohl gefallen. Du mußt auch fleißig mit Luise auf die Passeggiata gehen und die römischen Kindermädchen Saltarell tanzen sehen; vielleicht lernst Du es ihnen ab und tanzest ihn mir vor, wenn Ihr

---

<sup>1</sup> Die Datierung dieses Briefes ergibt sich daraus, daß Paul Mendelssohn-Bartholdy und seine Familie den Winter 1858/59 in Rom verbrachten und daß Rebecka Dirichlet am 1. Dezember 1858 starb. Dieses ist wohl einer ihrer letzten Briefe gewesen. Fanny Mendelssohn-Bartholdy war 1851 geboren, also damals sieben Jahre alt.



wieder zurückkommt; Ernst<sup>2</sup> tanzte damals sehr niedlich Saltarello romano. Den Weihnachtsmarkt wirst Du zwar vermissen, dafür wirst Du in der schönen Kirche Araceli das Bambino ausgestellt sehen und die Kinderpredigten hören, statt Pfefferkuchen wirst Du Pan giallo essen, statt Marzipan Pasta di mandorle, und wirst beides besser finden, auch die candierten Früchte beim Schweizer Conditore viel besser als die bei Felix in Berlin. Und statt des Tannenbaums wird Deine Mama einen Lorbeerbaum aufputzen, den möchte ich gern sehen und Eure vergnügten Gesichter dazu.

Sprichst Du denn schon recht viel italiänisch? und hast Du schon einen römischen Schatten gefunden? Am heiligen Josefstag mußt Du später zu Bette und abends durch die Straßen gehen, wenn unter freiem Himmel in den schön aufgeputzten Buden fritto bereitet wird, und am heiligen Antoniustag mußt Du sehen, wie die Tiere gesegnet werden, mußt im Carneval fleißig Blumen und Confetti werfen und Ostern die Beleuchtung der Peterskirche und das Feuerwerk auf der Engelsburg sehen. Auch der gräßliche Kopf in der Kirche Bocca della Verità<sup>3</sup>, dem die Kinder die Finger in den Mund legen, und der zubeißt, wenn sie gelogen haben, den mußt Du auch sehen, Dich wird er ja nicht beißen. Und die vielen schönen Springbrunnen, die alle Tage springen, die machen Dir doch auch Vergnügen? Wie schmecken Dir denn die schönen großen Trauben, Pergolesi und Pizzatelli? Du siehst, Vergnügen kannst Du genug in Rom haben; wenn Du nun nebenbei ein paar Stunden arbeitest und zuweilen Deiner Tante schreibst, so wirst Du Dich nicht langweilen. Schreibe mir recht bald wieder und erzähle mir recht viel von Rom. Grüß Deine Eltern und Geschwister und Therese und den lieben schönen Sonnenschein auf dem Monte Pincio.

Deine Tante Dirichlet

[86]

ALEXANDER VON HUMBOLDT AN ALEXANDER MENDELSSOHN  
(Original)

Berlin, den 5. Januar 1859

Ich fürchte, teurer Freund, durch frühere Verpflichtung gegen meinen König einiges getan zu haben, das Ihnen mißfallen kann. Ich habe in einem an Ihre Majestät die Königin nach Rom gerichteten Briefe der wohlthätigen Beziehungen dankbar gedacht, in denen ich seit einer langen Reihe von Jahren mit der edeln Mendelssohnschen Familie zu stehen die Freude habe. Der durch Edelmut des Gemüts wie durch Tiefsinn gleich berühmte Philosoph Moses Mendelssohn hat gleichzeitig mit seinem Freunde Professor *Engel*, dem Verfasser des „Philosophen für die Welt“, durch Ratschläge über die Erziehung wesentlich zu meiner Ausbildung und der meines Bruders beigetragen. Ihr teurer Vater hat mit verheimlichender Zartheit des Gefühls Haus und Garten

<sup>2</sup> Fannys älterer Bruder, siehe Verzeichnis der Absender.

<sup>3</sup> Das ist S. Maria in Cosmedin.



Rebecka Dirichlet, geb. Mendelssohn Bartholdy



acquiriert, um mir Ruhe zur Arbeit und Sicherheit vor häufigem Wechsel der Wohnung zu gewähren. Sie, mein teurer Freund, haben mich maßlos aus Ihren Cassen schöpfen lassen, als wären das die meinigen, und alle Schritte getadelt, die zum Ersatz führen könnten. Ich durfte dem Rate nicht Folge geben, da der Monarch selbst in der Cabinetts-Order vom 20. März, die Seifert Ihnen vorgelegt, das Geldgeschäft seine Gewissens-Angelegenheit nennt.

Der Brief der Königin (Florenz, 11. December 1858) ist rührend liebeich. Von ihnen (sagt die Königin) spricht der König oft mit Liebe. Dieser seiner Liebe können Sie getrost vertrauen, sie wird die momentane Angelegenheit gern beseitigen, die Sie jetzt zu drücken scheint. Mögen wir Sie gesund und gestärkt wiederfinden. Der König trägt mir die herzlichsten Grüße für Sie und Ihre Nächsten auf. Ich habe diese liebevollen Anerbietungen mit Dank angenommen und erwarte nun bald neue Briefe vom Capitoile.

Da Sie Freiheit im Handeln unter den gegebenen Bedingungen erlauben, so rechne ich auf Ihre milde Nachsicht und freue mich, den ersten Mittwoch im neuen Jahre in Ihrem Familienkreise zubringen zu dürfen. Ich werde Sie heute *nicht* mit Geschäften quälen. Sie werden zu dieser mehr einen anderen Tag dazu bestimmen. Mit dankbarer Treue.

Ihr anhänglichster

A. v. Humboldt

[87]

KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY AN ALEXANDER BERNUS

(Original)

Heidelberg, den 29. Juni 1859

Lieber Alexander,

Dein letzter Brief, der mich schon in den märkischen Sandgefilden für das Vaterland schwitzend und exercierend währte, kam gerade einige Tage vor der famosen Katastrophe von Villafranka<sup>1</sup>, zu der jetzt Welt, namentlich Euer liebenswürdiges Krämervolk jenseits des Kanals höchst lange Nasen macht. So war denn dadurch Dein zeitliches Mitleid verfrüht, ich befinde mich äußerst wohl, und, nach bestandnem Doktor jetzt doppelt so fidel und bummellustig als vorher in meinem lieben Heidelberg, das den nächsten Winter mit Berlin vertauschen zu müssen eine gar zu grausame, selbst durch eine Schweizerreise nicht zu versüßende Notwendigkeit ist<sup>2</sup>. Wenn das Semester zu Ende ist, werde ich mit mehreren Freunden eine Erholungsreise in die Schweiz machen, da gerade in diesen Ferien in Frankfurt zu bleiben mir niemand zumuten kann. Wie Du uns zuerst meldetest, und wie es uns erst nachher von unsrer

---

<sup>1</sup> Nach den österreichischen Niederlagen von Magenta und Solferino hatten in Villafranca Waffenstillstandsverhandlungen begonnen, die erst zu einem Waffenstillstand (8. Juni) und dann zu einem Präliminarfrieden führten, der die Abtretung der Lombardei bestimmte.

<sup>2</sup> Karl Mendelssohn Bartholdy hatte in Preußen seine militärische Dienstpflicht zu erfüllen, aber sie war nicht so zeitraubend, daß er nicht gleichzeitig in Berlin sich auch mit historischen Arbeiten beschäftigen konnte.

Schwester selbst, vermutlich noch als Familiengeheimnis verkündet wurde, haben wir in einem sehr braven, gutmütigen und auch reichen englischen Vetter unsern zukünftigen Schwager zu begrüßen<sup>3</sup>. Schade doch, daß mein Bruder und ich so verwöhnte Menschen geworden sind – und anspruchsvoll! Selbst Herzengüte, liebenswürdige Beschränktheit und Reichtum genügen uns nicht! Übrigens, denke ich mir, wird es meiner Schwester recht gut in England gefallen, da man dort ein stummes, geschäftsmäßiges Wesen liebt. Ob ich häufig herüber kommen werde, mag ich aus Mangel an Sympathie mit dem rationellen und kalten Charakter der beefs im Allgemeinen, nicht bestimmt zu versichern. Man kann ja überhaupt jetzt nur sehr wenig von Zukunft sprechen und tut wohl daran, seine eigenen kleinen Interessen bald schweigen zu lassen, da Alles darauf hindeutet, daß der Sturm der vergangenen Monate nicht so schnell gebändigt werden kann, und daß dann im neuen Kampfe die Hoffnungen und Entwürfe der Individuen bald zerknickt werden, wie die der vielen Tausende, die jetzt gleich Maschinen zum Spielwerk dienend in den Ebenen von Solferino und Magenta bluteten. Recht klar trat mir vor die Seele, was ich Dir schon vor 8 Wochen, als wir auf meinem Sofa hier gemütlich kannegießernd saßen, erklärte, daß es elend um die Welt und die so viel berühmte fortgeschrittene Civilisation der Neuzeit steht, so lange das Lebensglück von Millionen einzig und allein noch – durch keine Verfassung oder Clausel geschützt – an die Launen eines durchtriebenschlaun oder fanatischdummen Despoten bedingend geknüpft ist. Art. 13 der BA hat sich herrlich bewährt<sup>4</sup>, als der Kaiser Joseph vor dem wichtigen Schritt zu Villafranca die Genehmigung oder nur den Rat seiner Landstände pflichtgemäßigst einholte (sic!)<sup>5</sup>. Man mag lange hoffen, und muß an gutmütiger Langmut und an geduldiger Dummheit ein Deutscher sein, wenn man hofft, daß das alte scheußliche System durch die jetzige Krise gebessert – ich will gar nicht einmal sagen, Neuerungen im Interesse der Aufklärung und Freiheit vornähme – wie versprochen –, sondern wenn der Kaiser Joseph, d. h. die Pfaffen, deren Spielball er ist, auch nur die alten, selbst im Bundesrecht begründeten Forderungen, die Deutschland schon seit 50 Jahren verlangt, seinen Untertanen gewährte: Landstände, z. B. wahrhaftig, ein Feind der Revolution, ein Mann ebenso für gesetzmäßigen Fortschritt wie für Zähmung der jugend vollen Probleme eingenommen, echt konservativ, loyal sogar in edelstem Sinn – kann jetzt nur die Augen zum Himmel gewandt über die Not Deutschlands –

---

<sup>3</sup> Marie Mendelssohn Bartholdy hatte sich mit C. Viktor Benecke verlobt, den sie am 1. Mai 1860 in Frankfurt heiratete; Benecke war der Sohn eines aus Hamburg nach England eingewanderten Fabrikanten, der mit einer Schwester von der Grand'mère, Henriette Souchay, verheiratet war.

<sup>4</sup> Artikel 13 der deutschen Bundesakte hatte die Errichtung landständischer Vertretungen in den deutschen Staaten versprochen.

<sup>5</sup> In dem Manifest, in dem Kaiser Franz Joseph den Friedensabschluß ankündigte, hatte er auf die Notwendigkeit innerer Reformen mit Hilfe ständischer Vertretungen in den Ländern angespielt.

kann nur noch ein „Achtzehnhundertachtundvierzig“ herbeifließen. Oder sollen wir noch den Hohn erleben, daß Louis Napoléon sich in unsere Bundesverhältnisse – traurig sind sie genug – eindrängt und regelt, wie in Italien? Die Revolution muß ihm zuvorkommen. Er muß der Zauberlehrling sein.

Da hast Du eine lange politische Jeremiade. Könnte man nur darüber lachen! – Also lebe wohl und sei herzlich begrüßt  
von C. M. B. Dr. jur.

bis zum 10. August in Heidelberg, von da an bis zum Oktober nirgends.

[88]

PAUL MENDELSSOHN-BARTHOLDY AN KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY

(Original)

Berlin, den 10. Oktober 1860

Lieber Carl,

Du wirst mich bereit finden, Dir in meinem Hause die Hand über die zwischen uns bestehende Kluft zu reichen, deren allmähliche Schließung ich von der Zukunft wünsche und hoffe<sup>1</sup>.

In dem Streben nach diesem Ziele wird mich das Bewußtsein, daß Du der Sohn meines teuern unvergeßlichen Bruders und seiner nicht minder unvergeßlichen Frau bist, stärken und fördern.

Dein Onkel Paul MB.

[89]

FRANZ MENDELSSOHN AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN

(Original)

Berlin, den 26. Januar 1861

Schönsten Dank, mein lieber Onkel, daß Du Dich des Fünfundzwanzigsten<sup>1</sup> erinnert und mir Eure Wünsche gesandt hast. Es gab viele angenehme und freudige Überraschungen, und die Deinige gehört gewiß zu den liebsten. Aber was sagst Du zu den Versen von Großmutter<sup>2</sup>? Ich muß sie Euch gleich aufschreiben:

Gegen Eis und Schnee  
Schütz' Dich das Cachenez,  
Von der Pute nimm ein Stückchen  
Und dazu ein feines Schlückchen;  
Wohl bekomme Dir das Futter  
Von der alten Großmutter.  
Nun kommt die Gratulation  
Für den geliebten Enkelsohn.

<sup>1</sup> Für die Gegensätze zwischen Paul Mendelssohn-Bartholdy und seinen Neffen, vor allem Karl, siehe die Einleitung.

<sup>1</sup> Franz Mendelssohns Geburtstag war am 25. Januar.

<sup>2</sup> Henriette (Hinni) Mendelssohn war damals 85 Jahre alt.

Das ist beschämend, von Großmutter besungen zu werden! Allerdings wer sie dann bis abends spät so rüstig und heiter gesehen hat, der braucht sich über die Verse nicht zu wundern.

Nun habe ich Euch den Mund wässerig gemacht; wie gern hätte ich Euch zur Pute hier. Heute ist Joe's Geburtstag<sup>3</sup>; Tränen und Bitten haben seine gestrengen Eltern vermocht, ihn heute nicht in die Schule gehen zu lassen. So gut ist es mir allerdings nicht geworden, aber in der Mittagstunde hatte ich mir doch Ferien gemacht, und da hatten wir viel großen und kleinen Besuch.

30. 1.

Du siehst, mein lieber Onkel, daß ich Dir Großmutter's Verse nicht vorenthalten wollte, aber schlechter Weise ist der Brief bis heute liegen geblieben, woraus Du mit Sicherheit schließen kannst, daß wir viel müßig gehen.

Robi<sup>4</sup> wird sich für seinen Beinamen LeBoeuf bedanken, und ich hoffe, er wird ihn nicht verdienen; selbst das sollte mich alsdann nicht trösten, wenn er französischer Senator würde, wozu es vielleicht gerade die richtige Qualification ist, wenn er den Namen mit Recht führt, und deshalb hoffe ich, er wird dem Senator entgehen. Hast Du vielleicht die Reden von dem neuen Akademiker-Pater Lacordaire und die Antwort von Guizot gelesen<sup>5</sup>? Wer hätte es geglaubt, daß es möglich ist, die Franzosen so unter die Fuchtel zu bekommen? Es sind jetzt wirklich sehr wohlerzogene Kinder, die höchstens sagen „wir könnten wohl sprechen, wenn wir nur dürften oder wenn wir wollten, oder wenn hier der Ort dazu wäre“. Das nennt man Erziehung. Wenn die Oppositionswut dadurch gründlich ausgetrieben würde, wäre es schon ganz gut, aber ich fürchte, sie wird nachher noch schlimmer werden.

Auch hier bleibt dieselbe jetzt, und sogar die „neue Aera“ kann ihren eben noch wärmsten Bewunderern nichts recht machen.

Otto<sup>6</sup> habe ich die Einlage an ihn sogleich abgeben lassen. Es freut mich sehr, daß auch Dir die gestrengen Wintertage nichts angetan haben. Ich war bis jetzt in diesem Winter zufrieden, und es schien mir in der Tat fast, als ob

---

<sup>3</sup> Dies ist der älteste Sohn von Franzens Schwester Alexandrine, die mit einem englischen Kaufmann Joe Horsfall verheiratet war; deren ältester Sohn Joseph war am 26. Januar 1853 geboren.

<sup>4</sup> Robert (Robi) geboren am 13. Dezember 1857, war der älteste Sohn Franz Mendelssohns, aber die Anspielungen in diesem Satze sind nicht klar.

<sup>5</sup> Lacordaires Empfang als Mitglied der Akademie fand am 24. Januar 1861 statt; obwohl seine Rede, sowohl wie Guizots Antwort, unverzüglich gedruckt wurden, muß sich Franz Mendelssohns Bemerkung auf Zeitungsberichte stützen. Die beiden Reden waren insoweit erstaunlich, als Lacordaire, der Tocquevilles Platz in der Akademie einnahm, die objektive, überparteiliche Stellung Tocquevilles pries, während Guizot die Möglichkeit eines wahren Dialogs zwischen Protestanten und Katholiken betonte.

<sup>6</sup> Wohl Otto Georg Oppenheim.

ich bei hellem, selbst recht kaltem Wetter mit größerer Leichtigkeit gehen könnte.

Das Allerherzlichste für Tante und seid alle drei bestens begrüßt  
von Deinem treuen Neffen  
Franz M.

[90]

FRANZ MENDELSSOHN AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN  
(Original)

Kreuznach, den 23. August 1861

Mein lieber Onkel, herzlichsten Dank für Deinen Doppelbrief. Wenn es nach mir geht, hältst Du ausnahmsweise Dein Versprechen nicht und begünstigt mich bald wieder auf ähnliche Weise.

Von der erschöpfenden Beantwortung meiner müßigen Fragen<sup>1</sup> hatte ich nicht viel Gelegenheit Gebrauch zu machen, weil die Betreffenden jetzt schon größtenteils in alle vier Winde zerstreut sind. Auch Niederhaus scheint sich in alle vier Winde zerstreut zu haben, denn er ist, vermutlich aus Furcht vor den Erkundigungen über ihn, mit denen ich ihm gedroht hatte, spurlos verschwunden, worüber ich mich tröste; seinerseits zeigt dies aber von vieler Selbstkenntnis. Seine bedrängte Lage entspringt vermutlich daher, daß die, so ihn kennen, nicht viel für ihn geben.

Da wir doch wohl noch einige Wochen werden hier bleiben müssen, werden wir, wie im vorigen Jahre, vermutlich eine Zeit lang wieder ziemlich Alleinherrscher sein. Der Glücklichen, die abreisen, gibt es alle Tage viele, die Flut der neu Ankommenden ist bis zum nächsten Jahre versiegt. Ich kann mir wohl denken, daß Wolff Clara im ruhigen Geleise lassen will, vielleicht daß aber später doch noch eine Veränderung wünschenswert wird, namentlich wenn Mutter nach Hordheim kommen sollte, wovon ich übrigens nichts weiß; sie wird uns hier stets willkommen sein. Ihr selbst schreibe ich natürlich nichts davon.

Unser kleiner Kerl<sup>2</sup> hat sein additionelles Unwohlsein ganz überstanden, aber seinen nächtlichen Husten ist er noch nicht ganz los trotz dem von Wolff empfohlenen englischen Geheimmittel, Roce embrocation, mit dem er alle Abende eingerieben wird. Die Gebrauchsanweisung, mit der die kleine Flasche umwickelt ist, verspricht, bei gehöriger Einreibung in 14 Tagen alle Leiden zu heilen.

Mutter und Vater befinden sich, in Anbetracht ihrer Eigenschaft als halbe Invaliden, recht wohl. Ich hatte gleich den richtigen Cousin<sup>3</sup> herausgewittert,

---

<sup>1</sup> Die in diesem und dem folgenden Abschnitt erwähnten Personen sind nicht eindeutig klar. Clara ist wohl Franz Mendelssohns jüngste Schwester, die im folgenden Jahre Carl Westphal, Professor der medizinischen Psychiatrie an der Berliner Universität, heiratete. Wolff war der Mendelssohnsche Hausarzt.

<sup>2</sup> Der 1857 geborene Sohn Robert (Robi).

<sup>3</sup> Victor Cousin, der berühmte französische Philosoph, war 1824, während eines



wenn mir auch seine Verwicklungen mit der Kamptzschens Politik unbekannt waren, die Mama<sup>4</sup> war aber so stolz auf ihren großen Landsmann, daß ihr ein Besuch desselben ein sehr wichtiges Ereignis schien und Dein Enthusiasmus darüber nicht mit den gehörigen Farben geschildert. Sie behauptete daher, es müßte ein anderer Cousin dahinterstecken, und Ihr habt nun, da Ihr den wahren genossen, ihren ganzen Neid auf Euch geladen. Wenn Du seiner habhaft werden kannst, schicke ihn uns unfrankiert her.

Hast Du die Broschüre vom Coburger<sup>5</sup> gelesen, so würde ich es Dir danken, wenn Du sie beipacken wolltest. Brauchst Du „Fürsten und Völker“<sup>6</sup>? Ich bin damit fertig. Enole ist eben noch damit beschäftigt. Hier ist von Neuem blutwenig zu finden, und ich mußte sowohl auf Tocqueville und manches andre, welches ich lesen wollte, verzichten, habe aber reichen Ersatz in Pertz's Stein gefunden<sup>7</sup>. Es ist eine höchst verdienstvolle Sammlung von den herrlichsten Äußerungen und Briefen. Wenn sich auch dies Leben, das den Mittelpunkt der größten Ereignisse bildet, mit dem von Felix nicht vergleichen läßt, so würde mir dies in passender Hand die richtige Art scheinen, seine Lebensbeschreibung mit den Briefen zu vereinigen. Die Erzählung müßte nur eine Folie zur Verbindung mündlicher und schriftlicher Äußerungen bilden. Solche Behandlung kostet Selbstüberwindung, denn der Erzähler steht in diesem Falle, wie es ja auch in Pertz der Fall ist, sehr hinter dem übrigen Text zurück.

Viele Grüße im allgemeinen und im besonderen  
Dein Franz

---

Aufenthaltes in Deutschland zur Zeit der Kamptzschens Demagogenverfolgungen, als liberaler Agitator verhaftet worden und blieb sechs Monate im Gefängnis, bis er durch die Fürsprache Hegels befreit wurde.

<sup>4</sup> Franz Mendelssohns Frau.

<sup>5</sup> Die Autorschaft eines 1859 veröffentlichten Pamphlets „Despoten als Revolutionäre“ wurde dem Herzog Ernst II. von Koburg zugeschrieben; das Pamphlet erschien 1860 in England unter dem Titel „The Duke of Coburg's Pamphlet on Russia“. Die Broschüre sucht zu zeigen, daß sowohl das Frankreich Napoleons III. und das Rußland des Zaren Despotien sind, vor denen sich Deutschland nur durch Einigung bewahren kann. E. Fischel nahm die Verfasserschaft für sich in Anspruch.

<sup>6</sup> Sicher Rankes Fürsten und Völker von Südeuropa.

<sup>7</sup> Um die folgenden Bemerkungen zu verstehen, muß man wissen, daß Felix Mendelssohn Bartholdys Reisebriefe 1861 erschienen waren, und im Vorwort gesagt wurde, daß seine Briefe als Grundlage einer Lebensbeschreibung gesammelt wurden.

[91]

FRANZ MENDELSSOHN AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN  
(Original)

Kreuznach, den 30. August 1861

Verehrter aristocratisch-reactionärer Professor!

Es muß wirklich ein wahres Paradies in Coburg sein<sup>1</sup>, namentlich für die Damen.

Was wäre es für ein Glück, wenn ganz Deutschland dieser gelben Glacéhandschuhe teilhaftig werden könnte! Ich kann dieser Schilderung nur die wirklich höchst komische Satyre auf einen kleinen deutschen Hof in einer Posse, die sie in Berlin geben, an die Seite stellen. Zur Feier eines hohen fürstlichen Besuchs soll eine Jagd veranstaltet werden, als der Oberjägermeister mit dem alles vernichtenden Rufe hereinstürzt: „Unser Hirsch ist krank“, und in Folge dessen muß die ganze Festlichkeit unterbleiben. Der Coburger mitsamt seinem Nationalverein riecht so sehr nach diesem kranken Hirsch, und es wäre gut, wenn die ganze Geschichte ausgefegt würde.

Beschütze mich vor meinen Freunden, kann ersterer wirklich sagen, nach diesem Opus kommt er einem ganz passend zu einem Perückenstock bei einem Haarschneider vor, sonst möchte ich ihm auch nicht viel zutrauen. – Glücklicher Weise liegt der Schwerpunkt ganz wo anders, indessen ist es doch ein sehr unnützes Spiel, namentlich in jetzigen Zeiten, wo die Suppe schon genug aufgewühlt ist, ohne daß man sie sich selbst noch trüber zu machen sucht. –

Dein Vorschlag, Cousin<sup>2</sup> in Paris aufzusuchen, ist ganz in Enoles Charakter, und sie wird gewiß das nächste Mal, wo wir dorthin kommen, nichts Eiligeres zu tun haben. Ihre Bewunderung für ihn ist übrigens nicht weit her, wenn sie auch ihre Neugierde, ihn persönlich kennen zu lernen, gern befrie-

---

<sup>1</sup> Der erste Abschnitt bezieht sich wohl auf einen Aufsatz von Eduard Schmidt-Weißenfels, der unter dem Titel „Gotha und der Herzog Ernst“ in Nr. 17 des Leipziger Sonntagsblattes von 1861 veröffentlicht war; der Aufsatz wurde auch als selbständige Broschüre mit einem Briefe Herzog Ernsts, der seine Regierungsgrundsätze darlegte, veröffentlicht. Der Artikel wirkt sehr komisch, z. B. wenn er beschreibt, wie der Herzog in der Prosceniumsloge „den linken Arm auf der Brüstung, mit dem Rücken gegen die Bühne gekehrt, plaudert ... oder die stets mit weißen Handschuhen bekleidete Hand führt das Glas an die Augen, um sich auf einzelne im Parquet zu richten“. Bemerkenswert ist auch die Schilderung des Hofballes: „... An einer Seite des Saales stehen die unglücklichen bürgerlichen Opfer des Festes, zusammengedrängt, meist in weißen Kleidern und so nur allzu ähnlich einer Lämmerherde ... Der Herzog sieht mit menschlichem Bedauern auf diese Unglücklichen, welche vergebens versuchen, sich in ihre Lage mit dem Anstand von Salondamen zu fügen. Er geht zu einer oder der andern, die er kennt, und plaudert mit ihr ...“ Aber auch „die Herzogin, von deren Antlitz Milde und unendliche Güte leuchtet, hat für alle Damen ein liebeiches Wort ...“ Die Tätigkeit Herzog Ernsts zugunsten der Liberalen und des Deutschen Nationalvereins ist der Grund für die Aufmerksamkeit, die ihm in diesen Briefen gegeben wird.

<sup>2</sup> Siehe oben Seite 183 Anm. 3.

digst hätte, sofern es so gut wie jetzt bei seinem Besuch in Horchheim sich hätte machen lassen.

Als ich dieser Tage beim Buchhändler war, kamen ganz frisch, wie die Semmel aus dem Ofen, die Briefe von Felix aus einem Paket Bücher, das eben eingelaufen war, heraus<sup>3</sup>. Es war die erste Sendung davon, und, wie ich höre, sind sie in der Tat jetzt eben erschienen. Ein herrliches Buch, das der deutschen Literatur einmal wieder alle Ehre macht und ganz einzig dasteht. Es ist nur schade, daß es sich etwas im Sande verläuft und keinen rechten Abschluß hat, so daß ich glaube, der Schluß wird im allgemeinen nicht ganz befriedigen.

Indessen dies ganz unter uns, und ich will damit auch nicht sagen, daß man recht hätte sich darüber zu beschweren, denn es ist sonst genug des Schönen darin, aber es dürfte das der allgemeine Eindruck sein, zum Teil durch den wirklich sprudelnden Brio der vorangehenden Briefe hervorgebracht. Abgesehen von dem Sinn und dem Charakter, der sich darin durchgehends ausspricht, ist auch die ebenso klare als graciöse Ausdrucksweise höchst bewundernswürdig. Nichts bleibt dunkel, es ist, als ob es so sein müßte. Paul hat in dem Vorwort „Natur und Kunst“ in einer etwas kühnen Zusammenstellung gebraucht; man ist gewohnt, sie in einer etwas andern Bedeutung entgegengestellt zu finden. Da hast Du aber auch das Äußerste meiner Kritik darüber, im ganzen übertrifft das Buch, wie es so fertig daliegt, noch meine Erwartungen davon. Es macht sich ganz prächtig. – Nun seid aber auch herzlichst begrüßt, auch Dobeneck<sup>4</sup> nicht zu vergessen. Ich sage von uns nichts, weil es uns ganz erträglich geht und nichts Neues zu melden ist.

Dein Franz

---

<sup>3</sup> Reisebriefe von Felix Mendelssohn Bartholdy aus den Jahren 1830 bis 1832, Verlag von Hermann Mendelssohn, Leipzig 1861, herausgegeben von Paul Mendelssohn-Bartholdy. Die letzten Briefe des Bandes sind aus Paris und London und beschäftigen sich mehr mit Konzert- und Musik-Angelegenheiten als mit Umweltschilderungen. Paul Mendelssohn-Bartholdy hatte im Vorwort gesagt, daß die Briefe „beweisen, wie vollkommen sich Mendelssohns charaktervolle Natur und Kunst gegenseitig durchdrungen und bedingt haben“.

<sup>4</sup> Über die Familie Dobeneck, siehe oben Seite 140 Anm. 13. Es handelt sich hier wohl um den Schwiegersohn Moritz August von Bethmann Hollwegs.

Berlin, den 7. Januar 1863

Lieber Carl,

Deinen Brief vom 4. 1. nebst den verschiedenen Copien<sup>1</sup> habe ich erhalten, und werde nun hinsichtlich der Deine Mutter betreffenden Mitteilungen nach genauester nochmaliger Erwägung und bestem Wissen und Gewissen verfahren.

Von einer irgend erheblichen Correspondenz Deines Vaters mit Mühlenfels habe ich keine Spur gefunden. – Sobald Du Antwort von Madame Klingemann erhältst, teilst Du mir es wohl mit; ich wünsche, daß sie Deinen Erwartungen gemäß ausfallen möge. – Der Briefsammlung ein Verzeichnis nebst Inhaltsangaben beizufügen, scheint mir schwer ausführbar, da der Inhalt oft so außerordentlich verschiedenartig ist. Man kann aber wohl ein Verzeichnis mit Angabe der Adressaten machen. Das war auch schon halb und halb meine Absicht. – Der Professor Arendt lebt noch, und ist ein treuer Familien-Bekannter geblieben, den man also, trotz seiner Sonderbarkeiten und Fehler, schonen muß. Mithin dürfte sich die ihn betreffende Stelle, so pikant sie auch ist, nicht zur Veröffentlichung eignen.

Was den Contract mit dem Buchhändler betrifft, so kann ich nur wiederholen, daß Du Dir von dem pecuniären Gewinn der Reisebriefe einen übertriebenen Begriff zu machen scheinst. Mein Anteil an der ersten Auflage be-

---

<sup>1</sup> Dieser Brief ist ein deutliches Zeichen der Spannung, die zwischen Paul Mendelssohn-Bartholdy und seinen Neffen, vor allem Karl, bestand. Der Brief bezieht sich auf die Briefe aus den Jahren 1833 bis 1847 von Felix Mendelssohn Bartholdy; diese Fortsetzung der Reisebriefe kam im Jahre 1863 heraus, im Verlage von Hermann Mendelssohn (siehe oben Seite 148 Anm. 7), und als Herausgeber zeichneten Paul Mendelssohn-Bartholdy in Berlin und Dr. Carl Mendelssohn Bartholdy in Heidelberg; das Vorwort hat das Datum des Juni 1863. Wie aus anderen Briefen hervorgeht (siehe unten Seite 187), war Karl Mendelssohn Bartholdy mit dieser Auswahl sehr wenig einverstanden, und um eine sehr viel systematischere Sammlung der Korrespondenz bemüht. Es kann gar keine Frage sein, daß Karls Ansichten über die zu befolgende Editionsmethode wissenschaftlich viel korrekter waren als die seines Onkels. Von den in diesem Briefe erwähnten Persönlichkeiten war Ludwig von Mühlenfels, ein Freund Felix Mendelssohn Bartholdys (siehe oben Seite 132 Anm. 6). Klingemann war Felix Mendelssohn Bartholdys nächster Freund; in dem 1863 veröffentlichten Bande finden sich nur 5 Briefe Klingemanns, – der sehr umfangreiche vollständige Briefwechsel mit Klingemann wurde später in einem besonderen Bande veröffentlicht. Wilhelm Amadeus Arendt, 1808–1865, war als Student in Berlin ein naher Freund von Felix' Lehrer Johann Gustav Droysen gewesen und durch Droysen ein Mitglied des Mendelssohnschen Kreises in der Leipzigerstraße 3 geworden; Arendt konvertierte zum Katholizismus und war seit 1835 Professor an der Universität Loewen in Belgien. Der Brief-Band, der 1863 herauskam, war mit einem von Julius Rietz hergestellten „Verzeichnis der sämtlichen musikalischen Compositionen“ versehen, hatte aber weder Inhaltsverzeichnis noch Index.

trägt circa 700. Der Anteil des Verlegers circa 800. Bei den späteren Auflagen wird sich das Verhältnis ungefähr ebenso stellen. Ich glaube nicht, daß man erwarten kann, mit irgend einem Verleger einen günstigeren Contract zu machen, das heißt also, besser zu contrahiren, als auf etwas weniger als die Hälfte des Netto-Gewinns von allen Auflagen. Ich bezweifle sogar stark, daß irgend ein anderer Buchhändler auf solche Bedingungen hin abschließen würde, denn der Bogen ist dadurch für *jede* Auflage mit circa 35 bezahlt, und das ist ein ungewöhnlich hohes Honorar.

Die *verwandtschaftliche* Rücksicht, welche ich bei dem Contract über die Reisebriefe genommen hatte, bestand also nur in der Verpflichtung den etwaigen Schaden selbst zu tragen, – alles übrige war ganz vorteilhaft für mich stipuliert, und da von jener Bedingung jetzt nicht mehr die Rede sein kann, so wird es wohl das Beste sein, wenn ich den neuen Contract talequale wie den alten, mit alleiniger Ausnahme der gedachten Clausel, abschließe. – Es wird dann kein Mensch demselben die verwandtschaftlichen Rücksichten, welche Du so sehr zu hassen scheinst, anmerken können.

Die gewünschten Freixemplare sollen Dir werden. Wenn Du damals von den Reisebriefen keine erhalten hast, so ist das nicht die Schuld des Verlegers. Die zu verteilenden Exemplare waren sämtlich *mir* zur Besorgung des Weiteren übersandt worden. Nun hattest Du aber bei Deinem Aufenthalt in Berlin während des Dienstjahres so durchaus keine Spur von Interesse an dem Unternehmen gezeigt, – (Du warst ja nicht ein einziges Mal bei mir gewesen, um auch nur einen Blick in die Originalbriefe zu werfen), daß ich wohl zu der Annahme berechtigt war, die Sache sei Dir vollkommen gleichgültig, und nun durch die Übersendung des Buches an Dich eine bloße Form zu erfüllen, dazu war mir das Buch zu lieb.

Als Historiker mußst Du aber die Nachricht von einer Tatsache nie halb, sondern in ihrer Totalität zur Kenntnis bringen. Wenn Du also in dem Exemplar der Reisebriefe die Worte „gekauft für 2 Taler im September 1860 zu Berlin“ eingeschrieben hast, so mußst Du als wahrheitsliebender Mensch auch den eben von mir angeführten Grund, *warum* Du Dich in der Lage befunden hast das Buch kaufen zu müssen, hinzufügen. Sonst bekommt die *Nachwelt*, auf welche das Exemplar einmal übergehn wird, einen falschen Begriff von den beteiligten Personen. Die *Mitwelt* wird ohne das wissen, was sie von ihnen zu halten hat.

Vale

Dein Onkel P.

*Mir* haben Longman's kein Exemplar der englischen Übersetzung<sup>2</sup> geschickt, so daß Du in dieser Hinsicht sehr bevorzugt worden bist.

---

<sup>2</sup> Eine englische Übersetzung der Reisebriefe war 1862 erschienen.

Heidelberg, den 10. Januar 1864

Lieber Alexander,

Herzlichen Dank für Deinen freundschaftlichen Neujahrswunsch und für die freundschaftliche Gesinnung, die aus Deiner Beurteilung der Briefe meines Vaters spricht. Vielleicht hätten die Herausgeber die Auswahl besser leiten können, und gewiß hast Du Recht, wenn Du vermutest, es sei Manches unterdrückt und weggeblieben. Allein mein Onkel war in diesem Punkt sehr gebieterisch, und wenn er zugelassen hat, daß mein Name auf dem Titel steht, so weißt Du auch Alles, worauf sich mein Einfluß bei der Herausgabe beschränkte. Da aber die Klagen über Weglassung und Verstümmelungen allgemein sind, so habe ich viel daran gedacht, ob es nicht besser wäre, in späterer Zeit an eine Biographie zu gehen, und dann freilich bedacht zu sein, dergleichen Fehler zu vermeiden. So viel scheint gewiß zu sein, daß von einem vollständigen Bilde durch diese Briefe nicht die Rede sein kann. Ich habe bereits an mehrere Leute, die Briefe besitzen, geschrieben und angefangen eine Sammlung der Kopien anzulegen, die für die Biographie von Nutzen sein könnte. Sollte ich später einmal nach England kommen, so würde ich Dich bitten, mir die Originale, die Du besitzt<sup>1</sup>, zu zeigen, damit ich Eines oder das andre daraus abschreiben kann.

Unmöglich ist mein Kommen nicht; meine Schwester Lili geht vielleicht im Sommer zum Besuch hinüber, und dann könnte ich sie in den Herbstferien zurückbringen. Offen muß ich Dir gestehn, daß mir die Zeit des ersten Besuchs wegen der vielen Nebel und des Mangels an jugendlichen Bekannten nicht in angenehmer Erinnerung geblieben ist. Jedoch der Herbst ist eine bessere Jahreszeit, und ich brauche Dir nicht zu sagen, wie sehr es mich freuen würde, Dich auch einmal in Deiner Häuslichkeit aufzusuchen und zu begrüßen. Leider geht es nicht immer mit meinen Plänen, wie ich wünsche, und diesmal hängt alles davon ab, ob ich im Sommer schon meine Arbeiten für den Winter fertig bekomme, oder ob ich die Herbstferien zum Arbeiten benutzen und mir diesmal das Reisen versagen muß. Im vergangenen Jahr habe ich bereits so weite Sprünge gemacht, daß es vielleicht weiser wäre, dies Jahr ruhig hinter dem Ofen zu bleiben, zudem könnt Ihr auf Eurer Insel wohl sicher in die Zukunft sehen, wir Deutsche sind aber schlimmer dran, und da Aussicht vorhanden ist, daß ein größerer Krieg wegen Schleswig losgeht, so wäre es eitel, jetzt friedliche Reisepläne für den Sommer zu bauen.

Deine Ansichten über die segensreichen Wirkungen, die das Annehmen der österreichischen Reformakte gebracht haben würden, kann ich nicht teilen,

---

<sup>1</sup> Der Korrespondenz Felix Mendelssohn Bartholdys mit Alexander Bernus' Vater, dem Frankfurter Senator.

da ich von jeher gegen beide Großmächte Mißtrauen gehegt und auch von Osterreich nichts anderes erwartet habe, als daß es mit der Frankfurter Kaiserreise den Zwecken habsburgischer Hauspolitik dienen, dem unpopulären norddeutschen Rivalen eine Falle legen wollte und dabei doch nie an Deutschlands wahres Wohl gedacht hat<sup>2</sup>. Wäre das Reformprojekt jetzt im Leben, so stünde es offenbar erbärmlicher um Schleswig-Holstein, als wie es durch den Bund gekommen ist. Denn in dem Direktorium von Fünfen, was projektiert war, hätte das Drängen der Klein- und Mittelstaaten sich nicht so bemerklich machen können wie jetzt<sup>3</sup>, Osterreich und Preußen wären mit ihrem Anhang nicht überstimmt worden, und Schlimmeres als die Ausweisung des Herzogs von Augustenburg wäre von den beiden antideutschen Großmächten bereits durchgesetzt.

Deinen Vater habe ich in Frankfurt gesprochen, leider konnte ich eine Einladung zu Tisch nicht annehmen, weil ich vorher schon eingeladen war. Herzlichen Gruß unbekannter Weise an Deine Frau Gemahlin und vergiß nicht Deinen alten Freund

C. M. B.

N. B. Entschuldige doch mein langes Schweigen, und vor allem, daß ich nicht zur Hochzeit gratuliert habe. Ich war damals, glaube ich, noch in Griechenland, wo ich zweimal hinreisen mußte. Später aber hatte ich mit dem Druck meines Buches über Capodistrias<sup>4</sup> zu tun, was jetzt in Berlin erschienen ist, so daß ich Etwas aufatmen kann. Doch immer sei herzlich begrüßt!

[94]

FRANZ MENDELSSOHN AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN  
(Original)

Berlin, den 6. Februar 1864

Mein lieber Onkel, nach den Enthüllungen, welche Du mir über den Gebrauch der Namen machst, könnte es fast aussehen, als hätte ich Dich durch meine Aufforderung, mir einige Daten zu schicken, ohne daß ich den Zweck dabei angegeben habe, in eine Falle locken wollen<sup>1</sup>. Das hat mir aber wirklich

<sup>2</sup> Dieser Satz bezieht sich auf den österreichischen Vorschlag einer Bundesreform, der ein fünfköpfiges Fürstendirektorium und ein Delegiertenparlament von 300 Abgeordneten vorsah; der Vorschlag führte zu dem Fürstentag in Frankfurt im August 1863, dem aber der König von Preußen fernblieb, so daß der österreichische Plan scheiterte.

<sup>3</sup> Es ist durchaus wahr, daß die deutschen Mittelstaaten eine führende Rolle in der Aufrollung der Schleswig-Holsteinischen Frage im Jahr 1864 spielten.

<sup>4</sup> Graf Johann Kapodistrias, das 1864 bei Mittler und Sohn erschien.

<sup>1</sup> In einem vorhergehenden Briefe hatte Franz Mendelssohn seinen Onkel gebeten, ihm Angaben über die Geburt etc. verschiedener Mendelssohnscher Familienmitglieder zu machen; Paul Mendelssohn-Bartholdy sei an diesen Angaben interessiert. Ernst ist Paul Mendelssohn-Bartholdys Sohn, Albertine seine Frau.

fern gelegen, ich habe den Zweck, welcher angeblich mit dem Stammbaum gemacht werden soll, jetzt auf dem nächsten Wege über Leipzig, Nizza, Bonn erfahren. Als mir Paul von einem Stammbaum sprach, so glaubte ich, er würde zu einem Geschenk für Ernst, der jetzt sein Abiturientenexamen gemacht hat, oder höchstens für Albertine benutzt werden, der Gedanke an eine Veröffentlichung aber lag mir fern. Nach der jetzt mit Paul genommenen Rücksprache kann ich Dir mitteilen, wie die Sache eigentlich liegt.

Der alte Preuß<sup>2</sup> hat Paul wegen eines pragmatischen Inhaltsverzeichnisses zu den Briefen vielfach angelegen und ihm dabei auch wegen eines Stammbaums keine Ruhe gelassen. Er beschäftigt sich viel mit solchen Dingen; es würde ihn namentlich interessieren zu sehen, was aus der Nachkommenschaft von Moses Mendelssohn geworden ist, und wie dieselbe sich ausgebreitet hat. Paul hat sich von Anfang an sehr dagegen gewehrt und hat es namentlich entschieden abgelehnt, denselben auf seinen Namen zu veröffentlichen; er denkt darüber ganz wie wir, wie ich mir das auch nicht anders vorgestellt habe. Ich dachte mir gleich, die Sache müßte einen Haken haben, als ich Deinen Brief empfing. Es hatte sich nun auch inzwischen der alte General Webern<sup>3</sup> hineingemischt, welcher nach seinem Geschmack zu wenig in den Briefen vorkommt, und hat sich erboten, auf seinen Namen diese Daten in einer künftigen Ausgabe der Briefe zu geben, etwa wie Rietz eine Übersicht der Felix'schen Compositionen hinzugefügt hat<sup>4</sup>.

Paul ist es eigentlich sehr angenehm, auf eine Opposition gestoßen zu sein, und er wird die Veröffentlichung wohl jedenfalls von der Hand weisen und sich mit einem Privat-Stammbaum begnügen. Ihm war die Sache hauptsächlich zuwider, weil die Veröffentlichung als eine Sache der Eitelkeit erscheinen würde. Er läßt Dir übrigens danken und sagen, daß es ihn in keiner Weise verletzt haben würde, wenn Du ihm direct darüber geschrieben haben würdest, im Gegenteil. Wenn sich doch alles so leicht lösen ließ!

Margarete und John<sup>5</sup> hier zu haben, ist eine große Freude, leider verlassen uns die Stettiner morgen wieder. An ihrer Stelle rückt Wilhelm<sup>6</sup> Montag früh ein. Ich bin begierig, ob derselbe sich noch mit Robert<sup>7</sup> zur Reise ver-

---

<sup>2</sup> Johann Preuss, 1785–1868, der Herausgeber der Werke Friedrichs des Großen.

<sup>3</sup> Emil von Webern, 1790–1878, preußischer Offizier und Militärschriftsteller, Kommandeur des 20. Landwehrregiments in Berlin 1840–1847; er war mit Felix und Cécile Mendelssohn Bartholdy befreundet gewesen, aber die Briefe, die 1863 veröffentlicht wurden, enthalten nur zwei Briefe an ihn.

<sup>4</sup> Siehe oben Seite 185 Anm. 1.

<sup>5</sup> In einem früheren Briefe hatte Franz Mendelssohn erwähnt, daß er den Besuch seiner Schwester Margarete Oppenheim aus Stettin und seines Schwagers John Horsfall aus England in Berlin erwarte.

<sup>6</sup> Wilhelm, der jüngste Sohn Alexander und Marianne Mendelssohns, war Rittergutsbesitzer in Oberschlesien.

<sup>7</sup> Wohl Robert Warschauer, der Gatte von Alexanders ältester Tochter Marie.



einigen wird; letzterer ist sehr ungeduldig und steht immer auf dem Sprunge, sobald es geht, südwärts zu ziehen.

Die Verluste auf dem Kriegsschauplatz<sup>8</sup> trafen vielfach hiesige Familien, da das Corps größtenteils von hier und der Umgegend zusammengesetzt ist. Hübners<sup>9</sup> haben 2 Söhne, beide Bendemanns jeder einen Sohn dort, welche sich ganz vorne in der Avantgarde befinden; auch ein Beseler ist da und viele andre bekannte Namen. Die Nachrichten werden immer mit großer Ungeduld erwartet, man ist jetzt gewohnt, daß alles so schnell geht und daß ein Ereignis das andere und die Erinnerung daran verdrängt. Ich fürchte fast, ganz so schnell wird es doch nicht gehen.

Mit freundlichsten Grüßen Dir, Tante und Betsy.

Wie immer

Dein Franz

[95]

FRANZ MENDELSSOHN AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN  
(Original)

Berlin, den 24. Februar 1864

Mein lieber Onkel, auf Umwegen habe ich zu meinem Leidwesen gehört, daß Du sehr arg erkältet gewesen bist. Indessen ging es Dir, sagt der Patriarch<sup>1</sup>, schon wieder besser, und so will ich hoffen, daß Du mit dem mildren Wetter die böse Erkältung ganz los geworden bist. Dies ist nicht so leicht in diesem Winter, in dem sie sehr hartnäckig zu sein pflegen. Enole war auch in dieser Woche einige Tage nicht so ganz wohl, vermutlich infolge einer Erkältung, aber es ist schnell vorübergegangen und sie ist heute schon wieder ganz munter. Wir haben die Frau Schumann<sup>2</sup> bis morgen abend auf ihrer Reise nach Rußland bei uns. Sie ist Donnerstag angekommen, war aber bisher so in Anspruch genommen, daß wir noch nicht viel von ihr gehört haben. Heute abend, denke ich, wird sie etwas musicieren. Möge sie in Rußland so milde Lüfte finden, als wir jetzt hier haben, zwischen plus 3 und plus 7 Grad, die strenge Kälte hat sich ganz plötzlich empfohlen. In Nizza muß es, wenn das Verhältnis geblieben ist, jetzt Sommerwetter sein.

---

<sup>8</sup> Der Krieg mit Dänemark über Schleswig-Holstein war am 1. Februar ausgebrochen. In einem zwei Tage vorher geschriebenen Briefe hatte Franz schon bemerkt, daß der Dänische Krieg „ein sehr schwieriges Unternehmen sei“ und seinen Unwillen darüber ausgedrückt, daß soviel Kritik der Armee gegenüber geäußert werde; es sei ein Zeichen „wieweit das Parteiwesen sich bei uns verirrt hat“.

<sup>9</sup> Hübners und Bendemanns waren eng miteinander verwandt, da Julius Hübner eine Schwester Eduard Bendemanns geheiratet hatte. Die beiden Maler waren mit Felix Mendelssohn Bartholdy eng befreundet gewesen, aber darüber hinaus bestanden verwandtschaftliche Beziehungen mit der Mendelssohnschen Familie durch gemeinsame Abkunft von Daniel Itzig. Wilhelm Mendelssohn (siehe Seite 189 Anm. 6) war in zweiter Ehe mit Julie Beseler verheiratet.

<sup>1</sup> So nennt er häufig seinen Vater, Alexander Mendelssohn, der damals an der Riviera war.

<sup>2</sup> Clara Schumann.

Wilhelm hat mir vor einiger Zeit geschrieben, er würde sich doch wohl, wenn es wärmer geworden wäre (er hatte damals noch  $-21^{\circ}$  Kälte) auf den Weg machen<sup>3</sup>, etwas Bestimmtes aber noch nicht. Vater hat mir aufgetragen, ihm mit dieser Gelegenheit Capodistrias<sup>4</sup> zu schicken. Du liest ihn auch, das scheint mir viel Ehre für ihn zu sein. Wie die Menschen sich doch gleich bleiben! Der Fleiß und die Energie, daß es Carl dazu gebracht hat, solch ein Buch zu schreiben, scheint mir das Anerkennungswerteste davon. Talent ist weniger darin zu finden, und drum bezweifle ich, daß er bei Gervinus in der rechten Schule gewesen ist. Er scheint mir in vielen Beziehungen noch recht unreif, und dabei tritt er so sicher auf, daß einem bange wird, ob man eine recht reife Frucht wird erwarten können; die Kritik ist überall außerordentlich scharf. Dabei kommt er vor Citaten und Sentenzen nicht zu einer fließenden Darstellung, und er bricht häufig die Gelegenheit vom Zaun, sich über die tiefgreifendsten Dinge zu ergehen, wo eigentlich gar keine Veranlassung dazu ist. Hierdurch wird die Erzählung unnötig unterbrochen, und die Dinge werden natürlich beiläufig, nur oberflächlich besprochen. Daß er zu den Fortschrittlern gehört, welche zwischen Liberalismus und rücksichtslosem Despotismus schwanken, daraus kann man ihm in jetziger Zeit schon weniger einen Vorwurf machen, wie er denn die Griechen bald von oben bis unten als aus Diebsgesindel bestehend darstellt, bald glaubt, daß mit einem liberalen Konstitutionalismus dort Abhilfe geschaffen sei.

Sein Fleiß und sein sittlicher Ernst finden sich auch in diesem Buche wieder; ob er aber sonst vielversprechend ist und er nicht etwas zu hoch hinauswollte? Möglich daß dies auch mir mehr so vorkommt, da mein Buch auf so schönem Papier gedruckt und so schön eingebunden ist. Wenn es nur nicht so sehr kritisch und sentenziös wäre; es kommt mir fast vor, als hätte er seinen ganzen gesammelten Vorrat von Sentenzen hinausgeschrieben und es wäre nicht viel übrig geblieben. –

Doch ich habe Dir noch für Deinen Brief vom 6. zu danken, was ich herzlichst tue, um recht baldige Wiederholung bittend, da mir Deine Briefe so sehr viel Freude machen. Du fragst, ob Hannchen schon in Nr. 51<sup>5</sup> wohnt; nein, sie wird schwerlich früher als die Eltern herüberziehen, das Haus ist auch noch nicht so weit. Im Rohbau ist die Veränderung fertig, bei der Kälte hat alles eine Zeit lang unterbrochen werden müssen, jetzt fangen sie aber wieder an zu klopfen und zu hämmern. Die Veränderung scheint mir doch für die Eltern recht vorteilhaft zu werden, der neue Saal, ein schöner Raum mit hübschen Verhältnissen.

Otto<sup>6</sup> ist auf einige Tage hergekommen, um einiges mit Robert<sup>6</sup> und sei-

---

<sup>3</sup> Um seine Eltern an der Riviera zu besuchen.

<sup>4</sup> Karl Mendelssohn Bartholdys Buch (siehe oben Seite 188 Anm. 4).

<sup>5</sup> Jägerstraße.

<sup>6</sup> Otto Georg Oppenheim, Franz Mendelssohns Schwager; Robert ist Robert Warschauer.

nem Bruder zuordnen. Er sieht selbst wohl aus und berichtet Gutes von den Seinigen.

Die Kammern sollen in den nächsten Tagen geschlossen werden; sie können sich sagen, daß sie wieder gehörigen Unfug angegeben haben. Bemerkenswert ist, wie derselbe immer mehr in den Wind verfliegt und immer spurloser vorübergeht. Es ist ein unerträglicher Zustand, bei dem sich jeder ganz wohl befindet. Nicht einmal wegen der 12 Millionen ist die Regierung, glaube ich, in Verlegenheit, und sie wird gar keine besonderen Schritte deshalb zu tun brauchen. Alle Kassen sind sehr reichlich versehen, es stellt sich wie jedes Jahr ein Überschuß heraus, und man ist daher gewiß vor der Hand gar nicht in Verlegenheit. Wie es aber werden wird, wenn die Dinge zu weiteren Verwicklungen führen sollten, ist schwer zu sagen. Eine freiwillige Anleihe, d. h. eine, bei der sich jeder sagen muß, daß er den Betrag eventuell schenkt, wäre doch ein gewagtes Experiment. Der Gesamtbetrag würde doch nur ein sehr beschränkter sein, wenn auch einige patriotische Gaben kommen werden.

Was sagst Du zur Börse? wie sich dieselbe durch keine Declamationen irre machen läßt und preußische Sachen kaum  $\frac{1}{4}$  0/0 zurückgehen. Da sie immer der Ausdruck eines nicht unbeträchtlichen Teils des Publikums ist, so ist es wirklich eine bemerkenswerte Erscheinung.

Was Du über Schleswig-Holstein schreibst, ist sehr wahr, inzwischen haben die Dinge dort eine veränderte Gestalt angenommen. Die Absichten der preußischen Regierung scheinen noch etwas dunkel zu sein, vorläufig wird sie den Turnvereinen etc. eine Ende machen und das ist schon ein Gewinn. Sollte eine Annäherung zwischen Preußen, Oesterreich und England im Hintergrunde liegen, da man Unrat von Frankreich gemerkt hat? Die Freundschaft des Augustenburgers und der Mittelstaaten mit Frankreich ist bezeichnend genug.

Möge Preußen alle inneren und äußeren Gefahren glücklich bestehen und was es unternimmt, kräftig zu Ende führen.

Das Beste für Tante und Betzy  
Dein treuer  
Franz M.

[96]

KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY AN LILI MENDELSSOHN BARTHOLDY  
(Original)

Heidelberg, 10. August 1864

Lieber Schnörz,

Schon glaubte ich Ihr wärt ganz spurlos aus der Welt verschwunden; da tauchte gestern Abend im (?) der Vollmond Mohr<sup>1</sup> auf, in feinem Gentleman-ähnlichem Anzug und Hut, und brachte mir die Nachricht, daß meine teuren Anverwandten in England sich ganz wohl und munter befinden, und so vergnügt sind, daß sie ans Briefschreiben nicht zu denken brauchen. Die grüne

<sup>1</sup> Nicht klar.

Insel scheint denn doch eine große Anziehungskraft auf Euch auszuüben, und während erst nur von einem kurzen Aufenthalt die Rede war, den die Grand'mère seufzend bald überwunden zu haben glaubte, ist jetzt die Rückkehr noch nicht bekannt geworden, und ich weiß nicht, ob ich die Geburtstagsglückwünsche zum 15. und 23. September<sup>2</sup>, mit den üblichen Herzensgeschenken schriftlich übers Meer senden oder mündlich in Frankfurt überbringen soll. Zur Fallensteinschen Hochzeit<sup>3</sup> wenigstens werdet Ihr gewiß noch nicht zurück sein, und im guten Glauben daran beabsichtige ich auch vor Anfang September Heidelberg nicht wieder zu erblicken, und mir die Langeweile des Hochzeitsdiners zu ersparen, die Du noch einigermaßen versüßt haben würdest. Am nächsten Montag ist Hochzeit bei Webers<sup>4</sup>; weshalb ich übermorgen mit Wach<sup>5</sup> in die Schweiz zu flüchten gedenke. Mein Colleg habe ich am letzten Freitag bei großem Getrappel geschlossen, und fühle mich nach dieser ersten vollendeten Anstrengung glücklicher und heiterer denn je. Den ganzen Tag möchte ich spielen: Glückes genug; und jeden Augenblick möchte ich festhalten, um ihn recht auszugenießen. Auf das grüne Engelberg freue ich mich sehr; Paul<sup>6</sup> werden wir wahrscheinlich dort treffen. Er hat an Onkel Paul geschrieben, und der wird es ihm, da er rekonvalescent ist, und im nächsten Jahre ganz in Berlin festgebant ist, wohl gestatten zu reisen. Mir hat er neulich einen sehr bekannten lakonischen Brief geschrieben, worin geradezu gar nichts stand, als „ich schicke Dir hiermit die Einlage und bin Dein Onkel Paul“. In der Einlage aber war ein Empfangsbrief des pp. Schleinitz, Direktor des Conservatoriums zu Leipzig; der sich für die 1500 Reichstaler bedankte, die ihm als Erlös der „Briefe“ zugeschickt worden waren<sup>7</sup>. Ich glaube, daß Onkel Paul schmollt, weil ich ihm neulich von meiner Absicht bezüglich der Biographie schrieb. Da dies Schmollen aber allmählig eine Naturnotwendigkeit geworden ist, wie Regen und Sonnenschein und die Jahreszeiten, so muß man es, in den Hundstagen namentlich, ruhig hinnehmen.

---

<sup>2</sup> Lili Mendelssohn Bartholdy war am 15. September 1845, Victor Benecke am 23. September 1834 geboren.

<sup>3</sup> Emilie Fallenstein, die Frau des politischen Schriftstellers Friedrich Fallenstein, war eine geborene Souchay und eine Schwester von Frau Jeanrenaud, der Grand'mère der Kinder Felix Mendelssohn Bartholdys. Eine der Fallensteinschen Töchter heiratete am 2. September 1864 den Heidelberger Theologen Adolf Hausrath.

<sup>4</sup> Wohl sicher Hochzeit von Caroline Weber, Tochter Georg Webers, Heidelberger Schuldirektors und Verfasser einer vielgelesenen Weltgeschichte, mit dem Theologen Heinrich Holtzmann. Die Hochzeit der anderen Fallensteinschen Cousine Helene mit Maximilian Weber, d. h. der Eltern Max und Alfred Webers, hatte schon 1863 stattgefunden.

<sup>5</sup> Siehe Verzeichnis der Absender.

<sup>6</sup> Sein Bruder.

<sup>7</sup> Der von Paul und Karl herausgegebene Briefband hatte, wie sich aus einem Brief Paul Mendelssohn-Bartholdys an Karl ergibt, im ersten Jahre den Herausgebern 2 900 Taler gebracht, von denen 1 500 dem Leipziger Conservatorium und der Rest anderen wohltätigen Zwecken überwiesen wurde.

Mit der Arbeit selbst<sup>8</sup> geht es sehr langsam vorwärts; vielleicht ziehe ich mich übers Jahr ein halbes Jahr lang vom Lesen zurück, und privatisiere in Leipzig, um dort ungestört schaffen zu können, und die zahlreichen persönlichen Erinnerungen zu benutzen, die sich an den Ort knüpfen. Benedikt<sup>9</sup> in London schrieb: er wolle mir seine Biographie schicken, die bereits das Glück gehabt habe, 2 Auflagen zu erleben; aber er scheint es vergessen zu haben. Wenn Du in England Etwas für meine Zwecke wirken kannst, so tue es, bitte; besonders bei Sir G. Smart<sup>10</sup>. Sobald der Meuron<sup>11</sup> wieder in Frankfurt ist, muß er die Liebesgeschichte haarklein erzählen. Die Einführung durch Schlemmer, das Miteinander Zeichnen im dritten Stock und so fort. Im Grunde bin ich noch immer wütend, daß die Briefe „nach meinem Tode verbrennen“ wirklich verbrannt wurden, aber das Unglück ist nun einmal geschehen<sup>12</sup>. – Wenn Du mir schreibst und willst, daß Briefe mich vor dem 5. September treffen, so schreibe nach Engelberg per Adresse Kurhaus von Catani, oder besser und sicherer nach Unterseen; Weißes Kreuz, poste restante, wo ich später hinkomme. Ich werde dort mit Wach ein paar Tage resp. Wochen bleiben, und wir wollen einmal sehen, ob Paul guten Geschmack hatte. Seit Wach hier ist (10 Tage), bin ich lustig wie ein Huhn, und zu den übermütigsten Streichen aufgelegt. Das Einzige Abscheuliche ist die Trennung, die mir diesmal schwerer, als je werden wird; doch lasse ich mir jetzt noch keine Sorgen darüber aufkommen. Herzliche Grüße an Meuron, Maria und Viktor. Sage bitte letzterem: ich würde wahrscheinlich in diesem Monat noch einmal auf ihn ziehn, wegen der Reise nach Engelberg etc. Von Engelberg denken wir nach Interlaken (Weißes Kreuz, Unterseen) zu gehen und von da über Bern nach Hause. Mit dem Wunsch, daß Du Dich in England ausgezeichnet amüsierst, und so glücklich sein mögst wie ich

Dein ewig treuer Bruder

K. M. B.

---

<sup>8</sup> Er meint hier die geplante Biographie seines Vaters.

<sup>9</sup> Jules Benedict, *Sketch of the Life and Works of the late Felix Mendelssohn Bartholdy*, London 1850; der Verfasser hatte die Bekanntschaft Felix Mendelssohn Bartholdys 1821 in Berlin bei einem Besuch mit Carl Maria von Weber gemacht und hatte ihn dann öfters gesehen.

<sup>10</sup> Sir George Thomas Smart, 1776–1867, Musiker und Dirigent, Freund von Felix Mendelssohn Bartholdy, der den „Paulus“ zuerst in England aufführte. In den Papieren Karl Mendelssohn Bartholdys finden sich zahlreiche Briefe, die Antworten auf Anfragen Karls nach der Korrespondenz seines Vaters darstellen.

<sup>11</sup> Es ist nicht klar, ob es sich um den Spitznamen einer Verwandten oder um ein Mitglied der Familie von Meuron handelt, die, wie die Jeanrenauds, aus Neufchatel stammte. Es könnte der Maler Maximilian von Meuron sein, der in Berlin erzogen war und der in Düsseldorf mit den Malern, mit denen Felix Mendelssohn Bartholdy dort befreundet war, enge Beziehungen hatte.

<sup>12</sup> Cécile Mendelssohn Bartholdy hatte angeordnet, daß die Briefe von Felix Mendelssohn Bartholdy an sie verbrannt werden sollten.

[97]

ERNST MENDELSSOHN-BARTHOLDY AN KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY  
(Abschrift; Fragment)

(1866)<sup>1</sup>

... „Auf Deine darauf bezügliche Frage erwidere ich, daß ich sein Unternehmen<sup>2</sup> für nichts weniger als unreell halte; im Gegenteil höre ich von Sachverständigen, daß es einmal im Gang und ordentlich betrieben, höchst rentabel sei, und zwar um so mehr, da eine Fabrik, wie sie beabsichtigt wird, die einzige ihrer Art in unserer Gegend sein würde. Nur, wie gesagt, es könnte noch einige Zeit vergehen, bis sie in Gang kommt und die drei Unternehmer sind vorläufig von früh bis spät mit der Auffindung einer passenden Baustelle beschäftigt. Im übrigen soll schon im Voraus für den Absatz für das zu erzielende Fabrikat gesorgt sein und Paul in Elberfeld und Barmen vorteilhafte Engagements haben. Wenn nur Paul bei dieser Sache Geduld hat, so wird es schon werden; es ist allerdings das erste Mal, wo er sie wirklich bewähren soll. Montag kommt Else auf ein paar Tage her, und Paul war an den beiden letzten Sonntagen in Stettin; zu Weihnachten werden Oppenheims wohl dort bleiben; vielleicht fahren wir dann auf ein paar Tage hinüber.“ ...

[98]

PAUL MENDELSSOHN-BARTHOLDY AN KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY  
(Abschrift)

Berlin, den 25. März 1867

Lieber Carl,

Ich danke Dir für Deinen Brief vom 16., und finde es ganz in der Ordnung, daß Du alle Verhandlungen in Bezug auf die Herausgabe der Werke<sup>1</sup> Deines

---

<sup>1</sup> Die Datierung dieses Briefes ergibt sich aus der Tatsache, daß Paul Mendelssohn Bartholdy damals mit seiner Cousine Else Oppenheim, Tochter Otto Georg Oppenheims und seiner Frau Margarete, geb. Mendelssohn, verlobt war; die Heirat fand am 19. Mai 1867 statt.

<sup>2</sup> Es handelt sich um die Aktiengesellschaft für Anilinfabrikation (Agfa), die Paul Mendelssohn Bartholdy damals mit C. A. Martius gründete, und deren erster Generaldirektor er wurde.

<sup>1</sup> Im Jahre 1852, mit dem Tode Cécile Mendelssohn Bartholdys, hatte die Herausgabe der Werke Felix Mendelssohn Bartholdys geendet; sie wurde 1867, unter der Leitung von Karl Mendelssohn Bartholdy, wieder aufgenommen. Im Mai 1865 hatte Paul Mendelssohn-Bartholdy seinem Neffen Karl „eine Kiste, welche alle von Deinem Vater gesammelten und geordneten Briefe an *Ihn* enthält“ geschickt. Er hatte hinzugefügt: „Nimm es mir nicht übel, wenn ich Dich bitte, sie nur mit aller Vorsicht zu gebrauchen und dafür zu sorgen, daß sie nie und auf keine Weise in unrechte Hände gelangen können. Ich für meine Person wäre am ruhigsten, wenn sie zerstört würden, da man eigentlich in alle damaligen Verhältnisse genau eingeweiht sein muß, um ein Urteil darüber zu haben, was bedenklich oder unbedenklich, wertvoll oder wertlos ist, und *Euch* die Kenntnisse jener Verhältnisse naturgemäß nicht beiwohnen kann.“ Diese Briefe sind jetzt in der Bodleian Library in Oxford.

Vaters als „Selbstherrscher“ übernehmen willst. Meine Ansichten werde ich Dir, je nachdem Du mich danach befragen solltest, sehr gern mitteilen. Hingegen wünsche ich, mich als activ vermittelnde Person, nach welcher Seite es auch sei, zurückzuziehen, überlasse Dir daher auch, Dich von jetzt an mit Herrn Rietz direct zu verständigen, schicke Dir aber anbei noch die Copie eines soeben erhaltenen Briefes von ihm.

Einen dringenden Wunsch möchte ich schließlich noch aussprechen, nämlich den, daß pecuniäre Rücksichten Dich bei den beabsichtigten Publicationen in keiner Weise beeinflussen möchten. Denn wenn Du in gewisser Weise zu beklagen scheinst, daß Dein Vater nichts von der merkantilen Ader von Meyerbeer besessen habe, weil er sonst reich geworden wäre, so halte ich meinerseits dies geradezu für einen Teil seiner Größe und zwar nicht den schlechtesten. Laß um Gotteswillen nichts publiciren, um eine Handvoll Louisd'or zu gewinnen, und bei den Verhandlungen über das zur Publication Bestimmte, verfare in der Größe Deines Vaters, d. h. ohne die Meyerbeersche merkantile Ader.

Ich habe verschiedene Personen Deine Adresse im Erzherzog Carl aufgegeben<sup>2</sup>. Zweifelsohne hast Du dafür gesorgt, daß man Dir alles nach Deiner jetzigen Wohnung schickt.

Mit Deinen Aufsätzen<sup>3</sup> bin ich zu Ende, ich habe sie mit Interesse und in vielen Punkten zu meiner Belehrung gelesen und bitte um Mitteilung etwaiger fernerer Arbeiten.

Lebe wohl, laß bald von Dir hören, und gedenke unserer!

Dein Onkel Paul.

[99]

KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY AN LILI MENDELSSOHN BARTHOLDY

(Original)

Wien, den 28. April 1867

Lieber Schnörz

Dein Brief hat meine Hoffnung auf die Hochzeitsfreude vernichtet<sup>1</sup>, ich werde nun direkt nach Heidelberg zurückfahren; und zwar morgen schon.

<sup>2</sup> Karl war auf einer Forschungsreise in Wien, wo er zuerst im Hotel Erzherzog Carl abgestiegen war.

<sup>3</sup> Wohl Karl Mendelssohn Bartholdys Buch Friedrich von Gentz. Ein Beitrag zur Geschichte Oesterreichs, das in Leipzig bei Hirzel 1867 erschien. Es bestand aus vier Aufsätzen: Reaktion, Gentz in Preußen, Gentz in Oesterreich, Characteristik. Aber es ist nicht völlig sicher, daß es sich um dieses Buch handelt, weil das Vorwort „Wien, im Frühjahr 1867“ gezeichnet ist. Die Characteristik von Gentz im letzten Essay betont seine romantische Empfindsamkeit, aber auch seine Unfähigkeit, Kantische Strenge zu bewahren; wie Talleyrand, war er ein Mann des 18. Jahrhunderts, in eine andere Welt versetzt.

<sup>1</sup> Diese Bemerkung ist nicht ganz klar; Paul, der Bruder von Karl und Lili, heiratete am 19. Mai 1867 Else Oppenheim und wahrscheinlich hatte Karl gehofft, daß die Hochzeit stattfinden würde, bevor das Semester in Heidelberg begonnen hätte.

Ich hoffe nur, daß die Kriegsgeschichten nicht wieder diesen Sommer trüben. Wir haben Alle soviel Inneres zu verdauen, daß wir gern einmal der Äußeren Aufregung entraten möchten. Beim Unterstaatssekretär<sup>2</sup> stießen wir neulich auf Erfolg des Friedens an, und hier schmeichelt man sich in der Tat mit Hoffnung, daß die Gefahr zumindest vertagt sei. Doch wird man auch in Preußen wissen, daß es sich nur um Vertagung handelt und noch nicht die Bürgschaft ewiger Sicherheit von Seiten Frankreichs hat, wenn man in Luxemburg nachgiebt. Am sinnlosesten gebärden sich wie gewöhnlich die Engländer. Doch ich will nicht auf mein bekanntes Thema verfallen, zumal Mrs. Horsley<sup>3</sup> mir darüber neulich eine lange Strafpistel schrieb. Lord Bloomfield<sup>4</sup> war sogar so artig mich hier in meiner Wohnung aufzusuchen: ich hätte einen Brief von Mr. Calcott<sup>5</sup> an ihn. In meinem kleinen Arbeitszimmer wurde ich letztlich durch die Messe gestört, die darunter gehalten wird. Unter meinem Arbeitstisch war der Fußboden geöffnet und davor saß die Baronin Beust<sup>6</sup> vor einem Crucifix, so daß ich warten mußte bis die Messe vorbei. Ich arbeite jetzt im Staatsarchiv, wo es sehr finster und lärmend infolge Militärmusik auf dem Platz und widriger Klatsch. Du hast mir gar nicht bezüglich der Leuchter geantwortet: so daß ich nun in Wien nichts mehr zu tun weiß und mir meinen Ankauf zur Hochzeit auf Heidelberg beziehungsweise Frankfurt verspare. Meuron schien auseinander wegen der frühen Hochzeit. Auch erwarten sie: *ich* würde Dich hernach zu ihr nach Frankfurt bringen. – Ich gestehe daß ich durch das krampfhaftes Arbeiten in letzter Zeit äußerst nervös und reizbar geworden bin und das Beste wäre mit Milch, Brot, Selterwasser und Bewegung Wochen lang nur dem Körper zu leben. Der Haß, den ich gegen Individuen wie Kissels<sup>7</sup> mitunter spüre, weil dieselben den ersten Grund zu meiner physischen Deterioration gelegt und meine Nerven zuerst so erschüttert haben, ist *grenzenlos*. Endlich *ist* Gentz<sup>8</sup> erschienen und ich habe ihn freilich noch nicht zu Gesicht bekommen. In dieser Arbeit sind meine jetzigen Lebensanschauungen niedergelegt: Die Charakteristik betrachte ich geradezu als mein Meisterstück. Du weißt, daß es mir nach allerlei Intrigen von Seiten des Director Erb, eines *äußerst* heimtückischen Individuums, gelungen ist die Akten des Rastatter Kongresses zu erhalten, die man bisher vor Aller Welt verschloß. *Urkundlich* wird nun von mir der Beweis geführt werden<sup>9</sup>, daß

---

<sup>2</sup> Wohl Ludwig Freiherr von Biegeleben, der Referent für deutsche Angelegenheiten in der österreichischen Staatskanzlei.

<sup>3</sup> Dieses ist die Frau von Charles E. Horsley, 1822–76, eines englischen Komponisten; seit Felix Mendelssohn Bartholdys Aufenthalt in England waren die Horsleys eng mit der Mendelssohnschen Familie befreundet.

<sup>4</sup> John Arthur Douglas, Lord Bloomfield, Britischer Botschafter in Wien von 1860 bis 1871.

<sup>5</sup> William H. Calcott, englischer Komponist, Verwandter der Horsleys.

<sup>6</sup> Frau des österreichischen Staatskanzlers. <sup>7</sup> Nicht klar.

<sup>8</sup> Siehe oben Seite 196 Anm. 3.

<sup>9</sup> Karl Mendelssohn Bartholdys Buch *Der Rastadter Gesandtenmord* erschien 1869



keine Complicität des österreichischen Cabinetts bei der Catastrophe vom 28. IV. 1799 anzunehmen ist, und Häussers, Sybels und anderer Darstellung demgemäß zu modifizieren ist. Der Grundsatz *is fecit cui prodest* mag im Kriminal-Recht Platz greifen und gehört aber nicht in die Geschichte. Alles was Du über Innerlich Erlebtes mitteilst, fällt auf aufmerksamen teilnehmenden Boden. Es ging mir hier zum Schluß meines Aufenthalts wie ein mildes Mondlicht auf, da ich die heiter zufriedene Häuslichkeit, vor Allem die lebenswürdige Frau eines alten Heidelberger Bekannten, des Professor Duchek<sup>10</sup> kennen lernte. Else und das ganze Haus *grüßend*,

Dein von Herzen treulich Karl

[100]

MARIANNE UND ALEXANDER MENDELSSOHN

AN KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY

Original

Berlin, den 10. Februar 1868

Ich mag nicht zögern, mein lieber Karl, Dir meinen herzlichsten Glückwunsch zu dem neuen großen Ereignis<sup>1</sup> auszusprechen, das hoffentlich Dein Lebensglück entschieden hat. Möge diese Verbindung Dir stets in einem so glänzenden Licht leuchten als es in diesem Augenblick der Fall ist! –

„Wird auch etwas noch so fein gesponnen, es kömmt doch an das Licht der Sonnen.“ So hatte Fama hier in der Jägerstr. 51 geplaudert, daß Du diesen Sommer in Baden-Baden der Schatten zweier Damen gewesen bist, die der Aufmerksamkeit gar nicht entgangen sind. Die Jüngere dieser Beiden haben sich die alten Herren zur Schwiegertochter gewünscht, indes die nicht Bejahrten mit ihrem Verlangen nicht so klar ans Licht getreten sind. Ältere Damen aber haben bei uns angefragt, ob dieser kleinen Kurmacherei keine Verlobung gefolgt sei? Und nun ist diese da, und ich flehe des Himmels besten Segen zu diesem frohen Ereignis für Dich herab. Auch bitte ich Dich bei Deinem Bräutchen ein gutes Wort für mich einzulegen, damit sie zuerst lernt, die vielen neuen Verwandten kennen und später vielleicht auch ein wenig lieb zu haben. Der Frau Eissenhardt meine besten Empfehlungen und Glückwünsche, von Deiner Dir herzlich zugetanen Tante

Marianne Mendelssohn

---

in Heidelberg. Die große Aufmerksamkeit, mit der die deutschen politischen Historiker – wie Häusser und Treitschke – neuere Geschichte, vor allem die der Revolutionszeit durchforschten, gab der Frage der Schuld an dem Rastatter Gesandtenmord große Bedeutung, zumal die Frage mit der von Großdeutsch versus Kleindeutsch vermischt wurde (siehe unten Seite 308). Karl Mendelssohn Bartholdy hatte wohl recht, die österreichische Regierung von Verantwortung für den Mord freizusprechen, obwohl die Anordnung einer langen Durchsuchung der Gesandten zu Mißdeutungen einlud.

<sup>10</sup> Professor der Medizin in Wien.

<sup>1</sup> Karl Mendelssohn Bartholdy hatte sich mit Bertha Eissenhardt verlobt. Die Hochzeit fand am 6. März 1869 statt. Bertha Mendelssohn Bartholdy starb ein Jahr später, am 31. März 1870, bei der Geburt einer Tochter Cécile.

Unmöglich kann ich das Blatt abgehen lassen, ohne ihm die allerherzlichsten, innigsten Glückwünsche für Dich und Deine Zukünftige, die kennen zu lernen ich sehr begierig bin, mit auf den Weg zu geben! Der Allmächtige schenke Euch seinen reichsten Segen! Du kommst meinen Herzenswünschen sehr nahe, und so kannst Du Dir denken, wie erfreut ich durch diese Kunde bin!

Gott sei mit Euch!  
Dein alter Onkel  
Alexander

[101]

PAUL MENDELSSOHN BARTHOLDY AN KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY  
(Original)

Berlin, den 3. März 1868

Lieber Doctor!

Kurz will ich Dir nur sagen, daß es Else und dem jüngsten Mendelssohn<sup>1</sup> sehr wohl gut. Dann Dich bitten die fidele Nachricht allen Bekannten und *Verwandten* mitzuteilen und Dir den Rat geben Dich möglichst bald zu verheiraten!!! –

Nun noch eine Bitte als brüderlichen Rat! Mache es doch möglich, daß Bertha<sup>2</sup> ein *paar* Zeilen an Tante Albertine schreibt, so bald wie möglich. Es wird unendlich viel mehr Gutes tun als es der guten kleinen Dame Mühe machen wird. Glaube mir, ich kenne meine Französische Straße<sup>3</sup>!! Grüße *sie* sehr. Setze ihr die Sache auseinander, aber so, daß sie mich nicht für einen Quälgeist hält.

Dein treuer Bruder  
Paul

[102]

KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY AN ALEXANDER FREIHERRN VON BERNUS  
(Original)

Berlin, den 19. Oktober 1868

Lieber Freund,

Die herzliche Teilnahme, die Du an meines Bruders und unsrer aller Unglück<sup>1</sup> genommen, hat mich sehr lebhaft ergriffen, und ich danke Dir innigst dafür. Du hast sehr Recht wenn Du schreibst, daß ein solcher Schlag mich auch selbst betreffen und aus den glücklichen Träumen rauh emporschrecken mußte, denen ich mich überlassen. Alles schien ein heitres und dankenswertes Dasein zu verheißen, und in Mitten der schönsten Hoffnungen war mir der Gedanke, mit

---

<sup>1</sup> Otto Mendelssohn Bartholdy, 1868–1948, Sohn Paul und Else Mendelssohn Bartholdys, war am 2. März 1868 geboren.

<sup>2</sup> Karls Braut.

<sup>3</sup> Paul und Albertine Mendelssohn-Bartholdy wohnten in der Französischen Straße 25 in Berlin.

<sup>1</sup> Else Mendelssohn Bartholdy, geb. Oppenheim, war am 20. August 1868 in Heringsdorf an Typhus gestorben.

einer so liebenswürdigen und vortrefflichen Frau wie meine Schwägerin zusammenzutreffen, sie zur Zeugin meines Glücks zu machen, immer besonders erfreulich. Wie sich im menschlichen Leben Manches so seltsam fast abergläubisch fügt, fand ich dies Jahr auf meiner Schweizerreise in einem Fremdenbuch vom Jahr 1865 die Namen von Else und mir, die wir damals harmlos heiter einschrieben, und drunter von mir die melancholischen Äschyleischen Worte „O dieses Menschenleben, wenn es glücklich ist, ein Schatten kann es wenden, ist es Leid, so tilgt ein feuchter Schwamm das Bild hinweg.“ Ich sehne mich danach, mich wieder einmal mit einem treuen Freunde gehörig auszusprechen über so manches, was im Leben bedrücken kann, und wärst Du dies Jahr in Heidelberg und ich auch noch dort: ich pilgerte trotz Kolleg und Winter oft genug auf's Stift<sup>2</sup> und Du müßtest meine Betrachtungen mit anhören.

Freiburg<sup>3</sup> ist mir freilich nach Heidelberg in mancher Beziehung sehr klein erschienen: zwar hatte ich ein stark besuchtes Kolleg, und die Studenten waren sehr fleißig, aber man merkt, es ist mehr der Zeugnisse als des Inhalts wegen, und ein freier frischer Geist fehlt ganz. Im März gedenke ich zu heiraten und dann wird es mir schon besser dort oben gefallen und die Heidelberger Sehnsucht Etwas schwinden. Die Hochzeitsreise soll nach Rom gehn: ich kenne es noch nicht und empfinde das wie eine Lücke in meinem inneren Leben. Siehst Du meine Manchester-Verwandten<sup>4</sup>, so grüße sie bitte bestens von mir. Hoffentlich sehen wir uns im nächsten Jahr. Schreibe mir, wenn Du Zeit hast, wo Du hinzureisen und wann Du auf dem Stift zu sein gedenkst. Mit herzlichem Gruß an Deine Frau Gemahlin

in alter Treue stets Dein Freund

K. M. B.

[103]

PAUL MENDELSSOHN BARTHOLDY AN KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY

(Original)

Berlin, den 7. Februar 1869

Lieber Doctor!

Wenn Du auch in diesem Jahr noch Tage haben wirst, an denen man Dir herzlichste Glückwünsche bringen darf<sup>1</sup>, so soll doch der heutige<sup>2</sup> nicht vorüber gehn ohne Dir meinen Gruß zu bringen. Mögen die trüben Stunden des Lebens möglichst lange von Dir ferngehalten bleiben, damit das Bewußtsein des erlebten Glücks und der Zufriedenheit Zeit hat sich bei Dir einzubürgern und auch in weniger guten Tagen dann durch seine Gegenwart Dir helfen kann. –

---

<sup>2</sup> Alexander von Bernus' Mutter hatte Stift Neuburg von ihrer Tante, Frau Rat Schlosser, 1865 geerbt; nach der Einverleibung Frankfurts durch Preußen hatten sich Bernus' Eltern dorthin zurückgezogen.

<sup>3</sup> Karl war 1868 Professor der Geschichte in Freiburg geworden.

<sup>4</sup> Dies sind Souchays, die Textil- und Bankgeschäfte in Frankfurt, Manchester und London hatten. Die Grand'mère war eine geborene Souchay.

<sup>1</sup> Anspielung auf Karls Hochzeit, die auf den 6. März 1869 geplant war.

<sup>2</sup> Karls Geburtstag war am 7. Februar.

Na, die Gelegenheit glücklich zu sein hast Du ja, und es ist wohl Niemand, der sie Dir mehr gönnen kann als ich. –

Es ist charakteristisch für meine Lebensart, daß ich heute erst im letzten Augenblick dazu komme Dir zu schreiben; ich lasse mich von dem Treiben des Geschäftes jetzt aber aus Instinkt so sehr übermannen und einnehmen, daß das Bewußtsein auch andre Pflichten zu haben als die, die mich täglich beanspruchen und ermüden, nicht recht in mir aufkommt. – Das ist ja auf der einen Seite recht gut und hält mich fortdauernd in Atem, und damit Gedanken, die mir sonst kommen würden, fern, aber auf der anderen Seite empfinde ich es in ruhigen Augenblicken gar mächtig, wie ich mich verändert habe und wie ein gut Teil meiner Sinnesweise verloren gegangen ist und immer mehr verloren geht. Und wenn man, so wie ich jetzt, darauf hinlebt, um nur einen bestimmten Gedanken und Ideengang nicht aufkommen zu lassen, da kommt man schließlich dahin, daß gar Nichts mehr, außer das alltäglichste Treiben, Eindruck macht. – Und setzt man sich dann ruhig hin, um seinem Bruder einen Geburtstagsbrief zu schreiben, so kommt so trübes Gerede heraus wie ich's hier vollführte. –

Ich kann Dir aber auch recht Erfreuedes erzählen, was ich soeben hörte. Wach ist Professor (mit 1200 Reichstaler?) in Rostock geworden. Es ist dem alten Freunde zu gönnen, aber gute carrière ist's doch. – Lili schreibt mir von dem Anerbieten des Leipziger Verlegers, das Honorar für das Denkmal zu geben. Ich bin dagegen und stimme entschieden dafür, es irgendeinem wohlthätigen Zwecke zuzuwenden (Leipziger Stadtorchester-Witwen). – Wir sind nicht in der Lage unserem Vater ein Denkmal setzen zu müssen. – Die Art und Weise des Leipzigers Biedermann? ist ebenso unpassend wie ungeschäfts-mäßig. – Schreibe ihm, er soll die Summe nennen, Du würdest drüber bestimmen, und dann entschieße Dich. – Dann wird der Herr auch wohl so viel und so wenig geben als er überhaupt ausbezahlt hätte. –

Bitte schreibe mir doch, wann Deine Ferien anfangen und auch an welchen Tagen (vor dem 6. März) Du etwa in Mannheim zu treffen sein würdest, und gehst Du überhaupt vorher noch dorthin? – Vielleicht muß ich Frankfurt und Umgebung bereisen, und ich wünsche mir sehr die Bekanntschaft Deiner Braut. – Das alles ist aber nur sehr vage und unbestimmt, also bitte berichte darüber nicht nach Frankfurt. –

Laß es Dir sehr gut gehn und bleibe stets so glücklich wie die Zeit, in der Du lebst und der Du jetzt entgegengehst

Dein treuer

Paul

München, den 14. März 1869

Mein lieber Mendelssohn,

auf Deine so freundlichen Worte aus dem vorigen Dezember habe ich Dir längst antworten und danken wollen: es sei jetzt nicht länger mehr verschoben, daß es mir ein wirkliches Bedürfnis ist, Dir zu sagen, mit wieviel Freude ich jede Gelegenheit begrüße, die mich mit Dir in directe Verbindung treten und unsere Jugend Erinnerungen auffrischen läßt. Daß auch Du, bei allem Ernste des Lebens und der Gelehrsamkeit dieselben nicht verleugnest, beweist mir Dein Brief. Ich habe nur den lebhaften Wunsch, Dich auch in Person wieder zu begegnen, wozu ja Deine in Aussicht gestellte Hochzeitsreise, die doch auch über München führen könnte, mir Hoffnung gibt. Es liegt erstaunlich Vieles und Großes in der Zeit, die unser jetziges Wiedersehen von dem Punkt trennt, an dem wir einst vor den Universitätsjahren schieden. Deine Äußerung gerade über dieses Stück Leben und das, was für die Zukunft sich vorbereitet, kennen zu lernen, würde mich außerordentlich interessieren, da wir uns jetzt, beide durch manche ernste und eigentümliche Führung gereift, in einer Epoche wieder zusammen finden, welche wohl für uns beide die des Handelns und Schaffens werden wird. Du bist an einem schönen Ziele schon angelangt, von dem meinen äußerlich verschieden, aber doch nicht so sehr, daß sich die beiderseitige Arbeit nicht in vielen Punkten berühren könnte. Ich stehe vor dem Abschnitt in meiner Laufbahn, der mich zu eigener Verantwortlichkeit und selbständigerem Mitspielen auf der politischen Bühne, hoffentlich recht bald, beruft. En attendant liege ich noch den Characterstudien süddeutscher Spezial-Politik ob und versuche an ihr immer mehr zu würdigen, was der Gesamtheit fehlt und was ihr nutzt.

Deine Schrift über Gents<sup>1</sup> habe ich mit ganz besonderem Interesse, und, wenn Du es von mir annehmen willst, mit ganz besonderem Beifall gelesen. Ich bin auf die Studie über den Rastatter Gesandtenmord um so begieriger und will mich freuen, wenn Du die deutsche Teilnahme daran möglichst entkräften kannst.

Es freut mich sehr, daß wir in der gleichen Zeit auch unser häusliches Glück begründet haben! Das meinige ist vollkommen in allen den Dingen, die mir als die höchsten gelten. Allerdings hätte ich selbst, noch kurz vor meiner Verlobung<sup>2</sup>, ganz und gar nicht an ein so nahe bevorstehendes Ehejoch, das

---

<sup>1</sup> Für die von Radowitz erwähnten Bücher von Karl, siehe oben Seite 196 Anm. 3 und Seite 197 Anm. 9.

<sup>2</sup> Radowitz hatte sich am 17. Oktober 1868 mit Nadine von Ozerow, der Tochter eines russischen Diplomaten, verheiratet; die Tatsache, daß er eine Ausländerin heiratete, war von Nachteil für seine Karriere, siehe seine Aufzeichnungen und Erinnerungen, ed. Holborn, vol. I, 169–173.

meinen Plänen für die Carrière und die Zukunft durchaus zuwider lief, gedacht. Als aber die Stunde der Unterwerfung kam, habe ich mich nicht lange gewehrt und in 6 Wochen Hochzeit gemacht. – Man wird doch erst damit ein completer Mensch – was das Garçonleben bot, habe ich außerdem in 3 Jahren Paris gründlichst erfahren.

Lasse Dich, das ist mein größter Wunsch, durch die Kunstschätze Münchens resp. das Salvator Bier zu einem hiesigen Aufenthalt verleiten und frage dann nach Deinem alten, Dir in treuer Erinnerung und Anhänglichkeit ergebenden  
Freunde Radowitz

[105]

PAUL MENDELSSOHN-BARTHOLDY AN KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY

(Original)

Berlin, den 16. Juni 1869

Lieber Karl,

Die Brochure der Madame Marx<sup>1</sup> ist so albern und unbedeutend, daß kein Mensch einen dauernden Eindruck davon behalten, sondern sie, – kaum gelesen, – auch wieder vergessen wird. Ich möchte daher dringend raten, sie unbemerkt vorübergehen zu lassen, eingedenk des Goetheschen Ausspruchs „Getretener Quark wird breit, nicht stark“. Am allerwenigsten aber würde sich wohl eine Erwiderung für Dich schicken, dem das Verhältnis, um welches es sich handelt, ganz unbekannt ist, und der daher nicht selbständig darüber urteilen kann.

Bei dieser Gelegenheit muß ich Dir doch aber sagen, daß ich über mehrere Stellen und Indiscretionen in dem Buche von Devrient, dieses eitelsten aller eiteln Menschen, außer mir bin. Und noch dazu ist es in vielen Beziehungen unrichtig, da die Aufgeblasenheit des Mannes ihm die Dinge oft ganz anders hat erscheinen lassen, als sie wirklich gewesen sind. Wäre ich jung, wie ich es, glücklicherweise für diesen Fall nicht bin, so hätte mich nichts abgehalten, das

---

<sup>1</sup> Therese Marx hatte im Jahre 1869 eine Broschüre Adolf Bernhard Marx' Verhältnis zu Felix Mendelssohn Bartholdy veröffentlicht. Sie hatte darin Felix Schuld für den Bruch mit seinem Jugendfreund Marx gegeben; die Gründe für den Abbruch der Beziehungen zwischen Marx und Felix Mendelssohn Bartholdy sind noch immer nicht völlig klar. Die Veranlassung zu der Broschüre von Frau Marx war die Schrift von Eduard Devrient, Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn Bartholdy und seine Briefe an mich, die auch 1869 in Leipzig erschienen war. Devrient gab ein ziemlich unfreundliches Bild von Marx und seinem Einfluß auf Felix Mendelssohn Bartholdy. Die scharfe Ablehnung von Devrients Schrift durch Paul Mendelssohn-Bartholdy ist nur durch seine Tendenz zu erklären, nur ein idealisiertes Bild von Felix Mendelssohn Bartholdy zu erlauben. Devrients Schrift ist nicht unkritisch, besonders in bezug auf Felix' letzte Kompositionen, auf seinen Bruch mit Karl Immermann, auf seine „Reizsamkeit“, die, nach Devrient, er mit seinem Vater teilte, und Devrient mag sich wohl an der ersten Aufführung von Bachs Mathäus-Passion einen größeren Anteil zugeschrieben haben, als ihm zukommt, aber es ist im ganzen ein bewundernswertes, lebhaftes und anmutiges Werk.

Buch, dessen Zweck ja kein anderer ist, als den Autor an den Ruhmesstrahlen Deines Vaters zu wärmen, und ihm dadurch eine Bedeutung zu geben, welche ihm sonst versagt ist – *tätlich* zu rezensieren, wie es Dein Vater einmal mit dem Weimarschen Riemer, wegen einer Äußerung über unsern Vater, durchaus tun wollte<sup>2</sup>. Es ist mir vollständig unerklärlich, wie Jemand, der ein Freund Deines Vaters gewesen sein will, es hat über das Herz bringen können, so indiscret und teilweise sogar gehässig sein zu können, wenn ich nicht eben annehme, daß die Befriedigung der persönlichen Eitelkeit Alles Andere verstummen macht.

Ich war nicht unbedeutend unwohl und seit 4 Wochen nicht im Geschäft. Jetzt fängt es aber an, mir besser zu gehen.

Dein Onkel  
Paul

[106]

PAUL MENDELSSOHN-BARTHOLDY AN KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY  
(Original)

Berlin, den 24. Juni 1869

Lieber Carl,

Wie ich gehört habe, ist die Aufforderung an Dich gelangt, die noch vorhandenen Briefe Deines Vaters drucken zu lassen, von Dir aber bis jetzt ausweichend beantwortet worden. Da Du aber Deine Ansicht in dieser Beziehung möglicherweise ändern könntest, so halte ich es für angemessen Dir zu sagen, daß ich in die Herausgabe der in meinem Besitze befindlichen Familienbriefe, so weit sie nicht bereits veröffentlicht sind, nicht willigen würde.

Ich werde Dir nun zwar die von Dir bezeichneten Briefe gern mitbringen, jedoch nur unter der Bedingung, daß Du mit mir hinsichtlich der *Nicht*-Herausgabe derselben einverstanden bist, und Deine Einsicht nicht etwa dazu benutzen willst.

Ich bitte mir dies zu bestätigen und grüße Dich herzlich

Dein Onkel  
Paul

---

<sup>2</sup> Für den Unwillen, den einige Stellen der Goethe-Zelter-Korrespondenz, die Riemer herausgegeben hatte, in der Mendelssohnschen Familie erregten, siehe oben S. 93. Riemer hatte dann im 1. Bande seiner Mitteilungen über Goethe, Berlin 1841, auf S. 429/430, in dem Kapitel „Juden“, Abraham Mendelssohn Bartholdy beschuldigt, in einem unfrankierten, anonymen Brief die Auslassung einer Stelle, die Goethes Ansichten über die Nazarener gab, verlangt zu haben, weil sie einen Angriff gegen Wilhelm Hensel enthielt. Es ist jetzt schwer zu verstehen, daß irgend jemand den törichten Riemer ernst nehmen konnte.

Berlin, den 31. Dezember 1869

Lieber Karl,

Mit meinem Dank für Deinen letzten Brief verbinde ich meinen herzlichsten Glückwunsch für 1870 und die Hoffnung, daß sich in dem kommenden Jahr für Dich Alles so gut und freudig gestalten möge, als Du es selbst wünschest. – Ich rechne dazu vor allem den glücklichen Ausgang dessen was Ειλεϋθυια eingeleitet hat<sup>1</sup>! –

Das verflossene Jahr hat im Vergleich zu denen, die ihm vorangegangen, so gut wie nichts getan, um in den Annalen der Geschichte verzeichnet zu werden, und doch glaube ich, daß es in Bezug auf die gegenseitige Annäherung der Deutschen sehr wohltätig gewirkt hat. – Die Leute fangen an, einzusehen, daß *Einigkeit* als *fait accompli* vorläufig noch eine Phrase sein muß, und daß diejenigen Schreiber, welche sie dekretieren wollten – wie vor einiger Zeit Garibaldi auf dem Genfer Congreß die Abschaffung des Papsttums –, ad acta gehören. – Das Abgehen von Extremen ist an und für sich schon ein gutes Zeichen, und das langsame Gewöhnen an einander, welches durch gemeinsame *merkantile* Verhandlungen (und solche sind in der jetzigen Zeit eher wichtiger als die politischen) für Nord und Süd sich notwendig finden muß<sup>2</sup>, kann sehr wohl, wie bei einzelnen Individuen, auch „Liebe“ erzeugen, obwohl *ich* die wahrhaftig nicht für nötig halte. Aber die Fortschrittspartei kann ja doch kein Deutschland als ideal gelten lassen, dessen Bewohner nicht „Brüder“ sind. –

Was speziell Preußen anbetrifft, so bleibt bei uns Vieles zu wünschen übrig. Besonders der Cultus befindet sich auf einem bedenklichen Wege, dank Herrn von Mühler oder vielmehr seiner Frau<sup>3</sup>. – Die Pietisten machen sich fürchterlich breit; Klostersgeschichten, Borniertheit und auch hier und da Ungehörigkeiten seitens der Prediger werden Dir schon aus den Zeitungen genügend bekannt sein. Im Handels-Ministerium macht man jetzt Weltgeschichte durch allzu viele Eisenbahn-Concessionen<sup>4</sup>; im Finanz-Ministerium will man einen

---

<sup>1</sup> Karl und Bertha Mendelssohn Bartholdy erwarteten damals die Geburt ihres ersten Kindes; siehe Seite 198 Anm. 1.

<sup>2</sup> Der Anschluß des Südens an den Zollverein und die Berufung eines Zollparlaments sind der Anlaß für diese Bemerkungen.

<sup>3</sup> Heinrich von Mühler, preußischer Kultusminister 1862–1872, stand, wie allgemein bekannt war, sehr unter dem Einfluß seiner Frau Adelheid, geb. von Goßler; Mühler war streng orthodox, strebte nach Errichtung einer Landeskirche und war allen auf eine Trennung von Kirche und Staat zielenden Bestrebungen, z. B. der Zivilehe, scharf entgegengesetzt.

<sup>4</sup> Vorspiel der „Gründerzeit“; für das Prestige von „Mendelssohn und Co.“ in der Folgezeit war Heraushaltung aus der spekulativen Hausse dieser Jahre sehr bedeutend.



Teil der Preußischen Schuld konvertieren<sup>5</sup> (die Kammer hat den dahingehenden Gesetzentwurf angenommen), indem man durch allerhand Arten von Sophismus die Staatsgläubiger zu bewegen sucht, auf die Absichten der Regierung einzugehen. – In der Handlungsweise des Finanz-Ministers liegt eine Abweichung (und sei sie auch wirklich nur gering) von der „bewährten preußischen Finanzpolitik“, die man immer an uns rühmte, und das ist nicht schön.

Doch, ich habe keine Rede im Abgeordneten-Hause zu halten, und will Dir nicht Dinge vor Augen führen, die, als spezifisch preußisch, Dich kaum mehr interessieren werden. – Mehr hat Dich wahrscheinlich Floras<sup>6</sup> Verlobung mit Dr. Baum in Teilnahme gesetzt und Dich ebenso wie uns Alle ungemein überrascht. Das Brautpaar trifft übermorgen bei uns ein; Flora, um einige Zeit bei uns zu wohnen, Baum, um wieder nach Danzig, seiner Residenz zurückzukehren. – Ich bin auf Beide begierig. – Interessiert es Dich, daß wir das neue Jahr mit einer Theater-Aufführung beginnen? Und daß die Blüte der Berliner Mädchenwelt dabei beteiligt ist? – Letzteres gewiß nicht mehr, seitdem Du Ehemann bist! Aber fühle mit mir mit! – Daß Hugo<sup>7</sup> wieder hier eingetroffen ist und bei Warschauers von morgen an eintreten wird, ist Dir wohl bekannt? Von Gaedeke hatte ich neulich einen langen Brief; ich höre, er hat sich in Königsberg (heimlich oder laut, weiß ich nicht) verlobt; ist Dir Näheres zu Ohren gekommen? –

Mit besten Grüßen für Dich und Deine Frau

stets Dein

Ernst Mendelssohn-Bartholdy

[108]

ERNST MENDELSSOHN-BARTHOLDY AN PAUL MENDELSSOHN BARTHOLDY<sup>1</sup>

(Original)

Berlin, den 22. September 1870

Lieber Paul,

Ich habe heute Deinen gestern hier angekommenen langen Bericht über Deine bisherigen Erlebnisse gelesen und danke Dir dafür, als ob er an mich gerichtet gewesen wäre. Je mehr ich es vermeide, die mehr ausführlichen als

---

<sup>5</sup> Otto von Campenhausen, preußischer Finanzminister von 1869–1878, konvertierte die Staatsschulden in eine Rentenschuld von  $4\frac{1}{2}$  ‰.

<sup>6</sup> Flora, Tochter Rebecka Dirichlets, heiratete Dr. Wilhelm Baum, Direktor des Städtischen Krankenhauses in Danzig.

<sup>7</sup> Hugo Oppenheim, ältester Sohn von Margarete Oppenheim, geb. Mendelssohn, war ein enger Freund Ernst Mendelssohn-Bartholdys. Als Ernst Mendelssohn-Bartholdy Chef von „Mendelssohn und Co.“ wurde, wurde Hugo Oppenheim Chef von „Warschauer und Co.“.

<sup>1</sup> Dieser und die beiden folgenden Briefe sind, allerdings mit Auslassungen, schon von Cécile Lowenthal-Hensel in einem Aufsatz „Berlin in der Satteltasche: Briefe an Paul Mendelssohn Bartholdy 1870“, Mendelssohn Studien, Band I, Berlin 1972, 107–157 veröffentlicht worden. Paul Mendelssohn Bartholdy nahm als Seconde-

wahren Darstellungen der Zeitungs-Spezial-Korrespondenten über das, was die „siegreich anrückende“ Armee *hinter* sich läßt, zu studieren, um so interessanter war mir Dein Brief mit der einfachen Schilderung des *wirklichen* Zustandes des Landes und der Bewohner, wie ihn so blutige, eben erst gewesene Schlachten hervorgebracht haben.

Wenn ich die tiefe Empfindung des Elends, das Dich umgibt, die aus Deinen Zeilen spricht, mit dem: „wie schrecklich! wie furchtbar!“ der Kaffeschwestern vergleiche, unter denen ich häufig zu sitzen die Ehre habe, und denen die Nachrichten von dort (je „graulicher“, desto besser) eine unumgängliche Zugabe zum Wohlgeschmack ihres Nachmittags-Kaffee sind, so muß ich mich zusammenehmen, um nicht herauszuplatzen und den Betreffenden zu sagen: „Wißt ihr denn, *was* schrecklich ist? Wißt ihr denn, *was* furchtbar ist?“ – Sie wissen es nicht, denn die Summe des Schrecklichen, *was* sich diese Personen vorstellen können, ist eine Krupp'sche Riesenkanone, die recht viel Gepolter auf dem Straßenpflaster macht und die 100 oder lieber noch 1000 Menschen mit einem Schuß töten kann. Ihre Phantasie spielt da mit der Masse der Gefallenen, aber das *wie?* und das *nachher* spielt keine Rolle. – Entschuldige diesen Erguß; wenn er gewissen Leuten hier Unrecht tut, so entstand er doch durch Deinen Brief, und er muß etwas Wahres enthalten, weil er meinen ersten Eindruck von Deinem Brief zur Grundlage hat.

23. Sept.

In dem *Staatsanzeiger*<sup>2</sup> von heute Morgen sind ein paar ganz herrliche Noten von Bismarck erschienen, direkt an die neutralen Regierungen und indirekt natürlich auch an die französische gerichtet. – So „undiplomatisch“ ist den Leuten noch nie die Wahrheit gesagt worden! Und die *Indépendance*, welche noch ganz vor kurzem über Bismarcks und des Königs „ultradiscrétion“ wütend war und die behauptete, man müßte doch wenigstens wissen, was Preußen überhaupt für Bedingungen zu machen gedenke und was sein Ziel wäre – die *Indépendance* wird sich jetzt nicht mehr über Halbdusterniß zu

---

Lieutenant bei der Landwehr-Kavallerie an dem Deutsch-Französischen Kriege teil; die Satteltasche, die er in diesem Kriege benutzte, wurde von seiner Witwe, Enole Mendelssohn Bartholdy, geb. Oppenheim, aufgehoben, und wie kürzlich entdeckt wurde, befanden sich darin 66 Briefe und 3 Feldpostkarten, alle an Paul Mendelssohn Bartholdy gerichtet und zwischen September und Dezember 1870 geschrieben. In dem oben erwähnten Aufsatz hat Cécile Lowenthal-Hensel diesen Fund genau beschrieben, und das Wesentliche aus diesen Briefen publiziert. Immerhin sind diese Briefe so eng mit dem Inhalt dieses Bandes verbunden, daß es angemessen erschien, drei dieser Briefe, gewissermaßen als Stichproben, hier vollständig abzudrucken. Der erste der hier veröffentlichten „Briefe aus der Satteltasche“ hat vor allem politischen Inhalt, der zweite gibt ein Bild des Familienlebens, und der dritte berichtet über industrielle Tätigkeiten während des Krieges.

<sup>2</sup> Die Veröffentlichungen des *Staatsanzeigers*, die Ernst Mendelssohn-Bartholdy diskutiert, sind die beiden berühmten Runderlasse Bismarcks vom 13. und 16. September; sie sind veröffentlicht in Bismarck, *Gesammelte Werke*, Band VI b, 493–494, 500–502.

beklagen haben! Ob er ganz Elsaß und Lothringen nehmen will, sagt er allerdings noch nicht; aber Metz und Straßburg nennt er mit Namen als unumgänglich für unsere fernere relative Sicherheit. Dieselbe fordert auch, „daß wir die bisher schutzlose süddeutsche Grenze und damit den Ausgangspunkt französischer Angriffe weiter zurücklegen“. Die letztern sind die genauen, auf Elsaß und Lothringen bezüglichen Worte. –

Nur eine Stelle will ich noch aus den beiden Aktenstücken zitieren, obwohl eigentlich jedes Wort gleich bedeutungsvoll ist. – Er<sup>3</sup> setzt zuerst auseinander, wie rasch die Stimmung von Frankreich sich vom Plebiszit zur Revolution gewandelt hat und fährt dann fort: „Angesichts dieser Tatsache dürfen wir unsere Garantien nicht in französischen Stimmungen suchen. Wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß wir uns in Folge dieses Krieges auf einen baldigen neuen Angriff von Frankreich und nicht auf einen dauerhaften Frieden gefaßt machen müssen, und das ganz unabhängig von den Bedingungen, welche wir etwa an Frankreich stellen möchten!“ – Er entwickelt ferner, wie Frankreich, selbst wenn wir ohne jede Entschädigung jetzt abziehen und uns nur mit dem Ruhm unserer Waffen begnügen wollten, doch stets trachten würde, sich zu rächen. Ich suche mir das Blatt des *Staatsanzeigers* zu verschaffen und schicke es Dir dann unter Kreuzband.

Gibt es denn gar nichts, was ich hier für Dich tun oder Dir besorgen kann? „Nach wie vor ist es mir durch meine direkten Beziehungen mit dem Ausland möglich“ u.s.w. Du kennst ja das und weißt, was ich sagen will<sup>4</sup>.

Bleibe ferner gesund, wie es für Dich wünscht

Dein  
Ernst Mendelssohn-Bartholdy

---

<sup>3</sup> Bismarck.

<sup>4</sup> Es ist für uns nicht völlig klar, was er mit diesem, Geschäftsannoncen ironisierenden Zitat sagen will. Es ist wahrscheinlich, daß er Paul ermuntern will, ihm Aufträge zu geben, die er seinen Schwiegereltern – Otto Georg und Margarete Oppenheim – nicht anvertrauen will. Eine Episode, die in andren Briefen erwähnt wird, ist vielleicht bezeichnend. Die in Metz eingeschlossene französische Bevölkerung suchte durch mit Luftballons ausgesandte Briefe, Angehörigen in anderen Teilen Frankreichs von ihrem Wohlsein Nachricht zu geben. Aber einer dieser Luftballons war nahe Paul Mendelssohn Bartholdys Quartier niedergegangen, und er hatte diese Briefe nach Berlin gesandt. In seiner Familie hatte es dann heftige Diskussionen darüber gegeben, ob es recht sei, diese Briefe an ihre Bestimmungsorte zu befördern – wohl über England. Ernst Mendelssohn-Bartholdy hatte das im Falle einer Madame Strauss getan und schrieb darüber an Paul „für den Fall, daß die ‚runde Welt‘ Dich zufällig einmal mit der Genannten zusammenführen sollte, ich hoffe, sie wird dann meine Samariter-Handlung an Dir vergelten und ihre dankbare Gesinnung für immer auf die Söhne des Mendel erstrecken“. Pauls Schwiegervater hatte an der Weiterleitung dieser Briefe „einen Stein des Anstoßes gefunden“, „an den ich meinerseits mich nicht gestoßen habe. Es lebe Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue für sein Vaterland, wie sie Dein Schwiegervater ausübt. – Ich strebe nach diesem Standpunkte, habe ihn aber noch nicht erreicht.“

MARGARETE OPPENHEIM, GEB. MENDELSSOHN,  
AN PAUL MENDELSSOHN BARTHOLDY  
(Original)

Berlin, den 1. Oktober 1870

Lieber Paul,

Ob dies Blättchen Dich noch bei Monsieur Meunier findet<sup>1</sup> oder Dir bis Paris nachlaufen muß, „das weiß kein Mensch“. Vor allem hoffe und wünsche ich, daß es Dich wohl findet und nicht gar zu lange braucht, um zu Dir zu gelangen. Es war mir eine sehr große Freude, als ich gestern unter dem Schutz deines Herrn Sohnes<sup>2</sup> aus Leipzig zurückkam, hier deinen Brief vom 26. zu finden, ferner eine Karte und ein Briefchen an Ottochen von Dir und einen Brief von Hugo<sup>3</sup> aus einem schönen Schloß nahe bei Paris, wo es dem alten Jungen sehr gut zu gehen schien. Diese guten Nachrichten haben nur den *einen* Fehler, vom 16. datiert zu sein, aber man freut sich doch darüber und bekommt wieder Mut für die Zukunft. Meydam<sup>4</sup>, der übrigens das Eiserne Kreuz bekommen hat, schrieb gestern seiner Frau, er wolle versuchen, Hugo und John<sup>5</sup> aufzusuchen, sodaß wir eine leise Hoffnung auf viel neuere Nachrichten haben.

Wie nett es in Leipzig war, das kann ich Dir gar nicht sagen; es tat mir zu leid, daß Du nicht dabei warst, um zu sehen, wie sich die grand-mère und Ottochen befreundeten, wie ihn der Onkel Lohnert zärtlich anblickte, gleich in *dein* Zimmer führte, was freilich jetzt in ein allerliebstes boudoir für die grand-mère umgewandelt ist, wie der Junge mit jedem seinen besonderen Ton hatte und wirklich urkomisch war. Sein début war, daß er die am Hause

---

<sup>1</sup> Paul Mendelssohn Bartholdy war im Department der Loire, nicht weit von Orleans, stationiert.

<sup>2</sup> Der „Herr Sohn“ war Otto Mendelssohn Bartholdy (1867–1947), der damals drei Jahre alt war. Da seine Mutter, Else Mendelssohn Bartholdy, geb. Oppenheim, 1868 an Typhus gestorben war, lebte Otto damals bei seinen Großeltern Otto Georg und Margarete Oppenheim. Er reiste mit seiner Großmutter mütterlicherseits, Margarete Oppenheim, für zwei Tage nach Leipzig, um dort seiner Urgroßmutter väterlicherseits, Elisabeth Jeanrenaud, geb. Souchay, vorgeführt zu werden. Frau Jeanrenaud, die damals 74 Jahre alt war und im nächsten Jahre starb, war von Frankfurt, wo sie lebte, nach Leipzig gereist, um dort ihre Verwandten Lohnert zu besuchen und ihre Enkelin Lili Wach, geb. Mendelssohn Bartholdy, zu treffen. Paul Mendelssohn Bartholdy, Ottos Vater, hatte natürlich als Junge in Leipzig gelebt, als sein Vater dort Direktor des Gewandhaus-Orchesters war, und dann wieder von 1857–1859, als Lehrling im Export-Geschäft Schunck und Co.; er wohnte damals bei Lohnerts.

<sup>3</sup> Hugo Oppenheim, ältester Sohn Otto Georg und Margarete Oppenheims, und daher Schwager Paul Mendelssohn Bartholdys; er war im Felde als Vizewachtmeister bei dem 15. Ulanen-Regiment.

<sup>4</sup> Oberst Meydam war Chef der Militärtelegraphie im Großen Hauptquartier; seine Frau, Marie Meydam, war eine entfernte Verwandte der Oppenheims und lebte während des Krieges mit diesen in Berlin.

<sup>5</sup> Nicht feststellbar.

hängende norddeutsche Fahne<sup>6</sup> ‚wunderschön‘ und die daneben hängende sächsische ‚scheußlich‘ fand. Das Eisenbahnfahren übte einen merkwürdig entwickelnden Einfluß auf ihn, unterwegs unterhielt er sich mit einem fremden Herrn so gebildet, daß dieser Henriette<sup>7</sup> frug, ob er schon lesen könne; er machte auch Witze, wie z. B. bei einer Mühle, da ist der Müller, aber wo ist der Schulze?<sup>8</sup>, worüber mein vis-à-vis, der alte Geschichtsschreiber Ranke, obgleich er sich schlafend stellte, herzlich lachen mußte. Man war sehr freudig erregt, weil eben die Nachricht von der Übergabe Straßburgs<sup>9</sup> gekommen war. Der alte Ranke hatte einen Sohn bei den Belagerern gehabt und schien mir die Weltgeschichte in diesem Augenblick doch auch meist aus dem Gesichtspunkt, daß sein Sohn nun in bessere Quartiere kommen würde, zu betrachten. Wir unterhielten uns übrigens ganz gut und ich war sehr erstaunt als unser Wagen auf freiem Felde still hielt (der Zug war *sehr* lang), plötzlich Wach<sup>10</sup> und Fräulein Thekla Lohnert am Wagenschlag stehen zu sehen. Sie führten uns schnell nach der Marienstraße 5, aber der Junge war doch unterwegs eingeschlafen und präsentierte sich zuerst als Murmeltier, ganz zusammengewickelt, aber auch das erfreute die grand-mère, denn sie meinte, in einem ähnlichen Fall würdest Du es vor 26 Jahren ebenso gemacht haben, und nun fing sie an, mir Kindergeschichten von Dir mit einer wirklich bewundernswürdigen Lebendigkeit zu erzählen, bis Wach einen vélocipeden-Jungen laufen ließ, der hoffentlich auch dein Staunen erregen wird, denn er benimmt sich wirklich ganz wie ein lebendes Wesen. Da sprang Otto plötzlich von meinem Schoß und war so ausgelassen, daß ich immer Angst hatte, es würde der grand-mère zu viel. Um 7 brachten uns Lili und Wach ins Hotel. Da legten wir Ottochen in sein Bett und überließen ihn Henriette, die ich noch an einem „Reisebrief“ für ihren Bruder im Lazarett schreibend fand, als ich um 10 Uhr heimkehrte. Es war sehr gemütlich bei Lohnerts gewesen, wir saßen alle um einen Tisch und strickten Soldaten-Strümpfe und erzählten uns Kriegs- und Friedensgeschichten. Anderen Morgens kamen Lili und Wach und fuhren mit uns zu

---

<sup>6</sup> Die Fahne des Norddeutschen Bundes war schwarz-weiß-rot, die sächsische grün-weiß. Anhänger der Selbständigkeit der deutschen Einzelstaaten würden kaum die Fahne des Norddeutschen Bundes heraushängen. Die Jeanrenauds und Souchays, Pauls Angehörige von der Seite seiner Mutter, waren, obwohl Ausnahmen existierten, anti-preußisch. In einem Briefe vom 8. Oktober aus Frankfurt bezeichnete Lili Wach, Pauls Schwester, „die Flaggenstange hier auf dem Balkon“ ihrer Frankfurter Verwandten als „ein Staunen erregendes Zeichen“; „denken wir noch dazu, daß Tante Johanna [Jeanrenaud] von 2 bis 9 Uhr Abends an der Main-Neckar-Bahn den durchreisenden Soldaten ... Suppe, Kaffee, Bier, Wein kredenzt, und Du wirst den Fortschritt des einigen Deutschland erkennen können.“

<sup>7</sup> Ottos Kinderfrau Henriette Garbrecht.

<sup>8</sup> Anspielung auf „Müller“ und „Schulze“, deren Dialog im Kladderadatsch, dem berühmten Witzblatt, der „vox populi“ Ausdruck gab.

<sup>9</sup> Am 28. September 1870.

<sup>10</sup> Siehe Verzeichnis der Absender.

meinem Bruder Hermann<sup>11</sup>, den ich ganz über Erwarten wohl fand und höchst behaglich etabliert, dann fuhr die grand-mère fast 2 Stunden mit Ottochen und mir spazieren. Leipzig sah wunderhübsch aus, im schönsten Sonnenschein, überall bunte Buden und die schönsten Fahnen aus allen Fenstern hängend. Die grand-mère zeigte mir, wo ihr und Lohnerts in früheren Zeiten gewohnt hattet, und wußte überall so amüsante détails anzuknüpfen, daß ich ganz erstaunt über ihr Gedächtnis war. Solch ein liebenswürdiges Alter lasse ich mir gefallen.

Ottochen schlief wieder auf der ganzen Fahrt, aber die grand-mère freute sich doch an dem dicken Kerlchen. In der Marienstraße zeigte mir Frau Lohnert ihr ganzes Haus, das wirklich allerliebste ist, nebst dem ganz japanischen Gartenhaus usw. und 2 Uhr erschienen Hermanns zu Tisch und so kam dann bald sieben Uhr, die Trennungsstunde, heran, nachdem Wach den ganzen Nachmittag ganz à la Passini<sup>12</sup> mit Ottochen getollt hatte. Ich blieb den Abend bei Hermanns und andern Morgens um 8 Uhr hättest Du Wach, Deinen Sohn und mich sehr ehrbar im Speisesaal des Hotel Hauffe zusammen früstücken sehen können. Um eins waren wir hier, aufs angenehmste von den Briefen und freundlichen Gesichtern empfangen.

Rose<sup>13</sup>, Marie Meydam und Nuxe<sup>14</sup> lassen sich noch fortwährend komische Geschichten vom Jungen erzählen, die er unterwegs zum besten gegeben hat, und ich hoffe ich weiß noch einige wenn Du zurückkommst. Gott gebe, daß dies nun nicht mehr allzu lange dauert. Das Wetter ist jetzt noch schön, aber es kann doch nicht mehr lange so bleiben, und dann haben die armen Leute im Feld jedenfalls viel zu leiden, wenn ihnen auch wirklich die Franzosen nichts tun. Raimund Behrend<sup>15</sup> läßt sich seinen Pelz nach Metz nachkommen. Willst Du Deinen auch haben? Hast Du das Papier bekommen? Kannst Du sonst nichts brauchen? Robi Mendelssohn<sup>16</sup> gehts viel besser, aber abends hat er immer noch ein klein wenig Fieber. Es ist nun schon in der sechsten Woche, aber augenblickliche Gefahr ist nie gewesen und jetzt ist er schon in der Reconvalescence. Franzens und Westpfahls wohnen noch draußen<sup>17</sup>, sie hoffen

---

<sup>11</sup> Hermann Mendelssohn, 1824–1891, Verlagsbuchhändler in Leipzig.

<sup>12</sup> Der Maler Ludwig Passini, 1832–1903, hatte Anna, die älteste Tochter von Robert und Marie Warschauer, also eine Nichte Margarete Oppenheims, geheiratet; Anna Passini starb schon 1866, aber aus der Ehe entsprang eine Tochter, Marie (Mira).

<sup>13</sup> Die älteste Tochter Margarete Oppenheims, die im folgende Jahre Paul Steffen, einen preußischen Offizier, heiratete.

<sup>14</sup> Enole oder Clara Oppenheim, jüngere Töchter Margarete Oppenheims?

<sup>15</sup> ?

<sup>16</sup> Neffe Margarete Oppenheims, Sohn ihres Bruders Franz, damals 13 Jahre alt.

<sup>17</sup> Diese Bemerkung bezieht sich auf die Familien ihres Bruders Franz und ihrer Schwester Clara, die mit dem Psychiater Carl Westpfahl verheiratet war. „Draußen“ bedeutet das von einem großen Garten umgebene Haus in Charlottenburg in der Scharrenstraße, in dem die verschiedenen Söhne und Töchter Alexander Mendelssohns mit ihren Familien im Sommer lebten.

immer noch, daß Robi bald aufstehen und noch etwas Sonne draußen genießen kann. Adieu, lieber Paul. Alle grüßen Dich bestens. Marie Meydam ganz besonders

Deine alte schwatzhafte Mama.

[110]

KARL ALEXANDER MARTIUS AN PAUL MENDELSSOHN BARTHOLDY  
(Original)

Berlin, den 19. Oktober 1870

Lieber Mendelssohn,

Schon längst hätte ich Deinen Brief vom 4. Oktober beantworten sollen, aber ich wollte Dir einen ausführlichen Bericht über unser Geschäft<sup>1</sup> geben, zu dem ich leider bis jetzt noch nicht gekommen bin, der aber nun bald an Dich abgehen soll.

Kahle<sup>2</sup> wie ich sind in den letzten drei Wochen sehr beschäftigt gewesen, da Kries schon seit Anfang dieses Monats bedenklich erkrankt ist. Derselbe wird kaum vor acht bis zehn Tagen wieder auf die Fabrik kommen können; er soll eine Brustfellentzündung durchgemacht haben und sehr herunter sein. Du kannst wohl begreifen, daß ich in dieser Zeit viel zu tun hatte, umsomehr als wir auch bis vor wenigen Tagen an Arbeitern Mangel zu leiden hatten<sup>3</sup>. Am Sonnabend wo auch in Berlin verschiedene Strikes gemacht wurden, hatten auch unsere Leute einen solchen versucht. Ich drohte die ganze Gesellschaft fortzuschicken und habe dann auch die Leute mit der Versicherung, daß wir Ihnen einen Arbeitsanzug liefern, ohne Lohnerhöhung wieder zur Vernunft gebracht. Bei Kunheims ging es anders, dort haben die Leute die Arbeit plötzlich eingestellt, und man mußte ihnen 22<sup>1</sup>/<sub>2</sub>–25 Silbergroschen Lohne bewilligen. Ein Strike auf der Frankfurter Bahn hat uns wieder die nötigen Arbeiter zugeführt. In der Stadt soll der Arbeitermangel schon empfindlicher sein. – Mit Ausnahme dieser kleinen Unannehmlichkeiten ist bei uns alles im besten Gange und Ordnung. Wir haben ganz regelmäßig weiter gearbeitet, und da jetzt vor überall her Anfragen über Preisnotierungen für Anilin kommen, so werden hoffentlich unsere Reservoirs, die in der letzten Zeit sich bedenklich gefüllt haben, bald wieder leerer werden. Im Laufe der vergangenen Wochen sind von Plaud, Richter, Oehler, Casella, Kurt Peters und sogar von Bayer Anfragen für Blau-Rot-Anilin Notierungen eingelaufen. Wir haben Muster überschickt, ohne jedoch sonst auf Preisnotierungen einzugehen, und haben die

<sup>1</sup> Die Aktiengesellschaft für Anilinfabrikation (AGFA), die Paul Mendelssohn Bartholdy und Martius zusammen im Jahre 1867 begründet hatten, erst in Zusammenarbeit mit der schon bestehenden chemischen Fabrik Kunheim und Co.

<sup>2</sup> Dieser und die folgenden Namen sind die von Angestellten der Gesellschaft für Anilinfabrikation.

<sup>3</sup> Das Ganze dieses Berichtes ist für die Probleme industrieller Betätigung während des Krieges interessant, aber die Einzelheiten, die nur für den Fachmann von Interesse sind, bedürfen wohl keiner genauen Erklärung.

Leute auf Wartenberg vertröstet, der heute eine Reise angetreten hat. Sie geht zuerst nach Basel, dann den Rhein hinauf. Mit unserem neuen Blau-Anilin wird er hoffentlich Ehre einlegen, es ist besser als das von Pourtois. Ich glaube, der Zeitpunkt für Wartenbergs Reise ist recht gut gewählt, da mit der Hoffnung auf baldigen Frieden alle Geschäfte wieder belebter werden. Auch der Ausfall der 3 französischen Fabriken wird für das nächste Jahr, wenn nicht für länger für unsere Gesellschaft von Bedeutung sein. Wir haben in der letzten Zeit auch wieder Mirban verkauft. Von Chloralen haben wir von Zimmermann größere Posten bezogen, und wir haben jetzt wohl 6 bis 700 Pfund auf Lager. Doch scheinen die Krystalle mehr und mehr zu gefallen. Gestern haben wir 200 Pfund davon nach London geschickt.

Unsere Anilinapparate gehen auch gut, wir haben ohne Störung die Zeit über gearbeitet. An der alten Chlorbude habe ich noch 2 Dampfabzüge anbringen lassen. Der Verschlag im großen Schuppen ist fertig und ein großes improvement für unsere Fabrik, wir haben dadurch einen prächtigen, trockenen und großen Lagerraum gewonnen. Die neue Chloralbude habe ich vorne mit Ketten und Türen versehen lassen.

Man erwartet hier allgemein die Nachricht von der Übergabe von Metz. Ich bin noch nicht davon überzeugt und fürchte leider, daß wir uns nicht viel Hoffnung machen dürfen, Dich vor Ende dieses Jahres wieder in Berlin zu sehen. Es wäre mir übrigens lieb, wenn Du mir Deine Ansicht hierüber mitteilen wolltest. Denn wenn Kries noch längere Zeit krank sein sollte, so wäre ich gezwungen, mir eine passende Persönlichkeit fürs Comptoir zur Unterstützung von Kahle zu suchen. In der Fabrik ist jetzt alles in so guter Ordnung, auch der Maschinist Conrad hat sich bis jetzt so tüchtig gezeigt, daß da alles ruhig weiter gehen wird. – Bitte schreibe mir doch auch, ob bei den Truppen Mangel an Beleuchtungsmitteln fühlbar ist, und ob nicht die Holliday Lampen, die in Wind und Regen brennen, vorteilhaft dort eingeführt werden könnten. – Wir könnten zu dem Zweck mehrere schwere Öle verwerten und im Notfall auch fr. 1 $\frac{1}{9}$  p. Gallon Brennöl aus England beziehen. Sobald ich Deine Ansicht hierüber habe, will ich mit den Leuten im Kriegsministerium sprechen.

Vorgestern war ich bei Westphal<sup>4</sup> zu Tisch mit Alexander Mendelssohns, Cohnheim und Frau Leider aus Königsberg. Man sprach viel von Dir und Deinen interessanten Briefen, die ich bei Oppenheims mit großem Interesse gelesen habe. – Sobald Nachrichten von Wartenberg einlaufen, sollst Du Mitteilungen darüber erhalten. Bei Kunheims wurde gestern getauft. Mit den besten Wünschen für Dein Wohlergehen

Dein  
K. Martius

Morgen geht ein Kistchen mit Cigaretten an Dich ab.

---

<sup>4</sup> Der auf Seite 212 Anm. 17 erwähnte Psychiater, der mit einer Tochter Alexander Mendelssohns, also einer Schwester Margarete Oppenheims, verheiratet war.



Berlin, den 14. Januar 1871

Lieber Karl,

In der Zeitung „Über Land und Meer“ hast Du einen Brief von Deinem Vater abdrucken lassen<sup>1</sup>. Da derselbe an meine Mutter gerichtet gewesen ist, so hättest Du Dich wohl, ohne Deinen Rechten etwas zu vergeben, mit mir zuvor darüber verständigen können. Du würdest dann erfahren haben, warum ich den mir natürlich sehr gut bekannten Brief nicht in die herausgegebene Sammlung aufgenommen habe, und sein Abdruck wäre sehr wahrscheinlich auch jetzt unterblieben. Ich halte es nämlich für Pflicht, Privatbeziehungen Verstorbener zu lebenden Personen nicht ohne Genehmigung der letzteren in die Öffentlichkeit zu bringen, und habe aus diesem Grunde damals die Königin von England durch unsere Kronprinzessin befragen lassen, ob ihr die Publication genehm sein würde. Die Antwort lautete: nein, – sie bäte sie zu unterlassen. Die Sache ist mir also sehr unangenehm und der Königin und Kronprinzessin gewiß nicht minder.

Abgesehen davon hätten doch aber wenigstens einige Stellen fortgelassen werden müssen. So wird z. B. das Publicum schwerlich wissen, was es aus dem

„Cousin Wolff: erlauben Sie mir, mir, mir“

machen soll, wie Du selbst es wahrscheinlich ebenso wenig weißt, und so mehreres andere.

Mit den Söhnen des Ritters Bunsen stehen wir in angenehm geselligen Verkehr. Die alte Madame Bunsen lebt noch. Keinem von ihnen wird es lieb sein, daß Deine Eltern in dem Bunsenschen Hause „mit großer Langeweile“ diniert haben. – Dergleichen intime Äußerungen zu drucken kann nur gerechtes Ärgernis erregen, und dem schönen Bilde, in welchem Dein Vater der Nation vorschwebt, mindestens Vorteil nicht bringen. Nachdem es mir mit Sorgfalt und genauer Prüfung aller einschläglichen Verhältnisse gelungen ist, die beiden Bände in dieser Beziehung ganz rein zu halten, beklage ich sehr, daß Dein Verfahren von dem meinigen abweichen zu wollen scheint.

Als Zugabe haben sich übrigens einige sinnentstellende Druckfehler eingeschlichen.

---

<sup>1</sup> Das ist Felix Mendelssohn Bartholdys Brief an seine Mutter von Interlaken vom 19. Juli 1842; Felix beschreibt einen informellen Besuch bei Prinz Albert und Königin Victoria, während dessen die Königin für ihn einige seiner Lieder sang. Der Brief findet sich jetzt vollständig in Sebastian Hensel, vol. II, Seite 205–211.

Von Paul haben wir gute Nachrichten<sup>2</sup>, – zuletzt vom 4. Januar. Möge Gott ihn ferner behüten!

Vale

Dein Onkel

Paul MB.

[112]

BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN AN KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY  
(Abschrift)

[Bonn, Januar 1871]

Lieber Karl,

Du hast uns, Rosa und mir, eine solche Freude gemacht durch das Bildchen Deines Töchterchens<sup>1</sup>, daß ich nicht säumen will, Dir meinen herzlichen Dank dafür auszusprechen. Wenn die Sonne nicht lügt, ist es ein reizendes, liebliches Kind. Welche eine teure Hinterlassenschaft für Dich! und nun muß ich doppelt beklagen, seine Mutter nicht gekannt zu haben, nicht ihr Bild mir hervorrufen zu können, wie das Deiner mir so teuern, Dir, uns so früh entrissenen Eltern, wie das der lieben Else. So alt ich bin, ich bin es nicht so sehr, um nicht Deinen Verlust innig mit Dir empfinden zu können. Möge der Geber alles Guten, Dir in Deinem Kinde, in Deiner wissenschaftlichen Tätigkeit nicht Vergessen, aber innere Beruhigung schenken!

Wie gern lieber Karl, wüßst ich etwas von Deinem Leben, Deiner Häuslichkeit. Lebt Deine Schwiegermutter noch mit Dir? Auch von ihr habe ich so viel Liebes gehört. Oder hast Du eine andere Pflegerin für Dein Kind? .....

...Die Kaiserdeputation ist in diesem Augenblick unterwegs! Vor 22 Jahren traf ich mit Simson, Gagern, Vincke in Deutz zusammen und machte in ihrer Gesellschaft die Reise nach Berlin<sup>2</sup>. Keine Kaiserdeputation noch, aber doch eine Art Vorspiel. Man wollte in Frankfurt Gagern gern als leitenden Minister in Berlin haben. Es ist seitdem anders geworden. – Die Zeit aber auch. Die Ankunft der Deputation könnte gerade mit dem Anfang des Bombardement zusammentreffen! Eine eigene Vorstellung.

Ich begreife denn doch, daß die Süddeutschen, nicht blos die Fürsten gern ein Oberhaupt haben möchten, daß ihnen, wenigstens formell, nahe steht wie uns Preußen – daß sie nicht gerne Preußen 2ter Klasse sein wollen, (wer hat es doch ausgesprochen?) – Hoflieferanten in Berlin fangen schon an, sich Königlich Kaiserliche zu nennen; das Königliche billig voran.

Dem Geschichtsschreiber unserer Zeit fällt meist eine schöne und große Aufgabe zu. Ein merkwürdiges tragisches Symptom der neuen Ära, die sich vorbereitet, liegt in dem Gemeinschaftsgefühl, das sich mehr und mehr in den romanischen Völkern zu regen scheint. Sie fühlen, daß ihre Zeit abgelaufen ist. Ich erkläre mir daraus ihre unerwartete, den nächsten praktischen Inter-

---

<sup>2</sup> Paul Mendelssohn Bartholdy war damals noch mit der Armee in Frankreich.

<sup>1</sup> Siehe oben Seite 198 Anm. 1.

<sup>2</sup> Das ist die sogenannte Mission Gagern, die im November 1848 stattfand.

essen so wenig entsprechende Parteinahme für Frankreich. Ähnliches zeigt sich freilich auch im übrigen Europa, in den scandinavischen Regionen, in Rußland, teilweise in England. Da scheint es wieder eine Frucht der französischen Bildung, der französischen „Ideen“ zu sein, abgesehen von der politischen Eifersucht. Welches Chaos im südlichen Europa, auch in den Gebieten, deren Geschichte Dir so viele Aufklärungen verdankt<sup>3</sup>. Alle Keime politischer Gestaltung scheinen rettungslos untergegangen zu sein – und mit einer generatio aequivoca sieht es mislich aus. Man schaudert vor der Aufgabe, die den Deutschen unabweisbar zufällt, da sie sich nicht wie in England isolieren können. – Doch wir wollen keine ... sein.

Sei von Herzen begrüßt, lieber Karl, von mir und Rosa, welche die Photographie für ihr Album reclamiert hat, – und laß einmal wieder von Dir hören

Deinem

B. Mendelssohn.

[113]

MARIANNE MENDELSSOHN AN DIE KAISERIN AUGUSTA

(Eigenhändiger Entwurf)

[1871]

Allerdurchlauchtigste Kaiserin und Königin,  
aller gnädigste Kaiserin und Frau

Eurer Majestät huldvolle Worte geben mir den Mut, meines Mannes und meinen tiefempfundenen Dank für die gütigen Wünsche Eurer Majestät auszusprechen. Aber auch zugleich zu sagen, wie glücklich uns die Erinnerung alter gnädigster Gesinnung Euer Kaiserlichen Majestät machen. Unser Fest war ein sehr herrliches<sup>1</sup>. Nur Kinder, Enkel und Urenkel nahmen daran Teil, und Gott sandte seine goldenen milden Strahlen auf uns herab. Und mit dankbar bewegtem Herzen gedachten wir Alten der großen welthistorischen Abschnitte unserer preußischen Geschichte, die wir in kaum 7 Jahren durchlebt haben, als uns das Glück Eurer Majestät Gegenwart in unserm grünen Horchheim wurde. Gott, und unserm Kaiser sei die Ehre so überwältigender Ereignisse. – Ich ersterbe Eurer Kaiserlichen Königlichen Majestät  
ganz untertänigste Marianne Mendelssohn

---

<sup>3</sup> Benjamin (Georg) Mendelssohn dachte wohl an die kurze, unruhige Regierung des Herzogs von Aosta als König in Spanien 1871–1873, an die Schwierigkeiten der italienischen Regierung mit dem Papste nach der Besetzung Roms, und an den Aufstand in Kreta, der zum Abbruch der Beziehungen zwischen der Türkei und Griechenland geführt hatte.

<sup>1</sup> Die Goldene Hochzeit Alexander und Marianne Mendelssohns hatte am 14. Juni 1871 stattgefunden.

München, den 1. August 1871

Lieber Mendelssohn!

Es war eine gute Stunde, in der Sie sich unserer guten Kameradschaft entsannen und der Rechte, die wir von den Vätern her auf ein freundschaftliches Beisammensein haben. Nur hätten Sie mir den „hochverehrten Herrn“ ersparen sollen, den ich, trotz des „Auge um Auge“ mit dem besten bösesten Willen Ihnen nicht zurückzugeben vermag. Hätte es mir doch begegnen können, wenn Sie zu meiner Tür hereingekommen wären und ich im Gesicht des Mannes nur noch einen Zug des unvergessenen Knabengesichts entdeckt hätte, daß ich Sie ohne weiteres umarmt und Karl genannt hätte. Zu allem andern sind wir ja Blutsverwandte<sup>1</sup>, und ich werde mir das Recht der Vetternschaft nicht darum schmälern lassen, weil ich selbst schnöder Weise so viele Jahre lang keinen Gebrauch davon gemacht habe. Ich habe freilich darauf rechnen dürfen, daß bei der wachsenden Unstäte der Menschen ein günstiger Wind auch uns Zwei zusammenblasen würde, und es ist seltsam genug, daß es dennoch nicht geschah. Indessen sind die Fäden herüber und hinüber doch stillschweigend festgesponnen worden, und ich habe mich Ihres raschen und rüstigen Aufwachsens mit stillem Familienstolz gefreut. Wie gern sähe ich Sie einmal wieder. Lassen Sie mich gelegentlich Ihr Bild erhalten, damit ich mich von dem trotzigem Lockenkopf, der mir vorschwebt, an den jungen Professor gewöhnen kann. Und schreiben Sie mir nur so im Umriß, wie Sie leben. Was Sie leben, erlebe ich als dankbarer Leser mit, wenn es nicht gar zu sehr vom schwersten wissenschaftlichen Kaliber ist und meinem Kreise fernliegt. Am besten, Sie entschließen sich, in den nächsten Ferien Ihren Münchner Freund und Vetter zu besuchen und zu sehen, was hier inzwischen herangewachsen ist. Mein ältester Sohn ist 16 Jahre alt und der jüngste 9 Monate. Dazwischen blüht und grünt noch ein Mädchenpaar, nur sind auch leere Plätze am Tisch, die mit allem Zusammenrücken sich nicht ausfüllen lassen.

Sehr freue ich mich zu der verheißenen Schrift, die ich leider im Augenblick mit keiner Gegengabe erwidern kann, da das Neueste vom Tage auch schon ziemlich alt ist, vom *Allerneuesten* aber so bald noch nichts gedruckt werden wird, da ich mich zum ersten und hoffentlich zum letzten Mal an einen langatmigen Roman gewagt habe und abwarten muß, wer länger den Atem behält, er oder ich<sup>2</sup>. Es wäre aber sehr schön, falls Sie sich auf einen solchen Ge-

<sup>1</sup> Lea Mendelssohn Bartholdy, Karls Großmutter, war durch ihren Vater Levin Salomon eine Cousine von Heyses Mutter, deren Vater der Hofjuwelier Jacob Salomon gewesen war, dessen Kinder bei ihrer Taufe den Namen Saaling annahmen. Sie hatte ihren Mann Karl Heyse im Mendelssohnschen Hause kennengelernt, wo Karl Heyse Felix Mendelssohn Bartholdys Hauslehrer war.

<sup>2</sup> Wohl Heyses Roman *Im Paradiese*, der 1875 in sieben Büchern in Berlin erschien.

danken-Tausch einlassen mögen, wenn wir uns von jetzt an unsere Sachen schickten und das lange Versäumte nun desto freundschaftlicher nachholten.

Mit herzlichem Gruß und Händedruck

Ihr

Paul Heyse

[115]

KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY AN PAUL MENDELSSOHN BARTHOLDY

(Original)

Athen, den 20. April 1872

Lieber Paul,

Da ich in den letzten drei Wochen einige Reitstrapazen durchzumachen hatte, die an die Ulanenzeit erinnern konnten<sup>1</sup>, so habe ich oft an Dich gedacht und mir wenn ich im Galopp über den Sarantapotamos setzte, wenn von den Höhen hinter dem Khan von Vurlia, nahe dem alten Sellasia<sup>2</sup>, sich der Blick in's Eurotastal und auf die gewaltigen Schneehäupter des Taygetus, oder wenn von den Höhen an der Grenze Arkadiens und Achajas der Blick auf das ganze korinthische Meer und die Hochgebirge des Pindus und Parnasß jenseits desselben sich öffnete, gesagt: daß vom Pferde aus gesehn dies ein besserer Blick sei und Du ihn auch mehr goutieren würdest als die Aussicht auf die Tempelhofer Heide und ähnliche landschaftliche Glanzpunkte der Umgegend Berlins. Wie leid war mir doch Dich nicht bei mir zu haben und nicht fragen zu können: ob Du der eigentümlichen Großartigkeit dieser Landschaften gegenüber noch immer an dem Vorrecht der Schweizer Alpen festhältst und ob der Taygetus nicht über Engelberg gestellt zu werden verdient? Fieberkrank wie mein griechischer Reisegefährte, der Professor der Astronomie Koklides, oder marode und unfähig zu reiten wie Thorbecke<sup>3</sup> wärest Du schwerlich geworden. Mit dem guten August passierte mir aber, als nach langem Drängen ich ihn endlich soweit hatte, das verwünschte Schmutznest Tripolitza, wo wir eingeregnet waren, zu verlassen, daß er nach halbstündigem Ritt über die Steigbügel, über den schlechten Sattel zu klagen anfing und daß man schließlich am klügsten daran tat ihn wieder heimzuschicken. So ritt ich mit meinen griechischen Husaren, die sich auf ihren feurigen Egyptischen Bergpferden neben meinem faulen stockigen Maultier vortrefflich abhoben, an dem alten Tegea dem Berge Skliva zu, von dessen Höhe noch einmal ich ein Rückblick auf das in Lehm und Kot wie versunkene Tripolitza mit seinen einstöckigen rotgeziegelten Häusern, auf die trostlose arkadische Hochebene ohne Baum und ohne Wiesengrün und den weiten Kranz grauer Kastenberge darbot, die sie einschließen. Dann ging es in das Tal des Sarantapotamos; von dem die Griechen, ein Volk ohne allen Sinn für genaue Zahlenbestimmung erzählen,

<sup>1</sup> Anspielung auf seines Bruders Militärdienst bei den Ulanen.

<sup>2</sup> Ort wo, in 222 v. Chr., Antigonos von Makedonien über die Spartaner siegte.

<sup>3</sup> August Thorbecke war ein Heidelberger Studienfreund, der sich später einen Namen als Historiker der Heidelberger Universität machte.

daß man ihn 40 (Saranta) mal passiere: als ich nachzählte fand ich nur 31 mal und ward wegen dieser Entdeckung sehr angestaunt. Brücken und Dämme gibt es nirgends, doch bietet dieser seichte und schmale Bach, vor dem uns in Tripolitza ein deutscher Arzt Schimpfle(?) die größte Angst hatte einjagen wollen, nicht das geringste ernste Hindernis, und auf dem Rückweg, als ich das wilde Pferd des Wachtmeisters geliehen bekam, setzte ich oft mit einem Galoppsprung über den ganzen Potamos und die Felsen und Steine, die ihn umgeben. Im Khan von Kryowrysi, wo einst Epaminondas auf dem Heerzug gegen Sparta seine Invasionsmacht geteilt, stärkten wir uns durch Rezina (Harzwein), Käse und Orangen. Dann ging es durch unergründlichen borboros (Kot) in ein enges Bergtal, dessen Grundboden so schmal war, daß es nur gerade Raum für den Reitweg hatte, rechts und links Felsen, Trümmer und Gestrüpp. Wir ritten wohl eine halbe Stunde durch die sogenannte „Klisura“, ein Defilé, das sich trefflich zum Überfall eignet und als es noch Räuber im Peloponnes gab, auch von ihnen redlich benutzt wurde. Hinter dem Khan von Krewata, der sich rechts vom Oinus-Fluß auf einer Anhöhe erhebt, überblickten wir die ganze Position des Schlachtfeldes vom Sellasia, zugleich den Taygetus in überwältigender Höhe und als wir den Bergrücken rechts, der uns von Tale schied, erstiegen zu unsern Füßen die „Feste Lakedämon“, den Eurotas, Sparta und auf steilem Fels zur Rechten davon die wild verstreuten Trümmer von Villhardouins Schlosse in Mistra. Ein wunderbarer Wechsel in der Vegetation und ein Klima kündigte an, daß wir das rauhe arkadische Bergland hinter uns hatten, wir sahen allenthalben die rote Judaskirsche, Lentiskus, Wolfsmilchsträucher, so hoch wie bei uns die Bäume, Platanen; tiefer im Tale das lichte Grün zahlloser Maulbeerbäume, die milde Luft trug uns den Duft der Zitronen, der Handel- und Pfirsichblüte sowie der Blüten des Weines aus den Ampelokipi des heutigen Sparta entgegen. Nach 13-stündigem Ritt fand ich erst keine Aufnahme bloß einen Café und faule Redensarten. Man schickte vom Pontius zum Pilatus, wer den Fremden aufnehme? denn Gasthäuser giebt es nicht und endlich fand sich ein Bankdirektor Stasopulos, ein dicker freundlicher Herr, bei dem ich eine nette junge Frau, ein zutunliches 3-jähriges Mädchen Kathrin, ein treffliches Essen, ein gutes Bett – und was sonst nirgends im Peloponnes zu finden war: einen Nachtopf und einen Abtritt fand. Die Leute leben im Allgemeinen in so ursprünglichem Schmutz, daß sie nicht dulden, wenn man sich reinlicher halten will, und neulich passierte es in Eleusis, daß als ein wohlhabender Mann sich ein Haus mit einem Europäischen Abtritt (der griechische Abtritt ist ein Loch, neben dem gewöhnlich ein solcher Schmutz liegt und es so riecht, daß man weit davon bleibt, auch ist dies Loch in der Regel nicht abgesondert sondern in der Küche!) einrichten wollte, die Bevölkerung das Haus stürmte. Der Ritt, den ich von Sparta nach dem Fuß des Taygetus, Mistra, Parori, Kyriaki (Amyclä) machte, gehört zu dem Schönsten, das ich je gesehn. Vor Allem imponiert Parori unter überhängenden Felsen am Ausgang einer wilden

Schlucht (in die ehemals die Spartaner die schwachen Kinder warfen) unter Riesenplatanen, zahllosen aus dem Fels springenden Quellen, herrlichen Citronen- und Orangengärten, durch den Gegensatz der südlichen Üppigkeit und der wildesten Alpennatur. Der Ritt, den ich zum Teil bei Nacht und Regen von Sparta nach Arachova machte, gehört aber zu den fatalsten Strapazen: da ich auf der Entfernung von 3 Stunden zwischen Krewatha und Arachova nicht weniger als 50 mal den breiten und sehr tiefen Oinus-Fluß zu durchreiten und zu durchschwimmen hatte, und schließlich in Arachova nicht einmal ein ordentliches Häuslein, auf das ich gehofft vorfand. – Die Fahrt nach Mycenä von Nauplia zu dem berühmten Schatzhaus und den Löwen des Agamemnon hat ebenso wie das Innere Arcadiens und das Kloster Megaspiläon<sup>4</sup> nicht entfernt den Eindruck auf mich gemacht wie Sparta, und Parori war unzweifelhaft der Glanzpunkt dieser Reise. Am nächsten Dienstag geht es über Constantinopel heimwärts.

Mit herzlichem Gruß an die Deinen Alle und den kleinen Otto  
in Treuen  
Dein Carl M. B.

[116]

KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY AN PAUL MENDELSSOHN BARTHOLDY  
(Original)

Freiburg i. Br., den 16. November 1872

Lieber Paul,

Da wir Dich in Bonn vergebens erwartet haben, müssen wir hoffen, daß die Anilingeschäfte Dich einmal wieder nach Basel führen und daß Du dann in Freiburg nicht bloß durchfährst. Auf der Hochzeit<sup>1</sup> sah man sich so flüchtig, und war obenein Ernst's Absicht, mich in Burgunder zu betäuben, so tückisch und geschickt durchgeführt, daß ich von dem Zusammensein mit Dir weniger profitieren konnte, als ich gehofft. Daß Du noch nach Baden fuhrst, Cécile und meine Schwiegermutter zu sehn, hat mich außerordentlich gefreut zumal für meine Schwiegermutter; deren große Geduld mit mir und Aufopferungsfähigkeit ich jetzt erst recht habe kennen lernen.

Das Herannahen der Fanny-Hochzeit<sup>2</sup> bewegt mich zu der Frage: ob Du so gut sein willst, mir abermals für dies Ehepaar bei Amsler einen Kupferstich ähnlich dem Gädekeschen zu bestellen, und so meine Schuld an Dich zu erhöhen? Am Geeignetsten schiene mir ein Italiäner; Guido Reni, Tizian,

---

<sup>4</sup> Im Jahre 1872 das größte und reichste Kloster des Königreichs Hellas.

<sup>1</sup> Seine eigene Hochzeit mit Mathilde von Merkl. Die im folgenden erwähnte Schwiegermutter ist die Mutter seiner ersten Frau, bei der damals die Tochter aus der ersten Ehe, Cécile, lebte.

<sup>2</sup> Fanny Mendelssohn-Bartholdy, die jüngste Tochter Paul Mendelssohn-Bartholdys, heiratete am 25. November 1872 Eugen Freiherrn von Richthofen, einen preußischen Offizier.

Coreggio und sonst wen Du wählst. Nur kein hohles blasses altdeutsches oder kein feistes niederländisches Bild, die mir alle zuwider sind. Ich gestehe Dir nämlich, daß mir Kupferstiche stets die angemessensten Hochzeitsgeschenke waren; vielleicht geht es Fanny auch so; vielleicht bekommt sie auch eine Menge nutzloser Sachen fünf, sechsmal. Beiläufig gesagt: Könntest Du mir nicht sagen, wie Onkel Paul auf den Einfall kam, mir den prunkvollen aber überaus nutzlosen mit höchst unanständigen nackten Gestalten belebten Weinkühler zu dedicieren, und was diese sich übergebenden, sich cynisch liebenden resp. ergreifenden Satyre und saufenden Halbgötter, die nun und nimmermehr griechisch sind, sondern höchstens aus der korrupten römischen Zeit herkommen, eigentlich bedeuten? Als ich es hier in Freiburg näher betrachtete, erschrak ich förmlich, und wußte nicht, ob es Hohn war, oder ob es wirklich irgend einer korrupten römischantiken Vorlage entlehnt ist.

Ich bin jetzt sehr eifrig in meinen Arbeiten für den II. Band<sup>3</sup> der griechischen Geschichte, die ich noch im nächsten Jahr herauszugeben hoffe, um dann gleich den Rastatter Congreß<sup>4</sup> folgen zu lassen. Meine Vorlesung über Französische Revolution<sup>5</sup> macht mir auch viel zu schaffen; da ich fortwährend nachzuholen habe.

Unsere Besuchsrunde haben wir so ziemlich vollendet, wobei Mathilde äußerst munter und gesprächig blieb, ich schließlich ganz verdummte und verstummte, da ich mich nicht so lange in kleiner Münze ausgeben kann. Wir leben noch als unsere eigenen Gäste im Fremdenzimmer, sind aber recht behaglich in der neuen = alten Häuslichkeit; ich lasse mir Abends von meiner Frau vorlesen – leider Gottes Fanny Lewaldts „Meine Lebensgeschichte“. Der breite Brei schläfert aber angenehm ein.

Lebe wohl, lieber Paul, sei herzlich begrüßt auch von Mathilden und denke bisweilen an Deinen Bruder und Dr.

Karl M. B.

[117]

FRANZ MENDELSSOHN AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN  
(Original)

Berlin, den 7. November 1873

Mein lieber Onkel,

Zu meiner nicht geringen Beruhigung habe ich gehört, daß auch Du bei den Wahlen Diplomatie treiben mußt und für den Liberalen gestimmt hast. Hier haben wir besseren Menschen sogar zwei Liberalen, die aber doch noch allenfalls erträglich sind, unsre Stimme gegeben in der Hoffnung, dadurch

---

<sup>3</sup> Der erste Band von Karl Mendelssohn Bartholdys Geschichte Griechenlands von der Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1453 bis auf unsere Tage war 1870 erschienen, der zweite erschien 1875.

<sup>4</sup> Siehe oben Seite 197 Anm. 9.

<sup>5</sup> Das Manuskript dieser Vorlesung ist erhalten.



in der dritten Wahl weiche Seelen zu uns herüberzuziehen und den gar zu fortschrittlichen, daneben auch ganz unbedeutenden, dritten Kandidaten zu verdrängen und den Minister Falk durchzubringen. Aber, proste Mahlzeit, wir haben es trotzdem nur bis zu  $\frac{1}{3}$  Minorität gebracht und die andren, trefflich Organisierten, haben sich ins Fäustchen gelacht. So geht es, wenn man auf die Dankbarkeit der Menschen rechnet und seinen Grundsätzen eines möglichen Erfolges willen untreu wird! Ich fühlte mein Gewissen sehr beschwert, bis ich denn erfahren habe, daß Dir etwas Ähnliches passiert ist. Nun fühle ich mich ganz erleichtert und tröste mich außerdem mit dem Gedanken, daß der Abgeordnete Parrisius<sup>1</sup> Preußen doch nicht umwerfen wird. Die großen Städte sind nun einmal unverbesserlich, zugestehen aber muß ich, daß vom Rhein zu dergleichen Compromissen mehr Veranlassung war als hier, wo es wirklich nur eine überflüssige Comödie sein konnte, weil dort vermutlich der Gegensatz war, Ultramontan oder Liberal, und da ist denn letzteres wohl als das kleinere Übel zu betrachten. Wenn auch Heinrich<sup>2</sup> fürs erste beiseite gesetzt zu sein scheint, so liegen doch die Dinge in Frankreich so, daß man gegen ersteres sich nur um so abwehrender verhalten muß.

Manche von den Fragen, die Du in Deinem sehr lieben Briefe vom 25. Oktober in Betreff unsrer teuren Nachbarn aufwirfst, sind inzwischen besser beantwortet, als ich es vermocht hätte, und ich sehe, daß ich sehr vorsichtig war, mit der Beantwortung zu warten und mich nicht aufs Prophezeien zu legen. Eine Lösung ist es freilich nicht, man scheint vielfach zu glauben, daß es nur eine Ebenung der Wege für Napoléon IV. ist. Nichts als Intriguen und Eigennutz.

Wegen der Kaninchen kann ich Dich leichter beruhigen. Wir haben es bis jetzt nur bis 3 gebracht, die aber allerdings den kleinen Franz<sup>3</sup> auf das äußerste beschäftigen. Mir scheinen sie uns in dieser Hinsicht bessere Dienste als in Rücksicht auf die Fleischpreise zu leisten, er bedarf etwas, das ihn abzieht, denn es ist wirklich erstaunlich, was in dem kleinen Köpfchen alles sitzt. Nichts ist verloren, was er einmal gelesen oder gelernt hat, und zwar ist es bei ihm nicht in verworrenem Zustande, sondern er weiß es klar und sicher. Da scheint mir die Sorge für die Kaninchen etwas sehr Passendes für ihn.

Mit unserm Bau geht es wie mit allen Bauten sehr langsam vorwärts; es ist gut, daß wir keine Eile haben, sonst, müßten wir unser jetziges Quartier, was glücklicher Weise nicht der Fall ist, zu einer bestimmten Zeit verlassen, könnten wir leicht in die Lage kommen, auf der Straße zu bleiben.

Der Rohbau ist bis auf die Façade ziemlich fertig; vorne ist das Haus aber

---

<sup>1</sup> Ludolf Parrisius, 1827–1900, politischer Publizist, Mitglied des Reichstags 1874 bis 1877, 1881 bis 1887 als Mitglied der Freisinnigen Partei.

<sup>2</sup> Die Weigerung des Grafen von Chambord (Henri V.), das Bourbonische Lilienbanner aufzugeben, hatte seine Chancen auf den Thron zerstört.

<sup>3</sup> Der zweite Sohn von Franz Mendelssohn, der 1865 geboren war, hatte auch den Namen Franz, wurde aber in der Familie Ti genannt.

noch ganz offen, man sieht hinein wie in ein Spind mit Fächern ohne Tür. Eine Geduldsprobe, aber wir können es ja abwarten.

Mit Paul<sup>4</sup> geht es recht erträglich, in den letzten Monaten hat es sich so ziemlich auf demselben Fleck gehalten. Sonstige Familiennachrichten werden Euch gewiß nicht vorenthalten, wir hatten Taufe, Verlobung, Hochzeit<sup>5</sup>. Das junge Ehepaar scheint mir auch hier „wie in Venedig“ zu leben, jedenfalls macht es einen sehr frohen Eindruck.

Mit den besten Grüßen

Dein treuer Franz M.

[118]

FRANZ MENDELSSOHN AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN  
(Original)

Berlin, den 29. Juni 1874

Mein lieber Onkel,

Herzlichsten Dank für Deinen lieben teilnehmenden Brief!

Wir haben in der Tat alle an Paul viel verloren<sup>1</sup>; er war sowohl durch Charakter wie an Geist und Gemüt eine nie versagende Stütze, und es ist wunderbar, wie sich seine Gaben durch alle Leiden hindurch bis auf die letzte Zeit frisch erhalten haben, selbst sein Humor.

Das Zusammenwirken mit ihm wird mir stets eine kostbare Erinnerung bleiben! Wie er mir stets durch Rat und Tat beigestanden hat, so war er auch nie eigensinnig, sondern bereit, auf alles einzugehen. Es war für mich ein Glück, dem bedeutenden Manne so nahe zu stehen, wofür ein auch nur annähernder Ersatz nicht zu erhoffen ist. Freilich sind aber die Seinigen in engerem Sinne weit mehr zu beklagen.

Vertrauensmänner sind sehr schwer zu finden, selbst Stieglitz<sup>2</sup> und Krupp sind nicht immer gut dabei gefahren; ersterer ist, glaube ich, mit allen schlecht auseinander gekommen und letzterer soll doch auch manchen Grund zur Klage haben. Die Complication bei mir ist, daß meine eignen Interessen die geringeren sind (darüber würde ich mich schon leicht mit jemandem verständigen), weit überwiegend aber die mir anvertrauten, und die entschließt man sich schwerer einem andren zu übertragen. Wie die Dinge zu gestalten sind, bin ich noch nicht ganz im klaren; die Sache muß sehr reiflich überlegt werden, es eilt nicht. Der neue Herr Döring<sup>3</sup> leistet uns übrigens alles, was man

---

<sup>4</sup> Das ist Paul Mendelssohn-Bartholdy, der am 21. Juni des nächsten Jahres starb.

<sup>5</sup> Die Taufe war wohl die der ältesten Tochter Hugo Oppenheims, und die Hochzeit die zweite Vermählung Paul Mendelssohn Bartholdys mit einer jüngeren Schwester seiner ersten Frau, Enole Oppenheim.

<sup>1</sup> Siehe oben Anm. 4.

<sup>2</sup> Stieglitz war ein bekannter russischer Finanzmann.

<sup>3</sup> Döring blieb im Bankhaus Mendelssohn und Co. und gewann einen leitenden Einfluß.

in seiner Stellung erwarten kann. Vielleicht, daß ich noch einmal Gelegenheit finde, die Angelegenheit mündlich mit Dir zu besprechen, was mir in jeder Hinsicht sehr erwünscht wäre.

Magst Du oder Mutter vielleicht etwas von der Einlage?

Mit bestem Gruß

Dein treuer

Franz M.

[119]

FRANZ MENDELSSOHN AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN

(Original)

Tegernsee, den 16. Juli 1874

Lieber Onkel,

Wir haben den Entschluß hierher überzusiedeln, schnell gefaßt, bereuen ihn aber nicht. So schön die Lage von Tölz ist, so hatte es auf die Länge doch manches Unbequeme, hier aber haben wir den angenehmsten Aufenthalt, den man sich denken kann. Ein reinliches Haus, in dem nur noch eine Wohnung außerdem vermietet ist, so daß wir es also so gut wie ganz für uns haben und nicht inmitten des Wirtshaustroubels leben; unsre Wohnung so geräumig, daß wir noch zwei kleine Zimmer an gute Freunde abgeben könnten. Die Wirte, Gottholds<sup>1</sup> zukünftiger Schwiegervater, abwesend und in ihrer Vertretung eine freundliche, geschäftige Frau. Die Lage fast am See, nur durch die Straße von demselben getrennt, so daß wir stets herrlichen, bald blauen, bald grünen Wasserspiegel gerade zu unseren Füßen liegen haben. Es ist wohl keiner der großartigsten Seen, aber äußerst lieblich und freundlich; ich sehe schon, wie schwer es uns werden wird, ihn zu verlassen. Unsere Lage ist nach Südwesten, da sind wir dann des Vormittags im Schatten, des Nachmittags wird es wohl ein bißchen warm, aber da brauchen wir nur über den See nach Warschauer großem geräumigen Garten zu fahren. Wir verdanken Robert<sup>2</sup> die Wahl des Hauses, wobei er sich wieder in seiner ganzen Vorsorglichkeit und Gewissenhaftigkeit gezeigt hat.

Leider verläßt der Präsident Simson<sup>3</sup>, dem eine Cur in Tarasp verordnet ist, morgen schon unsern Kreis. Er ist ohne Halsbinde, wenn er dabei nicht ganz seine Würde ablegt, doch ein besonders freundlicher, liebenswürdiger Mann. Was sagst Du dazu, daß ich heute sogar mit ihm im See geschwommen habe, das er noch ganz vorzüglich macht. Bei mir war es einige 20 Jahre her, daß ich es nicht getan habe, bei ihm nicht einmal so lange, aber es ging bei uns beiden, als ob wir nichts andres getan hätten. Wenn man in andern Sachen auch so firm bliebe wie in körperlichen Übungen, die sich nicht verlieren, wenn

<sup>1</sup> Gotthold Mendelssohn-Bartholdy, der zweite Sohn Paul Mendelssohn-Bartholdys, heiratete 1874 Else Wentz.

<sup>2</sup> Wohl sein Schwager Robert Warschauer.

<sup>3</sup> Eduard Simson, Reichstagspräsident, dann Präsident des Leipziger Reichsgerichts, war mit einer Schwester Robert Warschauer verheiratet.



Benjamin (Georg) Mendelssohn und Alexander Mendelssohn mit ihren Frauen Rosamunde, geb. Richter und Marianne, geb. Seeligmann sowie mit Familie und Freunden am 18. Juni 1865 in Hordheim



man sie einmal gekonnt hat! Der See lockt wirklich zu sehr zum Bade, als daß man die Gelegenheit ungenutzt vorübergehen lassen möchte.

Er war natürlich sehr erregt über das Kissinger Attentat<sup>4</sup>; wie vortrefflich sind die Worte, die Bismarck gesprochen hat. Er hat es schon oft gut getroffen, aber so gut nur selten, scheint mir, in Sinn und Ausdruck. Da es, Gott sei Dank glücklich abgelaufen, wird das Ereignis vielleicht sehr gegen den Willen der Urheber zum Guten beitragen.

Der kleine Franz ist wieder ganz wohl wie wir alle; hoffentlich hören wir bald Gutes aus Horchheim.

Mit herzlichstem Gruß  
Dein Franz

[120]

KAISERIN AUGUSTA AN FRANZ MENDELSSOHN  
(Abschrift)

Sigmaringen, den 21. August 1880

*dictiert*

Eben habe ich die Trauernachricht<sup>1</sup> empfangen, die mich veranlaßt, diese Zeilen an Sie zu richten.

Wer wie ich den Vorzug genossen hat, Ihre vortreffliche Mutter näher zu kennen, kann nicht ohne tiefe Wehmut des Verlustes gedenken, der zunächst Ihre Familie, aber auch Berlin betroffen hat. An der Spitze einer zahlreichen Verwandtschaft ein so seltenes Vorbild hoher Verdienste zu besitzen, und diesen Mittelpunkt der Ehrfurcht und Liebe künftig entbehren zu müssen, ist eine schwer zu tragende Prüfung! Aber auch für weitere Kreise ist es wahrhaft beklagenswert, einen Charakter verschwinden zu sehen, der die traditionelle Treue der Gesinnung mit jener seltenen geistigen Frische verband, die an den Umgang mit hervorragenden Männern der Vergangenheit erinnert. Solche Gaben des Geistes und der Gesinnung bedarf das Vaterland, und es fällt unserer Zeit schwer sie zu ersetzen.

Ich habe versucht, in diesen wenigen Worten den Eindruck zu schildern, den ich von den seltenen Eigenschaften Ihrer teuren Mutter bewahre! Ich füge hinzu die wahre Dankbarkeit, die ich ihrer Teilnahme und Anhänglichkeit für mich schulde.

Ihr Segen ruht auf der Familie, an deren einzelne Mitglieder ich Sie bitte, den Ausdruck meines vollsten Mitgefühls persönlich kund zu tun.

Augusta

---

<sup>4</sup> Auf Kaiser Wilhelm I.

<sup>1</sup> Vom Tode Marianne Mendelssohns, geb. Seeligmann.

Berlin, den 20. Juli 1882

Lieber Papa!

Heute hatten wir einen sehr netten Brief von Ti, der uns zu unsrer großen Freude von Eurem ferneren Wohlbefinden berichtete; glücklicher Weise bin ich meinerseits auch in der Lage, Dir dasselbe sagen zu können. Mama ist sehr munter und famos bei Stimme. Dienstag sind Passinis<sup>1</sup> angekommen; er ist etwas klapperig geworden, aber scheint ganz guter Dinge, Mira reizend frisch und munter, obgleich sie recht erkältet. Von dem starken Unwohlsein von Nono<sup>2</sup> hast Du wohl gehört; es geht ein wenig besser, indessen ist die Reise von O[ppenheim]s doch ins Unbestimmte hinausgeschoben; der kleine Otto, der sich sehr darauf freute und etwas verlassen dasitzt, tat mir leid, ich habe ihm proponiert, ihm auf dem Schimmel Reitstunden zu geben, er hat schon früher bei Beneckes<sup>3</sup> geritten und läßt sich ganz nett dazu an. Giese ist gestern von einer Reise zurückgekommen und wird heute anfangen, dem Pony etwas Neues beizubringen.

Mit Ernst<sup>4</sup> habe ich vorgestern, da er mich um meine Ansicht fragte, conversationsweise eine kleine Controverse gehabt, die zu meiner Freude den Ausgang hatte, daß er sich vorläufig wenigstens meiner Meinung anschloß.

Du hast vielleicht in der viel mehr wahrscheinlicheren Börsenzeitung den Schwindel von dem Cassenboten Rahn gelesen, zu dem eine Menge seiner Collegen ein derartiges Vertrauen hatten, daß sie ihm ihre sämtlichen Ersparnisse zum Spekulieren anvertrauten; natürlich ist die Sache, trotzdem sie sich wunderbarer Weise über 10 Jahre gehalten hat, den Weg alles Fleisches gewandelt, und der Kerl hat 50 000 Mark Deficit. Nun sind bei der Geschichte der Portier von Warschauers, der übrigens ein alter Wucherer und Spekulant sein soll, mit 25 000 Mark, ein Cassenbote von Warschauers auch mit seiner ganzen Barschaft und unser alter solider Scheiding beteiligt. Dieser aber nur mit 900 Mark; er sagt, er habe vor 7 Jahren als er zu uns kam, sein ganzes Geld zu uns gebracht und ihm (dem Rahn) nur diese kleine Summe gelassen, um ihn nicht zu beleidigen; wahr ist dies ohne Zweifel, da er bei uns 20 000 Mark gut hat. Ernst hat ihm auch vernünftiger Weise keinen Rüffel gegeben, sondern ihn nur ganz allgemein auf die Dummheit derartiger Unter-

<sup>1</sup> Siehe Seite 211 Anm. 12.

<sup>2</sup> Nono war der Familienname für Enole Mendelssohn Bartholdy, geb. Oppenheim, der zweiten Frau von Paul Mendelssohn Bartholdy. Otto ist der Sohn Paul Mendelssohn Bartholdys aus seiner ersten Ehe. Paul Mendelssohn Bartholdy war 1880 gestorben.

<sup>3</sup> Siehe Seite 177 Anm. 3.

<sup>4</sup> Durch den Tod von Paul Mendelssohn-Bartholdy und die Abwesenheit von Franz Mendelssohn waren deren älteste Söhne Ernst und Robert zeitweise Leiter der Bank; Ernst war 36 Jahre alt, Robert 25.

nehmen aufmerksam gemacht; nun aber kommt die Hauptsache: Ernst wollte im Anschluß an diese Geschichte ein schriftliches Circular aufsetzen, auf Grund dessen sich unsere sämtlichen Commis durch Unterschrift verpflichten, nur durch uns sich ihre Papiere zu besorgen und durch niemand anders Geschäfte an der Börse zu machen, widrigenfalls sie ihre Entlassung zu gewärtigen hätten.

Nun finde ich, daß es gewiß im höchsten Grade wünschenswert ist, daß man eine genaue Controlle über alles, was die Leute mit ihrem Gelde anfangen, hat, und daß es durchaus unzulässig ist, daß sie hinter unserem Rücken spekulieren, weil man nie die Sicherheit haben kann, daß sich dann nicht der eine oder der andere durch besonders erhebliche Verluste oder auch Gewinne zu weiterem Spiele verleiten läßt, aber die Art, wie es Ernst durchsetzen wollte, schien mir doch zu despotisch. Man kann doch Menschen wie Wiener, Jaffé, Schumann etc. nicht so ganz strikte Vorschriften machen, und ich bin auch überzeugt, daß es bei anständigen Leuten vollkommen ausreicht, wenn man ihnen seinen Wunsch bei Gelegenheit mündlich ausdrückt, und daß bei den andren ihre Unterschrift und eine Drohung auch nicht viel nützen würde; besonders aber, meine ich, kann man nicht, weil soeben ein paar lumpige schwindlerische Cassenboten dumme Streiche gemacht haben, anständigen Menschen aus diesem Anlaß Vorschriften machen, als ob man sie so ganz auf eine Stufe mit den Kerls stellt. Dies letztere hat denn auch ein geneigtes Ohr höheren Orts gefunden; ob er allerdings später von seinem Plan mit der schriftlichen Verpflichtung absehen wird, weiß ich noch nicht; ich hoffe es aber; ich finde, es hat etwas zu Entwürdigendes für anständige Leute. Ganz etwas anderes war es mit dem Circular, was sie wegen des Zuspätkommens unterzeichnet haben. Das war nur ein moralischer Schutz-Zwang gegen ein kleines Versehen, während dies andere doch ein direktes Mißtrauensvotum involviert. Na, jedenfalls ist die Sache bis auf weiteres hinausgeschoben, und später kannst Du ja, wenn Du auch für ein gemäßigtes Verfahren bist, Dein mildes Licht ausströmen lassen.

Ernst kommt eben von einer Sitzung auf der Seehandlung wegen der Convertierung der Ostpreußischen Obligationen, hat mir aber noch nichts Näheres mitgeteilt, da noch keine Zeit dazu war; er wird Dir wohl selbst darüber schreiben. Daß man jetzt wieder mit Stempelen<sup>5</sup> kujoniert wird, ist Dir wohl auch bekannt; so ein Unsinn wie in diesem Gesetz ist auch noch nicht dagewesen.

Addio! Tausend Grüße

Eures

R.

---

<sup>5</sup> Das Reichsstempelgesetz von 1881 hatte strikte Definitionen des stempelpflichtigen Verkehrs gegeben.



Bonn, [den 28. Juni 1883]

Liebe Mama,

Ich wollte gerade gestern schreiben, als eine Depesche der Kaiserin kam, die mich ersuchte, schon gestern nach Coblenz zu kommen. Ich hatte nur noch Zeit, zur Eisenbahn zu stürzen, und konnte meine Briefbedürfnisse nicht mehr befriedigen.

Beseler<sup>1</sup> und der Rector der Universität waren auch eingeladen und fuhren mit hinüber. Sie empfing mich um 4<sup>1/2</sup> Uhr und um 5 Uhr war Diner, an dem sie aber nicht Teil nahm; sie ließ sich nur vorher und nachher hineinrollen. Mich empfing sie nach Tisch noch einmal privatim und gab mir eine Mappe mit einer photographischen Ansicht des Weges nach Horchheim und einer eigenhändigen Widmung. Es ist unglaublich, was sich die arme Frau für Mühe gibt. Mir war es angenehm, daß es gestern statt fand, nicht heute vor der Reise. Es ist heute so heiß, daß ich fürchte, wir bekommen bis morgen Gewitter und alsdann böse See, es wird recht nett werden! Heute wäre die See gewiß ganz glatt.

Mit der Depesche an Dich habe ich an Robi und ans Schiff telegraphiert, um mir auf demselben die Folterkammer zu bestellen.

Wir reisen also heute abend und hoffen morgen nachmittag um 5 Uhr dem Dicken<sup>2</sup> auf Charing Cross Station in die Arme zu fallen, worauf ich mich doch freue.

Eben erhalte ich Deine heutige Depesche, für die ich nicht weniger danke als für den gestern erhaltenen Brief.

Es wird mir ganz angenehm sein, wenn Du mir die Kreuzzeitung nach London schickst. Bei Ebbinghausens<sup>3</sup> bin ich noch nicht gewesen, gestern und heute vormittag hatte ich keine Zeit; hoffentlich findet sich nachmittags noch ein Augenblick.

Ich habe erledigt, was sich jetzt erledigen läßt, und werde auf meiner Rückreise mich wohl noch einmal ein paar Tage hier aufhalten müssen.

Im übrigen geht es mir gut, und ich denke viel an Mama und Ti.

Dein F.

Ich esse heute bei Beselers.

---

<sup>1</sup> Wilhelm Beseler, Jurist, 1806–1884, war seit 1860 Kurator der Universität Bonn.

<sup>2</sup> Der Dicke war ein Familienname für Robert Mendelssohn.

<sup>3</sup> Hermann Ebbinghaus, 1850–1909, Psychologe, lebte damals in Bonn.

London, den 2. Juli 1883

Liebes Machen,

Wenn wir heute erst einmal in Bewegung sind, wird es doch nicht mehr viel mit Schreiben werden, darum fange ich gleich früh morgens an, während Robi mit Madame Joachim<sup>1</sup> draußen zu Pferde und Alex<sup>2</sup> noch nicht erschienen ist. Man wird aber an dem offenen Fenster nach Piccadilly hinaus, an dem ich sitze, schon jetzt durch die Masse der Marktwagen, Cabs. etc. und der schönen Pferde, welche spazieren geführt werden, zerstreut.

Heute denke ich ein paar Reithosen zu bekommen und dann morgen auch einmal den neuen Fuchs zu versuchen. Also, was haben wir seit vorgestern getan! Marie Benecke kam um 2 Uhr, lunchte mit uns white bait und mutton chops und dann brachten wir sie nach der Royal Academy, wo sie sich mit ihren Söhnen Rendez-vous gegeben hatte. Mir war bei der Hitze nicht sehr nach Bildersehen zu Mute, und ich beschränkte mich auf einige, die mir Robi als besonders erwähnenswert zeigte. Ein großer Tadema<sup>3</sup>; der allerdings von wunderbarer Schönheit ist. Nicht flach, wie sie sonst zu sein pflegen, sondern von merkwürdiger Tiefe und Perspektive; eine junge Römerin, die unter einem großen Oleander träumend sitzt, und durch einen Säulengang sieht man auf das Meer. Der Maler selbst wird dieser Tage zurückerwartet, und werde ich ihn dann wohl noch kennenlernen. Nachher waren wir im Hydepark, wo wir die Tausende und Tausende von Wagen, Reiter und Reiterinnen bewunderten, Paris ist wirklich ein Dorf dagegen. Mittagessen um 8 Uhr in einem guten Restaurant in Regents Street. Die Jungen sahen sich noch ein großes Feuer in der Nähe an, was mich aber nicht reizte. Ich bitte Paul<sup>4</sup>, nicht zu lachen. Indessen gingen wir Sonntag früh noch einmal auf die Brandstätte, wo das Publicum nicht schön war. Höchst merkwürdig ist es, wie am Sonntage mit einem Mal alle Bewegung vorüber ist; Piccadilly ungefähr wie die Jägerstraße am Sonntag. Wir benutzten es zu einer Fahrt über Joes Haus zu Beneckes, wo wir zum Lunchen eingeladen waren. Wir trafen Joe gerade im Fortgehen, und so nahmen wir sie mit zu Beneckes. Das Haus der jungen

---

<sup>1</sup> Geschiedene Frau des Violinisten Josef Joachim, die eine berühmte Sängerin (Alma Weiss) war; die Mendelssohns waren mit beiden Joachims eng befreundet.

<sup>2</sup> Das ist eine Schwester von Franz Mendelssohn, Alexandrine Horsfall, die damals Witwe war. Von den übrigen in diesem Briefe erwähnten Namen ist Joe der älteste Horsfall Sohn, der mit Sophy Shiner verheiratet war; sie sind die „jungen Leute“. Marie Benecke ist die Tochter von Felix Mendelssohn Bartholdy, deren Söhne Paul und Eduard damals 15 und 13 Jahre alt waren.

<sup>3</sup> Der Maler Alma Tadema, 1836–1912, war damals auf dem Höhepunkte seines Ruhms.

<sup>4</sup> Wahrscheinlich (siehe unten Seite 233 Anm. 5) der Maler Paul Meyerheim, mit dem Mendelssohns eng befreundet waren.

Leute, welche einen höchst zufriedenen Eindruck machen, liegt landschaftlich mit einem Blick über eine grüne Ebene sehr schön. Wir werden Mittwoch abend uns die Sache näher ansehen.

Bei Beneckes hätte es Dir auch gefallen mit all den schönen Rosen, die in höchster Pracht standen. Es ist wirklich sehr sehenswert und riechenswert. Der Eßtisch sah, schon ganz mit kleinen Gläsern, Rosen enthaltend, bedeckt, wie ein Rosengarten aus. Indessen gab es auch andre Sachen, auf der einen Seite Huhn mit gekochtem Schinken, auf der anderen Roastbeef, und dann ebenso 3 süße Sachen, Pie, Erdbeeren mit Sahne, wovon ich nicht gegessen habe, um die Regelmäßigkeit meines Lebens nicht zu stören, und noch etwas Süßes. Ich war sehr mäßig, denn ich kann nur einmal am Tage etwas Ordentliches leisten, und des Abends stand uns ein zweites Diner bei Herrn Barnard<sup>5</sup> bevor, wovon ich das Menu beilege; da alles nacheinander gegeben wurde, hat es über 2 Stunden gebraucht, was etwas hart war, da ich nach einer Stunde bei Tische ungeduldig werde. Ich betrachtete es als eine doppelte Conversationsstunde mit Essen und sehr gutem Trinken. Ich saß zwischen Madame Joachim und der Frau des Malers Horsley<sup>6</sup>. Sonst waren aber große Tiere da, recht wie man es in Romanen liest, ein berühmtes Schauspielerpaar, Kendles<sup>7</sup>, noch ein großer Schauspieler mit seiner Frau, die keine ist, aber schöne schwarze Augen hat, ein Hauptmann vom Punch, der berühmte Dichter Bowring<sup>8</sup>, von dem aber niemand etwas gelesen hatte, der Secretär der Prinzessin von Wales, mehrere Maler und nebst vielen andern last not least Piatti<sup>9</sup> nebst Cello, das in der Tat fast ebenso schön zu sehen wie zu hören ist. Ich begreife Robis Entzücken, das Spiel war gewiß vorzüglich, unfehlbar rein und sicher, zuweilen durch den Ton wirkend, aber in keiner Weise auch nur annähernd wie . . . . .<sup>10</sup> wir jetzt gewohnt sind, woran man in der Ferne nicht ohne Bewegung denken kann. Zum Teil mag es auch an den etwas unbedeutenden Sachen liegen, die er gespielt hat. Ich war eigentlich der Meinung, daß, wenn man eine so vollkommene Technik hat, auch die ganze Ausführung nichts zu wünschen übriglassen kann, nehme das aber zurück, es ist doch noch mehr nötig. Ich will es Piatti durchaus nicht absprechen, aber er kam gestern nicht recht zur Geltung, woran auch die Gesellschaft, das Zimmer voll Deckenbilder und die After-dinner-Stimmung Schuld gewesen sein kann. Frau Schumann<sup>11</sup>

---

<sup>5</sup> Wohl Frederick Barnard, Illustrator von Dickens und Mitarbeiter an „Punch“.

<sup>6</sup> John Calcott Horsley, 1817–1903, Maler von Genrebildern, Mitglied der A.R.A. Schon Felix Mendelssohn Bartholdy war mit der Horsley-Familie eng befreundet gewesen.

<sup>7</sup> Vielleicht Madge Kendal, geb. Robertson, 1848–1935, bekannte Shakespeare-Schauspielerin, die mit Ellen Terry zusammen auftrat.

<sup>8</sup> Vielleicht E. A. Bowring, der Übersetzer Goethes, Schillers und Heines.

<sup>9</sup> Alfredo Piatti, 1822–1901, berühmter Cellist.

<sup>10</sup> Unleserlich.

<sup>11</sup> Clara Schumann.

muß in diesem Milieu komisch sein. Bei Leighton<sup>12</sup> haben wir schon eine Karte abgegeben, und Miss Horsley besucht. Heute wollen wir nach der City und einige Besuche machen. Freitag sind wir bei Joachims, aber nachher nehme ich nichts mehr an; ich denke, wir gehen Sonnabend irgendwo an die See, denn rechte Erfrischung bringt die Stadt schwerlich. Herrlichstes Wetter, das wir gestern erst so recht auf dem Lande empfunden, in der Stadt ist es in den Tagesstunden etwas drückend. Je vous embrasse tous les deux

Dein F.

Über Robi in solcher Gesellschaft ein ander Mal, der Kerl ist zu komisch, aber anscheinend trotzdem oder deshalb überall enfant gâté.

[124]

FRANZ MENDELSSOHN AN ENOLE MENDELSSOHN, GEB. BIARNEZ  
(Original)

London, den 4. Juli 1883

Liebes Machen,

Robi hat Dir gestern geschrieben, ich habe über den glücklich abgelaufenen Ritt telegraphiert, denn ich fürchtete, Du könntest nach meiner neulichen Beschreibung des Pferdes etwas ängstlich sein.

Natürlich hat sich Robi entre nous wegen des Preises etwas sehr über das Ohr hauen lassen, aber, wenn ich schon noch einmal meine alten Knochen der Bewegung zu Pferde aussetze, scheint es mir dazu geeignet. Jedenfalls sieht man, daß er es mit Liebe ausgesucht hat. Man sieht doch eigentlich hier erst, was Pferde sind und wie sie gehen müßten.

Vorgestern vormittag waren wir in der City, nachher Fahrt durch den Park von Richmond nach Star and Garter, wo wir mit Joe und seiner Frau, die auch hingekommen waren, mittag aßen. Wir waren sehr vom Wetter begünstigt, so daß es sehr gut ablief; auf der Rückfahrt brachten wir Joes erst nach Wimbledon. Robi war etwas früher mit der Eisenbahn zurückgefahren, um noch die 9. Symphonie im Richter-Concert<sup>1</sup> zu hören. Da ich dieselbe erst kürzlich und wahrscheinlich viel schöner genossen habe, schenkte ich es mir, namentlich auch aus Furcht vor der Hitze, die entsetzlich gewesen sein soll.

Es ist doch komisch, diese Jahreszeit vorzugsweise für Concert und Theater zu bestimmen. Es genügt mir, es einmal morgen bei der Patti<sup>2</sup> auszuhalten. Ich hätte Dich mehr im Park von Richmond herbeigewünscht (ich meine, Deinetwegen), als in der City, denn in ersterem kann man zuweilen vor den Rudeln der Rehe und des Damwilds, die ruhig über den Weg gehen, nicht weiter-

---

<sup>12</sup> Wohl Frederick Leighton, 1830–1896, Maler, Präsident der Royal Academy.

<sup>1</sup> Hans Richter, der Freund Wagners, Dirigent in Wien, leitete jeden Sommer eine Reihe von Konzerten in London.

<sup>2</sup> Adele Patti, die berühmte Sängerin.

fahren, während man in letzterer zuweilen 10 bis 15 Minuten in seinem Cab zwischen andern Cabs und Omnibussen eingekeilt festsetzt. Wenn das so weiter geht, wird man zu gewissen Zeiten und an gewissen Stellen schließlich gar nicht mehr fortkommen am Morgen. Das wäre Dir nicht behaglich gewesen, und ich gestehe, mir auch nicht, und trotzdem muß man die Ruhe der Menschen und der Constabler und den unbedingten Gehorsam gegen letztere, die gleiche Behandlung der gepudertsten Herzogs-Equipage wie des gewöhnlichsten Karrens bewundern.

Nun, ich komme überhaupt aus Verwundern und Bewundern nicht heraus. Zu ersterem hat auch die Popularität, welche Robi in der City zu genießen scheint, beigetragen. In dem feierlichsten ernstesten Bankinstitute wird gleich gerufen „Ah, Mr. Robi“, und dann ist es mit der Feierlichkeit, so lange er dort ist, vorbei. Das läßt er nicht aufkommen und benimmt sich überall, als ob er ganz zu Hause wäre. Er ist ein komischer Kauz, aber man hat doch zuweilen seine Freude an ihm.

Für Kunst hat er, nicht bloß Musik, eine wirkliche Empfindung, so daß es mir eine wahre Freude war, die National Gallery mit ihm durchzugehen. Aber es muß immer das Beste sein!

Das war unsre Beschäftigung gestern vormittag, und ich habe es nicht bereut. Es sind die größten Schätze dort, Ruysdaels und Rembrandts, wie man sie selbst in Holland nicht sieht, Leonardos, Rubens, Tizian, Murillo, Bordenone, alle sind herrlich vertreten. Tadema sagte mir, daß die Berliner photographische Gesellschaft vortreffliche Photographien nach den Originalen gemacht hat, die aber sonderbarer Weise hier nicht zu haben sind. Wenn ich zurückkomme, werde ich einige zur Erinnerung aussuchen.

Aber überrascht haben mich die Engländer aus dem vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts, Turner, Reynolds, Landseer, Wilkie, Nasmith, von denen vortreffliche Sachen dort sind. Zu Tadema bin ich dadurch gekommen, daß mich Robi gestern zu seinem Empfangsabend mitnahm, der immer Dienstag stattfindet. Er war lange verreist und ist erst jetzt zurückgekommen. Das Haus ist zu merkwürdig, lauter kleine winklige Räume wie aus Pompeji, teilweise auch wie aus einer ägyptischen Pyramide ausgegraben, und die Damen teilweise sehr phantastisch, fast in gleichem Stile angezogen. Ich glaube, das gehört so zu den ästhetics, die auch zuweilen im Punch mitgenommen werden.

Heute lunchen wir bei Herrn Horsley und fahren dann zum Essen zu Joe; die Sonne hebt sich jetzt, nachdem es des Morgens geregnet hat, aber es bleibt warm.

In Folge eines Besuchs bei Madame Oppenheim<sup>3</sup> hat sie uns zu Dienstag eingeladen, was wir aber absagen, da wir nicht mehr hier sein werden. Ich denke, wir gehen Sonnabend zuerst an den Badeort, wo Alexandrine hingeht;

---

<sup>3</sup> Nicht feststellbar.

geht es dort nicht mit baden, so gehen wir woanders hin. Geht es aber, so wäre es ganz angenehm, mit ihr zu sein, und das Land soll gerade dort sehr schön sein. Robi wird dann wohl seine Lady Grant<sup>4</sup> in Schottland aufsuchen, ich werde aber schwerlich mitgehen, sondern an Ort und Stelle bleiben.

Paul hätte sich gefreut, wie Tadema über Menzel gesprochen hat<sup>5</sup>; mich hat Tadema sehr interessiert, er ist geistreich und voll Leben, dabei, wie viele wirklich bedeutende Menschen, schlicht und einfach. Man bringt doch von einem solchen Manne immer etwas mit nach Hause.

Lebe sehr wohl, mein Machen, und küsse meinen geliebten Ti. Wie freut es mich, daß die Ferien anfangen.

Dein  
Franz

[125]

FRANZ VON ROTTENBURG AN FRANZ VON MENDELSSOHN  
(Original)

Berlin, den 7. Mai 1888

Hochverehrter Herr,

die Angelegenheit der Allerhöchsten Gnadenbeweise hat sich so sehr in die Länge gezogen, daß es mir heute erst möglich ist, Ihnen über die Erledigung derselben Mitteilung zu machen.

Gleich nach unserer neulichen Unterredung habe ich dem Herrn Reichskanzler entsprechend der Ermächtigung, die Sie mir erteilt hatten, Vortrag gehalten. Seine Durchlaucht bemerkte darauf, er lege seinerseits Wert darauf, daß Sie die Auszeichnung, die Seine Majestät für Sie in Aussicht genommen habe, acceptierten, glaube auch, daß ein Refus den Kaiser unangenehm berühren werde. Die Bedingungen, von denen Sie Ihre Zustimmung abhängig machten, liegen also vor<sup>1</sup>. Die Nobilitierung ist in Folge dessen erfolgt.

Ich hoffe, hochverehrter Herr, daß diese Erledigung Sie befriedigen wird. Meinerseits ist alles geschehen, um Ihren Wünschen tunlichst Rechnung zu tragen.

Verehrungsvoll  
der Ihrige  
Rottenburg

---

<sup>4</sup> ?

<sup>5</sup> Siehe oben Seite 229 Anm. 4. Menzel und Meyerheim waren befreundet.

<sup>1</sup> Die Bedingung war die Zustimmung Bismarcks zu der von dem „liberalen“ Kaiser Friedrich III. angebotenen Nobilitierung.



ZWEITER THEIL  
PROFESSORENBRIEFE





ERSTE ABTEILUNG

BRIEFE AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN  
1816–1870

Kiel, den 5. März 1816

Deinen vorigen Brief<sup>1</sup> sogleich zu beantworten, liebster Benny, verhindern mich, wie Du ganz richtig gemutmaßst hast, die besonderen Umstände, in denen ich mich damals befand; nachher fürchtete ich, meine Antwort möchte Dich nicht mehr in Paris<sup>2</sup> treffen, indem ich nicht wußte, wie lange Du dort bleiben würdest; deshalb wollte ich abwarten, bis ich einen zweiten Brief, den Du damals verhiestest, erhielt. Das ist nun erst vor wenigen Tagen geschehen, indem Dein Brief ungewöhnlich lange unterwegs geblieben ist. Deshalb muß ich jetzt meine Antwort beeilen, wenn sie Dich nicht verfehlen soll, und so mußst Du mit einer weniger ausführlichen zufrieden sein als Du wünschst, und als ich sie gerne gäbe. Denn Dir kann es nicht lieber sein, von so manchen Dingen aus Deutschland zu hören, als ich mich Dir darüber mitteilen möchte.

Freilich, ein Gemälde des Zustandes von Deutschland zu entwerfen, bin ich wohl weniger geschickt als irgend einer; denn seit es mich so schmerzlich getroffen hat, daß die Cabinette so gar wenig auf die Stimme der Völker hören, scheint es mir auch etwas Unnützes und Vergebliches zu sein, beitragen zu wollen zu einer gewissen öffentlichen Stimme und Meinung, sonst ja die einzige Art, wie es uns vergönnt ist wenigstens zu versuchen, ob sich nicht ein gewisses politisches Leben im alten Sinn unter uns gestalten lasse. Ich lese seitdem weder Zeitungen noch Journale mehr.

Dabei wirst Du Dich wundern, daß ich sogar Mit-Herausgeber eines neuen Journals bin, Kieler Blätter<sup>3</sup> betitelt, durch welche eine Gesellschaft von Professoren hieselbst einige Ideen, die an der Zeit zu sein scheinen, in Umlauf zu bringen und an unsern provinziellen Angelegenheiten einiges Interesse zu erwecken suchen.

Auch hier sind wir nämlich in dem Kampfe begriffen, der jetzt wohl in den meisten deutschen Ländern mehr oder minder kräftig und glücklich geführt wird, in dem Kampf um verfassungsmäßige Freiheit.

Holstein und Schleswig erfreuten sich vor Zeiten nicht nur derselben Rechte, die allen germanischen Stämmen gemein waren, sondern unsere Vorfahren haben dieselben noch wohlverbrieft und verwahrt ihren Nachkommen überliefert. Die alten Landtage verloren aber ihre Wichtigkeit, seitdem der Adel ein fehlerhaftes Übergewicht erhielt, und die Städte ihn zu beschicken aufhörten. Endlich, seit 1712, ward er gar nicht mehr gehalten, indem die Könige ihre ihnen in Dänemark zukommende absolute Herrschaft auch über die

---

<sup>1</sup> Nicht mehr vorhanden.

<sup>2</sup> Mit der preußischen Armee, siehe oben Seite 28.

<sup>3</sup> Die Kieler Blätter und Kieler Beiträge, die zu ihren Herausgebern auch Dahmann, Falck und Hegewisch zählten, waren eine für die Erweckung des deutschen Nationalbewußtseins in Schleswig-Holstein sehr einflußreiche Zeitschrift.

Herzogtümer auszudehnen suchten. Nur die Ritterschaft blieb als ein geschlossenes Corps in dem Besitz der alten Landesfreiheiten (namentlich der Steuerbewilligung), die ihnen von jedem neuen Regenten als gewisse Privilegien bestätigt wurden. Dies unterblieb unter diesem Könige, da das deutsche Reich aufgelöst war. Die Not der Zeit, die ins Ungeheure vermehrten Schulden und Lasten des Landes, zwangen aber jetzt, sich nach neuen Maßregeln umzusehn; der Beitritt des Königs zur Bundesacte<sup>4</sup>, verbunden mit manchen frühern Versprechungen, und vieles andere erinnert an das alte Recht; die Ritterschaft<sup>5</sup>, die allein noch als Corporation, als Landstand anerkannt ist, fordert das niemals aufgehobene, sondern nur eingeschlafene Recht mit den durch unsre Zeit notwendig gemachten Modificationen zurück – und nun ist es die Frage, wer am Ende obsiegen wird, die ihrer Macht ungerne etwas vergebende, aber schwache und gutmütige Regierung, oder das zurückfordernde Volk.

Ähnlich geht es wohl in allen Teilen Deutschlands. Am meisten sind aller Augen auf Preußen gerichtet, weil dort eine ausdrückliche königliche Proclamation eine Constitution verhiess, und sogar schon Anstalten zu einer Commission gemacht wurden, um über den Entwurf zu beratschlagen<sup>6</sup>. Aber ich fürchte, ich fürchte, man spielt dort eine schändliche Comödie; man prostituiert den König und äfft das Volk, das wohl ein Besseres verdient hätte. Seit in der Schmalzischen famösen Streitsache<sup>7</sup> die Regierung sich nicht gescheut hat, sich, obwohl schief und hinkend, aber doch verständlich genug in dem Verbot alles ferneren Druckes von Schriften, den sogenannten Tugendbund betreffend, gegen die Überzeugung der besseren und der wahren Freunde des Vaterlands und der Freiheit zu erklären, – seit sie den Rheinischen Mercur<sup>8</sup> untersagt und erfahren hat, daß das Volk sich dergleichen bieten läßt, – seitdem scheint die

---

<sup>4</sup> Der König von Dänemark war als Herzog von Holstein Mitglied des 1815 konstituierten Deutschen Bundes.

<sup>5</sup> Dahlmann, Professor der Geschichte an der Kieler Universität, war gleichzeitig auch Sekretär der „fortwährenden Deputation der schleswig-holsteinischen Prälaten und Ritter“ und als solcher publizistisch tätig, eine eigene Verfassung für Schleswig-Holstein zu sichern.

<sup>6</sup> In einer Verordnung vom Mai 1815 hatte der preußische König die Bildung einer „Repräsentation des Volkes“ in Aussicht gestellt, und eine beratende Verfassungskommission aus Mitgliedern des Staatsrates trat im Juli 1819 zusammen. Aber Twisten hatte recht, die Ernsthaftigkeit solcher Pläne zu bezweifeln.

<sup>7</sup> Theodor Schmalz, Jurist und Professor an der Berliner Universität, hatte 1815 eine Flugschrift veröffentlicht, in der er alle demokratischen Tendenzen scharf denunzierte und das fortdauernde Bestehen demokratischer Geheimbünde behauptete. Seine Ansichten waren von Männern wie Niebuhr und Schleiermacher scharf angegriffen und widerlegt worden; die preußische Regierung hatte am 6. Januar 1816 jede weitere Erörterung der Frage der Geheimbünde verboten. Twisten hatte von Schleiermacher dessen Schrift gegen Schmalz zugesandt erhalten.

<sup>8</sup> Der Rheinische Merkur, die von Görres herausgegebene Zeitung, war das Sprachrohr der deutschen Verfassungsbewegung. Die erste Nummer war im Januar 1814 erschienen, die Zeitung wurde im Januar 1816 verboten.

Hofpartei, an deren Spitze Ancillon<sup>9</sup> stehn soll, des Sieges gewiß zu sein. In Berlin sind, wie ich höre, alle braven und tüchtigen Männer darüber sehr herunter, und ich fürchte, das Beispiel Preußens wird auf alle übrigen Länder höchst nachteilig wirken.

So wäre denn, was Fichte in den kürzlich aus seinem Nachlaß herausgegebenen Vorlesungen „über den gegenwärtigen Krieg“ nicht fürchten wollte<sup>10</sup>, damit es nicht durch die Furcht selbst wirklich werde, so wäre denn aber wirklich jene schöne Sprache während des Befreiungskrieges auch nur geführt, um eine gemeine Denkart darunter zu verbergen, bloß weil man glaubte, dies lasse sich, da alle anderen Stränge gerissen, auch wohl als ein noch unversuchtes Mittel gebrauchen, nicht das Volk, sondern nur die Regierung zu retten. –

Für Deinen Glückwunsch, liebster Benny, danke ich Dir recht von Herzen<sup>11</sup>. Ich habe ein braves und gutes Mädchen gefunden, wie ich es vorher nie zu finden gehofft hatte; und so mißlich die Zeichen der Zeit sind, so sei es in Gottes Namen gewagt, das bisher mir lose flatternde Leben an etwas Festem zu binden.

Weißt Du schon, daß auch Ritter<sup>12</sup> versprochen ist? Er versucht jetzt in Flensburg sich auf die Praxis zu legen, jedoch noch mit wenig Glück. Das ist aber ein herrlicher Einfall, daß Du uns besuchen willst. Tue es ja, lieber, lieber Benny; Du würdest mir, und so gewiß auch Ritter, dadurch eine Freude machen wie wenig anderes.

Seit jenem 9<sup>ten</sup> April bin ich in Kiel, dann reise ich zu meiner Braut nach Husum, wo ich die Osterferien zubringe. Husum liegt sechs Meilen von Flensburg, so könnte Ritter auch dorthin kommen, und so wären wir alle drei zusammen. Das läßt sich alles noch näher besprechen; mache nur daß Du herkommst. Herz<sup>13</sup> freut sich dazu ganz außerordentlich.

Herz ist Vater geworden; es sind ungefähr 14 Tage, daß seine Frau von einem Töchterchen ziemlich schwer aber doch glücklich entbunden ward. Sie

<sup>9</sup> Johann Peter von Ancillon, 1767–1837, Erzieher Friedrich Wilhelms IV., dann im Auswärtigen Ministerium und preußischer Außenminister von 1832 an, war in der Tat ein Führer der reaktionären Partei in Preußen.

<sup>10</sup> Er meint die Schrift *Johann Gottlieb Fichte*, Über den Begriff des wahrhaften Krieges in bezug auf den Krieg im Jahre 1813, Tübingen 1815, vor allem die folgende Stelle: „Den Argwohn, daß es, nachdem die alten Mittel vergeblich gewesen, auch nur als Mittel gebraucht werde, um die Herrschermacht in dem falschen Begriffe zu verteidigen, und wenn es geholfen, bei Seite gestellt, und alles wieder in gewohnte Bahn werde eingeführt werden, diesen erlaubt er sich nicht. Sein Argwohn könnte machen, daß es geschähe: sein für Ernst nehmen kann machen, daß es Ernst wird“ (S. 31).

<sup>11</sup> Twesten hatte sich mit Katharina Behrens, einer Nichte Dore Henslers, der Freundin Niebuhrs, verlobt.

<sup>12</sup> Georg Heinrich Ritter, ein Mediziner, später Professor in Kiel, war ein Studienfreund Twestens und Benjamin Mendelssohns. Siehe oben Seite 21 Anm. 3.

<sup>13</sup> Vielleicht Gatte von Rosa Herz, geb. Bacher; siehe oben Seite 38 und Verzeichnis der Absender.

leben jetzt besser, als ich je geglaubt hätte, daß es nach solchen Auftritten möglich wäre.

Grüße Deine Eltern und Alex, besonders aber Deine Mutter von mir aufs allerfreundlichste.

Lebe wohl, liebster Benny, komme ja, daß mein Händedruck Dir sagen könne, daß ich ganz bin und immer bleiben werde

Dein Tw.

[127]

AUGUST TWESTEN AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN  
(Original)

Kiel, den 12. August 1821

Mich hat es sehr gefreut, liebster Freund, Dich bereits in so bestimmte historische Studien vertieft zu finden<sup>1</sup>, daß ich es Dir fast beneiden könnte, indem unser einem die nötige Sorge für das, was man täglich den auditoribus darzureichen hat, auch nur zu dem Vorsatz, die Quellen chronologisch zu verfolgen, kaum Zeit und Ruhe läßt. Nun nur bald ein bestimmtes historisches Thema gewählt! Es ist ein großer Vorteil, bei seinen Studien von vorne herein einen solchen Punkt im Auge zu haben; nicht nur findet man für diesen gelegentlich mehr als ausdrückliches Suchen gewähren könnte, sondern man liest dann auch mit anderer Aufmerksamkeit und überhaupt mit anderem Auge. Dabei, dünkt mir, müßtest Du Dich aber nicht stören durch verstehbares Hinüberblicken auf einen praktischen Zweck, von dem Du freilich recht hast, daß historische Arbeiten über so ferne Zeiten und Verhältnisse ihn nicht wohl haben können. Aber täuschest Du Dich nicht darin, wenn Du glaubst, Herodot, ja, J. Müller hätten ihn zu erreichen hoffen dürfen? Herodot hat ihn schwerlich gehabt; wenn wir ihm einen Zweck zuschreiben wollen außer dem, was er gesehen und erfahren, treu und anschaulich zu erzählen und dadurch ein ähnliches Interesse wie die Epiker vor ihm zu erregen und zu befriedigen, so war es die historische Belegung des religiösen Satzes, der sich so klar gleich in der Einleitung ausspricht, wie Kleines groß und Großes klein geworden nach der Fügung des allgewaltigen Schicksals und der Nemesis, die das Übermütige in den Staub wirft. J. Müller mag sich wohl gern als Lehrer der Politik und der bürgerlichen Tugend und Weisheit betrachtet haben, ich glaube aber kaum, daß er als solcher viel gelehrige Schüler gefunden hat. Die praktischen Einflüsse, die der Geschichtsschreiber zu gewinnen hoffen darf, sind meiner Meinung nach anderer und mittelbarer Art. Indem er einesteils überhaupt das Bewußtsein des menschlichen Werdens, Seins und Treibens vermerkt und erhöht, andernteils das Gute, Große und Schöne in Charakteren, Bestrebungen und Taten zur Anschauung bringt, wirkt er indirect dahin, daß auch die von ihm Belehrten ihr Leben bemeistern und menschlicher, mit mehr Verstand und

<sup>1</sup> Benjamin Mendelssohn hatte von der Medizin zum Studium in der Philosophischen Fakultät herübergewechselt.

Intensivität zu führen und für ihr Teil das Gute und Große zu erreichen streben; und diese Wirkung erreicht er, wenn er am meisten bei seinem eigentlichen Geschäft, Leben, Gesinnungen, Handlungen, wie sie waren, möglichst vor Augen zu bringen, treu verharret, am besten. Sollte ich dem nicht dankbarer sein, dessen Buch mich überhaupt gefördert und gebessert hat, als dem, der mich etwa belehrt, wie man mit Glück einen Krieg anfangen oder eine Provinz einrichten kann, welches beides zu tun ich mit den meisten andern nie in Verlegenheit kommen werde? Unter den alten Geschichtsschreibern hat wohl niemand absichtlicher auf practische Belehrung hingearbeitet als Polybius, und er ist allerdings ein respectabler Mann; doch wird Tacitus uns alle mehr ansprechen, ohne daß man doch sagen kann, er interessiere um der wissenschaftlichen oder practischen Seite willen, die er darbietet. –

Man fängt nicht gern mit betrübenden Dingen einen Brief an, darum komme ich erst jetzt auf Deine Frage nach Ritter<sup>2</sup>. Unser armer Freund hat eine sehr schwere Zeit durchlebt. Nicht lange blieb der Zustand seiner Frau<sup>3</sup>. . . [bricht ab]

[128]

MORITZ AUGUST VON BETHMANN HOLLWEG  
AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN  
(Original)

Rheineck, den 1. Juni 1839

Teuerster Freund!

Nicht um Ihnen von meiner Reise zu berichten, die zu reich war, um sie in wenigen Zeilen zu erschöpfen, sondern hauptsächlich um inliegende Zeilen bald in die Hände Ihrer lieben Frau gelangen zu lassen, ergreife ich heute die Feder und würde es schon früher getan haben, wenn ich nicht erst heute durch Gerty's Brief erfahren, daß Sie erst Ende des Monats an den Rhein kommen werden.

Ja, meine Reise war überaus reich und glücklich, und ich freue mich schon zum voraus, im mündlichen Gespräch mich über so vieles mit Ihnen zu unterhalten, was auch Ihnen bekannt ist. Ihrem Plan bin ich im wesentlichen gefolgt, nur daß ich nach viertägigem Aufenthalt in London mit Bunsen<sup>1</sup> über Bath, Bristol und Devon nach Monmouthshire und erst von da nach Birmingham, usw. gegangen, also diesen schönen Teil von England noch hereingezogen, ferner die Ordnung umgekehrt habe, indem mein Weg mich von Birmingham nach Manchester, Liverpool, North Wales zu Wasser nach Glasgow, Hochlande, Edinburgh, Newcastle, Durham, York, Cambridge, London führte –

<sup>2</sup> Siehe die Anm. 12 zum vorigen Briefe.

<sup>3</sup> Die folgenden Seiten dieses Briefes sind verloren.

<sup>1</sup> Bunsen, der 1838 von seinem Posten in Rom abberufen worden war, war damals auf einem längeren Urlaub in England.

ganz zuletzt von da nach Winchester, um in der Nähe in einem kleinen Curate-Haus unsern alten Freund Wilson<sup>2</sup>, jetzt sehr ernster Theolog, zu besuchen, und nach Oxford.

Die rauhen Ostwinde, die das Frühjahr hindurch geherrscht, haben alle Nebel verscheucht, so daß ich das schöne Land fast durchweg im heitersten Sonnenglanz gesehen; nur die Hochlande verregneten mir und waren nun doch auch in dieser düsteren Gestalt höchst interessant.

Wie begeistert ich übrigens für die Menschen bin, nicht weil ich alles vortrefflich fände – denn gerade Schattenseiten insbesondere im Vergleich mit unsern deutschen Zuständen sind mir nicht entgangen –, sondern wegen dieser Ganzheit ihres Wesens, worin sie uns zum Muster dienen können, brauche ich Ihnen nicht zu sagen; denn sicher wissen Sie es auch. Nur die Kürze meines Aufenthalts hat mich verhindert, alle meine Empfehlungen auszunützen, so daß ich z. B. selbst Mrs. Austin<sup>3</sup> nicht gesehen. Bei meinem ersten Aufenthalt verfehlte ich sie, und das zweite Mal wohnte sie in Richmond, wo ich einmal das Cottage nicht fand und ein zweites Mal zu gehen nicht Zeit hatte.

Kurz, ich habe dies einzige Land mit der Hoffnung verlassen, daß ich es nicht zum letztenmal gesehen – namentlich liegt mir der Gedanke sehr am Herzen, meinen Söhnen einmal den Eindruck des englischen Wesens zu verschaffen, was, so deucht mir, höchst günstig auf die Entwicklung junger Leute einwirken muß. Unsere Jugend sollte mehr dahin gehen und lernen, was aus deutschem Stamm unter günstigen Verhältnissen dort Tüchtiges gewachsen ist.

Ihrer Frau bitte ich nebst herzlicher Empfehlung zu sagen, daß ich ein Paket von Frau Lyell<sup>4</sup> bis zu ihrer Hierherkunft bewahre; sowie ich auch Ihren Eltern und Ihrem Bruder angelegentlich empfohlen zu sein wünsche.

Hier auf Rheineck ist es, auch *nach* England, unvergleichlich schön, und unter Steinles<sup>5</sup> Händen entsteht auch innerhalb der Mauern täglich neues Schöne.

Von Brandis<sup>6</sup> sind trübe Briefe gekommen; sie war in ihren Wochen sehr leidend, und auch seine Gesundheit ist gar nicht gut. Das Opfer, das sie diesem

---

<sup>2</sup> Wahrscheinlich William Wilson, 1783–1873, Canon in Winchester, ein bekannter Forscher des Hebräischen.

<sup>3</sup> Sarah Taylor Austin, Frau des bekannten Juristen John Austin; die Familie Austin hatte längere Zeit in Bonn gelebt und war oft in Deutschland.

<sup>4</sup> Mary Horner Lyell, war mit Charles Lyell, Professor der Geologie am King's College, London, verheiratet, hatte aber vor ihrer Verheiratung einige Jahre mit ihrem Vater, dem Geologen Leonard Horner, in Bonn gelebt.

<sup>5</sup> Der Maler Eduard Steinle hatet 1838 von Bethmann Hollweg seinen ersten größeren Auftrag, Ausmalung der Schloßkapelle in Bethmann Hollwegs Schloß Rheineck, erhalten.

<sup>6</sup> Christian August Brandis, 1790–1867, ein enger Freund Bethmann Hollwegs und Mendelssohns, war Professor der Philosophie in Bonn, aber von 1837–39 als Kabinettsrat in der Regierung König Ottos von Griechenland in Athen. Einige Briefe von ihm an Benjamin Mendelssohn, vor allem mit griechischen politischen Zuständen befaßt, sind erhalten.



unglücklichen Lande gebracht, ist jedenfalls groß; wären sie nur erst wieder im Vaterlande! Gern wären sie früher zurückgekehrt, wenn nicht der König sie bis Ende Juli hielte.

In der Hoffnung, Sie bald hier am Rhein zu sehen,  
herzlich der Ihrige

Hollweg

[129]

MORITZ AUGUST VON BETHMANN HOLLWEG  
AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN  
(Original)

Bonn, den 20. April 1848

Herzlichen Dank, mein teurer Freund, für Ihre freundlichen Zeilen vom 11. vorigen Monats und die Gefälligkeit in Umtauschung der 200 Taler Kassenscheine. Für letztere war uns keinen Augenblick bange und auch kaum für Mendelssohn und Co. und alles, was damit zusammenhängt, so unruhig es nun auch ist. Denn auch mir war die Nachricht, die eben bei unsrer Abfahrt nach Rheineck aus der Elberfelder Zeitung . . . . .<sup>1</sup> uns brachte, nach dem, was Sie mir gesagt, zu unwahrscheinlich<sup>2</sup>. Die Bestätigung meiner Voraussagung ist mir indes doch sehr erfreulich gewesen; in einer Zeit, wo die Hoffnung, um nicht zu sagen Teilnahme, sich von den allgemeinen Dingen fast ganz abwenden muß, ist das Gefühl für Angehörige und Freunde um so geschärfter.

Die Histoire secrète des 18./19. März (über die die Mitteilungen des mir stets als zweideutig erschienenen Herrn von Berg<sup>3</sup> nicht ganz zuverlässig sein dürften) ist, darüber sind wir wohl einig, kaum zur Erklärung der Tatsachen, noch weniger zur Rechtfertigung unserer politischen Hoffnungslosigkeit notwendig. Personen und was sie vermögen verschwinden in dieser Sintflut. Einzelne schwache Anfänge wieder entstehender Macht und Autorität sehen zwar wie die Berggipfel aus jenen Noafluten daraus hervor. Aber während dort die Wasser sanken, wird ja das Würfelspiel der Wahl zu *zwei* constituierenden Versammlungen! (einer der kleinsten Widersprüche, die der Magen unsrer großen Zeit verdauen will!) uns eine neue Flut heraufführen, aus der nur ein Wunder uns auf festen Grund führen kann. Am liebsten sehe ich daher nach der Friedenstaube aus, die von himmlischen Höhen kommend mit lieblichem Ölzweig sich auf meiner und der Meinigen Hütte niederläßt.

<sup>1</sup> Unleserlicher Name.

<sup>2</sup> Die *Elberfelder Zeitung* hatte in Nr. 104 vom 13. April 1848 berichtet, daß neben anderen bedeutenden Berliner Bankhäusern, Mendelssohn und Co. Zahlungen eingestellt habe. Aber in Nr. 110 vom 19. April wurde diese Nachricht dementiert – als „von einem mit Börsenverhältnissen wenig vertrauten und böswilligen Berichterstat-ter“ kommend.

<sup>3</sup> Philipp von Berg, 1815–1866, hatte in Bonn Theologie studiert und wurde dann Katholik und Priester; er war 1848 politisch tätig und gehörte der Preussischen Nationalversammlung als Mitglied der Linken an.

In der Tat, die Engel haben sich bisher noch um sie hier gelagert und uns vor jedem ...[?]... Unfall beschirmt. Wir haben inmitten des Frühlingsgrünes, der Buchen und des Nachtigallenschlages 14 herrliche Tage in Rheineck verlebt, die namentlich auch auf die Beschwerden meiner Frau sehr günstig gewirkt. Auch von Hamburg haben wir fortwährend gute Nachrichten, ja, Mathildens letzter Brief gab die Hoffnung, daß Anna<sup>3</sup> schon in 14 Tagen kommen würde. Auf 8 Tage zur Stadt zurückgekehrt, finden wir es auch hier ganz ruhig. Heute abend wird *kleiner* Plautus bei uns sein<sup>4</sup>; da leider Arndt, infolge großer Anstrengungen mit der Feder<sup>5</sup>, und Brandis unwohl sind.

Bei der Universität<sup>6</sup> hat die bekannte Clique, Ritschl an der Spitze, das Rescript des Ministers nicht abgewartet, sondern die Initiative durch einen Antrag auf Einführung der Republik in diesem Kreise ergriffen, natürlich damit die Intrigue ein um so fruchtbareres Feld finde. Und ganz wie in der constitutionellen Monarchie haben die sich auch ein Scheinoberrhaupt, einen von der Regierung gesetzten Curator, erbeten; denn sonst hätten sie ja niemand, den sie malträtieren und knechten könnten. Da schon seit dem 1. des Monats feststeht, daß *ich* das nicht sein werde (Schwerin<sup>7</sup> hat mich sehr freundlich gebeten, ich möge vor der Hand noch bleiben und ihn mit meinem Rat unterstützen) und solcher Unsinn wohl weder hier noch in Berlin durchgehen wird, so dient mir das alles nur zur Erheiterung.

---

<sup>3</sup> Tochter Bethmann Hollwegs, die seit 1846 mit Albert Graf Pourtalès verheiratet war.

<sup>4</sup> Dieses bezieht sich auf einen klassischen Leseabend, dem auch Mendelssohn angehörte.

<sup>5</sup> Der 78 Jahre alte Ernst Moritz Arndt veröffentlichte im Revolutionssommer von 1848 verschiedene Flugschriften: „Das verjüngte Deutschland“, „Polenlärm“, usw.

<sup>6</sup> Der Umsturz in Berlin führte an den Universitäten zu Forderungen nach Universitätsreform. Der Senat der Bonner Universität beschloß schon am 15. April, daß zur Beratschlagung der Universitätsreform der Rektor ein Plenum der ordentlichen Professoren einberufen solle, und der neue Erziehungsminister Graf Schwerin-Putzar setzte eine Kommission zur Verbesserung der Universitätsverfassung ein. Bethmann Hollweg spielte in seinem Briefe wohl besonders auf die Schrift „Wünsche und Vorschläge eine Universitätsreform betreffend“ an, die ein, auf den 20. April datiertes, von Ritschl und anderen Professoren unterzeichnetes Vorwort enthält. Die Forderungen waren die Einsetzung eines Kurators und Abschaffung des Amtes des außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten, obwohl Rektor und Senat in Universitätsangelegenheiten Entscheidung haben sollten. Andere Forderungen waren: Teilnahme der Professoren an der Festlegung des Haushalts, alleiniges Entscheidungsrecht der Professoren über Berufungen, Vertretung der außerordentlichen Professoren und Privatdozenten im Senat, Teilnahme der Studenten an der Universitätsgerichtsbarkeit, Öffentlichkeit der Prüfungen. Mit dem Erliegen der Revolution in Preußen wurden alle die Vorschläge und Kommissionsarbeiten zu den Akten gelegt.

<sup>7</sup> Graf Schwerin-Putzar war Minister der Geistlichen Angelegenheiten von März bis Juni 1848; Bethmann Hollweg, der sich in politischen und religiösen Fragen im Gegensatz zu Schwerin befand, hatte am 1. April um seine Entlassung als Regierungsbevollmächtigter bei der Bonner Universität gebeten, die ihm am 26. Juli bewilligt wurde.

Von hiesigen Freunden sehe ich am meisten Perthes<sup>8</sup>, mit dem ich, wie Sie wissen, am besten harmoniere. Einen freundlichen Brief von Nitzsch<sup>9</sup> werde ich nächstens beantworten.

Meine Frau grüßt die Ihrige herzlichst und sehnt sich sehr nach ausführlicher Nachricht. Ich bitte mich dem freundlichen Andenken meiner verehrten Gönnerin angelegentlichst zu empfehlen, desgleichen Ihrem Herrn Vater meine Verehrung zu bezeugen.

In treuer Freundschaft  
der Ihrige  
Hollweg

[130]

MORITZ AUGUST VON BETHMANN HOLLWEG  
AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN  
(Original)

Berlin, den 29. November 1851

Mein teurer Freund!

Hierbei übersende ich Ihnen das Ankündigungsprogramm des Preußischen Wochenblattes<sup>1</sup>, von dem Sie durch Perthes wissen. Mit den Grundsätzen, glaube ich, werden Sie im wesentlichen einverstanden sein. Um mit einer Mehrzahl geachteter Namen hervortreten und dadurch die Sache als eine gemeinsame, nicht als meine persönliche Unternehmung, wofür sie die Zeitungen ausposaunt, erscheinen zu lassen, *mußte* es so kurz, oft dem Mißverständ-

---

<sup>8</sup> Clemens August Perthes, Staatsrechtler an der Bonner Universität und Politiker.

<sup>9</sup> Karl Immanuel Nitzsch, 1787–1868, war, bevor er 1847 nach Berlin berufen wurde, Professor und Universitätsprediger in Bonn gewesen.

<sup>1</sup> Bethmann Hollweg hatte sich in dem Revolutionsjahre 1848/49 der konservativen Gruppe, zu der die Gerlachs und Bismarck gehörten, angeschlossen, hatte aber mit ihnen und der Kreuzzeitungspartei gebrochen, als, im Frühjahr 1851, die Einberufung der vor der Revolution von 1848 bestehenden Provinzialstände einen Bruch mit der neugeschaffenen Verfassung und den Beginn einer direkt reaktionären Politik ankündigte. Bethmann Hollweg war dann Mittelpunkt einer Gruppe geworden, die, bei konservativer und royalistischer Grundhaltung, ein konstitutionelles Regime forderte, das die Verfassung als Grundlage anerkannte. Das „Preußische Wochenblatt“ wurde das Organ dieser Gruppe; sein Erscheinen wurde durch ein Inserat in der „Kreuzzeitung“ angekündigt. Es wird angenommen, daß diese Ankündigung vom Grafen Goltz geschrieben war. Sie besagte, daß ein starkes Königtum die Grundlage Preußens bilde, aber daß durch die Verfassung vom 31. Januar 1850 dieses Königtum konstitutionell geworden sei, und diese Verfassung die „rechtliche Basis“ des politischen Lebens in Preußen bilde. In seiner Außenpolitik solle Preußen die Selbständigkeit der deutschen Einzelstaaten anerkennen und in Europa seinen Interessen folgen, nicht aber nach abstrakten Prinzipien, wie dem der Legitimität oder der Bekämpfung der Revolution, handeln. Die Ankündigung war von Bethmann Hollweg, Graf Albert Pourtalès, Graf Robert von der Goltz, Perthes, Fürst Wied, Graf York von Wartenburg, etc. unterzeichnet.

nis ausgesetzt, der Erläuterung bedürftig, sein und so ruhig gehalten, wenn Sie wollen farblos und matt, um bei den zur Tat entschlossenen Unterzeichnern keinen Anstoß zu erregen.

Nun ist aber die Hauptsache, daß wir durch Beiträge unterstützt werden, fleißige Mitarbeiter gewinnen, und in dieser Hinsicht richtet sich meine Hoffnung und Bitte auch an Sie, daß Sie aus dem reichen Schatz Ihres statistisch-politischen Wissens, Ihres Denkens über diese Dinge uns Hülfe bringen. Ja, ich möchte es als einen persönlichen Freundschaftsdienst von Ihnen fordern! Sie sehen, in welchen Kampf ich verwickelt bin, Sie wissen, daß es mir nicht um meine Person, sondern um das Wohl des Vaterlandes zu tun ist, um zu retten, was zu retten ist. Da, meine ich, ist es Sache eines treuen Freundes, den, der sich mit Dransetzung seiner Person in die Fluten gestürzt, nicht sinken zu lassen. Alle Entschuldigungen von Nichtkönnen oder Nichtmögen etc. etc. nehme ich nicht an, sondern stehe bittend vor Ihnen, bis Sie mich durch einen Beitrag befriedigt haben, der dann auch nicht der letzte sein darf.

Eine zweite Bitte ist, daß Sie dem Direktor Weghe<sup>2</sup> gelegentlich sagen, wie leid es mir tut, zwar den Empfehlungsbrief eines gemeinsamen Freundes erhalten, ihn aber noch nicht gesehen zu haben. Es war ihm natürlich in dieser ersten Zeit ebenso wenig möglich, mich in Rheineck aufzusuchen, als mir bei meinen flüchtigen Besuchen in Bonn, nach Poppelsdorf hinauszukommen. Ich hoffe auf nächsten Sommer.

Sodann wünsche ich aber gar sehr, daß er sich von seinem Standpunkt aus an unserm Unternehmen beteiligte. Wenn er dazu geneigt ist, würde ich direkt an ihn schreiben. Es kommt uns ganz besonders darauf an, im Gegensatz der Doktrin, die alle Blätter, die Kreuzzeitung in höchstem Maße, debattieren, Tatsachen, reelle Bedürfnisse, Abhülfen, kurz, die wirkliche Welt zu ihrem Recht zu bringen. Dazu gehört die Hülfe der Männer des Lebens, und ein solcher ist er. Was ein so gebildeter Landwirt über die bäuerlichen Verhältnisse, Gemeindeverfassung usw. sagen kann, oder über die Zweige der ländlichen Industrie und ihre Bedingungen, ist mehr wert als hundert geistreiche Lukubrationen, obgleich auch diese ihr Recht und ihren Wert haben.

Ihre liebe Frau grüßen Sie herzlich und gedenken ferner in Gutem  
Ihres treu verbundenen

Hollweg

Da ich in St. Goar zum Abgeordneten 1. Kammer gewählt bin, so bitte ich diese Qualität auf der Adresse zu bemerken zum Behuf der gesetzlichen Portofreiheit. (Bernburgerstr. 14)

Meine Frau ist glücklich angekommen und tröstet mich in meiner Einsamkeit.

---

<sup>2</sup> Das Schreiben dieses Namens ist nicht klar, und es konnte daher nichts Näheres über diese Person festgestellt werden.

Noch eins: Das Preußische Wochenblatt honoriert die Spalte mit 3 Talern ohne Ausnahme, überläßt es jedoch Patrioten, das Honorar ihrer vorläufig nur von Patriotismus lebenden Kasse zuzuwenden.

[131]

MORITZ AUGUST VON BETHMANN HOLLWEG  
AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN  
(Original)

Berlin, den 3. Januar 1852

Mein teurer Freund!

Soll ich Ihnen mehr für Ihren liebevollen Gruß zum Neuen Jahr oder für Ihre vortrefflichen Beiträge zum Wochenblatt<sup>1</sup> danken? Nein, daß Ihre Freundschaft am schwersten wiegt, bedarf wohl keiner Versicherung. Aber auch durch die schöne Gabe haben Sie mich sehr erfreut.

Kaum hätte ich Ihnen schon heute und in dieser Eile meinen Dank ausgesprochen, wenn nicht ein Schreibfehler im zweiten Aufsatz mich dazu veranlaßte: Es steht darin auf der ersten Seite:

Der „Professor“, durch die Stürme der Zeit fortgerissen, welche (?) allerdings der wahren Einsicht und Bildung von rechtswegen zukommt, will in die Wirklichkeit eingreifen usw.

Welche? die Zeit? Hier scheint ein Hauptwort zu fehlen.

Da ich wünsche, daß die Aufsätze, womöglich zusammen, des Verständnisses wegen, in die sechste Nummer kommen, so bitte ich, mir umgehend die Berichtigung zugehen zu lassen.

Meine Frau hat kürzlich an die Löbell<sup>2</sup> für die Freundinnen geschrieben. Sie trägt mir herzliche Grüße an Ihre liebe Frau auf, der ich mich gleichfalls herzlich zu empfehlen bitte.

In treuer Freundschaft

Ihr  
Hollweg

---

<sup>1</sup> Mendelssohn hatte Bethmann Hollweg zwei miteinander verbundene Manuskripte geschickt, die in der 7. Nummer des Preußischen Wochenblattes vom 17. Januar 1852, Seite 78–79, unter dem Titel „Zur Ständefrage“ zusammen erschienen. Gegenüber der „freiheitswidrigen wie unmöglichen Gleichheit der Individuen“ stellte der Aufsatz die Forderung einer Gleichheit der Stände auf. Es gäbe zwei große ständische Gemeinschaften Adel und Landmann, Lehrstand und Bürger, d. h. Land und Stadt. Solche ständische Zusammenfassung würde es möglich machen, den Gegensatz von höheren und unteren Schichten zu überwinden.

<sup>2</sup> Frau des Historikers Johann Wilhelm Loebell, der Professor in Bonn war.

MORITZ AUGUST VON BETHMANN HOLLWEG  
AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN  
(Original)

Berlin, den 23. Januar 1852

Teuerster Freund!

Für Ihre Zeilen vom 17. und den übersandten Artikel „Der Staatsstreich“<sup>1</sup> usw. meinen herzlichen Dank. Leider hat unser Redaktions-Comité<sup>2</sup> den letzteren zu sehr im Widerspruch mit den bis jetzt über diesen und andre darin berührte Gegenstände gefunden, um ihm die Aufnahme gewähren zu können. Sie drücken darin viel mehr Hoffnung für Frankreich und Louis Bonaparte aus, als wir sagen zu können glauben, sehen in Bezug auf die deutschen Zustände schwärzer, geben auch dem „After-Constitutionalismus“ derbe Hiebe, ohne dem echten seine Zukunft anzuweisen, und geben auch in der Hauptsache, in der wir mit Ihnen ganz einverstanden sind, der Benutzung des günstigen Moments, keinen positiven Rat, nach dem doch alle Welt lechzt. Daß die Zurückgabe des Artikels Sie nicht verletzt, dazu kenne ich Sie zu gut und dafür habe ich bei meinen Freunden hier Bürgschaft eingelegt. Aber ich möchte auch nicht, daß Sie sich abschrecken lassen von fernerer tätiger Teilnahme, die Sie mit einer so schönen, wertvollen Gabe begonnen.

Die Nr. 8<sup>3</sup> versucht sich in Erteilung des so schwierigen positiven Rats, und wenn ich Sie zum voraus schon bei manchem den Kopf schütteln sehe, so bitte ich nur, der Schwierigkeiten sich dabei zu erinnern. Der erste Artikel<sup>4</sup> betrifft den Gegenstand, der nicht bloß in den öffentlichen Blättern, sondern im Cabinet leicht einen Keil herbeiführen könnte, wenn nicht unser bewährter Schwarzkünstler durch eine kühne Schwenkung sich noch auf längere Zeit

<sup>1</sup> Das Manuskript ist nicht erhalten; offenbar befaßte sich der Artikel mit dem Staatsstreich Louis Napoleons vom 2. Dezember, durch den er Präsident auf zehn Jahre und mit autokratischer Gewalt ausgestattet wurde.

<sup>2</sup> Redakteur des Preußischen Wochenblatts war Dr. von Jasmund, der aber für alle Entscheidungen von der Billigung des Geheimrats L. E. Mathis, der mit den Gerlachs und der Kreuzzeitungspartei über die Frage der deutschen Politik gebrochen hatte, abhängig war.

<sup>3</sup> Nr. 8 des Preußischen Wochenblatts trägt das Datum des 24. Januar.

<sup>4</sup> Der erste Artikel ist betitelt: „Gedanken zur Bildung einer ersten Kammer“. Es kann nicht gesagt werden, daß dieser Artikel mit den Ideen, die Mendelssohn in seinem Aufsatz „Zur Ständefrage“ geäußert hatte, übereinstimmt. Der Aufsatz in Nr. 8 schlägt eine erste Kammer vor, die aus Grundbesitzern vom König ernannt wird. Solch ein Vorschlag gefiel König Friedrich Wilhelm IV., der von einer von ihm ernannten ersten Kammer eine Stärkung seiner Stellung erhoffte. Im Gegensatz dazu waren Gerlach und die Kamarilla der Ansicht, daß der grundbesitzende Adel seine Vertreter in der 1. Kammer selbst wählen solle. Die Partei Bethmann Hollweg hoffte, daß, wegen des Gegensatzes zwischen dem König und Gerlach in dieser Frage, es gelingen könne, die Regierung unter Manteuffel von Gerlach zu trennen und zu der Bethmann Hollwegschen Seite herüberzuziehen. Der „Schwarzkünstler“ ist natürlich Manteuffel.

im Sattel zu behaupten versteht. Daß auch unsre Zustände auf diese Weise „dem Zufall“ preisgegeben sind, ist ebenso klar [?] als die Fälschung Napoleons durch die Intriguen und Kämpfe verschiedener Kräfte. Mancher reine Charakter leidet darunter.

Die Meinigen sind wohl, bis auf ein Schnupfenfieber von Anna<sup>5</sup>, das sie hindert, heute abend eine „hochadlige Gesellschaft“ bei uns zu schmücken und zu beleben. Da es natürlich lauter Capulets sind, so ist in der Person des jungen Jacob von Gerlach<sup>6</sup> eigens ein Montague bestellt, doch habe ich starkes Verbot eingelegt, daß Lilli<sup>7</sup> nicht Julia spielt. N. B. das Ganze ist *ihr* Witz, nachdem wir neulich dieses unvergleichliche romantisch-lyrische Drama im Geschmack von Kabale und Liebe geben gesehen. Es war scheußlich!

Mit herzlichem Gruß Ihrer lieben Frau  
Ihr treu ergebener  
Hollweg

[133]

MORITZ AUGUST VON BETHMANN HOLLWEG  
AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN  
(Original)

Berlin, den 31. Januar 1852

Teuerster Freund!

Obgleich ich die Freude haben werde, Sie bald hier zu sehen, so kann ich es doch nicht lassen, Ihnen für Ihren letzten Brief, seinen freundlichen und reichen Inhalt zu danken. Der Hauptgesichtspunkt Ihres Aufsatzes<sup>1</sup> ist mir in der Tat erst durch ihn klar geworden, und auch deshalb war es wohl besser, ihn nicht zu veröffentlichen, weil andern Lesern leicht dieselbe Dunkelheit geblieben wäre. Wie gern möchte ich dagegen Ihren Brief abdrucken lassen, der viele wichtige Punkte in sehr geistreicher Weise und auf das Lichtvollste bespricht, wenn er sich sonst dazu eignete. Ich bin begierig, was Sie zu dem 2. Artikel (von Mathis)<sup>2</sup> über die Kreisordnung sagen werden, der mir in Form und Inhalt gelungener scheint als der erste. Daß mein in Eile und deshalb zu breit geratener Aufsatz über Bildung einer ersten Kammer auch

<sup>5</sup> Seine Tochter Gräfin Pourtalès.

<sup>6</sup> Sohn Ludwig von Gerlachs, 1830–1908, später Kirchenpolitiker und Präsident der Missionsgesellschaft. Die Anspielung auf die Montagues und Capulets bezieht sich natürlich auf den Gegensatz zwischen der Partei Bethmann Hollwegs und der Camarilla der Gebrüder Gerlach.

<sup>7</sup> Bethmann Hollwegs Tochter Elisabeth wurde Lili genannt; sie heiratete 1866 Freiherrn Robert von Dobeneck.

<sup>1</sup> Siehe Seite 249.

<sup>2</sup> Dies ist wahrscheinlich der Artikel „Die Regierungsentwürfe zu einer Kreis- und Provinzialordnung, Teil II“, der in Nummer 9 des Preußischen Wochenblatts vom 31. Januar 1852 erschien; der erste Artikel über dasselbe Thema war in Nummer 8 vom 24. Januar erschienen. Der zweite Artikel tritt für Gleichberechtigung der Stände ein und wehrt sich gegen die Absicht der Regierung, dem Großgrundbesitz ein Übergewicht zu geben.

seinem Inhalt nach Ihre Zustimmung nicht haben würde, wußte ich voraus<sup>3</sup>; war er doch zum Teil polemisch gegen Ihre Broschüre, die mir dabei wohl erinnerlich war. Übrigens deuten Sie den Standpunkt der Beurteilung selbst an; mit Gelegenheitsgedichten nimmt man es ja nie so streng! Womit ich übrigens nicht sagen will, daß es Dichtung und nicht meine wahre Überzeugung sei. Allein, damit jetzt und in dieser Weise hervorzutreten, trieb mich eine äußere Veranlassung, die Sie kennen. Sie gehört in hohem Grade zu den Zufällen, in denen der Gang unsres Staats sich seit langem fortbewegt oder fortwälzt, die man beklagen und doch benutzen muß. Denn daß abgesehen davon, vieles andere mir in diesem Augenblick viel wichtiger und dringender erscheint, bedarf wohl nicht der Versicherung.

Gestern abend 6 Uhr wurde ich zum König befohlen und fand dort Stahl und Kleist-Retzow<sup>4</sup>. Der König besprach mit uns Dreien während 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Stunden eben diese Sache. Er erklärte sich mit dem Hollwegschen Antrag<sup>5</sup> einverstanden, ja, dankte den Antragstellern dafür und wünschte, daß die Rechte sich ihm anschließen möchte. Eine Regierungsvorlage wollte er entschieden nicht, um den Moment, wo die Regierungen so vieler Staaten durch Staatsstreiche ihre Lage zu verbessern suchen, auch nicht einmal in dieser Weise für sich auszubeuten; aus der Kammer solle es kommen und die Regierung dann zustimmen. In der Sache selbst wünscht er noch Collectivstimmen für Familien und ihren Grundbesitz, ferner einige große Städte und die Universitäten. Stahl und Kleist plaidierten für den Eintritt der Ritterschaft durch gewählte Deputierte, wogegen ich mich prinzipiell erklärte, während ich mich mit des Königs Zusatz etwa befreunden könne. – Das Ministerium will den ganzen Artikel auf den Satz beschränken: „Die Bildung der ersten Kammer steht der Krone zu“, und der König hatte zugestimmt. Wir erklärten aus einem Munde, daß damit in den Kammern nicht durchzukommen, und ich kann es nur für

<sup>3</sup> Dies ist der Artikel „Gedanken zur Bildung einer ersten Kammer“ in Nr. 8 des Preußischen Wochenblatts. Dieselben Ideen, die Mendelssohn in seinem Artikel „Zur Ständefrage“ (siehe oben Seite 248 Anm. 1) entwickelte, hatte er auch in einer Broschüre, Die ständische Institution im monarchischen Staate, Bonn 1846, ausgesprochen, obwohl auf breiterer, die Situation in England, Frankreich und Nordamerika vergleichender Grundlage. – In Nr. 10 des Preußischen Wochenblatts vom 7. Februar findet sich ein zweiter Artikel, „Noch einmal die Bildung der ersten Kammer“, in dem, ohne Namen zu nennen, Bethmann Hollweg auf seine in diesem Briefe erwähnte Unterredung mit Friedrich Wilhelm IV. anspielt.

<sup>4</sup> Friedrich Julius Stahl, Rechtsphilosoph, Professor an der Berliner Universität, und Hans Hugo von Kleist-Retzow, Oberpräsident der Rheinprovinz, waren Führer der Hochkonservativen im preußischen Parlament.

<sup>5</sup> Der Hollwegsche Antrag, der identisch mit dem Antrag Heffter ist, handelte von der Zusammensetzung der ersten Kammer; es wurde in ihm vorgeschlagen, daß die erste Kammer – außer von erblichen Mitgliedern fürstlicher Familien – aus vom König auf Lebenszeit ernannten Mitgliedern des Großgrundbesitzes, der Städte und der Universitäten und aus Mitgliedern königlicher Wahl bestehen solle. Der Antrag wurde in der ersten Kammer gegen eine starke konservative Minderheit angenommen, aber in der 2. Kammer abgelehnt.



eine Perfidie des Ministeriums halten, welches damit die ganze Sache scheitern machen wollte. Wir erhielten den Befehl, deshalb mit Minister von Westphalen<sup>6</sup> zu conferieren. Nachher sprach der König noch mit mir unter vier Augen über die Rheinische Kirchenordnung<sup>7</sup>, deren Genehmigung er befohlen (aber wie?), und besiegelte die Versöhnung durch eine herzliche Umarmung. Wenn mir damit der fortgesetzte, vertraute Zutritt, wie früher, gewährt ist, so erwarte ich davon viel. Der König ist in der Tat eingemauert wie Mutter und Kind in dem serbischen Volksliede, und wenn er durch mich über vieles die reine Wahrheit hörte, so wäre viel gewonnen. Im entgegengesetzten Falle fürchte ich um so mehr neue Unglücke, da uns die Vereinigung der Conservativen Parteien [bricht ab]

[134]

MORITZ AUGUST VON BETHMANN HOLLWEG  
AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN  
(Original)

Rheineck, den 9. August 1852

Mein teurer Freund!

Die Unruhe der letzten Tage und unsere nahe Abreise nach dem Seebade wird, wie ich fürchte, mich der Freude berauben, Sie vorher noch zu sehen, und um so mehr drängt es mich, Ihnen einen schriftlichen Gruß nach dem nahen Horchheim hinüberzusenden. Während Sie in dem einsamen Wildbad weilten, habe ich hier ein ziemlich buntes Leben geführt. Königsbesuch, telegraphische Reise nach Berlin, um den kleinen Jasmund<sup>1</sup> aus den Händen der Schutzmänner zu befreien, fast täglich Besuch auf dieser Höhe, zum Teil recht lieben, aus Bonn und aus größerer Ferne.

In der Sache, die, wie Sie wissen, mich innerlich und äußerlich am meisten beschäftigt, hatte ich Gelegenheit, sehr verschiedene Beobachtungen zu machen. Der König war an dem Tage, wo ich die Fahrt nach Boppard mitmachen und

<sup>6</sup> Minister des Innern von 1850–1858.

<sup>7</sup> Die im Rheinland bestehende Presbyterialverfassung machte, nach der Eingliederung des Rheinlands in Preußen, eine neue Kirchenordnung notwendig, und Verhandlungen darüber hatten zwischen der Preussischen Regierung und den Rheinländischen Protestanten seit 1815 stattgefunden. Die Rheinische Kirchenordnung, von der Bethmann Hollweg, der an diesen Verhandlungen einen regen Anteil genommen hatte, in diesem Briefe schreibt, war ein Entwurf, der im Januar 1851 von den Protestanten in Elberfeld gebilligt war, und der, bei Anerkennung umgrenzter Rechte des Landesherrn, den Synoden die entscheidende Rolle im Leben der Kirche zusicherte. Trotz der Zusage des Königs an Bethmann Hollweg wurde dieser Entwurf durch eine Kabinettsorder vom 13. Juni 1853 als Beeinträchtigung landesherrlicher Rechte von der preussischen Regierung verworfen.

<sup>1</sup> Julius von Jasmund, der Redakteur des Preussischen Wochenblatts, war wegen eines im Juli veröffentlichten Artikels von Polizeipräsident von Hinkeldey aus Berlin ausgewiesen worden; Bethmann Hollweg gelang die Zurücknahme der Ausweisung.

auf Stolzenfels dinieren durfte, so liebevoll und vertrauensvoll gegen mich, wie je, und über die Lage der Dinge tief bekümmert. Auch das freute mich natürlich, da es sonst nur zu oft den Schein hat, als träte der Ernst der Zeit ganz hinter den etwaigen Zerstreungen des Tages zurück. Auch die Umgebung war harmonisch, namentlich tat mir die herzliche Begrüßung unsres jedenfalls ehrlichen alten Gröben<sup>2</sup> wohl, gegen den auch der König einmal sein Herz ausgeschüttet hatte. – In Berlin aber fehlte es nicht an Beweisen schmachvoller Abhängigkeit von der Umgebung entgegengesetzter Richtung, und so lange das fort dauert, ist an keine Besserung zu denken. Manteuffel zwar ist ein verlorener Mann<sup>3</sup>, und weder seine Gesinnungslosigkeit noch sein Ungeschick wird man zurückwünschen. Aber was dann? Die Wendung der Kreuzzeitung gegen ihn in der Zollvereinsache<sup>4</sup> ist merkwürdigerweise von Stahl ausgegangen. Ein Fremdling mußte unseren Brandenburgischen Junkern sagen, daß wenn diese Position aufgegeben würde, kein Preuße sich in Deutschland mehr sehen lassen dürfe! Ich hatte sehr offene Gespräche mit ihm<sup>5</sup>, und er gab mir mehr zu als sonst; die Frau noch mehr. Ach, daß er wieder ganz er selbst würde! – Daraus haben die Zeitungen eine Annäherung des Wochenblatts an die Kreuzzeitung gemacht<sup>6</sup>. Wahr ist, daß jene uns schonen, während wir wenigstens auf den tollen Rundschauer tapfer draufschlagen.

Anna<sup>7</sup> geht es doch so gut, daß sie nächstens nach Heringsdorf reisen wird,

---

<sup>2</sup> Graf Karl von der Groeben, 1788–1876, Preußischer General, war Flügeladjutant und Freund Friedrich Wilhelms IV.

<sup>3</sup> Der Wunsch ist Vater dieses Gedankens. Manteuffel blieb preußischer Ministerpräsident bis 1858. Immerhin hatte die Kreuzzeitung in diesen Monaten einen ernstesten Konflikt mit Manteuffel, so daß das Preußische Wochenblatt am 31. Juli geschrieben hatte, daß die unwahre und unheilvolle Koalition zwischen Manteuffel und der Kreuzzeitungspartei gelöst und damit der erste Schritt zur Bildung einer neuen Regierung getan sei.

<sup>4</sup> Am 20. Juli hatte die Kreuzzeitung einen Artikel aus dem Preußischen Wochenblatt wieder abgedruckt, in dem Manteuffels Stellung zur Zollfrage scharf angegriffen wurde; schon am 19. Mai hatte die Kreuzzeitung gesagt: „Es gibt in Preußen keine politischen Parteien, wo es auf die Wahrung der Position und der Interessen des Vaterlandes auf handelspolitischem Gebiet ankommt.“

<sup>5</sup> Wohl Stahl, mit dem Bethman Hollweg in kirchlichen und 1848 auch in politischen Fragen eng zusammengearbeitet hatte; seine Frau war Julie Kindler, die für ihre politische Offenheit und Unabhängigkeit bekannt war.

<sup>6</sup> Kreuzzeitung und Preußisches Wochenblatt standen damals in gemeinsamem Kampf gegen Manteuffel, aber Bethmann Hollweg hat recht, wenn er sagt, daß das Wochenblatt die Polemik gegen die Kreuzzeitung nicht völlig aufgehoben habe, siehe die Nummern 28, 29, 30, 31, 32, 36 von Juni, Juli und August 1852. Es ist wahr, daß die Kreuzzeitung, zum Beispiel in einem Artikel vom 12. Juni (siehe auch Anm. 4 zu diesem Briefe), manchmal mildere Töne der Wochenblattspartei gegenüber anschlug, aber sie hatte die Polemik gegen das Preußische Wochenblatt nicht aufgegeben, wie Artikel vom 15., 16. und 19. Juni zeigen. Der Verfasser der am Ende jeden Monats erscheinenden „Rundschau“ war der völlig reaktionäre und isolationistische Ludwig von Gerlach.

<sup>7</sup> Gräfin Pourtalès.

und ihr Mann nach der Schweiz gehen konnte. Theodor<sup>8</sup> hat die Herrschaft Runowo im Wirsitzer Kreis gekauft, eine große Sache! doch freut es uns, daß er in tüchtige Arbeit kommt. Felix wird den Abschied nehmen und ihm helfen. Von den Hanseaten<sup>9</sup> gute Nachricht.

Daß Wildbad seine Dienste nicht vollständig getan, ist mir sehr leid. Es scheint aber, daß wir Alte in der Geduld geübt werden sollen! Grüßen Sie Ihre liebe Frau und sagen ihr, es freute mich, daß sie den Scherz verstanden und auch den alten Freund nicht verkannt habe.

Hoffentlich ist uns noch ein schöner Herbst und dann ein frohes Wiedersehen beschieden!

In treuer Freundschaft ganz der Ihrige  
Hollweg

Ihrer Frau Mutter empfehlen Sie mich wohl.

[135]

MORITZ AUGUST VON BETHMANN HOLLWEG  
AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN  
(Original)

Berlin, den 17. März 1853

Mein teurer Freund!

Ihre Hierherkunft verzögert sich, dies veranlaßt mich, diese Zeilen noch an Sie abgehen zu lassen.

Was haben Sie zu unsrer Petition in der Grundsteuerfrage und den Artikeln des Wochenblatts darüber gedacht<sup>1</sup>? Ich hoffe, Sie haben darin keinen feindlichen Gegensatz zu Ihrem trefflichen Aufsatz, sondern nur eine praktischpolitische Ergänzung gefunden, die Sie selbst nicht geben wollten.

---

<sup>8</sup> Theodor und Felix waren Söhne Bethmann Hollwegs; Runowo blieb bis 1928 im Besitz der Familie.

<sup>9</sup> Gerta und Hans von Mutius, Tochter und Schwiegersohn Bethmann Hollwegs, lebten damals in Hamburg.

<sup>1</sup> Bethmann Hollweg spielt hier auf die Artikel „Die Grundsteuerfrage“ in Nr. 19 (9. März 1853) und Nr. 20 (12. März 1853) des Preußischen Wochenblatts an; diese Artikel billigen eine Regierungsvorlage, die gleiche Zahlung von Grundsteuern vorsah, und eine Entschädigung derjenigen Rittergutsbesitzer, die auf Grundlage spezieller Privilegien Steuerfreiheit erlangt hatten. In Nr. 56 (25. Dezember 1852), S. 644–647 des Preußischen Wochenblatts war ein Aufsatz „Zur Grundsteuerfrage“ gedruckt worden, in dem nicht nur eine allgemeine Grundsteuer als ungerecht erklärt wurde, sondern auch die Beachtung zugesicherter Steuerbefreiung verlangt wird: „Es ist eine Frage der Gerechtigkeit. Wissen wir nicht gerecht zu sein, wird nie von wahrer Freiheit die Rede sein können.“ Dieser Aufsatz ist sicher von Mendelssohn. Eine Vorbemerkung der Redaktion, daß der Artikel eine „offene Frage“ diskutiere, deutet an, daß die Herausgeber des Preußischen Wochenblatts mit Mendelssohns Ansichten nicht sehr glücklich waren.

Die Fragen über Teilbarkeit und Unteilbarkeit, Freiheit und Belastung des Grundeigentums durch dingliche Gerechtsame stehen durch verschiedene Anträge der Rechten in beiden Kammern leider in dem Vordergrund. Ich erinnere mich, daß wir oft darüber gesprochen haben. Könnten und wollten Sie uns nicht vielleicht darüber vom staatswirtschaftlichen und politischen Standpunkt aus einen Beitrag geben?<sup>2</sup> Er würde uns an sich höchst wertvoll sein und überdies der penuria, da wir aus der Hand in den Mund leben, sehr zustatten kommen.

Freund Perthes wird nicht ohne schätzenswerte Erfahrungen und Beobachtungen von hier zurückkehren, wenn auch das Kammerwesen natürlich durch Beschäftigung in nächster Nähe nicht gewinnen konnte. Ostern denkt er nach Gotha und etwa Mitte April nach Bonn zu gehen, um sein Sommer-Semester nicht zu verlieren. Vielleicht schließen in letzterer Beziehung die Meinigen sich ihm an, während ich gewiß bis Anfang Mai hier festgehalten werde.

Durch Löbell, der uns soeben verläßt, haben wir erfreuliche Kunde von dem verhältnismäßigen Wohlsein der dortigen Freunde.

Wie vieles gäbe es noch zu besprechen, wenn Tinte und Feder nicht ein zu unbehülfliches Medium wären und ich nicht die Aussicht hätte, meine Gedanken in langer Frist mündlich mit Ihnen auszutauschen.

Also lassen Sie sich für heute nur obige Bitte recht warm ans Herz gelegt sein, grüßen Sie Ihre liebe Frau herzlich von uns allen und glauben mich

Ihren treu ergebenen  
Hollweg

[136]

MORITZ AUGUST VON BETHMANN HOLLWEG  
AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN  
(Original)

Berlin, den 15. Februar 1854

Ich habe in ungewöhnlicher Weise Ihre Nachsicht in Anspruch zu nehmen, mein verehrter Freund, nachdem ich mich zur Beantwortung Ihres freundlichen Schreibens vom 21. Dezember und zur Erteilung der erbetenen Auskünfte unter dem 14. Februar habe mahnen lassen. Der Grund der Verzögerung lag aber wirklich darin, daß ich Ihnen nicht mit ein paar flüchtigen Worten das Notwendige sagen mochte und durfte, sondern auf die Muße hoffte, in alter gewohnter Weise mit Ihnen Gedanken und Gefühle auszutauschen. Diese Muße wollte sich aber je länger je weniger einstellen, und

---

<sup>2</sup> Es scheint mir sicher, daß der Artikel „Über Teilung des Grundbesitzes“ in Nr. 35 des Preußischen Wochenblatts vom 7. Mai 1853 Mendelssohns Antwort auf diese Aufforderung war. Der Artikel betont Mendelssohns Grundprinzip der Notwendigkeit der Aufrechterhaltung bestehender Rechte und Gewohnheiten, so daß er im Rheinland, wo Teilung des Besitzes die Regel geworden ist, diese erlaubte, während er im Osten Unteilbarkeit des Grundbesitzes für notwendig ansah, und von Wichtigkeit nicht nur für Rittergüter, sondern noch mehr für Bauernhöfe.

so muß ich nun doch mitten im ärgsten Gedränge eine späte Abendstunde dazu benutzen, um Ihnen zu sagen, daß ich für Freundschaft nicht so unempänglich und so undankbar bin als ich scheine.

Die Zeugnisse des jungen Rückardt [?] erhalten Sie hierneben zurück, ohne daß ich ihm, leider, eine Aussicht eröffnen könnte. Meine Güter sind, wie Sie wissen, verpachtet, und Theodor gebraucht in seinem baltischen Neuland<sup>1</sup> Inspektoren von einer praktischen Erfahrung und derben Tüchtigkeit, wie sie unser civilisiertes Rheinland nicht erzeugt. Auch ist augenblicklich nicht einmal eine Stelle bei ihm vakant.

In der Tat ist mir als einem Glückskinde der Hauskauf<sup>2</sup> ungewöhnlich gelungen, und je länger wir es bewohnen, je öfter wir Kinder oder Freunde darin aufzunehmen veranlaßt sind, erweist es sich als durchaus angemessene Grundlage für diese verschiedenen Lebensbeziehungen. Und wenn Dinge dies tun, haben sie ihre Bestimmung vollkommen erfüllt. Nur die sehr schwankende Gesundheit meiner Frau läßt uns in der zweiten Beziehung weniger Vorteil von diesem bequemen Besitz ziehen, als wir unter anderen Umständen wünschen würden, und dies allein ist auch der Grund, daß wir von den Ihrigen zwar schon manche Freundlichkeit erfahren, aber sie noch durch nichts erwidert haben.

Wie vieles wäre von dem größeren Kreise meiner Interessen und meiner Tätigkeit zu sagen, der mich ganz gegen meine Erwartung und Wünsche in diesem Jahr noch tiefer in seinen Wirbel hineingezogen als in den beiden vergangenen. Manches Einzelne, was ich dabei teils gesehen, teils mitgetan, ist bedeutend und interessant genug; hoffnungsreich aber nichts. Es bleibt dabei, daß in unseren Tagen noch viel augenscheinlicher als sonst Gott der Herr eifersüchtig sich vorbehalten, die großen Entscheidungen selbst zu treffen und den Menschen nur die Rolle willenloser Werkzeuge läßt. Rückt nicht in dieser Weise, scheinbar absichtlich gegen den Willen aller Teile der furchtbare Conflict des Ostens und Westens immer näher? Ob er uns erdrücken, ob durch ein Wunder gerettet, ja, größer daraus hervorgehen lassen wird, auch das steht ganz in Gottes Hand. Nach menschlicher Berechnung müßte man unbedingt das Erste für wahrscheinlicher als das Letzte erklären.

Für die Fragen unserer inneren Politik bin ich weit tätiger als früher, weil zu Trotz der ... (?) ... Commissionsbildung, die mich ausschließt, sich immer mehr freiwillige Kreise bilden, in denen die wichtigsten Regierungsvorlagen mit einer Unbefangenheit und Gründlichkeit bearbeitet werden, wie es jene offiziellen Commissionen nur selten tun. Aber was aus diesen Arbeiten wird? Nicht mehr als aus den Arbeiten jener; und wann wird Sisyphus zur Ruhe kommen? Gott weiß es.

Daß Sie uns noch keine Aussicht auf baldiges Wiedersehn hier eröffnen

<sup>1</sup> „Baltisch“ ist ein etwas seltsamer Ausdruck für Runowo, das in Westpreußen lag.

<sup>2</sup> In Berlin.

können, ist mir doppelt leid, um der Ursache willen. Gott bessere auch das und schenke uns allen Geduld! Mit herzlichem Gruß an Ihre liebe Frau

Ihr treu verbundener  
Hollweg

Sie haben doch Nr. 50 und 51 des Wochenblatts von 1853 erhalten<sup>3?</sup>

[137]

MORITZ AUGUST VON BETHMANN HOLLWEG  
AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN  
(Original)

Berlin, November 1854

Mein verehrter Freund!

Schon sehr lange trage ich mich mit dem Gedanken, Ihnen zu schreiben, in Rheineck ist es nicht mehr dazu gekommen, und so eile ich es hier nachzuholen, ehe die gewöhnliche Winter-Unruhe über mich hereinbricht. Ich denke mir, daß in der Ferne vom Vaterlande, wo in stiller Betrachtung Ihr Blick sich ihm gewiß manchmal zuwendet, es Ihnen nicht unlieb sein wird zu hören, welche Symptome seiner inneren Entwicklung mir neuerdings vors Auge getreten; denn über seine äußeren Schicksale, die sich so verhängnisvoll ankündigen, Ihnen zu sprechen, fühle ich weniger Trieb; liegt doch das Material dazu Ihnen so gut wie mir vor und leben wir doch noch immer in der mit 1848 beginnenden Epoche unerwartet und ruckweise fortschreitender Ereignisse, deren Ziel sich jeder Berechnung entzieht.

Von jenen Symptomen war mir ein rein erfreuliches der Kirchentag in Frankfurt<sup>1</sup>. Unter heimlichen Gegnern dieses Einigungspunktes in unserer

<sup>3</sup> Das sind die Nummern vom 13. und 20. August, die sich mit der orientalischen Frage beschäftigten und ein Zusammenstehen der Mächte gegen Rußland forderten. Das war im Februar 1854 eine Frage von aktueller Bedeutung und sie führte im März 1854 zum endgültigen Bruch des Königs mit der Wochenblattspartei. Bethmann Hollwegs Schwiegersohn Pourtalès hatte im preußischen Außenministerium an der orientalischen Frage gearbeitet und war für ein vorsichtiges Zusammengehen mit Österreich und den Westmächten eingetreten. Dies erregte den Zorn Friedrich Wilhelms IV., der durch eine Gegenaktion der Camarilla verstärkt wurde. Der politische Gegensatz führte zu persönlichen Anklagen, die Bethmann Hollwegs und Pourtalès' Beteiligung an der Politik endeten.

<sup>1</sup> Durch seine Schrift Vorschlag einer evangelischen Kirchenversammlung im laufenden Jahre 1848, Bonn 1848, hatte Bethmann Hollweg einen entscheidenden Anstoß gegeben zur Einberufung einer Versammlung, zu der „eingeladen sind alle, die auf dem Grunde des evangelischen Bekenntnisses stehen“ (Zitat aus Bethmann Hollwegs Eröffnungsrede). Dieser erste evangelische Kirchentag war im September 1848 in Wittenberg zusammengetreten; er umspannte die verschiedensten Richtungen in der evangelischen Kirche, Stahl und die Gerlachs sowohl wie liberale Theologen nahmen teil. Der Evangelische Kirchentag des folgenden Jahres, der auch in Wittenberg abgehalten wurde, war unmittelbar gefolgt von einem Kongreß der Inneren Mission; Bethmann Hollweg war Präsident des Zentralaussschusses der Inneren Mission. Evangelischer Kirchentag und Innere Mission tagten zusammen auch in den folgenden

kirchlichen Zerrissenheit wie unter aufrichtigen Freunden desselben war vorher der Gedanke aufgetaucht, die Sache müßte in jährlicher Wiederholung sich überleben; wer hätte nicht gesorgt, sie möge schon diesmal dies hypokratische Antlitz zeigen! Vielleicht hat man auch Ihnen in der Schweiz, wie Brandis, gesagt: „wie schweren Kampf ich gegenüber dem reaktionären Streben unsrer deutschen Puseyiten<sup>2</sup> gehabt.“ Nichts von alledem, sondern das gerade Gegenteil trat ein. Die Hauptvertreter der strengen Richtung, Stahl und Hengstenberg<sup>3</sup>, wohl im Gefühl, daß hier ihr Terrain nicht sei, waren ferngeblieben; es herrschte in den Vorbereitungen der Ausschüsse wie in der großen Versammlung eine früher kaum empfundene Einigkeit, vor allem der entschiedene Trieb, dies Mittel der Anregung und Förderung des kirchlichen Lebens auch in Zukunft nicht fallen zu lassen, so daß wohl keiner schied ohne das Bekenntnis, daß es einer der schönsten und gesegnetsten Kirchentage gewesen sei. Seine Bedeutsamkeit lag übrigens mehr in inhaltsreichen Vorträgen als in interessanter Debatte. Ein mehr als zweistündiger Vortrag des Generalsuperintendenten Hoffmann<sup>4</sup> „über den rechten Gebrauch der Bibel in Kirche, Schule und Haus“, mit dem die Verhandlungen begannen, zeigte diesen bedeutenden Mann in der ganzen Fülle, Tiefe und Weite seiner theologischen Durchbildung und befriedigte trotz seiner Länge in dem Maße, daß die möglichste Verbreitung desselben durch den Druck schon beschlossen wurde. Am zweiten Tage vermerkte auch der Vortrag des trefflichen J. Müller<sup>5</sup> aus Halle „über das Verhältnis der bürgerlichen Gesetzgebung über Ehe und Ehescheidung zu den Grundsätzen des Evangeliums und der evangelischen Kirche“ ein nicht gewöhnliches Interesse, und selbst die ziemlich oberflächliche juristische Ergänzung desselben durch den etwas eitlen und vorlauten Dr. Thesman<sup>6</sup> aus Köln imponierte den Theologen durch die Neuheit und das Frappante des Stoffs. –

Vielleicht hat man Ihnen von Bonn geschrieben, daß der dort so allgemein verehrte Prof. Steinmeier<sup>7</sup> mit seiner „Rechtfertigung der Kindertaufe“ einen

---

Jahren: Stuttgart (1850), Elberfeld (1851), Bonn (1852), Berlin (1853), Frankfurt (1854), Lübeck (1856), usw.

<sup>2</sup> Edward B. Pusey, Führer des Oxford Movement, das auf eine Katholisierung der Anglikanischen Kirche hinzielte.

<sup>3</sup> Ernst Wilhelm Hengstenberg, Professor der Theologie in Berlin, Herausgeber der Evangelischen Kirchenzeitung, Vertreter einer orthodoxen Richtung im Protestantismus.

<sup>4</sup> Wilhelm Hoffmann, 1806–1873, Generalsuperintendent der Kurmark, Hof- und Domprediger in Berlin.

<sup>5</sup> Julius Müller, 1801–1878, Professor der Theologie in Halle; „die Wiedertrauung geschiedener Personen“ war das Thema seiner Rede. Er opponierte Wiedertrauung.

<sup>6</sup> Friedrich H. J. Thesman, Jurist, der 1853 eine Broschüre über Die Stellung des Staates und der evangelischen Kirche in Sachen der gemischten Ehen veröffentlicht hatte.

<sup>7</sup> Franz Ludwig Steinmeier, 1811–1900, wurde 1854 Professor der Praktischen Theologie in Bonn, 1858 Professor der Theologie und Universitätsprediger in Berlin.

Mißton hervorgerufen und selbst dabei den Kürzeren gezogen habe. Schon die Stellung des Themas, die nicht von mir herrührte, führte mindestens die Gefahr einer überwiegend theoretischen, die Schrullen unsrer Theologen unerquicklich offenbarenden Diskussion mit sich. Steinmeiers Thesen, die er mir vorher mitteilte, faßten zwar überwiegend die praktische kirchliche Seite ins Auge; aber in der Begründung derselben verführte ihn sein exegetisch-dogmatisches Interesse zur Entwicklung einer ihm ganz eigentümlichen, neuen und höchst einseitigen Vorstellung von der mystischen Wirkung der Taufe, die natürlich der Anfechtung nicht entgehen konnte. Die Energie des Geistes, die Wahrheitsliebe und Unabhängigkeit dem kirchlichen Lehrbegriff gegenüber erweckte zwar ein lebhaftes Interesse für den Redner; aber daß er so bei allem Streben nach biblischer Objektivität höchst subjektiv nur eine Seite der Schriftzeugnisse willkürlich herausgenommen, daß er bei dem Bekenntnis, kein Philosoph zu sein, eben deshalb ohne es zu wissen in aristotelischen Kategorien, die in diesem Gebiet nicht ausreichen, sich verstrickt, mußte ihm um so bestimmter gesagt werden, je entschiedener er aufgetreten war, und je mehr von seiner edlen jugendlichen Kraft Mut und Demut genug erwartet werden konnte, um sich weder besiegen noch erbittern zu lassen. Auch war sein Benehmen durchaus edel, und als ich ihm, ohne Abstimmung über die theologische Frage, den allgemeinen und warmen Dank für seinen anregenden und belehrenden Vortrag votieren ließ, durfte ich hoffen, ihn versöhnt scheiden zu sehen. Schade, daß der Mann so kränklich ist, sonst würde seine eigene Entwicklung und sein Einfluß auf andere noch reiner vonstatten gehen. —

In den Tagen der Inneren Mission<sup>8</sup> war neben einem übersichtlichen Bericht von Wichern das Zeugnis des frommen Prälaten Kapoth aus Stuttgart wider die Spielbanken und das Lotto das Hervorragendste; auch wohl nicht ohne Wirkung. Wenigstens melden die Zeitungen, daß Preußen die Erneuerung des früher von Württemberg gestellten Antrags am Bundestag und des Beschlusses der Nationalversammlung beabsichtige. In der Tat ist es eine Schmach des Vaterlandes, daß dem Auswurf des benachbarten Frankreichs gestattet wird, uns diese Pest zu bringen, daß deutsche Regierungen davon an dem für die unteren Stände noch gefährlicheren Lotto schnöden Gewinnst ziehen. — Vielleicht können Sie beim Kirchentag auch noch mit mir persönlich fühlen, wie wichtig und erfreulich es mir war, meiner Vaterstadt, die in ihrer merkantilistischen Veräußerlichung einer Erinnerung an das höchste geistige Gebiet des Denkens, Fühlens und Wirkens so sehr bedürftig ist, diesen Segen in so reichem Maße zugewandt zu sehen. Möchte es bleibende Frucht tragen!

Wenn nur nicht auf diesem Gebiete selbst die Strömungen so sehr conträr wider einander liefen! Sie werden mir einwenden, daß eben dieser Kampf der Geister dem *Geistesleben* notwendig inhäriere, und ich kann es nicht leugnen. Ich bin selbst unbefangen genug, um die Richtung, die nicht die meinige ist,

---

<sup>8</sup> Siehe Seite 257 Anm. 1.



ich meine, die eben jetzt herrschende confessionelle<sup>9</sup>, ihr bedingtes Recht, namentlich als natürliche Reaktion gegen die philosophische Verflüchtigung der geschichtlichen Tatsachen, als praktische Forderung der Gemeinde gegenüber einer nie fertig werdenden (gläubigen) Theologie, zuzugestehen. Aber in dem Kampf gegen das Irrtümliche darin wenigstens mit dem Herzen beteiligt, kann ich auch der schmerzlichsten Wahrnehmung doch nicht entgehen, daß dieselbe himmlische Wahrheit, die vor 300 Jahren uns zur Befreiung des Geistes von Gott geschickt wurde, nun abermals zu einem Gesetztum verkehrt wird, durch welches das Lebendige verknöchert und das Tote nicht belebt werden kann, das die tiefe Kluft, die unsere gebildeten Kreise spaltet, erweitern und eine verderbliche Reaktion des Unglaubens vorbereiten muß.

Tröstlich sind dabei solche Erscheinungen, die diesen Unsegen abzuwenden bemüht sind. Außer dem fortgehenden Einfluß der trefflichen Männer hier, Twestens, Rottmanns, Nitzsches, dem die bedeutende Stelle eines Probstes von Berlin, die Ross hatte, ziemlich gewiß ist und damit eine erhebliche Verbesserung seiner äußeren Lage, war mir neuerdings das schöne Buch von J. Müller, „Wesen und göttlicher Trost der evangelischen Mission“, eine solche tröstliche Erscheinung. Mit voller überzeugter Anerkennung des Gewinns, der für die Kirche in dem Festhalten an/oder der Rückkehr zu dem reformatorischen Wahrheitsschatz liegt, wendet er sich an die lutherisch gesinnten Männer der Landeskirche und sucht sie für eine Einigung im Trachten nach dem gemeinsamen Hauptziele zu gewinnen. Eine Entgegnung in Hengstenbergs Kirchenzeitung, die die Gerechtigkeit und Milde seines Standpunktes anerkennen mußte, ist ein Zeugnis für die Kraft der Wahrheit, die sich in seinen Tugenden kund gibt; und nur durch solche „Beweise des Geistes und der Kraft“, denke ich, kann die gute Sache des freien und befreienden Evangeliums gefördert werden. –

Ein weniger erfreuliches Gegenbild ist, meines Dafürhaltens, die Denkschrift der Göttinger Fakultät, durch welche der unruhige Eifer meines lieben Dorner<sup>10</sup> diese Körperschaft in einen ungünstigen Kampf mit der lutherisch erregten Landesgeistlichkeit des Königreichs verwickelt hat. Denn was will sie gegen die Angriffe Einzelner, die sie selbst provoziert hat, nun machen? was darauf erwidern, wenn ihr vorgehalten wird, daß ihre Mitglieder tatsächlich entschiedene Freunde der Union sind, daß die Fakultät selbst verhältnismäßig einflußlos außerhalb der vorherrschenden Geistesströmung steht, und daß die streng Lutherischen die billige Forderung stellen, auch ihre Richtung auf der Landesuniversität vertreten zu sehen? –

<sup>9</sup> Er meint die von Stahl und Hengstenberg vertretene, streng dogmatische Richtung in der evangelischen Kirche.

<sup>10</sup> Isaak August Dorner, 1809–1884, seit 1853 Professor der Theologie in Göttingen, verfaßte 1854 für die Theologische Fakultät der Göttinger Universität zwei Denkschriften, die eine einseitig-lutherische Einstellung des Universitätsunterrichtes ablehnten. Anlaß zu diesen Denkschriften waren Angriffe Hannoverscher Geistlicher gegen die liberale Theologie des Göttinger Theologie-Professors Friedrich Lücke.

Schwerlich wird auch Bunsen<sup>11</sup>, der von Heidelberg über den Rhein nach Göttingen seinem edlen Freunde Lücke zu Hülfe geeilt ist und mir im Siegeston von dieser Fahrt schreibt, ihnen wesentliche Hülfe bringen. Die Erscheinung dieses interessanten Mannes im Vaterlande ist merkwürdig genug. Der Lebensmut nach abermaligem Sturz<sup>12</sup>, die jugendliche Geistesfrische in den 60-er Jahren, die Universalität seines Wissens und Strebens und die edle Gesinnung, die das Herz gewinnt, machen wirklich aus ihm eine Persönlichkeit, einzig in ihrer Art. Und mit diesen Eigenschaften greift er an einem der Lebenspunkte des Vaterlandes sehr tätig in alle Richtungen desselben, Politik, Kirche, Wissenschaft, ein. Daß er die vaterländischen Zustände in ihrer Wirklichkeit nicht kennt, auch bei seiner subjektiv-idealistischen Richtung nie recht kennenlernen wird, könnte seinen Einfluß bedenklich erscheinen lassen. Allein, da es ihm nicht so leicht gelingen wird, seinen Landsleuten wie den Engländern zu imponieren, so wird es doch wohl bei Impulsen, bei einer Anregung, die den Deutschen recht nützlich ist, bleiben und eine *dauernde* Entwicklung dieses liebenswürdigen und begabten Flattergeistes so wenig auf geistigem als auf praktischem Gebiete stattfinden. —

Was sagen Sie denn dazu, daß sein alter Freund Brandis<sup>13</sup>, der über ihn sehr klar sieht, sich auch in einer ganz neuen Bahn versucht? Seine Bitte um meinen Rat kam mir zu spät zu; denn ich fühlte mich doch im Gewissen gedrungen, ihm zu bezeugen, daß mir nichts als der angenehme Winteraufenthalt in Berlin, das er so liebt, dafür, und vor allem die Pflicht, seine Geschichte der griechischen Philosophie nicht unvollendet zu lassen, entschieden dagegen spreche. Er tröstet sich, und der Schelm Perthes, der es eingerührt, tröstet ihn damit, daß er neben den Kammersitzungen Muße genug zu literarischen Arbeiten finden wird; und, wenn er es anders befindet, erklärt er übers Jahr niederzulegen, sei's auch, daß er davonlaufen müßte. Mit der Lebenslänglichkeit ist es ohnedies nicht so ernst gemeint, wie Sie wissen, wie denn überhaupt diese Schöpfung niemand befriedigt. Wir beide können uns wenigstens miteinander trösten, da sie weder meine idealistische Pairie noch Ihre sehr realistische Vertretung der ländlichen Interessen darstellt.

Auf der Grenze des geistigen und politischen Gebiets liegt eine Erscheinung, die in verschiedenem Sinn besprochen wird, die neuesten 3 Regulationen für unser Elementarschulwesen<sup>14</sup>. Die Kreuzzeitung erhebt sie in die Wolken, der

---

<sup>11</sup> Bunsen, der wegen seiner anti-russischen Haltung von seinem Posten als Preussischer Gesandter in London in 1854 abberufen war, hatte sich in Heidelberg angesiedelt.

<sup>12</sup> Sein erster „Sturz“ war die Rückberufung aus Rom, siehe oben Seite 116 Anm. 6.

<sup>13</sup> Brandis war zum Mitglied der ersten Kammer ernannt worden.

<sup>14</sup> Die Preussischen Regulative vom 1., 2. und 3. Oktober 1854 betonten den christlich-nationalen Zweck der Schulerziehung und Erziehung zum Denken, die durch Beschränkung des Lehrstoffes auf wenige Fächer erreicht werden sollte. Anton

Liberalismus und Rationalismus vulgaris, der z. B. durch Onkel Spener laut wird, sieht auch darin einen bedenklichen Rückschritt. Ich bin sehr begierig sie gründlich kennen zu lernen und danach zu beurteilen, ob Stiehl, ihr Verfasser, wie z. B. viele andre auch, der herrschenden Zeitrichtung Conzessionen gemacht hat, oder nur eine Vereinfachung empfiehlt, nachdem der Vervollkommnungstrieb auch auf diesem Gebiet bis zum Aberwitz geführt hatte.

Dieses zugestanden, tut es mir doch immer weh in Erinnerung an die trefflichen Männer, Nicolovius, Süvern und andere, die das preußische Schulwesen mit der Monarchie neu aufbauen geholfen, an ihre jüngeren Gehülfen, die ich in ihrem rüstigen Streben bei Pestalozzi, in ihrer späteren auch christlichen Richtung ganz persönlich gekannt habe, wie die jetzigen Machthaber nicht bloß ihre Verfehlungen berichtigen, sondern pharisäisch auf diese Vergangenheit herabsehen, als wenn die Elementarschule und das Seminar jetzt erst und durch sie „christlich“ geworden. Freilich, wenn der christliche Stolz, ich möchte sagen, die Dicke, in welcher dieser aufgetragen wird, entscheidet, so haben sie recht. Allein, ich denke, so gewisse es „ein festes prophetisches Wort“ aus Gottes Munde gibt, das allein dem tiefsten Bedürfnis des Menschen nach Wahrheit und Heil, dem religiösen Bedürfnis reine Befriedigung gewährt, so gewiß ist es nicht das Maß des von dahier gegebenen historischen Stoffs, sondern die Stellung des Herzens zu dem Mehr oder Weniger, was man davon empfangen, die den persönlichen sittlichen Wert, den Wert alles menschlichen Tuns, an sich bestimmt. Und dies scheinen selbst die Führer der Zeitrichtung zu vergessen. –

Doch genug, vielleicht schon zuviel von Dingen, die mich wohl noch mehr als Sie bewegen. Nehmen Sie es wenigstens als Beweis, daß ich mit Ihnen gern mein Bestes teile. Von den Meinigen, für die Sie ja stets freundliche Teilnahme gezeigt, kann ich zu dem letzten Briefe meiner Frau an die Ihrige, der ohne Zweifel ausführlich davon gehandelt hat, nachtragen, daß die Oberhofer Gesellschaft, die Sie seinerzeit durch Ihren Besuch erfreut, über die Alpen gezogen, um am Adriatischen Meerbusen die südlichen Lüfte aufzusuchen, die Sie am Ligurischen genießen. Hier haben wir bei der Übersiedlung vor 2 Tagen Felix und Isabella<sup>15</sup> mit ihrem kleinen Max in einem sehr freundlichen Quartier in der Köthenerstr. etabliert gefunden, und gehen so dem Winter, der in undurchdringlichem Nebel vor uns liegt, mit der Hoffnung entgegen, wenigstens im engsten häuslichen Kreise auch mit einigen treuen Freunden für manches Gute zu danken.

Ihre Frau Mutter, die ich heute besuchte, scheint sehr wohl; und mit großer Freude habe ich in Ihrem neuesten Brief von der höchsten Palme, deren Schatten Sie gegen die stechende Novembersonne schützt, von der schönen Küsten-

---

Stiehl, 1812–1878, Geheimer Oberregierungsrat im Kultusministerium, war Verfasser dieser Verordnungen.

<sup>15</sup> Felix von Bethmann Hollweg war mit Isabella von Rougemont verheiratet.

landschaft und vor allem von Ihrem Wohlsein gelesen. Gott erhalte es und führe Sie uns im Frühjahr völlig genesen zurück. Ihre liebe Frau grüßen Sie von mir und den Meinigen herzlich.

Ganz der Ihre  
Hollweg

[138]

MORITZ AUGUST VON BETHMANN HOLLWEG  
AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN  
(Original)

Rom, Januar 1856  
Adr. Trinità de' Monti  
Nr. 18

Mein teurer Freund!

Geraume Zeit schon bin ich hier unweit des Tyrrhenischen Meeres<sup>1</sup>, während Sie an der Ligurischen Küste weilen, und obgleich eine Welle beide Ufer bespült, ist noch kein Wörtchen zwischen uns gewechselt worden. Das will mir auf die Länge doch zu widernatürlich erscheinen, und so breche ich das Schweigen zuerst in der Hoffnung, daß mein Brief Sie auch ohne genauere Adresse und unfrankiert erreichen wird. (Eben höre ich, daß Elisabeth an Aminta geschrieben und lege meinen Brief ein, damit er Sie um so sicherer erreicht.) Vielleicht ist es Ihnen durch unsere Venetianischen Kinder und deren Eltern, die, wie wir erst kürzlich erfahren, noch in Nizza sind, bekannt geworden, daß wir am 1. November bei heftigem Schneegestöber im offenen Schlitten, doch glücklich den Splügen passiert, 2 Tage in Mailand, 8 in Genua mit großem Genuß gewohnt und dann nach einer glücklichen Seefahrt am 11. XI. hier in der „ewigen Stadt“ angekommen sind. Die erste Sorge, eine gute und schön gelegene Wohnung zu gewinnen, ward rasch behoben. Hart an der obersten Stufe der Spanischen Treppe in dem umgebauten Haus, dessen Sie sich gewiß erinnern, secondo piano, übersehen wir aus unseren Fenstern Rom bis zum Kapitol und St. Peter und haben fast vor unserer Tür den reizenden Spaziergang auf Monte Pincio. Auch an leidlichem Comfort des Lebens im übrigen fehlt es nicht. Der Winter steht überwiegend unter der Herrschaft der Tramontana, bietet oft mehr helle als trübe Tage; eine Barouche führt uns, wohin wir wollen, und über Rom mit seinem Reichtum, mit seiner herzugewin-

---

<sup>1</sup> Der Krimkrieg, in dem die Männer der Wochenblattspartei vergeblich versucht hatten, Preußen gegen Rußland mit den Westmächten zu alliiieren, brachte die Konflikte zwischen Camarilla und Regierung Manteuffel zum Ende, und die Versuche der Wochenblattspartei, unter Friedrich Wilhelm IV. zur Macht zu kommen, mußten als endgültig gescheitert angesehen werden. Bethmann Hollweg verlor 1855 sein Abgeordnetenmandat, und er und seine Freunde zogen sich zeitweilig aus der Politik zurück. Sein Schwiegersohn Graf Albert Pourtalès verlegte seinen Wohnsitz für einige Jahre nach Venedig. Bethmann Hollweg selbst reiste mit seiner Frau, seiner Tochter Gerta, die mit Hans von Mutius verheiratet war, und seiner noch unverheirateten Tochter Elisabeth für neun Monate nach Italien.

nenden, großartigen Ruhe und Schönheit, die ich Ihnen nicht zu beschreiben brauche. Ich kann mir denken, wie glücklich Sie mit den edlen Boisserées<sup>2</sup> hier gehaust.

Solche Freunde freilich fehlen uns; aber dafür sind wir 4 uns selbst genug und finden doch auch unter den zahlreichen Landsleuten, hier einheimischen und fremden, Manches, was uns erfreut. Vor allem meine noch immer schöne und unglaublich lebendige liebe Nichte Grunelius mit 3 Töchtern, das Thiele'sche Ehepaar<sup>3</sup>, das sich nur zu liebenswürdig allem hingibt und für den näheren Umgang kaum zu haben, der treffliche Gesandtschaftsadjunkt Heinz, und viele andere. Hemmend ist das äußerst wechselnde Befinden meiner Frau; auch Gerta will geschont sein, überhaupt das eigentümliche Klima beachtet sein. Sonst haben die Meinigen an dem vielen Schönen und Interessanten, das Rom bietet, eine ebenso lebthafte erste Freude, als ich sie zum drittenmal empfinde, doppelt empfinde in dieser Gemeinschaft.

Einen größeren Gegensatz der Umgebung gibt es freilich nicht, als den ich in den letzten 4 bewegten Jahren und jetzt durchlebe. Indes habe ich noch Biegsamkeit genug, um die Erinnerung an eine äußerlich wenigstens erfolglose, wenn auch nicht vergebliche Tätigkeit mit allem Schmerzlichen, was sie selbst und ihre successive Auflösung mit sich führte, im Lethestrom der schönen Gegenwart völlig untergehen zu lassen, und in dieser reichen Muße keine Leere zu empfinden. Die großen Interessen des Vaterlandes in Staat und Kirche kann und soll man zwar nicht vergessen; und an Schmerz fehlt es da nicht, *mentre il danno e la vergogna dura*; auch an einigen Nachzüglern früherer Arbeit fehlt es nicht ganz. Aber der Hauptsache nach gelingt es mir, diesen Abschnitt als eine Zeit der Erfrischung, der Beruhigung des Gemütes, der Klärung des Auges zu benutzen, indem ich ruhig abwarte, ob und was Gott mir ferner noch in diesem Leben zu tun geben wird. So habe ich denn im Vertrauen auf Ihre bewährte Freundschaft und Teilnahme Ihnen einiges von unserem äußeren und meinem inneren Leben geschrieben und hoffe, wenn es Ihnen zuviel war, daß Sie sich bald rächen und mir noch viel mehr aus ihrem Leben in dem schönen Nizza maritima mitteilen.

Durch eine hier weilende Genfer Familie Gautier<sup>4</sup> weiß ich, daß diese Stadt dorten stark vertreten ist, und ohne Zweifel haben Sie manchen gebildeten und angenehmen Umgang daher empfangen. Insbesondere möchte ich Ihnen Herrn Thomas<sup>5</sup> empfehlen, der mich durch die Ursprünglichkeit und

---

<sup>2</sup> Siehe Seite 115.

<sup>3</sup> Wohl Heinrich Thiele, 1814–1886, Hof- und Domprediger in Braunschweig, der von 1840–1847 Gesandtschaftsprediger in Rom gewesen war und sich 1851 mit Elisabeth Hetzler aus einer bekannten Frankfurter Kaufmannsfamilie verheiratet hatte.

<sup>4</sup> Eine bekannte Genfer Familie, zu der gerade damals hervorragende Wissenschaftler zählten; Näheres läßt sich nicht feststellen.

<sup>5</sup> Der Name ist nicht klar leserlich, und es kann nicht festgestellt werden, wer gemeint ist.

Geradtheit seines Wesens anzieht. Obgleich einer der tätigsten und vermögsten Mitglieder der Société Evangélique und sehr entschieden in seiner christlichen Gesinnung, ist er doch freier als viele seiner Freunde von dem, was wir Genfer Pietismus nennen würden. Sehen Sie ihn, so grüßen Sie ihn herzlich von mir.

Aus der Heimat hören wir im ganzen wenig. Welchen Erfolg Bunsen<sup>6</sup> mit seinen „Zeichen der Zeit“ erlebt, ist Ihnen bekannt; ebenso Krummachers Polemik dagegen, und die ohne Zweifel noch schärfer kritische, die von Stahl zu erwarten ist. Ich bedaure nur den edlen Cornelius<sup>7</sup> hier, wo alles ihm<sup>8</sup> Beifall klatscht; so wie ich natürlich nicht alles unterschreibe. Aber in der religiösen Freiheit hat er allerdings den Punkt getroffen, auf dem unsere Zeit am reizbarsten ist, wo der „evangelische“ Staat noch eine große Aufgabe zu lösen hat und wo die augenblickliche Herrschaft eines falschen Autoritätsbegriffes die Lösung retardiert.

Ihre liebe Frau grüßen Sie herzlich von mir, empfehlen mich gelegentlich Graf und Gräfin Pourtalès und glauben mich ferner

Ihren treu ergebenen

Hollweg

Meine Frau ist heute durch Vorbereitung einer Soirée am Schreiben verhindert worden und bittet Ihre Frau, liebenswürdig sie durch einen ersten Brief zu erfreuen.

[139]

MORITZ AUGUST VON BETHMANN HOLLWEG  
AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN  
(Original)

Rom, den 13. März 1856

Teurer Freund!

Ich will Rom nicht verlassen, ohne Ihnen noch für Ihren Brief vom 20. Januar zu danken und den Faden des freundlichen Zwiegesprächs übers Meer fortzuspinnen, an dem mittlerweile auch Frauenhände mit dem ihnen eigen-

<sup>6</sup> *Bunsens Zeichen der Zeit*. Briefe an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde waren 1855 erschienen. Sie stellten einen Angriff gegen Katholizismus, aber auch gegen die lutherische Orthodoxie von Stahl und Hengstenberg dar. Friedrich Wilhelm Krummacker, 1796–1868, Hofprediger in Potsdam, ein Freund Bethmann Hollwegs, kritisierte die Bunsensche Schrift als zu rationalistisch in mehreren Schriften „Vernunft und Offenbarung“, „Bunsen und Stahl“, während Stahl in seiner Streitschrift „Wider Bunsen“ die Notwendigkeit eines streng dogmatischen Protestantismus betonte.

<sup>7</sup> Der Maler Peter Cornelius war ein Freund Bunsens in dessen römischer Zeit gewesen, hatte sich aber durch seinen Übertritt zum Katholizismus von ihm entfernt.

<sup>8</sup> Bunsen.

tümlichen Geschick tätig waren. So ist Ihnen bereits bekannt, daß unser römische Aufenthalt in gleicher Weise glücklich und angenehm verlaufen, ja, sowohl im Hause durch meines Schwiegersohns Hans von Mutius' Ankunft, als außerhalb durch manche neue oder doch nähere Bekanntschaft bereichert worden ist. Nun es zu Ende geht, drängt sich alles noch mehr und fast beängstigend zusammen, so daß wir, in dem schönen Neapel nach Ostern angelangt, im reinen Naturgenuß noch ruhiger auf den hier empfangenen Reichtum zurückblicken werden. Daß Ihr Leben zwar einfacher, aber keineswegs arm an reinen und edlen Genüssen verläuft, und daß vor allem das Klima von Nizza sich abermals als heilsam bewährt, haben wir mit großer Freude aus Ihrem und Ihrer Frau Briefe erfahren.

Möge es uns zuteil werden, im Vaterland die mancherlei Erfahrungen auszutauschen, die uns beiderseits im Süden den Winter glücklich vergessen ließen. Nur die Mißklänge feindlicher Kämpfe der Großen<sup>1</sup>, die uns die Herzen erbittern oder erkälten, kommen wohl zu Ihnen wie zu uns aus der Heimat herüber. Ihr Zweifel, ob es den Kämpfenden voller Ernst sei, ob sie wohl *für* ihre Überzeugung oder *auf sie* zu sterben bereit sein würden, liegt bei eigentlich religiösen Fragen sehr nahe. Leider ist aber diese Festigkeit der Überzeugung in unserer Zeit äußerst selten, und auch in diesen seltenen Fällen wird sie sich auf Gegenstände beziehen, über die Stahl und Bunsen einig sind. Denn selbst der Erste sagt: „Für die einzelne Seele ist nichts fundamental, als bloß der letzte glimmende Glaubensfunke, den nur Gott versteht, und der sich in keinem Artikel formulieren läßt.“ Allein daß der dogmatische Kampf über dies Minimum beseligender Wahrheit hinausgeht, hat doch auch seine Berechtigung in dem unaufhaltsamen Streben des menschlichen Geistes nach Wahrheit auf diesem höchsten wie auf anderen Gebieten; und in dem vorliegenden Falle ist es nicht einmal ein solcher, sondern ein Kampf um Freiheit und Autorität auf geistigem Gebiete, Dinge, bei denen jeder, was auch seine materielle Überzeugung sei, interessiert ist, und die insbesondere unsere Zeit tief berühren.

Da ist es dann freilich betrübend, daß zwei so bedeutende Männer wie die genannten diese zwei Grundbegriffe der Sitten- und Erkenntnislehre jeder in seiner Weise mißverstehen und dadurch die Verwirrung vermehren. So wenigstens erscheint es mir, und ähnlich urteilen, wie ich höre, unsere Freunde in Bonn und Berlin. Nur insofern eine Erschlaffung der Geister, die die falschen Autoritätslehren sich zunutze macht, die Signatur der Zeit ist, möchte man die Erschütterung, die Bunsens stürmischer Angriff erzeugt und die Gegner nicht minder gewaltsam zurückgeben haben, heilsam nennen. Was Sie mir von Thomas und seinem Kreise sagen, überrascht mich nicht, und ich würde mich ihm gegenüber nicht viel anders als Sie verhalten. Es ist diese Predigtsucht frommer und mehr oder weniger begabter Laien jedenfalls ein Anachronis-

---

<sup>1</sup> Siehe Seite 265 Anm. 6. Bezieht sich auf den Disput über religiöse Fragen zwischen Bunsen und Stahl.

mus, nachdem das Lehramt mit tieferer Erkenntnis auch des Glaubens wieder teilhaftig geworden, und sollte billig, wie es in Deutschland täglich geschieht, einem vielseitigeren Tun zur Erneuerung und Belebung jeglicher christlichen Ordnung Platz machen. Denn auch das Tun jener wackren Schweizer scheint nach wie vor den einseitigen Charakter der „Evangelisation“ zu behaupten. Ob gegenwärtig, wo religiöse Interessen soviel besprochen werden, mehr echte Frömmigkeit vorhanden sei als früher? Wer möchte das behaupten und wer verneinen? Denn es läuft auf das oben von Stahl erwähnte Fünkeln im Herzen hinaus, über das Menschen kein Urteil zusteht. Nur der einfachen uns zu Gebote stehenden Mittel, vor allem reinerer und tieferer Erkenntnis des göttlichen Wortes im Vergleich mit jener früheren Zeit haben wir uns, meine ich, dankbar zu freuen, und der Verpflichtung, die dieser Vorzug uns auferlegt, nicht zu vergessen. —

Interessant ist mir jene Frage insbesondere in Bezug auf das so sehr begabte und doch so verkannte Volk, unter dem ich jetzt lebe. Bei der überwiegenden Äußerlichkeit des Katholizismus ist natürlich weder von dessen Verfall durch revolutionäre Strömungen noch von der Restauration, die sich hier wie anderwärts besonders in den höheren Kreisen zeigt, ein sicherer Schluß auf das mehr unsichtbare Leben der Menschen zulässig. Ein Symptom läßt mich aber doch einen gewissen Anfang von Besinnung annehmen, nämlich wie der gebildete Teil desselben zu ihrem größten Dichter, Dante, steht. Im vorigen Jahrhundert schätzte man ihn nur als charakteristischen Maler fantastischer, meist nur seine höllischen Szenen. Jetzt befreundet man sich auch mit dem positiv-christlichen Gehalt seines großen Gedichtes und fühlt, daß selbst die politische Zukunft dieses schönen Landes nicht bloß von der richtigeren Unterscheidung des geistlichen und weltlichen Amtes, deren Vertreter Dante ist (*Di'oggimai, che la chiesa di Roma Per confondere in se due reggimenti Cade nel fango e se brutta e la soma!*)<sup>2</sup>, sondern von göttlicher Fügung und dem Glauben an sie abhängt. So waren in wenn nicht ausgezeichneten, doch ganz artigen Poesien, die wir Don Francesco Torlonia<sup>3</sup>, einen Neffen des Banquiers, und eine liebenswürdige junge Dichterin recitieren hörten, beide Gefühle, das vaterländische und religiöse, in neuer Weise verschlungen, die dem vorigen Jahrhundert gewiß fremd war. Was freilich die Frucht des einen und andern sein wird, liegt in dem dunklen Schoß der Zukunft.

Dem Bedeutendsten von öffentlicher-kirchlicher Feier, was Rom bietet, gehen wir zu Ostern entgegen, und ich wünsche, daß der großartige Eindruck der Sixtinischen Kapellen-Musik uns nicht zu sehr durch Nadelstiche der Engländerinnen gestört werden möchte. Ein stilleres, überaus liebliches Fest, das schon vor 43 Jahren einen tiefen Eindruck auf mich machte, haben wir heute erlebt, in der ersten Communion junger Mädchen in *Gesù Bambino*, wo diese mit weißen Schleiern und Krönchen geschmückt und brennende Kerzen in der

<sup>2</sup> Purgatorio, XVI, 127–129.

<sup>3</sup> Der Ruhm dieses Dichters ist nicht über römische Salons hinausgedrungen.



Hand, begleitet von Knäbchen in Engelsgestalt erschienen und sowohl der Gesang der unsichtbaren Nonnen auf höherem Chor als die warme Ermahnungsrede eines alten Cardinals einen harmonischen Hintergrund zu jenem anmutigen Bilde ausmachten. –

Dies kleine Genre-Stück sei für Ihre liebe Frau, die gewiß Ähnliches früher mit Interesse gesehen hat, und da ich einmal von Bildern rede, so sei ihrer mütterlichen Teilnahme ferner gesagt, daß wir die Hoffnung haben, die beiden Töchter, zusammen in der Villa Medici wandelnd, in einem gelungenen Aquarellbild als Erinnerung an dieses schöne Zusammensein mitzunehmen.

In Paris scheint mir das Horoscop noch immer, gottlob, auf Frieden zu stehen, während man sich in Berlin streitet, wieviel oder wie wenig Paragraphen von der Verfassung gestrichen werden sollen, und ich nicht dort zu sein mich freue. – Unter den hier anwesenden Deutschen zeigt der Prinz von Meiningen fortwährend ein wahres Interesse für ernste Kunst; er schwärmt selbst einseitig für Fiesole<sup>4</sup> und ist eben für mehrere Tage ihm zuliebe in Orvieto. Sein Schwager Prinz Albrecht wird nächstens aus Bonn erwartet, und dessen Mutter scheint ihn hier überraschen zu wollen. Auch dieser Vermehrung der Gesellschaft freuen wir uns durch die Abreise am 25. zu entgehen. Ob wir auch Sizilien einen kurzen Besuch abstatten können, wird vom Lauf der Dampfschiffe abhängen. Hans und Gerta wollen Ende April zurück sein und deshalb direkt zu Meer über Genua und Venedig heimkehren. Wir werden den Landweg vorziehen und wohl erst Anfang Juni Berlin, leider erst im Juli den Rhein erreichen. Vielleicht begegnen wir uns also dort wohl zuerst!

Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus  
Ihr treu verbundener

Hollweg

[140]

MORITZ AUGUST VON BETHMANN HOLLWEG

AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN

(Original)

Berlin, den 17. Januar 1857

Verehrter Freund!

Ich hätte Ihren freundlichen Brief vom 24. vorigen Monats wohl früher beantworten und zugleich von dem frohen Ereignis in unserem Hause Nachricht geben sollen, der nun Ihre liebe Frau mit ihrem herzlichen Glückwunsch zugekommen ist. Lassen Sie mich der verehrten mütterlichen Freundin meiner Gerta vor allem sagen, daß es dieser bis zum heutigen, dem 10. Tage, ebenso vortrefflich ergeht wie dem kleinen Mutiuschen Stammhalter in der Wiege<sup>1</sup>. Gott sei dank!

Schon bei Kindern, nun gar bei Enkeln, deren Zukunft weit über unsre Lebenszeit hinausreicht, kommt einem zum Bewußtsein, welche Wohltat in die-

<sup>4</sup> Fra Angelico.

<sup>1</sup> Dieser erste Sohn von Hans und Gerta von Mutius starb in jungen Jahren.

ser Verjüngung des Menschengeschlechtes liegt. Das Ganze ist wie ein Gewebe, in dem „am sausenden Webstuhl der Zeit“ von weiser Hand ein Faden bis zu einem bestimmten Punkt fortgeführt wird, um dann zu verschwinden und tausend andern Platz zu machen und deshalb doch nicht verloren zu gehen. Nur möchte man vorher noch sein Tagewerk tun, ehe die Nacht kommt, „da niemand wirken kann“, und oft will mir mein Feiern, zumal in dieser unruhigen Menschenwüste, als ein nutzloses Dasein schwer werden. Da dient dann das Fortspinnen meiner Gedanken, an denen Sie freundlich Anteil nehmen, als ein Feiertagswerk mir zur Erheiterung. Nur daß es in dem großen Berlin für mich auch nicht einen Menschen gibt, mit dem ein wissenschaftlicher Austausch möglich wäre. Und Ihr alter Freund, Twesten, bekannte neulich von sich dasselbe.

Für die Mitteilung einiger kritischer Anmerkungen zu meinem Manuscript<sup>2</sup> bin ich Ihnen deshalb um so dankbarer, da sie ein kleiner Ersatz für die persönliche Gemeinschaft mit Ihnen sind, die ich entbehre. (Ich habe sie, soweit ich konnte, dankbar benutzt, namentlich durch Zurückführung übertriebener Ausdrücke, zu denen ich leider neige, auf ihr rechtes Maß.) Auch bin ich nicht so unbescheiden, noch mehr von „der Fülle von Betrachtungen und Gedanken“, die „meine Bogen in Ihnen erweckt haben“, zu verlangen, verstehe vielmehr sehr wohl den vollkommen berechtigten Tadel, der hierin liegt. Bescheidenheit und Klugheit machen es rätlich, sich seine Aufgabe zu beschränken. Indessen, da ich einmal gewagt, ein so umfassendes Gebiet leichtsinnig genug zu betreten, so muß ich schon an dem ergriffenen Ariadnefaden mit guter Manier durchzukommen suchen. In der Besorgnis, daß nicht viele den weiten Umweg zu dem angedeuteten Ziele weiter mitmachen wollen, und von Gelzer um Beiträge zu seinen Monatsblättern gedrängt, habe ich mich entschlossen, diese Prolegomena „Zur Geschichte der Freiheit“ stückweise darin erscheinen zu lassen. Das Januarheft wird die ersten Abschnitte enthalten.

Tocqueville<sup>3</sup> habe ich mit großem Interesse angelesen, bin aber stecken-geblieben, weil er mir jetzt etwas fernliegt.

Die Berliner Kirchen-Conferenz scheint nun doch darin eine Frucht zu tragen, daß die Initiative bei höheren kirchlichen Anstellungen, die bisher der

---

<sup>2</sup> Bethmann Hollweg war ein häufiger Mitarbeiter an den Protestantischen Monatsblättern für Innere Zeitgeschichte, die Heinrich Gelzer herausgab. Das in diesem Briefe erwähnte Manuskript bezieht sich auf eine Artikelserie „Zur Geschichte der Freiheit“ in 5 Heften von Band IX (1857; von Mai bis Juni). Bethmann Hollweg erörterte in weitem geschichtlichen Überblick das Verhältnis von Autorität und Freiheit, für das er die Herstellung einer rechten Absonderung der Funktionen von Staat und Kirche entscheidend fand. Die Aufsätze enden mit einer Verurteilung der Bestrebungen der Orthodoxie, den Staat für die Kirche und die Kirche für den Staat zu benutzen. Bethmann Hollweg sah wohl mit Recht in Mendelssohns Bemerkungen eine Kritik, da die Aufsätze sehr breit und wohl auch absichtlich populär waren.

<sup>3</sup> *Tocquevilles L’Ancien Régime et la Révolution* war 1856 erschienen.

Minister hatte, dem Oberkirchenrat übertragen wird. Es hat mich Mühe gekostet, dem König begreiflich zu machen, daß fast alle Generalsuperintendenten und Consistorial-Präsidenten in einem der Mission<sup>4</sup> feindlichem Sinne gedient haben. Wichtige bevorstehende Bestellungen werden nun wohl in einem andern Sinn erfolgen.

Ihre Pfarrwahl<sup>5</sup> hat ja nun stattgefunden, und ich wünsche nur, daß Wolters angenommen haben möge. Von Steinmeiers<sup>6</sup> Abgang war mir nichts bekannt.

Fortinbras ist von seinem abenteuerlichen Kriegszuge glücklich bewahrt geblieben<sup>7</sup>, aber ich fürchte, es ist weniger als das Königreich Dänemark, was er dabei gewonnen. Der Stoff ist aber zu reich an schmerzlichen Betrachtungen, die sich einem wider Willen aufdrängen, als daß ich darauf eingehen möchte. Wie schwer ist es doch, zwar nicht auf das Vaterland, aber auf die Ehre des Vaterlandes zu verzichten! Und doch scheint Gott uns daran gewöhnen, wenigstens von vaterländischen Hochgefühlen dieses Volk sich recht ernüchtern lassen zu wollen, um vielleicht später umso besonnener an seinen Aufbau zu gehen. Denn was Sie mir auch von Völkern ohne Staat oder die durch den Staat untergegangen sind (Welches ist denn „das Zahlreichste“, dem dies geschah?) sagen, werde ich doch diesen Überbau für das Unsrige ersehen, das an dem Mangel so sichtbar krank liegt. Von dem „ältesten Volk“<sup>8</sup> gilt kein analoger Schluß; denn es hat die Verheißung, auch das letzte zu sein, und es ist ein Wunder der göttlichen Zucht und Gnade vor unsern Augen.

Daß ich von Perthes<sup>9</sup> nichts bisher gehört als einen vortrefflichen Bericht an den Central-Ausschuß<sup>10</sup> über die Reform der Herbergen will mir gar nicht zu Sinn. Aber da ich ihm nichts zu schreiben weiß, was ihn interessiert, und er zu stolz ist, um die Feder zuerst zu ergreifen, so wird's wohl beim Schweigen bleiben.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau von den Meinigen, die für ihren Brief sehr dankbar sind, sowie von mir herzlich; daß es Ihnen so gut geht, ist uns eine große Freude, und erhalten Sie ferner Ihre Freundschaft

Ihrem aufrichtig ergebenen  
Hollweg

---

<sup>4</sup> Er meint „Inneren Mission“.

<sup>5</sup> In Bonn.

<sup>6</sup> Siehe Seite 258 Anm. 7.

<sup>7</sup> Dies bezieht sich auf die Kriegsspannung zwischen Preußen und der Schweiz über Neuenburg; der König von Preußen war endlich für die Abtretung Neuenburgs gewonnen worden.

<sup>8</sup> Juden.

<sup>9</sup> Das Ende gemeinsamer Tätigkeit in der Wochenblattspartei hatte zu einer Abkühlung der Beziehungen von Perthes zu Bethmann Hollweg geführt. Perthes war führend an der Gründung von Christlichen Herbergen für Handwerksgesellen beteiligt.

<sup>10</sup> Der Inneren Mission.

[141]

MORITZ AUGUST VON BETHMANN HOLLWEG

AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN

(Original)

Berlin, den 10. März 1857

Ich bin Ihnen sehr dankbar, mein verehrter Freund, daß Sie am 25. Februar noch einmal die Feder in die Hand nehmen wollten, und auch ich tue es heute, obgleich, wie ich höre, schon zu Ende dieses Monats mir die Freude, Sie hier zu sehen, werden soll. Denn bei der „Zersplitterung“, über die wir beide uns ausgeklagt haben, sollte man wirklich die Erfindung des Gaus und die andre nicht minder angenehme des guten Thurn und Taxis fleißiger benutzen, um die noch bestehende reale Gemeinschaft mit fernen Freunden fruchtbar zu machen. Dazu gehört freilich, daß es in der anspruchslosen Weise eines Gesprächs geschehe, wie ich eben unserem gemeinsamen Freunde Perthes geschrieben, worauf ich Sie rücksichtlich unserer öffentlichen Zustände verweisen möchte, wenn Sie anders meine Hieroglyphen noch einmal zu entziffern den Mut haben.

Über „Isolierung“ können *wir* übrigens hier nicht schlechthin klagen, nachdem die Clausur der Wochenstube zu Ende gegangen und manche hübschen Leute sich in unsern freundlichen Zimmern versammelt haben. Nur ballen oder richtiger kristallisieren will es sich noch nicht, was freilich bei unserer exeptionellen Mittelstellung in den mannigfachen Störungen, die Entfernung, Parteiung und anderes dazwischen gebracht, erklärlich ist. Aber auch für den Einzelnen muß man dankbar sein. So haben wir bei dem schmerzlichen Verlust, den Nitzschs erfahren, wieder recht empfinden können, welch köstlicher Schatz uns in diesen trefflichen Leuten geschenkt ist. Und Twestens unverwüstlicher Frische, geistiger Lebendigkeit und Freundlichkeit erfreuen wir uns bei jedesmaligem Zusammenkommen mehr. Es ist ein besonderes Glück, nicht zu den großen Bäumen zu gehören, deren bekanntlich nicht viele dicht neben einander gedeihen, denn man genießt um so mehr des Schattens und Wohlgeruchs, den jene verbreiten, und der freien Gottesluft und des Lichtes dazu, das ein Gemeingut aller ist.

Ein solcher, nicht gemeiner Baum ist dann allerdings, wie Sie erwähnen, (Wichern) zu meiner nicht geringen Freude eben jetzt hierher verpflanzt worden<sup>1</sup>, und es ist erfreulich zu sehen, wie er seine Äste in dem größern Raum hoffnungsvoll ausbreitet. Ich wünschte wohl, daß sein 2. Vortrag über die Gefängnisssache Ihnen zu Gesicht käme, ich glaube, Sie würden wenigstens mit mehr Interesse dem Versuch, die Einzelhaft in ihrer richtigen Gestalt durchzuführen, zusehen. Freilich ist es ein Versuch, und ein noch viel gewagterer, einen solchen freiborenen Adler, wie W. ist, in die dumpfe Luft verkomme-

---

<sup>1</sup> Johann Hinrich Wichern, der Schöpfer des „Rauhen Hauses“ und einer der leitenden Figuren in der „Inneren Mission“, war 1857 Oberregierungsrat im preußischen Innenministerium, mit Oberaufsicht über das Gefängniswesen, geworden.

ner öffentlicher Zustände und einer eingerosteten Bürokratie bannen zu wollen. Gott gebe, daß er nicht mißlingt!

Die Initiativen des Oberkirchenrats bei höhern, kirchlichen Anstellungen halte ich allerdings für einen bedeutenden Fortschritt. Es ist ein weit verbreitetes Vorurteil, daß diese Behörde auch in ihrer Majorität kirchlich reaktionär sei. Ich erkläre es mir nur aus dem heftigen dauerhaften Widerwillen des nicht kirchlichen Teils unsres Volkes gegen die Selbständigkeit der Kirche, die allerdings durch den Zusammenhang mit dem weltlichen natürlichen Element des Staats heilsam verdient, weil an ihre allgemein menschliche Bestimmung erinnert wird. Aber wenn Sie bedenken, daß unsre oben genannten Freunde, Nitzsch und Twesten, dieser Majorität angehören und ihren Gang wesentlich mitbestimmen, so wird mein Urteil keiner weiteren Rechtfertigung bedürfen. Auch haben die neusten Anstellungen es bestätigt, andre werden es in nächster Zeit hoffentlich ferner tun.

Auch ich komme noch einmal auf Ihren Satz, daß nicht schlechthin der Staat zur Erhaltung der Nationalität notwendig sei, daß auch die Religion dies leisten könne, zurück. Er ist mir viel im Kopfe herumgegangen, und die Lektüre von Schellings Philosophie der Mythologie, die gar die Völkerscheidung selbst aus einer religiösen Krise hervorgehen läßt, hat mich von einer andren Seite darauf zurückgeführt: wie Volk und Religion sich zueinander verhalten? Sehe ich von jener dunklen Urzeit ab, die Schelling durch eine höchst geistreiche und streng gedachte philosophische Construction zu erhellen versucht, so scheint die alte und neuere Geschichte zu lehren, daß bei den Orientalen, vor allem den Semiten, die Religion der wirksamste Faktor bei Entstehung und Erhaltung der Nationalität sei. Die Juden als das Religionsvolk schlechthin, durch natürliche Begabung und göttliche Lenkung, sind dafür das Hauptbeispiel. Aber die Araber nicht minder und das ganze Gemengsel von solch christlichen Religionsvölkern wie die Aramäer, Griechen usw., das den Orient erfüllt. Bei den Occidentalen, vor allem uns Deutschen, möchte ich den Versuch nicht machen; wir sind nicht einmal ein „Salz, nützlich ausgestreut zu werden“, denn wir arten aus. Darum will ich mit Ihnen hoffen, daß die Vorsehung uns in der harten Schale einer *politischen* Gestaltung des Lebens prüfen werde, wie lange es auch dauert, bis sie fertig wird. Aber was ist fertig? Alles *wird* ja nur „hier unter dem wechselnden Mond“, und wenn es fertig ist, stirbt es, um einem andern Platz zu machen.

Die Erschütterung der Kohlbrüggesehen Hierarchie<sup>2</sup> hat auch mich als Beitrag zur Kirchengeschichte sehr amüsiert. Noch in diesen Tagen gab mir der

---

<sup>2</sup> Hermann Friedrich Kohlbrügge, 1803–1875, war verantwortlich für die Bildung einer „Niederländisch-Reformierten Gemeinde“ in Elberfeld, deren Hauptprediger er wurde. Seine halb mystischen, halb presbyterianischen Ansichten, vor allem auch seine Prädestinationslehre, brachten ihn und seine Gemeinde in dauernden Gegensatz mit dem preußischen Protestantentum, und Fragen der Schriftauslegung führten auch zu Konflikten und Spaltungen innerhalb der Gemeinde.

Minister von der Heydt<sup>3</sup> neue Details dazu. Bei Gelegenheit der Hochzeit eines Neffen, zu der er nach Elberfeld gereist war, versuchte er eine Versöhnung der Brüder, deren einer, Daniel, in der Sekte zurückgeblieben ist. Es gelang ihm soweit, daß sie sich *sahen*, was Kohlbrügge den Genannten verboten hatte! – Auch ließ er sich dreimal vergeblich von dem Minister zu einer Unterredung einladen, was bei den Elberfeldern, die natürlich einen Minister aus ihrem Kreis doppelt hoch halten, ihm doch sehr geschadet hat.

Möchte doch Ihre Bonner Hierarchie<sup>4</sup> durch den trefflichen Wolters sich bald definitiv vervollständigen; ich bin gewiß, er könnte ein reales Bindemittel für die disparaten Elemente werden, die sich wie immer unter seinen Wählern finden. Und das hätten die beiden andern Candidaten nicht vermocht.

Daß es Humboldt<sup>5</sup> wieder besser geht, wissen Sie. Am Tage seiner Erkrankung hatte ich einige Zeilen von ihm, die seine liebenswürdige Herablassung merkwürdig charakterisieren. Er selbst weissagt indeß ein baldiges Ende. Auch unser Ritter<sup>6</sup> fühlt sich bleibend geschwächt, wird den Sommer nicht lasten. Wer wird uns einst diese Männer ersetzen? Umso mehr lassen Sie uns, darf ich sagen: Epigonen? oder kleinere Bäume zusammenhalten.

In treuer Freundschaft

Hollweg

[142]

MORITZ AUGUST VON BETHMANN HOLLWEG

AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN

(Original)

Berlin, den 5. Februar 1869

Verehrter Freund!

Auch Sie haben mich durch einen schriftlichen Gruß aus der Ferne erfreut, für den ich Ihnen den Dank noch schulde. Am liebsten erstattete ich ihn mündlich, und es würde dann, im Blick auf den Golf von Nizza, den Sie täglich genießen, an Gegenständen der Unterhaltung und des gemeinsamen Interesses nicht fehlen, die ich meinem trocknen juristischen Werken, wenn ich sie überhaupt in jene Ferne mitbringen könnte, weit vorziehe. Aber das kann leider nicht sein, weil der Reichtum, mit dem Gott mich gesegnet, auch seine

---

<sup>3</sup> August von der Heydt, damals preußischer Handelsminister; er stammte aus einer Familie Elberfelder Bankiers und Textilfabrikanten. Seine Brüder Daniel und Karl waren Anhänger Kohlbruegges und Mitbegründer seiner Gemeinde gewesen, aber Karl hatte sich in den Konflikten der Gemeinde von Kohlbruegge gelöst, während Daniel zu Kohlbruegge hielt.

<sup>4</sup> Siehe oben Seite 270 Anm. 5.

<sup>5</sup> Alexander von Humboldt.

<sup>6</sup> Carl Ritter, der berühmte Geograph, der Bethmann Hollwegs Erzieher und Mendelssohns Universitätslehrer gewesen war, starb September 1859.

Bande und lieben Pflichten mit sich führt. Wenn ich Ihrer Frau über diese „Bande“ einige Details mitgeteilt, was soll ich Ihnen von hier berichten? In der Öffentlichkeit, von der Sie überdies regelmäßig unterrichtet werden, geht wenig Bemerkenswertes vor, denn der Eine, uns beherrschende Wille<sup>1</sup> trägt glücklicher Weise im Äußeren nun das Seine zur Erhaltung des Friedens bei und im Innern findet seine Einsicht und sein Tatendrang unüberwindliche Hindernisse an der Unfähigkeit oder Faulheit seiner Collegen. Darf ich mich also in meinem Bericht, im Vertrauen auf Ihre Freundschaft, auf den engen Kreis beschränken, in dem ich lebe, der meine Studierstube und mein Freundeskreis ist, so will ich zunächst anführen, daß mein vierter Band, für den ich 2 Jahre angestrengt gearbeitet und dessen Einleitung über Datierung des germanischen Privatrechts unser unvergeßlicher Freund Perthes zum Besten, was ich geschrieben, rechnete, glücklich vom Stapel gelaufen ist<sup>2</sup>. Daß ich denselben ihm und unserm lieben Brandis nicht wie die frühern mitteilen konnte, erinnerte mich schmerzlich an unsere Verluste, die unersetzlichen Lücken des Bonner Freundeskreises.

In dem unserm „Gelehrten-Abend“ nachgebildeten Mittwochskränzchen hier sind Twesten und Dorner<sup>3</sup> wohl die einzigen Ihnen Bekannten. Jener hat, wie Sie wissen werden, selbst und in seiner Familie viel mit Krankheit zu kämpfen gehabt, bewahrt aber dabei noch immer seine wunderbare Geistesfrische und Liebenswürdigkeit. Auch sonst sind treffliche Männer in diesem Kreise, der in den sechs Jahren seines Bestands, zu Trotz sinistrierender Berliner Prophezeiungen an Bedeutung und Vertraulichkeit nur zugenommen hat. Daß außerdem die Angelegenheiten des Reiches Gottes in Innerer und Heiden-Mission mich gemeinschaftlich mit einem engeren Kreise von Freunden beschäftigen, ist Ihnen bekannt. Die Letzteren haben mich kürzlich mit unserm ostindischen Freund Dietrich B . . . .<sup>4</sup> in Konflikt gebracht. Sein Käthchen hatte vorigen Winter 8 Wochen bei den Missionaren unter den Kols, diesen Ureinwohnern des Landes, aus dem bereits 10 000 für das Evangelium gewonnen sind, zugebracht und war entzückt über die Arbeit und die Arbeiter.

Die tiefer liegenden Schäden, die in dieser wie in andern Missionen vorkommen, waren ihr natürlich verborgen geblieben, und als diese Schäden nun in einem tiefen Riß zwischen älteren, ungebildeten und den jungen, theologisch gebildeten Missionaren zutage traten, hat unser Freund unter Käthchens Einfluß zu rasch für jene Partei ergriffen; doch hoffe ich auf Verständi-

---

<sup>1</sup> Bismarck.

<sup>2</sup> Im vierten Bande von Bethmann Hollwegs *Der Civil-Proceß des Gemeinen Rechts in geschichtlicher Entwicklung* wurde zum ersten Male der germanisch-romanische Zivilproceß des Mittelalters behandelt.

<sup>3</sup> Isaac August Dorner, Theologe, ein naher Freund Bethmann Hollwegs, war seit 1862 Professor in Berlin.

<sup>4</sup> Unleserlich. Das Folgende bezieht sich auf die Aktivität der Gossnerschen Missionsgesellschaft bei den Kols von Chota.

gung, nachdem die Krise ausgebrochen und ihre Heilung möglich geworden.  
Doch schon zuviel für Feder und Tinte!

Also nur noch alles Gute und Liebe von Ihrem treuen Freunde  
Hollweg

[143]

MORITZ AUGUST VON BETHMANN HOLLWEG  
AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN  
(Original)

Berlin, den 10. April 1869

Verehrtester Freund!

Noch ehe ich Ihnen meinen Dank für Ihren inhaltsreichen und freundlichen Brief vom 5. recht ausgesprochen, haben „die Bonner Freunde“ mit der Unterschrift Ihrer lieben Frau mir zu meinem Geburtstage vorgestern einen Gruß gesandt, der als Zeichen Ihres Andenkens in der Ferne mich innig erfreut hat. Dieser Überraschung war am frühen Morgen eine andere zugekommen: Gerta mit ihrem Mann und Töchterchen hatten sich abends 9 Uhr auf der Gebirgsbahn embarquiert und traten am andern Morgen unerwartet zu uns ein. Der Geburtstagstisch, mit Blumen und Lichtern geschmückt, brachte mir Ritters<sup>1</sup> Reliefbild in Terracotta von David . . . . . aus Humboldts Nachlaß und die wundervolle Hildesheimer Silbervase mit der Pallas, in Ilsenberger Erdengut vortrefflich wiedergegeben. Von Anna hatte ich mir, wie in früheren Jahren, eine Matinée musicale erbeten, in der an Joachims<sup>2</sup> Stelle, der durch ein Concert in Hamburg verhindert war, mich durch sein Spiel zu erfreuen, Anna selbst mit Schaper und Diana das herrliche Trio von Beethoven in C dur meisterhaft vortrug – das Adagio mit Variationen, dessen Ihre Frau sich erinnern wird, rührte mich zu Tränen –, einige J. S. Bachs folgten, und der Gesang von Helenes<sup>3</sup> Silberstimme in einigen Liedern von Felix<sup>4</sup> den Abschluß machten. Der Mittagstisch vereinigte den engsten Familienkreis, der nicht ahnte, daß Theodor kurz zuvor ein sonderbares romantisches Abenteuer bestanden, wovon die vielzüngige Berliner Fama Ihnen vielleicht erzählt; nicht sans conséquence!

Diese trifles, verehrter Freund, müssen Sie sich schon gefallen lassen, da ich des hohen französischen Portos wegen diese Blätter auch Ihrer Frau bestimme, ehe ich zu den in Ihrem Brief berührten Staatsangelegenheiten übergehe.

Leider ist die Zukunft unserer inneren Politik so verworren und dunkel wie die der äußeren, denn während unser „großer Mann“<sup>5</sup> wenn auch nicht durch

<sup>1</sup> Wohl der Geograph Carl Ritter.

<sup>2</sup> Josef Joachim, der berühmte Violinist; der später erwähnte Schaper war ein Mitglied seines Quartetts.

<sup>3</sup> Helene Gräfin Harrach, geb. Gräfin Pourtalès, Enkelin Bethmann Hollwegs.

<sup>4</sup> Felix Mendelssohn Bartholdy; Bethmann Hollwegs zweiter Sohn Felix war nach ihm benannt.

<sup>5</sup> Bismarck.



Voraussicht, doch durch ernste und kühne Entschlüsse in der letzteren Meister ist, geht ihm offenbar für lebensfähige organische Gebilde der Sinn gänzlich ab, und Gneist vermag weder Shakespeare in gutes Deutsch zu übertragen, noch, wie Sie richtig andeuten, zu sagen, was er denkt, noch zu denken, was er meint<sup>6</sup>. Bismarcks Vorschläge für die Kreisordnung waren kläglich, und Gneist wurde in der Versammlung der Vertrauensmänner nicht verstanden. Der Grundirrtum der Zeit, daß die Freiheit (Englands) viel weniger auf der Vertretung als auf der Selbstverwaltung (in kleinen Kreisen) beruht, und der andere, daß Letzteres nur durch Wahl von unten möglich sei, beherrscht die Conservativen wie die Liberalen. Für die Ideen, welche Sie und ich und – Theodor, auch Gneist, vertritt, ist also wenig Hoffnung. Unsere Vertretung im Abgeordnetenhaus und Reichstag schafft einiges Gute, z. B. durch die neueste Deputationsordnung oder durch das Oberhandelsgericht in Leipzig; leider stehen wir aber vor einem Deficit von 7 Millionen, dessen Deckung durch Erhöhung der Branntweinsteuer schwerlich durchgehen wird, da diese grade Sandstrecken im Osten wüst zu legen droht. Was werden Sie sagen, daß wir Männer der Inneren Mission, ermutigt durch unsern Sieg über die Spielbanken, die Hülfe des Reichstags wider die in den letzten Jahrzehnten erschreckend überhand nehmende Prostitution, die im Orpheum die glänzendste Pariser Gestalt angenommen und in den Straßen sich bereits auf geschmückte Knaben erstreckt, erbeten haben? Die Entrüstung in bürgerlichen und parlamentarischen Kreisen über den Umfang, und Simsons edle Unterstützung gibt uns einige Hoffnung, während der Polizeipräsident mit der haute volée auch diesmal die Sache zu Fall zu bringen sucht. Schlimmstenfalls ist es ein Appell an die öffentliche Moral. In dem Mittwochskränzchen, das Sie mir mit Recht beneiden, hat Ihr alter Freund Twesten neulich einen sehr interessanten Vortrag über die literarischen Verdienste der Réfugiés in Holland und Preußen gehalten, Herr von Bernhardi<sup>7</sup> diesmal nicht Militärisches, sondern über deutsche Volksmärchen sehr geistreich vorgetragen. Ich werde nächsten Mittwoch ein Résumé meines vierten Bandes geben, da ich mit dem fünften noch in Geburtswehen liege.

Während Sie ohne Zweifel schon von Hitze leiden, genießen auch wir sehr schöne Frühlingstage, und nach langer Trockenheit entwickeln kurze Regentage das erste Baumgrün im Tiergarten. Der Wunsch, den Mai einmal wieder in Rheineck zu sehen, wird uns Ende des Monats dahin führen, und da der Sommer auf diese Weise für uns sehr lang wird und wir Gerta und Elisabeth erst im August erwarten dürfen, so ist von einer Reise zu dem ältesten Sohn im Juli die Rede. Wie schön wäre es, wenn unsre Einsamkeit auch durch die

---

<sup>6</sup> Bismarck hatte eine Denkschrift Gneists über die Kreisordnung zu einem offiziellen Regierungsdokument gemacht, obwohl der Gesetzentwurf unabhängig davon aufgesetzt war; die Verhandlungen über die Kreisordnung zogen sich über Jahre hin.

<sup>7</sup> Siehe Verzeichnis der Absender.

Nachbarschaft von Hordheim belebt würde! Jedenfalls darf ich nebst herzlichen Grüßen meiner Frau für die Ihrige, denen ich mich anschließe, mit der Hoffnung auf ein fröhliches Wiedersehen schließen.

Treulichst  
der Ihrige  
Hollweg

[144]

MORITZ AUGUST VON BETHMANN HOLLWEG  
AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN  
(Original)

Rebsdorf, den 8. Mai 1870

Teurer und verehrter Freund!

Für Ihre sinnvollen und freundlichen Segenssprüche zu dem unlängst von uns begangenen Familienfest<sup>1</sup> gedachte ich Ihnen mündlich meinen allerherzlichsten Dank zu sagen; da sich aber unsere Übersiedlung nach dem Rhein verzögert, so will ich diese Zeilen vorausschicken.

Wenn der Dichter, den Sie citieren, Recht hat, so hat sein Ausspruch in dem vorliegenden Fall doppelt und dreifach Recht. Denn wer wie Sie in voller Mannesreife mit klarem Blick eine köstliche Braut findet und in sicherm selbstbewußten Gefühle sein Lebensglück erwählt, der darf nicht bloß dem ersten Jahrzehnt, sondern allen folgenden mit wohlbegründeter Hoffnung entgegensehen und danach die Erfüllung einer gütigen Vorsehung danken. Wenn ich aber zurückdenke, wie ich vor nunmehr 50 Jahren in jugendlicher Unerfahrenheit, hingerissen von dem Eindrucke einer so ungewöhnlichen und mir überlegenen Natur, nach ihrem Besitz zu trachten wagte, und nachdem er mir zuteil geworden, alle die Phasen des inneren und äußeren Lebens, die wir gemeinsam durchmachten, erwäge bis zu der Gegenwart, da unser Seelenbund durch alles dieses nur geläutert und befestigt, ja, durch einen großen Kreis wohlgeratener Kinder und hoffnungsreicher Enkel bereichert erscheint: so muß ich dieses als seltenes Wunder dessen achten, der aus Nichts Etwas, ja, aus unsrer Torheit und Sünde Freuden und Heil schafft!

Mit Ihnen und Ihrer lieben Frau hierin gleich zu denken und zu fühlen, seit wir vor nunmehr 40 Jahren in den Kreis unvergeßlicher Bonner Freunde eintraten, gehört zu den teuersten Segnungen unsres so reich gesegneten Lebenslaufs.

Erhalten Sie diese freundschaftliche Erinnerung  
treulichst Ihrem dankbar verbundenen

Hollweg

---

<sup>1</sup> Die Goldene Hochzeit Bethmann Hollwegs hatte am 28. April stattgefunden.

[145]

MORITZ AUGUST VON BETHMANN HOLLWEG  
AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN  
(Original)

Rheineck, den 16. Juli 1870

Verehrtester Freund!

Noch ehe ich Ihnen für die gastliche Aufnahme unter Ihrem Dach und für die schönen mit Ihnen und den Ihrigen verlebten Stunden danken konnte, haben die Dinge, die wir noch heiter besprachen, eine furchtbar ernste Gestalt angenommen. Wir hier auf unserem Berge sind von dem Verkehr mit der Welt so abgeschnitten und so sehr von Nachrichten entblößt, daß wir Ihnen für Mitteilungen aus dem Kriegstheater, die die Nähe von Koblenz und die Verbindungen mit Berlin Ihnen bietet, sehr dankbar sein würden. Die nächstliegende Frage ist, von welcher Seite der Einbruch des Feindes in Deutschland zu erwarten ist, eine Frage, nach deren Beantwortung die demnächst zu nehmenden Maßregeln für die eigene Sicherheit zu bedenken sein werden. Ich enthalte mich billig aller strategischen Einzelheiten, da Sie ohne Zweifel tatsächliche Nachrichten und sachkundige Urteile gehört haben, die von entscheidendem Werte sind. Für derartige Mitteilungen sowie darüber, was Ihre Pläne sind, würden wir, wie gesagt, sehr dankbar sein.

Mit der Bitte mich Ihrer Frau und Ihren Geschwistern, insofern sie noch da sind, zu empfehlen,

Ihr alter Freund  
Hollweg

[146]

MORITZ AUGUST VON BETHMANN HOLLWEG  
AN BENJAMIN (GEORG) MENDELSSOHN  
(Original)

Rheineck, den 19. Juli 1870

Teuerster Freund!

Nebst herzlichem Dank für Ihren lieben Brief eile ich Ihnen zu sagen, daß wir noch heute unsere Reise nach Berlin antreten werden, von den dortigen Kindern gedrängt, welche die Vereinigung der Familie in der ersten Zeit wünschen und befürchten, daß später die Militärzüge unsere Reise erschweren möchten.

Denn sonst trete ich Ihren strategischen Calculationen vollständig bei, ja, ich möchte sie noch durch die Bemerkung ergänzen, daß, da Napoleon hofft, durch die Siege in Deutschland, wo er seine ganze Macht vereinigen muß, die Rheinlande zu gewinnen, er aus doppeltem Grunde diese nicht mit räuberischen Kampfügen von sich abwenden wird.

Wenn uns also die Freude entgeht, Sie hier zu sehen, geschieht es vielleicht bald in Berlin, wo wir wenigstens vorläufig zu bleiben gedenken.

Felix<sup>1</sup> und Robert haben schon ihren Dienst angeboten, Hans wird gewiß nicht zurückbleiben. Ferdinand Harrach auch nicht, wenn nicht seine früheren Schwindel sich eingestellt hätten, die ihn augenblicklich dienstunfähig machen . . . . .<sup>2</sup>.

Gott walte in Gnaden über dem Vaterland und allen Einzelnen!

In alter Freundschaft

Ihr

Hollweg

---

<sup>1</sup> Felix ist Bethmann Hollwegs zweiter Sohn, Robert und Hans sind seine Schwiegersöhne Dobeneck und Mutius. Ferdinand Graf Harrach hatte 1868 eine Enkelin Bethmann Hollwegs, die Tochter von Graf Albert Pourtalès, geheiratet.

<sup>2</sup> Unleserlich.



ZWEITE ABTEILUNG

BRIEFE  
AN KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY

1866-1871



[147]

ADOLF WACH AN KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY  
(Abschrift; unvollständig)

Göttingen, den 14. April 1866

...Wer sagt mir dafür gut, daß ich nicht schon in den nächsten Tagen mobil gemacht werde. Es ereignen sich ja die unglaublichsten Dinge. Man treibt die Sache auf die höchste Spitze und es muß jetzt biegen oder brechen. Die einzige Hoffnung ist Bismarcks freiwilliger Rücktritt nach Ablehnung des Reformvertrags<sup>1</sup>. Selten habe ich die Zeitungen mit solcher Spannung und solchem Unbehagen gelesen. Ob sich denn Niemand finden wird der diesen Verräter der Deutschen Nation, der sie für so unwürdig hält, in ihrer Elite für seine Pläne zu arbeiten, der ihm den Garaus machte? Der Teufel hole die ganze Geschichte, ihn und noch einige hohe Personen daneben...

[148]

HEINRICH VON TREITSCHKE AN KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY  
(Abschrift)

Freiburg, den 30. Mai 1866

Geehrter Herr College,

Hoffentlich haben Sie bereits aus den Briefen Ihres Bruders Paul, den ich in Berlin häufig sah, erraten, warum ich Ihre freundlichen Zeilen noch nicht beantwortet habe. Ich bin erst seit 3 Wochen von Berlin zurück und fand zu meinem Ärger, daß Ihre Sendung<sup>1</sup> durch ein Versehen meiner Hausleute 6 Wochen lang auf meinem Schreibtische gelegen hatte. Ich huldige noch der heutzutage ziemlich altmodischen Gewohnheit, ein Buch zu lesen, bevor ich darüber rede; darum komme ich erst heute dazu, Ihnen herzlich zu danken für Ihr schönes Geschenk. Ich habe viel aus dem Buche gelernt, auch über nicht griechische Verhältnisse, und mich besonders gefreut über Ihr Geschick, aufzuweisen, was die Tatsachen bedeuten. Die Gedankenlosigkeit, die Gleichgültigkeit gegen den Ideengehalt der Geschichte, ist die allgemeine Schwäche der jungen Historiker von heute, auch der begabteren. Ich atme immer auf, wenn ich Einen finde, der, wie Sie, sich freihält von dieser epidemischen Krankheit. Ihr Urteil über Ihren Helden scheint mir durchaus gerecht, für jeden Unbefangenen überzeugend. Nur über einzelne Wendungen der europäischen Politik würde ich milder sprechen, obwohl ich gern zugebe, daß die orientalische Frage, nächst der deutschen Bundesgeschichte, das traurigste Armutszeugniß für die Befähigung unserer Diplomaten bildet und zu radika-

---

<sup>1</sup> Das ist eine Anspielung auf die Ablehnung von Bismarcks Vorschlag vom 9. April 1866, daß ein aus allgemeinem Stimmrecht und direkten Wahlen hervorgehendes Parlament zur Beratung einer Reform der Bundesverfassung zusammentreten solle.

<sup>1</sup> Enthielt Karl Mendelssohn Bartholdys Buch über Capodistrias, siehe oben Seite 188 Anm. 4.



len Urteilen unwillkürlich herausfordert. Die Zustände der Balkanhalbinsel sind offenbar noch nicht reif für eine endgültige Ordnung; kein Wunder, daß die Ärzte des kranken Mannes lauter Flickwerk zu Stande brachten.

Sie sprechen sehr nachsichtig über meine Aufsätze<sup>2</sup>. Das Buch hat wenigstens das Verdienst, daß es in einer Epcche der Phrasen und nebelhaften Gefühls- politik den Versuch machte, an den Verstand und die kräftige Leidenschaft zu appelliren. Ein zweiter Band Aufsätze, woran ich jetzt arbeite, soll diese kleinen, unverhältnismäßig zeitraubenden Arbeiten abschließen. Nachher soll es an die deutsche Bundesgeschichte gehen. Ich habe von Hirzel zu meiner Freude gehört, daß er Sie auch für seine Staatengeschichte gewonnen hat<sup>3</sup>. Ich fürchte, Sie werden mit Ihrem Werke schneller zu Stande kommen als ich. Eine schwierigere Aufgabe als eine wirklich gute Geschichte Deutschlands seit 1815 läßt sich kaum denken. Dafür gibt die entsetzliche Verwirrung des gegenwärtigen Momentes abermals ein Zeugniß. Warum mußte dieser notwendige Krieg unter so ungünstigen Verhältnissen, bei solcher Stumpfheit der Nation über uns kommen! In dem nächsten Heft der *Preußischen Jahrbücher* finden Sie einen Aufsatz von mir über die Lage<sup>4</sup>. Er verlangt wohlwollende Leser. Ich durfte weder nach oben noch nach unten meine ganze Meinung sagen; denn jetzt gilt es die streitenden Parteien in Preußen zu versöhnen; damit nur nicht das schwarzgelbe Nachtgevägel über Deutschland hereinbricht! Mehr noch als den Krieg fürchte ich einen faulen Frieden. Mir graut vor der Versumpfung, in welche ein leicht verzweifelndes Volk dann versinken würde!

Ist Häusser<sup>5</sup> noch zu sprechen, so sagen Sie ihm meine herzlichen Grüße. Ich kann mich noch immer nicht an den Gedanken gewöhnen, daß wir diesen Mann verlieren sollen. – In der Hoffnung Sie bald persönlich kennen zu lernen

Ihr aufrichtiger ergebener  
Treitschke

---

<sup>2</sup> Dies bezieht sich auf die erste Auflage von Treitschkes Historische und Politische Aufsätze, vornehmlich zur neuesten Geschichte, Leipzig 1865.

<sup>3</sup> Karl Mendelssohn Bartholdys Griechische Geschichte erschien im Rahmen von Hirzels Staatengeschichte. Am selben Tage, an dem Treitschke den obigen Brief schrieb, schrieb er auch an Hirzel: „Karl Mendelssohn schickte mir neulich seinen Capodistrias mit einem gescheiten Briefe. Ich glaube, an dem haben Sie eine gute Acquisition gemacht...“ (Treitschke, Briefe, ed. Cornicelius, II, 492).

<sup>4</sup> Dies ist der Aufsatz „Der Krieg und die Bundesreform“, datiert Freiburg, 25. Mai 1866, wieder abgedruckt in Zehn Jahre Deutscher Kämpfe 1865–1874, Berlin 1874; es ist eine Verteidigung der Notwendigkeit des Krieges gegen Osterreich, ein Appell an die Liberalen, Bismarck zu unterstützen, und ein Versuch zwischen Bismarck und der Reaktion eine Grenzlinie zu ziehen.

<sup>5</sup> Häusser war schwer herzleidend; er starb am 17. März 1867.

[149]

ERNST MENDELSSOHN-BARTHOLDY AN KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY  
(Abschrift; unvollständig)

Charlottenburg<sup>1</sup>, den 6. Juni 1866

... Es giebt Leute – und ihre Zahl ist nicht gering –, die ihr Geld schon vergraben wollen; andere, die sich überlegen, ob sie heute oder morgen nach der Schweiz oder sonst einem neutralen Lande reisen sollen und ihr Vermögen womöglich in Gold und Silber mit sich nehmen – und warum? – Weil die Kroaten, wie sie sagen, schon vor den Toren Berlins sind. Haben denn die Leute gar keinen Verstand? Was fürchten sie denn? Was hat ein Staat, dessen Finanzen durch und durch gesund, dessen Schulden ein Spott – ich glaube ungefähr 130 Millionen –, dessen Armee 620 000 Mann, und zwar ersten Aufgebots, lauter junge, kräftige Leute sind, der mit einem andern mächtigen Reiche Hand in Hand geht und mit Frankreich und Rußland nicht schlecht steht, – was hat ein solcher Staat, frage ich, einem andern gegenüber zu fürchten, der schon zu einem Mittel schreiten muß, wie die jetzige venetianische Gelderpressung<sup>2</sup>, wie die frühere kolossale Vermehrung der Papierschuld, der gezwungen ist, seine Armee in zwei Teile zu spalten, die eine für den Süden, die andere für den Norden, der sich neuerdings durch die bruske Ablehnung der Konferenz<sup>3</sup> mit Rußland vielleicht, mit Frankreich aber sicher überworfen hat!...

[150]

ADOLF WACH AN KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY  
(Abschrift; unvollständig)

Göttingen, 17. Juni 1866

... Alle meine Hoffnung sind der Sieg Preußens<sup>1</sup>. Ich will und kann nichts anderes wünschen. Nur so wird Frankreich und Rußland außerhalb der Sache bleiben, nur so sehe ich noch überhaupt die Möglichkeit, Deutschland vor der Vernichtung zu wahren. Die preußische Regierung wird Concessionen machen und wenn auch das nicht geschieht, müssen wir uns bis auf den letzten Atem-

---

<sup>1</sup> An sich gehört dieser Brief wohl zu den Familienbriefen; aber da er sich mit keiner Familienangelegenheit befaßt, sondern ausschließlich mit den in dieser Gruppe von Briefen erörterten politischen Fragen, scheint er hier besser am Platze. Der Brief hat ein gewisses Interesse, weil im allgemeinen die Chancen Preußens im Kriege mit Oesterreich als sehr zweifelhaft betrachtet wurden.

<sup>2</sup> Oesterreichs Angebot, Venedig an Italien abzutreten, falls Italien einen Teil der Staatsschulden übernehme.

<sup>3</sup> Napoleon hatte die Einberufung einer Konferenz vorgeschlagen.

<sup>1</sup> Der Ton dieses Briefes ist sehr verschieden von dem des im April geschriebenen, auf Seite 283 veröffentlichten; in einem vom 1. Juni datierten Briefe hatte Wach mitgeteilt, daß er sich gestellt habe, aber „als unbrauchbar zur Ersatz-Reserve beordert worden“ sei.

zug wehren, selbst wenn dadurch die gänzliche innere Auflösung des Staates herbeigeführt würde. Sollen wir etwa Russisch und die Rheinlande französisch werden? Sollen Östreich, Sachsen und Hannover Preußen in Fetzen reißen, damit das Elend des Deutschen Bundes in verdoppelter Gestalt wiederkehrt, und die einzige wirkliche, reelle politische Macht in Deutschland in Trümmer zerfällt? Gegen solche Fragen muß in der Tat der Verfassungskonflikt vorläufig schweigen. Wer ins Wasser geworfen wird, zankt sich nicht zuerst mit dem, der ihn hineingeworfen hat, und belangt ihn kriminaliter, sondern er schwimmt, bis ihm die Kraft versagt. – Du wirst natürlich in manchen Punkten anderer Ansicht sein. Das ist natürlich und in Deiner Lage gerechtfertigt. Ich kann nicht anders, wie ich Dir geschrieben habe, über diese Sache denken. Mit dem Bismarckschen Reformprojekt<sup>2</sup> bin ich ebenfalls nicht einverstanden und freue mich auf die Übersendung Eurer Broschüre<sup>3</sup>. Doch muß ich Dir gestehen, daß ich eine Verteidigung des österreichischen für keinen glücklichen Gedanken halte. Wie alle Handlungen des alten Kaiserstaats, war es eine Ausgeburt seiner Hauspolitik und auf die Zurücksetzung Preußens berechnet. Das deutsche Volk kam auch nicht zum Besten dabei fort...

[151]

ADOLF WACH AN KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY  
(Abschrift; unvollständig)

Göttingen, den 24. Juni 1866

...Der König von Hannover hat am Donnerstag (d. 21. Juni) Göttingen ganz unerwartet geräumt; während wir noch am Abend vorher sicher auf ein Gefecht in der Nähe rechneten. Am Freitag sind schon die Preußen nachgerückt und zwar zuerst die Division von Goeben, und heute die von Mantuffel, beide unter dem Oberkommando von Falkenstein und zusammen etwa in der Stärke von 30 000 Mann. Wir gleichen ganz einem Kriegslager. Unaufhörlich Trommeln und Vorübermarschieren, Kanonengerassel und Kommandorufen. Daß dabei die Wissenschaft nicht gedeiht, kannst Du Dir denken. Man liegt den ganzen Tag auf der Straße. Aber je mehr Soldaten ich sehe, desto friedfertiger werde ich gesonnen. Dieser ganze unnatürliche Krieg widert mich an.

den 25. Juni: ich wurde gestern durch Einquartierung unterbrochen, und setze erst heute früh meinen Brief fort. Gestern mittag saß ich in der Krone mit mehreren Offizieren, die ich kannte, als der Sohn des Generals von Falkenstein herunterkam und uns die Nachricht mitteilte, daß soeben seinem Vater vom König von Hannover, der bei Eisenach abgeschnitten ist, eine Depesche zugegangen sei, in welcher dieser mit seiner ganzen Armee Kapitu-

<sup>2</sup> Siehe oben Seite 283 Anm. 1.

<sup>3</sup> Über eine solche Broschüre läßt sich nichts auffinden; sie ist wohl nicht veröffentlicht worden.

lation anbietet. Ich bin mit diesem Ausgang der Sache bei uns sehr zufrieden und auch die Stimmung des Volkes äußert sich darüber nicht mißfällig. Jeder fühlt freilich den starken Druck, welcher durch die Einquartierung über das ganze Land gebracht ist, fast Niemand aber jammert über das Schicksal des vielgeliebten Welfenhauses. Ich kann nicht sagen, wie es mich freut, daß endlich Aussicht dafür vorhanden ist, daß Deutschland seinen Schwarm von kleinen Despoten zum Teil losgeworden ist. Besonders hat mich der Kurfürst von Hessen amüsiert, der seinen Staatsschatz nicht verlassen wollte. – Hoffentlich gelingt es der preußischen Armee noch so weit nach Süden in kurzer Zeit vorzudringen, daß sie sich mit der badischen vereinigen kann; denn der Anschluß Badens an die Bundestruppen ist ja doch nur ein widerwilliger. Du wirst freilich hierin meine Hoffnungen nicht teilen, aber ich frage Dich nur, wohin soll denn dieser Krieg führen, wenn Preußen unterliegt? Spekulationen auf Revolution in Berlin sind ganz eitel. Es klingt auch ganz närrisch, wenn ein Hannoveraner oder Kurhesse oder Österreicher, dessen Regierung nichts in Bezug auf Reaction zu wünschen übrig läßt, [darüber klagt] daß Preußen nicht revolutioniert. Es ist aber fast Hohn, wenn man bei solchen Gesinnungen seine Dynastie noch verteidigt. Wenn Deutschland einig unter einer Regierung ist, dann mag es mit vereinten Kräften für den Liberalismus gegen diese kämpfen. Kann es in solchem Kampf nicht siegen, wie will es die Reaction beseitigen, wenn es mit 32 Dynastien zu tun hat, die alle Front gegen das Volk machen? Eine Begeisterung nun gar für sogenannte alte Erbrechte ist so doctrinär, wie nur möglich. Man verlangt Revolution und verteidigt die Erbrechte! Warum erkennen wir nicht alle die alten erworbenen Rechte der katholischen Kirche und des Papstes an? Denn mehr wie erworbene Rechte sind diese Erbrechte auch nicht. Nicht jeder hat seine Krone von des Herren Tisch genommen. – Du siehst ich bin ganz Einheitsstaatler und nur bei dieser Richtung kann ich noch eine große Zukunft für Deutschland hoffen. Es giebt kaum etwas Verderblicheres, als wenn ein Volk über seine wissenschaftliche Beschäftigung jede politische Kraft verliert. Und könnte es einen elenderen politischen Standpunkt geben, als der war, den Deutschland als Bund bisher eingenommen hat? Während jedermann weiß, daß der Bund in seiner Ohnmacht Frankreich die Lenkung der Gesche in Europa in die Hand gegeben hat, versucht man dieses jammervolle Institut noch zu verteidigen? Hoffentlich ist es ein für alle mal abgetan. – Aber jetzt genug der Politik. Schreibe mir doch bald, wie es bei Euch steht. Wird denn noch gelesen? Hier will es nicht mehr recht gehen. Was macht Binding<sup>1</sup>? ...

In treuer Liebe Dein Adolf

---

<sup>1</sup> Karl Binding, ein Freund von Wach und Karl Mendelssohn Bartholdy, wurde, wie Wach, einer der bedeutendsten deutschen Rechtsgelehrten; Wach und Binding beschlossen ihre wissenschaftliche Karriere als Professoren an der Leipziger Universität.

[152]

KARL TOECHE AN KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY  
(Abschrift; unvollständig)

Berlin, den 9. Juni 1866

...Hat der Krieg auch in Deinem Auditorium Auswahl gehalten? Und der arme Häusser<sup>1</sup> muß tatenlos diese große Krisis miterleben. Freilich tritt Treitschke darin an seine Stelle; ich war oft mit ihm hier zusammen; Bismarck hat ihm völlig imponiert. Du weißt, daß er für Hirzel die Geschichte Preußens und der Kleinen Staaten jetzt übernommen hat. Mit ihm und Gustav Freytag war ich eines Abends in Leipzig zusammen; ich freute mich sehr, Freytag kennen zu lernen und unerwartet gab es ein langes ergebnisses Gespräch über mittelalterliche Geschichtsentwicklung, da Freytag<sup>2</sup> einen Band Bilder aus dem deutschen Mittelalter eben vollendet hat, das muß nach dem, wie er sprach, ein ausgezeichnetes Buch werden. Auch in Halle war ich inzwischen einmal, wohnte bei Schmoller, dem Nationalökonom, und bummelte sehr fidel mit ihm, Droysen<sup>3</sup> und Friedberg<sup>4</sup> herum. – Jetzt habe ich als Secretär zu der beabsichtigten Rankefeier<sup>5</sup> eine massenhafte Correspondenz; vielleicht hat Dir Wattenbach, der seine Teilnahme zugesagt hat, davon erzählt...

[153]

LUDWIG HÄUSSER AN KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY  
(Abschrift)

Heidelberg, den 24. August 1866

Geehrter Herr Doctor!

Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen erst jetzt für Ihre freundliche Zusendung, die ich mit Interesse und Befriedigung gelesen habe<sup>1</sup>, meinen Dank ausspreche und ebenso ihrer Anfrage in Betreff Freiburgs nun erst eine Antwort gebe.

---

<sup>1</sup> Siehe oben Seite 282 Anm. 5.

<sup>2</sup> Zwei Teile von Gustav Freytags Bilder aus der Deutschen Vergangenheit waren 1859 erschienen; 1867 erschien ein weiterer Band mit dem Titel „Aus dem Mittelalter“.

<sup>3</sup> Das ist der Haller Historiker Gustav Droysen, Sohn Johann Gustav Droysens.

<sup>4</sup> Ernst Albert Friedberg, 1837–1910, Kirchenrechtler, war 1865–1868 Professor in Halle.

<sup>5</sup> Rankes Goldenes Doktorjubiläum im Februar 1867.

<sup>1</sup> Dies ist wohl sicher Karl Mendelssohn Bartholdys Artikel „Gervinus als Geschichtschreiber“, der im Deutschen Museum Nr. 27 (5. Juli 1866), 11–21 und Nr. 28 (12. Juli 1866), 42–49 erschienen war. Er begann mit einer Betrachtung über das Problem der Geschichte der Gegenwart: „Wenn aber auf der einen Seite zu besorgen ist, daß man die Ereignisse zu Parteizwecken gruppiert und zurechtlegt, daß man Publizistik und Geschichte verwechselt, so liegt eine noch größere Gefahr in der künstlichen Anstrengung, die der Geschichtschreiber macht, um die objektive Unbefangenheit bei der Beurteilung längstvergangener Zustände auf die Gegenwart zu

Am Tage, nach dem ich Ihren Brief erhalten, brachte die *Karlsruher Zeitung* die Ernennung des Dr. von Kern<sup>2</sup> zum außerordentlichen Professor der Geschichte in Freiburg, ohne diese Nachricht würde ich Ihnen sofort geschrieben und Sie ersucht haben, wegen Freiburg einen Schritt zu tun, wenigstens Erkundigungen einzuziehen. Die Sache liegt nämlich so. Die historische Professur in Freiburg war seit Gfrörers Tode<sup>3</sup> unbesetzt und die Regierung hat sich stets bemüht, dafür einen Katholiken zu gewinnen, allein ihre Berufungen (O. Lorenz, Wegele) hatten kein Ergebnis. Voriges Jahr erklärte sich Lorenz bereit zu kommen; aber die Regierung hat die Sache ruhen lassen und inzwischen dem Dr. von Kern seit seiner Habilitation durch regelmäßige Remunerationen ihre Anerkennung zukommen lassen. Jetzt ist ihm, zunächst unter Ernennung zum extraordinarius, wie der Wortlaut des Decanes ausdrücklich sagt, diese historische Professur übertragen.

H. v. Treitschke war nicht als Historiker berufen, sondern für Staatswissenschaften oder ein ihnen verwandtes Fach. Dafür war er angestellt, dafür waren die Fonds seiner Besoldung bestimmt. Es ist [nicht] unmöglich, daß die Regierung oder die Universität unter diesen Umständen auch fernerhin einen zweiten Historiker anstellen will, dem vorzugsweise neuere Geschichte zu

---

übertragen. Besser, seine Gesinnung übertreibend zur Schau zu stellen, als seine Gesinnung zu verleugnen.“ Es folgt dann eine Gegenüberstellung der Berliner (Ranke) und der Heidelberger (Schlosser, Gervinus, Häusser) Schule: „...hier eine rauhe, eckige, aber von Begeisterung durchleuchtete, dort eine feine und gewählte, aber marmorkalte und glatte Sprache“. Er verteidigt Leidenschaft in Geschichtsschreibung, aber er glaubt, daß die Leidenschaft des Historikers auch eine Leidenschaft für Moral und Gerechtigkeit sein müsse. In diesem Zusammenhange betonte Karl Mendelssohn Bartholdy, daß es „unfaßlich“ ist, „wie ein Deutscher der Mittelstaaten, die zum Teil eine ungleich stolzere Geschichte als beide deutsche Großstaaten haben, um der Gemeinheit und Einheit willen, die in einer strengen Bundesverfassung zu retten ist, seine Sonderheimat an einen Einheitsstaat verraten sollte“. Im Namen des Sittengesetzes ist Gewalt gerechtfertigt: Die Französische Julirevolution bestätigte, „daß ein Volk durch Revolution nur wachsen kann“. Mit einer deutlichen Wendung gegen Bismarck sagte er dann, „die Gestalt Europas durch Blut und Eisen zu verändern“ scheint leichter „als durch weise Verwaltung im Innern den Forderungen des Volkes gerecht zu werden“. Und er schließt: „Polignac ist nicht der erste und nicht der letzte Staatsmann gewesen, der die sittlichen Kräfte im Volksleben mißachtet hat; von ihm gilt, wie von allen seinesgleichen das Wort des Demosthenes: Es ist unmöglich, mit Ungerechtigkeit, Meineid und Lüge eine dauerhafte Macht zu erwerben; mag sie auch für einmal und eine kurze Weile sich halten und in stolzen Hoffnungen blühen, die Zeit lauert auf sie und sie fällt in sich zusammen.“ Der ganze Artikel, im Augenblick des preußischen Sieges über Österreich, der zum Verschwinden Hannovers, Kurhessens und Frankfurts führte, geschrieben, war ein Manifest der Opposition und ein Bekenntnis zu demokratischem Föderalismus.

<sup>2</sup> Theodor Ritter von Kern, 1836–1873, ein Schüler Sybels, katholischer Lokalhistoriker, hatte sich 1865 in Freiburg habilitiert und war am 11. August zum außerordentlichen Professor ernannt worden; 1871 wurde er ordentlicher Professor.

<sup>3</sup> August Friedrich Gfrörer, 1803–1861, Katholischer Großdeutscher Historiker, war von 1846 bis zu seinem Tode Professor in Freiburg gewesen.

behandeln obläge<sup>4</sup>. Ein Überfluß wäre es jedenfalls nicht. Aber ich weiß nicht, wie man in Karlsruhe und Freiburg darüber denkt. Ich wollte Ihnen daher raten, sich deßwegen zu erkundigen und zwar geradezu bei Jolly<sup>5</sup>. Ich bin sosehr aus allen Staatssachen herausgekommen, daß ich zur Stunde nicht einmal weiß, wer Referent in Universitätssachen ist. Jedenfalls hätte aber eine Anfrage Ihrerseits nichts Bedenkliches, zumal es auf den ersten Hieb jedem vorkommen muß, als ob auch Treitschkes Stelle wieder besetzt werden wird, und zwar mit einem Historiker.

Sollte an mich eine Anfrage ergehen, so dürfen Sie überzeugt sein, daß ich nach bestem Wissen und zu Ihren Gunsten mein Votum abgeben würde.

In der Hoffnung, daß Ihnen die Ferien recht wohl bekommen werden und wir uns wohl wiedersehen, verbleibe ich hochachtungsvoll

Ihr ergebenster

L. Häusser

[154]

HEINRICH VON TREITSCHKE AN KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY

(Abschrift)

Kiel<sup>1</sup>, den 3. November 1866

Sehr geehrter Herr,

Ein ärgerlicher Zufall hat es gefügt, daß Sie unmittelbar vor meiner Abreise<sup>2</sup> in Freiburg eintrafen und ich der Freude Sie persönlich kennen zu lernen beraubt wurde. So muß ich denn eine der ersten freien Stunden, die ich während dieser beschäftigten Wochen erübrigen kann, benutzen, um Ihnen für Brief und Sendung<sup>3</sup> aufrichtig zu danken. Ihre Offenheit brauchen Sie bei mir nicht zu entschuldigen. Ich bin selbst nicht gewöhnt, mit meinen Ansichten hinter dem Berge zu halten; und wenngleich mein heißes Blut mich in der öffentlichen Debatte leicht zu scharfen Worten hinreißt, so bin ich doch duldsam und sehr wohl fähig, abweichende Meinungen zu würdigen.

Die Äußerung, die ich Ihnen vor dem Kriege schrieb, ist von Ihnen, wenn mich mein Gedächtniß nicht ganz trügt, nicht genau in der Erinnerung behal-

---

<sup>4</sup> Obwohl Treitschke offiziell außerordentlicher Professor auf dem Gebiete der Staatswissenschaften in Freiburg war, hatte er das Recht, Geschichte zu lesen, und da kein anderer neuerer Historiker in Freiburg wirkte, füllte er das Fach der neueren Geschichte.

<sup>5</sup> Julius Jolly, Jurist und Staatsmann, war damals gerade Minister des Innern und der Justiz in Baden geworden; durch seine Heirat mit Elisabeth Fallenstein war er ein entfernter Verwandter Karl Mendelsohn Bartholdys.

<sup>1</sup> Dieser Brief wird hier abgedruckt, weil seine Veröffentlichung in Treitschke, Briefe, vol. III, 105–106 unvollständig ist.

<sup>2</sup> Treitschke hatte seine Professur in Freiburg unmittelbar nach dem Ausbruch des Krieges zwischen Preußen und Österreich im Juni 1866 aufgegeben, aber war im Oktober für einige Wochen in Freiburg gewesen, um seine Braut und deren Eltern zu besuchen, bevor er seine neue Professur in Kiel antrat.

<sup>3</sup> Der Artikel über Gervinus, siehe oben Seite 288 Anm. 1.

ten worden. Ich schrieb damals: „warum mußte dieser *notwendige* Krieg (nicht: unselige) bei solcher Stumpfheit der Nation in so unseligen Verhältnissen hereinbrechen?“<sup>4</sup> Für notwendig habe ich den Krieg gehalten, seit ich im März in Berlin die diplomatische Lage und den bösen Willen Österreichs unsern Staat zu demütigen und zu zerschlagen, näher kennen lernte. Mir scheint, etwas Sittlicheres als das Notwendige kann der Politiker überhaupt nicht wollen. Ich beklage noch heute, daß dieser Unabhängigkeitskrieg geführt ward, ohne daß die Nation ein helles Bewußtsein von seiner Bedeutung besaß; dadurch wird aber an der Berechtigung des Kampfes nichts geändert. Eine friedliche Lösung der unnatürlichen Verbindung mit Österreich hab' ich nie für möglich gehalten; so gemächlich pflegen welthistorische Konflikte nicht zu enden. Inzwischen ist, wie Sie zu meiner Freude selbst zugeben, für den Norden eine bessere Zeit gekommen. Ich zweifle nicht, daß in einer nahen Zukunft, auch der Süden an dem neuen Staate teilnehmen wird; schon der Wahnsinn der Wiener Hofburg wird uns vorwärts bringen.

Ihren geistreichen Aufsatz<sup>5</sup> hab' ich mit großem Interesse gelesen, wenn auch nicht überall mit Zustimmung. Wie ein geistreicher Mann die unglückliche Parallele zwischen Polignac und Bismarck ziehen konnte, ist mir rätselhaft. Wo ist auch nur der Schatten einer Ähnlichkeit zwischen dem Dilettiren mit einem frivolen Rheingrenzenkriege und einem ernsthaften Unabhängigkeitskampfe, der für unser nationales Staatsleben erst den Boden geschaffen hat? Auch die beiden Persönlichkeiten sind so grundverschieden als möglich; ich kenne Bismarck etwas und glaube über sein geistvolles, jugendfrisches und gewinnend liebenswürdiges Wesen ein unbefangenes Urteil zu haben. Überhaupt hab' ich mit Bedauern bemerkt, daß in Gervinus' neuesten Schriften das ruhige Urteil oft getrübt wird durch bittere Anspielungen auf die Gegenwart, die niemals ganz zutreffen, da die Geschichte sich nie wiederholt. Ich bedauere das, weil ich Gervinus aufrichtig verehere.

Hier in Kiel fange ich an Boden zu gewinnen; ich freue mich, wieder gebildete und fleißige Studenten wie einst in Leipzig zu finden. Einige unfreundliche Gesichter hab' ich, wie natürlich gesehen; aber ich bin ordnungsmäßig durch die Fakultät berufen, und auch die dissentirende Minderheit fängt langsam an sich mit mir auszusöhnen. Was die Zeitungen sonst berichten, ist eitel

---

<sup>4</sup> Siehe Treitschkes Brief an Karl Mendelssohn Bartholdy, oben Seite 284.

<sup>5</sup> Der Artikel über Gervinus. Obwohl, in Fragen konkreter politischer Ziele, Treitschkes und Karl Mendelssohn Bartholdys Ansichten weit auseinandergingen, waren sie wohl einig in der Betonung der Notwendigkeit politischer Leidenschaft und politischer Überzeugungen in Arbeiten über neuere Geschichte. Es ist zur Erklärung von Treitschkes weiteren Bemerkungen nötig, darauf aufmerksam zu machen, daß, obwohl (siehe oben Seite 289 Anm. 1) Karl Mendelssohn Bartholdy den Vergleich Bismarck-Polignac gezogen hatte, ursprünglich Gervinus diesen Vergleich gemacht hatte. Vor Treitschkes Annäherung an Bismarck im Frühjahr 1866, hätte er ihn wahrscheinlich weniger abwegig gefunden.



Lüge; das organisierte Augustenburgische Lügensystem, das unsere Liberalen so lange irre geführt hat, liegt aber Gottlob in den letzten Zügen.

Warum ich die Anfrage des Großherzogs wegen Heidelberg ablehnte, das werden Sie wohl erraten haben. Wir dürfen hoffen, daß Häusser uns erhalten bleibt, und neben ihm fände ich keinen Boden. Ich könnte ihn nicht ergänzen, sondern müßte mit ihm concurriren, und das ist mir moralisch unmöglich.

Mit den besten Grüßen

Ihr aufrichtig ergebener

Treitschke

[155]

GEORG GOTTFRIED GERVINUS AN KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY

(Abschrift; unvollständig)

Rom, den 31. Oktober 1866

...Von den Zuständen in Deutschland nehme ich kaum Notiz. Das unglaubliche Stillsitzen und sich in alles finden, das uns im Ausland tief verachtet macht, veregelt mir in der Ferne mein gutes Volk noch mehr als zu Hause. Sie werden mir wieder vorwerfen wollen: ich selbst treibe es ja nicht anders und erweise mich so als den rechten Angehörigen dieses Volkes. Aber darauf giebt es eine sehr einfache Antwort, daß man *allein* keine Politik machen kann, auch nicht mit zweien und dreien. Und mehr als so *viele* haben mir nicht einmal zugemutet, mich zu regen. Und was wird unser guter alter Welcker<sup>1</sup> von seiner Regung haben als den Spott des *Kladderadatsch*? Die Lamms- oder Eselsgeduld auf der einen Seite, und die Vielseitigkeit der Meinungen, der Mangel des gesunden Blickes und Instinkts im Politischen war es, der mir schon 1848 das Mittun nicht sowohl verleidet als unmöglich machte. Hier in Italien sehe ich von dem Allen das Extrem und die Carricatur...

[156]

HEINRICH VON TREITSCHKE AN KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY

(Abschrift)

Kiel, den 28. Juni 1867

Geehrtester Herr,

Die letzten Monate haben mir so viel wichtige Erlebnisse – den Tod meines Vaters, Hochzeit<sup>1</sup> und Hochzeitsreise – gebracht, daß mein Briefwechsel ganz ins Stocken kam. Ich weiß mich nicht einmal genau zu entsinnen, ob ich Ihnen schon für Ihren schönen Aufsatz über die Hetärie<sup>2</sup> gedankt habe; ist es noch

---

<sup>1</sup> Karl Theodor Welcker, Rechtslehrer und Parlamentarier, lebte im Ruhestande in Heidelberg; er trat 1866 mit Erklärungen, in denen er sich der deutschen Einigung unter Preußens Führung widersetzte, hervor.

<sup>1</sup> Mit Emma von Bodman.

<sup>2</sup> Karl Mendelssohn Bartholdys Aufsatz über „Die Hetärie“ erschien in Sybel's

nicht geschehen, so tue ich es jetzt recht herzlich. Herr Hirzel wird Ihnen in den nächsten Wochen in meinem Auftrage die dritte Auflage meiner Aufsätze schicken<sup>3</sup>. Sie finden nichts Neues darin; ich mußte einsehen, daß die große Umwälzung der deutschen Politik nicht beiläufig in einzelnen Correcturen behandelt werden kann; ich habe mich daher mit einigen kleinen tatsächlichen Berichtigungen in der Arbeit über Wangenheim begnügt und das Übrige unverändert stehen gelassen. Das Buch ist einmal das Kind einer Epoche, die wir Gottlob hinter uns haben; es heißt hier *sit ut est aut non sit*. In einem zweiten Band hoffe ich auf einige Fragen der deutschen Politik einzugehen. Ich schicke Ihnen den alten Bekannten bloß als freundschaftlichen Gruß. Heute schreibe ich Ihnen, um Ihnen eine dringende Bitte ans Herz zu legen. Können Sie sich entschließen, für die Jahrbücher einen Aufsatz über Häusser zu schreiben<sup>4</sup>? Ich will ganz offen sein und Ihnen gestehen, daß ich in dieser Angelegenheit bereits zwei Fehlbitten getan habe. Ich betrachte es als eine Ehrensache für die Jahrbücher Häusser einen warmen und einsichtigen Nachruf zu widmen. Wehrenpfennig und ich haben uns an Baumgarten<sup>5</sup> und Weech<sup>6</sup> gewendet, weil diese Beide den badischen Landtagsverhandlungen seit Jahren sehr nahe standen. Beide lehnten ab, weil sie mit Häussers politischer Haltung während der letzten Jahre mehrfach nicht einverstanden seien und eine scharfe Kritik so bald nach dem Tode des trefflichen Mannes für unschicklich hielten. Ich vermag freilich nicht einzusehen, warum es nötig sein soll, in einem Nekrologe auf diese controversen Punkte ausführlich einzugehen, aber ich muß die Ablehnung und die Gründe achten. Sie, geehrtester Herr, haben diese Klippe nicht zu scheuen; Sie sind im Wesentlichen ein Gesinnungsgenosse Häussers und können aus voller Überzeugung einen Nachruf schreiben, der durch keinen Mißton getrübt wird. Sie werden selbst fühlen, daß dieser Gegenstand durchaus nicht zur Polemik herausfordert; die Redaction kann Ihnen daher volle Freiheit gewähren. Ich glaube, die Aufgabe müßte Ihnen willkommen sein, da Sie den Gegenstand völlig beherrschen und Material in Fülle sich leicht verschaffen können. Überhaupt sollen die Jahrbücher nach wie vor nicht ein Fractionsblatt sein, sondern ein Organ aller gebildeten Mittelparteien bleiben. Darüber liege ich jetzt leider in brieflicher Fehde mit unserm Freunde Max Duncker, der uns durchaus zu Trompetern der Vinckeschen Fraction

---

Historische Zeitschrift, vol. XVI (1866); er beschreibt die halb wissenschaftliche, halb politische Tätigkeit dieses griechischen Geheimbundes, der der Wiedererweckung des griechischen Nationalgefühls diene.

<sup>3</sup> Von Treitschkes Historische und Politische Aufsätze, siehe oben Seite 284 Anm. 2.

<sup>4</sup> Karl Mendelssohn Bartholdy lehnte ab, der Nachruf auf Häusser in den Preussischen Jahrbüchern wurde von August Kluckhohn geschrieben und erschien in Band XXI, 611–636.

<sup>5</sup> Hermann Baumgarten, damals Professor der Geschichte an der Technischen Hochschule in Karlsruhe.

<sup>6</sup> Friedrich von Weech, Badischer Historiker, Direktor der Badischen Hofbibliothek und später Direktor der Badischen Archive.

machen will, was ihm nicht gelingen soll<sup>7</sup>. Ich bitte Sie herzlichst auf meinen Wunsch einzugehen, je früher und je ausführlicher Sie schreiben, desto besser. Sagen Sie Nein, so weiß ich wirklich Niemanden mehr; mir selber fehlt es an Zeit und an Material. Meine Hoffnung endlich einmal mit Ihnen zusammen zu treffen wird sich schwerlich so bald erfüllen. Ich denke dies Jahr im Norden zu bleiben, es werden wohl noch 15 Monate vergehen, bis ich meine Frau einmal zu ihren Eltern bringe und den Rhein wiedersehe.

Mit der Bitte um baldige Antwort

Ihr aufrichtiger ergebener  
Treitschke

[157]

HANS CARL VON MANGOLDT AN KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY  
(Original)

Freiburg, den 13. Februar 1868

Lieber College,

Sie werden es hoffentlich nicht als Unfreundlichkeit und Mangel an Teilnahme ausgelegt haben, wenn ich Ihnen erst heute meine herzlichsten Glückwünsche zu Ihrer Verlobung ausspreche<sup>1</sup>. Seien Sie meiner aufrichtigen Teilnahme versichert, und lassen Sie mich zugleich den Wunsch aussprechen, daß es nicht nur Ihnen, sondern auch Ihrer künftigen Frau Gemahlin recht wohl bei uns gefallen möge. Für uns und unseren Freundeskreis darf ich Ihnen versichern, daß wir uns nach Kräften bemühen werden, Sie recht bald bei uns heimisch zu machen.

Daß ich Ihnen nicht früher geschrieben habe, hat seinen Grund, wie Sie vielleicht vermutet haben, lediglich darin, daß ich Ihnen gern zugleich Nachricht von einem weitem Fortrücken Ihrer Berufungsangelegenheit geben wollte<sup>2</sup>. Dazu bin ich dann heute auch im Stande, nachdem der Senat gestern

---

<sup>7</sup> Max Duncker, Politiker und Historiker, seit 1867 Direktor der Preußischen Staatsarchive, war ein Fürsprecher der Preußischen Regierung geworden ebenso wie der Parlamentarier Georg von Vincke, der sich aus diesem Grunde von der Fortschrittspartei getrennt und eine alt-liberale Fraktion gebildet hatte.

<sup>1</sup> Siehe oben Seite 198 Anm. 1.

<sup>2</sup> Die Veröffentlichung dieses Briefes scheint mir vor allem wegen des Lichts, das er auf Berufsangelegenheiten im vorigen Jahrhundert wirft, gerechtfertigt. Immerhin muß zu seinem Verständnis einiges hinzugefügt werden, für das, neben Karl Mendelssohn Bartholdys Briefen der Artikel von Hermann Baier, „Aus der geistigen Umwelt eines jungen deutschen Historikers von 1856 bis 1870“, Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, Neue Folge, vol. LI (1938), 384–442, die Hauptquelle ist. Karl Mendelssohn Bartholdy war der Kandidat der Badischen Regierung, zum Teil wohl wegen seiner eigenen, und seiner Gönner Häusser und Gervinus engen Beziehungen zu Jolly, aber wohl noch mehr, weil die Regierung das protestantisch-liberale Element in Freiburg stärken wollte, aber sich zugleich für einen Vertreter

beschlossen hat, sich dem Antrag der Facultät auf Ihre Berufung anzuschließen. Bestimmte Vorschläge, in welcher Form diese erfolgen solle, sind nicht gemacht, die Regierung hat mithin ganz freie Hand. Das hat, nachdem es sowohl in der Facultät, als im Senate zur Sprache gebracht worden war, daß der Ruf, den Sie aus Gießen erhalten haben, nur der Extraordinarius war, den Sinn, daß wir die Regierung nicht zu beschränken wünschen, falls dies für Sie die Bedingung Ihres Kommens ist, Sie als Ordinarius zu berufen. Dies war ja auch die Voraussetzung, unter der wir schon jetzt auf die Beförderung Brambachs angetragen haben, was sonst wohl noch einige Zeit unterblieben wäre. Also, wie gesagt, von hier aus waltet kein Hindernis, daß die Regierung Sie als Ordinarius hersetzt. Das zu Ihrer Notiz, natürlich im Vertrauen, und ich kann hinzufügen, daß ich für meine Person diese Form Ihrer Berufung ganz besonders wünsche.

Die theologischen Mitglieder des Senats werden wegen Ihres Protestantismus dissent voten abgeben. Das hat nichts zu sagen, und wird keinen Aufenthalt verursachen. Nur nötigt es mich heute doppelt kurz zu sein, weil ich für die Majorität noch einen Bericht entwerfen will, in welchem diese Einwände widerlegt werden. Morgen wird Alles formell festgestellt werden und Samstag voraussichtlich der Bericht nach Karlsruhe abgehen.

---

anti-preußischer, föderalistischer Ideen eine verhältnismäßig günstige Aufnahme auch in katholischen, großdeutsch-proösterreichischen Kreisen versprach. Treitschke war, wegen seiner propreußischen, einheitsstaatlichen Haltung auf scharfe Opposition in der Fakultät und der Bevölkerung gestoßen, so daß sein Rücktritt nur halb-freiwillig war. Im Laufe der Zeit zeigte sich die Korrektheit dieser Berechnungen der Badischen Regierung, denn Karl Mendelssohn Bartholdy wurde, in der kurzen Zeit seiner Freiburger Universitätstätigkeit, Dekan, und wie verschiedene, wegen ihres rein beruflichen Inhalts hier nicht veröffentlichte Briefe zeigen, ein ungewöhnlich einflußreiches Mitglied der Fakultät. Aber 1867/68 stieß der Vorschlag seiner Ernennung auf heftigen Widerstand. Den liberalen, nationalen Elementen war er zu sehr Anti-Bismarck, zumal der amtierende außerordentliche Professor der Geschichte kein Bismarckianer war; den katholisch, großdeutschen Elementen war er zu sehr Protestant und zu sehr mit Berlin verbunden. Als im Januar das Ministerium die Fakultät aufforderte, Vorschläge wegen eines zu berufenden Historikers zu machen und zu verstehen gab, daß es Karl Mendelssohn Bartholdy wünschte, antwortete die Fakultät erst, daß das Fach durch Kern ausreichend vertreten sei und also die Regierung Geld für eine zweite Professur zur Verfügung stellen solle, bevor die Fakultät Vorschläge zu machen bereit war. Wie die Regierung darauf einging, wurde Karl Mendelssohn Bartholdy von der Fakultät vorgeschlagen, da sich das nun nicht mehr umgehen ließ; aber gleichzeitig wurde die Beförderung des katholischen Altphilologen Brambach zum ordentlichen Professor verlangt, so daß er Anciennität über Mendelssohn haben würde. Der Vorschlag Mangoldts, Mendelssohn als ordentlichen Professor zu berufen, wurde dahin abgeändert, daß ein bestimmter Rang nicht genannt wurde – um auszudrücken, daß die Fakultät Mendelssohn nicht über Kern stellte und vielleicht Mendelssohn zur Ablehnung zu veranlassen. Die für Karl Mendelssohn Bartholdy vorteilhafte Erklärung, die Mangoldt in seinem Briefe für die Berufung ohne bestimmten Rang gibt, ist also kaum haltbar.

Durch die Treitschkesche Rede<sup>3</sup> lassen Sie sich nicht verschrecken (?). Wahr ist nur das Eine worüber Sie sich aber selbst wohl nicht täuschen, daß wenigstens vorläufig, Theologen nicht in Ihre Vorlesungen, besonders die über neuere Geschichte werden gelassen werden. Im Übrigen ist Treitschkes Urteil über Freiburg, ich habe ihm das wiederholt selbst gesagt, in hohem Grade unbillig. Von unsern Studenten ist freilich im Ganzen nicht viel Rühmens zu machen. Über Ihre Aufnahme seitens der Collegen werden Sie aber, das glaube ich versichern zu können, nicht zu klagen haben. Verlieren Sie daher, bitte, das gute Zutrauen nicht.

Die Annahme, von der Sie in Ihrem letzten Brief ausgehen, erlaube ich mir gelegentlich zu berichtigen. Treitschke ist seiner Zeit keineswegs von der Regierung proprio motu hierher berufen worden, sondern auf den Vorschlag der Facultät und des Senats<sup>4</sup>. In jenem Umstande lag also nicht der Grund, warum er zu manchen der Collegen in ein gespanntes Verhältnis geraten ist, sondern in ganz andern Ursachen, und ein großer Teil der Schuld fällt daher wirklich auf ihn.

Leben Sie recht wohl, empfehlen Sie mich vorläufig unbekannter Weise Ihrem Fräulein Braut und lassen Sie sich bald einmal hier blicken, was ja wohl durch Quartierangelegenheit notwendig werden wird.

Getreulichst  
der Ihrige  
Mangoldt

[158]

THEODOR BERNHARDI AN KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY  
(Original)

Bonn, den 31. März 1868

Werter Herr Professor,

Längst hätte ich Ihnen antworten sollen, um Ihnen für die Freundlichkeit zu danken, mit der Sie meine Sache vertreten haben. Verzeihen Sie, daß es so spät geschieht, und sehen Sie nicht darin einen Mangel an Aufmerksamkeit, sondern nur an Zeit. Nach dem, was Sie schrieben, scheint es mir kaum zweifelhaft, daß Dr. Abel in Gießen den Preis erringen wird<sup>1</sup>. Wenigstens

<sup>3</sup> Dies ist wohl keine öffentliche Rede gewesen, sondern Bemerkungen Treitschkes im Gespräch. Treitschke war, als Nachfolger Häussers, seit Oktober 1867 in Heidelberg, übrigens auch von der Regierung der Fakultät, die Burckhardt gewollt hatte, aufgezwungen. In Heidelberg lernten Treitschke und Karl Mendelssohn Bartholdy sich nun persönlich kennen. Am Anfang war Treitschke etwas erstaunt, daß politisch „der kleine Mendelssohn ... durch Gervinus ganz verderbt“ sei, aber er scheint gedacht zu haben, daß er „den braven kleinen Mendelssohn“ diesem Einfluß würde entziehen können.

<sup>4</sup> Das ist korrekt. Offenbar hatte Karl Mendelssohn Bartholdy die Furcht ausgedrückt, daß er, wie Treitschke, Schwierigkeiten in Freiburg haben werde, weil er mehr auf Wunsch der Regierung als der Fakultät komme.

<sup>1</sup> Sigurd Abel, ein Mitarbeiter der Jahrbücher der deutschen Geschichte, lehnte die

läßt sich kein Grund denken, weshalb immer man von ihm, da er einmal aufgestellt ist, abgehen sollte; und daß er annehmen würde, leidet wohl gar keinen Zweifel. Inzwischen ist ja Ihre Ernennung für Freiburg wirklich erfolgt; vermutlich werden Sie im Sommer Ihre Tätigkeit dort bereits beginnen. Gegenwärtig lese ich den von Ihnen publicierten Briefwechsel zwischen Gentz und Pilat<sup>2</sup>, es findet sich sehr vieles von großem Interesse darin; für mich erhöht sich dasselbe dadurch, daß ich etwa zu derselben Zeit wie Sie einen Vortrag über Gentz hielt, ohne jedoch in der glücklichen Lage zu sein, neues Material verwerten zu können. Gewiß ist Ihnen schon das Buch von H. Hüffer, *Österreich und Preußen gegenüber der Französischen Revolution*<sup>3</sup> zu Gesicht gekommen; es wird viel von sich reden machen, da viel sachlich Bedeutendes darin enthalten ist. Zunächst wird sich ohne Zweifel eine Controverse Hüffer versus Sybel erheben. Hoffentlich überzeugt man sich in Wien mehr und mehr davon, daß weit mehr wie Schaden Nutzen daraus erwächst, wenn die Archive nicht zu ängstlich unter Verschuß gehalten werden. Die Wahlen für das Zollparlament<sup>4</sup> haben weit mehr als ich erwartet hatte im deutschen Süden heftige Kämpfe hervorgerufen und den Beweis geliefert, daß man dort weniger wie vor einem Jahre für eine Ausdehnung des neuen Bundesverhältnisses über den Main hinüber gestimmt ist.

Wir leben jetzt hier in einer sehr langsamen Strömung; das rasche Tempo, welches vom Jahre 1866 her noch eine Zeit lang fortgedauert hat, scheint verschwunden. Es muß wieder ein frischer Zugwind der Opposition durch das Land gehen, sonst erschaffen wir in dem Bewußtsein unserer Verdienste. Sie sehen, ich bin noch immer nicht korrekt; der sogenannte National-Liberalismus will mir nicht recht zu Sinn. Für diesmal nehmen Sie nochmals den Ausdruck meines Dankes, mit dem ich verbleibe

als Ihr stets ergebener  
Theodor Bernhardi

---

ihm angebotene außerordentliche Professur in Gießen, die ursprünglich Karl Mendelssohn Bartholdy angeboten war, aus Gesundheitsgründen ab; er starb 1873.

<sup>2</sup> Briefe Gentz an Pilat. Herausgegeben von Karl Mendelssohn Bartholdy, 2 Bände, Leipzig 1868.

<sup>3</sup> Dies war der Titel des ersten Bandes von Hermann Hüffer, *Diplomatische Verhandlungen aus der Französischen Revolution*, Bonn 1868. In der Tat knüpfte sich an dieses Werk eine heftige Kontroverse, ob der Egoismus der Preussischen oder der Osterreichischen Regierung für den katastrophalen Ausgang der Campagne von 1794, durch die das Rheinland in französische Hände kam, verantwortlich sei; es war eine Kontroverse der Kleindeutschen gegen die Großdeutschen (Vivenot, Hüffer) Historiker.

<sup>4</sup> Die Wahlen zum Zollparlament, im Februar und März 1868, führten zu einer schweren Niederlage der zu Preußen neigenden Liberalen in Bayern und Württemberg.

New York, den 23. April 1868  
439 Lexington Avenue

Hochgeehrter Herr Professor und bester Freund!

Wenn mein Glückwunsch so lange auf sich hat warten lassen, so ist wahrlich nicht Mangel an Teilnahme die Ursache davon. Könnte ich Ihnen ein recht lebhaftes Bild von meinem hiesigen Leben entwerfen – der Vorwurf ist zu uninteressant und zu freudlos, um das Gemälde zu versuchen – so würden Sie sehen, daß ich geradezu dem kargen Schlaf eine hastige Minute stehen muß, um zu einer Privatcorrespondenz kommen zu können.

– Ein recht warmes Gratulator und Glückauf zu der Braut sowohl als zu der Professur. Je wilder die Wellen mit mir selbst spielen, desto mehr freut es mich die Freunde in den Hafen einlaufen zu sehen. – Daß Ihre Antwort sich in Folge dieser Ereignisse verzögert und nur flüchtig war, verdenke ich Ihnen wahrlich nicht. Aber erlauben Sie mir doch zwei Fragen zu stellen, die mich höchlich interessieren und über die Ihr Brief nichts sagt. Wann brechen Sie denn eigentlich an Ihren neuen Bestimmungsort auf; und führen Sie zu gleicher Zeit auch schon dann Ihre Braut als Ehefrau heim, oder werden Sie dort noch eine Weile als Junggeselle hausen<sup>1</sup>? Vielleicht begehe ich mit der letzten Frage eine Unschicklichkeit. Aber verzeihen Sie mir dieselbe: in der Fremde und allein zieht es einen unwiderstehlich nach Allem, was einen mit Heimatluft anweht, und man möchte über alles so genau unterrichtet sein, als es nur irgendeine neugierige Kaffeeschwester wünschen kann.

– Nun, wenn ich zurückkehre – denn zurückkehren will ich jedenfalls einst, und müßte ich zu Fuß über den Ozean –, dann sind Sie gewiß schon längst verheiratet. Drum erlauben Sie mir, daß ich mich schon jetzt bei Ihrem Fräulein Braut zu einer Tasse Kaffee zu Gast bitte. Da will ich meine jetzige Neugier dadurch gut zu machen suchen, daß ich dann ihre Neugier über das Wunderland im Westen nach besten Kräften zu befriedigen suche. Ich werde freilich auch dann nicht zu kurz kommen, denn der Kaffee wird unstreitig ein *guter deutscher* Kaffee sein, und auf einen Schlag alle die trüben Erinnerungen an das elende Gebräu, das hier diesen Namen führt, verwischen.

Wozu braucht denn aber auch der Amerikaner guten Kaffee; hat er denn nicht guten Whisky? Und welcher Mann wird sich nach dem labbrigen Weibertrank umsehen, wenn er den klaren Feuertrank in Überfülle haben kann? Das säuft hier, bis auf die halbwüchsigen Buben herab, wie ein Loch. Trifft man einen Bekannten, wer es auch immer sei, und hat noch nicht zehn Worte gewechselt, so tönt einem gewiß schon das verführerische „Will you have a drink?“ in die Ohren. Und nicht selten erleidet die Freundschaft einen starken Stoß, wenn

<sup>1</sup> Karl Mendelssohn Bartholdy begann seine Lehrtätigkeit in Freiburg im Frühjahr 1868 und heiratete im März 1869.

man sich eine abschlägige Antwort erlaubt. Der lustigen Brüder sieht man daher stets gar viele auf den Straßen. Am meisten aber natürlich Sonntags, weil das berüchtigte Sonntagsgesetz streng verbietet, an dem Tage des Herrn irgendwelche berauschenden Getränke zu verkaufen. Da ziehen die Leute in hellen Haufen in die benachbarten Orte, wo das Gesetz keine Geltung hat, und saufen sich dort aus Ärger doppelt so voll, weil man sie gezwungen erst eine weite Fahrt nach ihrer lieben Flasche zu machen. Familienglück, Vermögen, Energie, Verstand und Ehre werden unendlich oft hier in dem Whisky begraben; und zwar keineswegs nur von dem einfachen Mann, sondern erschreckend häufig von Leuten aus den besten Familien. –

Der Deutsche hält sich im Allgemeinen ziemlich fern von der Whiskyflasche, aber dient darum dem Gambrinus desto fanatischer. In einer Beziehung oft das Schlimmere. Der Irländer und Amerikaner geht für einen Augenblick in die Getränkebude, stürzt sein Glas hinunter und ist einen Moment darauf wieder an der Arbeit. Um eine Stunde ist er freilich wieder da, aber kehrt auch wieder gleich an sein Werk zurück, so daß er doch den ganzen Tag ordentlich geschafft hat, wenn er auch Abends mehr nach Hause rollt als geht. Der Deutsche hingegen macht sich's auf einem Stuhle gemütlich, und verloddert den halben Tag beim Glase und bei den Karten. So sind es mehr Irländer und Amerikaner, die sich durch Trunk *vollständig ruinieren*; aber unendlich viel mehr Deutsche, die nie auf einen recht grünen Zweig kommen, weil das Bierglas sie nie zu recht energischer und andauernder Arbeit kommen läßt.

Ich sehe, ich bin in ein nettes Fahrwasser hineingekommen: ich hätte keinen passenderen Gegenstand für einen Gratulationsbrief an einen Bräutigam wählen können. Sieht es nicht fast so aus, als hielte ich es für gar nötig, Ihnen die üblen Folgen des Trinkens vorzuhalten, daß Sie einen unumstößlichen Beschluß faßten sich nie diesem Laster zu ergeben, um nicht auch das Glück Ihrer Familie in spe zum Opfer fallen zu sehen. Entschuldigen Sie einen armen gehetzten Mann, und seien Sie versichert, daß mein nächster Brief vernünftiger sein wird. – Die Post für den Dampfer schließt, drum muß auch ich es tun.

In alter Freundschaft

Ihr aufrichtig ergebener

H. Holst

[160]

OTTO GIERKE AN KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY  
(Original)

Berlin, den 7. Mai 1868

Lieber Mendelssohn!

Verzeih mir, wenn aus dem Gratulationsbrief, den ich seit dem Empfang der Nachricht von einem für Dich so freudigen Ereignis an Dich zu richten beabsichtigte<sup>1</sup>, ohne bei der mich jetzt fast erdrückenden Arbeitslast über die

<sup>1</sup> Wohl Gratulation zu Karls Verlobung.



Absicht hinauszukommen, jetzt ein Brief wird, der Dich um eine Gefälligkeit ersucht. Mein Glückwunsch kommt auf diese Weise nicht nur spät, sondern erhält auch einen egoistischen Beigeschmack!

Um aber wenigstens nicht besser zu scheinen als ich bin, fange ich gleich mit der Inanspruchnahme Deiner Freundschaft an und mute derselben auch noch das Fernere zu, mir zu glauben, daß ich mich sehr darüber freue, eine Gelegenheit zur Sühne meiner bisherigen Nachlässigkeit zu erhalten.

In Deiner neuen Heimat ist durch den Tod des Professor Mangoldt<sup>2</sup> der nationalökonomische Lehrstuhl frei geworden. Du weißt, daß mein nächster und vertrautester Freund<sup>3</sup>, mit dem ich vom Eintritt in die Praxis bis zum Assessorexamen jeden Schritt vorwärts gemeinsam und gleichzeitig unternommen und demnächst hier in Berlin zwei Jahre lang zusammen gewohnt habe, sich ganz der Nationalökonomie gewidmet hat. Im Begriff, sich zu habilitieren, erhielt er einen Ruf als Dozent der Nationalökonomie an die landwirtschaftliche Akademie zu Proskau und ist in der Tat seit dem 1. October vorigen Jahres mit Erfolg und zu eigener Zufriedenheit tätig. Natürlich strebt er aber nach einer Universität und schreibt mir daher, daß er als Mitbewerber um den Freiburger Lehrstuhl aufzutreten gedenke. Sehe ich mir die Konkurrenten an, welche etwa in Betracht kommen könnten, so scheinen mir seine Chancen nicht ganz ungünstig zu liegen. Er hat zwar noch nicht das bekannte akademische Hauptbuch geschrieben, sondern neben kleineren Aufsätzen hauptsächlich nur eine größere Abhandlung „Zur wirtschaftlichen Bedeutung des deutschen Zunftwesens im Mittelalter“ (in Hildebrand-Jahrbüchern Bd. IX<sup>4</sup> und außerdem im Separatdruck bei Töche erschienen<sup>5</sup>) veröffentlicht: aber die meisten jüngeren Nationalökonomien sind in derselben Lage oder sie haben vielmehr nur weit geringere Leistungen – geringere an Umfang, Gehalt und wissenschaftlichem Wert – aufzuweisen. Sich als tüchtigen und anregenden Dozenten zu erweisen, hat er natürlich bei der größeren Zahl von Zuhörern in Proskau mehr Gelegenheit gehabt, als die Anfänger an einer Universität, und seine Persönlichkeit wird dazu beitragen, wenn irgend Erkundigungen eingezogen werden, ihm die günstigsten Zeugnisse zu verschaffen. Es müßte denn sein, daß man sich an die Männer der zum Glück mehr in der Praxis und den Versammlungen, als bisher in der Wissenschaft herrschenden Manchester-Schule wendete, deren Gegner Schönberg ist, indem er vielmehr der vornehmlich von *Knies* und zum Teil von Roscher begründeten ethisch-historischen Richtung anhängt. Klar aber ist, daß er etwas tun muß, um sich

<sup>2</sup> Siehe Verzeichnis der Absender.

<sup>3</sup> Es handelt sich um Gustav von Schönberg, der Professor der Nationalökonomie erst in Basel und dann in Tübingen wurde.

<sup>4</sup> Der genaue Titel war Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, herausgegeben von Bruno Hildebrand.

<sup>5</sup> Dies war die revidierte Fassung von Schönbergs lateinischer Haller Dissertation: *De zunftarum institutionibus oeconomicis quibus medio aevo saluti producentium provisum est.*

überhaupt in Erinnerung zu bringen, da er zu den aus den Katalogen ersichtlichen Docenten nicht gehört und gewissermaßen außerhalb der Zunft steht. Ich möchte Dich daher bei Deiner Vertrautheit mit den Badischen Verhältnissen bitten, mir die vielleicht für die Besetzung jenes Lehrstuhl maßgebenden Persönlichkeiten und die möglicherweise zu ergreifenden zweckmäßigen Mittel anzugeben. Vielleicht könntest Du auch selbst etwas in dieser Sache tun und wenigstens die Aufmerksamkeit auf Schönberg lenken. So viel ist gewiß, daß es nicht bloß mein durch Freundschaft befangenes Urteil, sondern das Urteil aller meiner Bekannten (so auch unseres und Schönbergs gemeinsamen Freundes Toeche<sup>6</sup>) ist, daß wenige Menschen in demselben Grade wie Schönberg geeignet sind, eine Stellung an einer Universität in hervorragender Weise auszufüllen, jeden Kreis durch seine Persönlichkeit zu beleben und namentlich auf die Jugend fortreißend zu wirken<sup>7</sup>!

Nun aber meinen herzlichsten Glückwunsch für die in jeder Beziehung so glückliche Gestaltung Deines Lebensweges. Ich habe stets mit Aufmerksamkeit Deine Schicksale, über die ich viel zu hören stets Gelegenheit hatte<sup>8</sup>, verfolgt und lebhaft Mitfreude, die ja so viel schöner ist als Mitleid, empfunden. Bei mir wird es wohl noch einige Zeit währen, ehe ich gleich Dir in den Hafen einlaufe. Vorläufig bin ich mehr Buchschreiber als Mensch – Eigenschaften, die sich wenigstens dann schwer vereinigen lassen, wenn man gleich mir eine Erstlingsarbeit wählt, bei welcher die Bewältigung eines massenhaften Stoffs eine jahrelange Hingabe aller geistigen und physischen Kräfte verlangt. Der erste Band meines Werkes, die Rechtsgeschichte der deutschen Genossenschaft enthaltend, wird in einigen Monaten erscheinen<sup>9</sup>. Dagegen ist der zweite Band, in welchem ich die Entwicklung des Körperschaftsbegriffes und das geltende Genossenschaftsrecht darzustellen gedenke, noch nicht halb fertig. Da in mein Thema alle Organismen zwischen Staat und Individuum mehr oder minder hineinfallen, kannst Du Dir denken, welchen Umfang das Ganze gewinnt und welcher Aufwand von Arbeit erforderlich ist. Ich behalte nicht einmal die Zeit übrig, um außer einem einstündigen Publikum ein Kolleg zu lesen. Mir wird daher, wenn ich einmal fertig werden sollte, doch eine Art Erlösungstunde schlagen. Im Übrigen geht es mir gut.

---

<sup>6</sup> Siehe Verzeichnis der Absender.

<sup>7</sup> In einem späteren Briefe vom 27. Juli bedankte sich Gierke für Karl Mendelssohn Bartholdys Bemühungen für Schönberg, die erfolglos gewesen waren. Die Fakultät hatte Schönberg und Bruno Hildebrand aufgestellt, aber die Regierung hatte diese Vorschläge zurückgewiesen. Gierke nahm an, daß der Einfluß der Berliner Regierung in Baden die Ernennung der zur Historischen Schule der Nationalökonomie gehörigen Wissenschaftler verhindert habe, weil Berlin die Manchesterschule begünstigte, aber er machte auch einige allgemeine Kritiken über die Handhabung von Berufungen durch die deutschen Regierungen.

<sup>8</sup> Wohl durch Karls Bruder Paul, mit dem Gierke eng befreundet war.

<sup>9</sup> Der erste von den vier Bänden von Gierkes Deutsches Genossenschaftsrecht erschien in Berlin 1868.

Von unsern gemeinsamen hiesigen Bekannten<sup>10</sup> ist Fleischhammer gestern nach Stralsund abgereist, Kronecker in Leipzig, Toeche im Begriff zu verreisen oder ebenfalls schon fort. Es ist also etwas leer hier geworden. Prausnitzer und Horn sehe ich häufig, sonst habe ich überhaupt nicht viel Verkehr, da mir meine Arbeit dies verbietet. Für Berlin bin ich noch immer nicht sehr warm geworden, obwohl ich auch seine Schattenseiten jetzt nicht allzusehr empfinde. Möchte mich nur ein günstiges Geschick einmal wieder an einen Ort wie Heidelberg – der Wunsch nach Heidelberg selbst wäre zu kühn – führen, wo das Wesen über dem Schein steht, wo Politik und Beruf, Börse und Salon, die Jagd nach Erwerb und äußerer Geltung den Menschen einen Punkt lassen, in dem sie nur Menschen sind. Es war eine Stunde des Neides, in der die Götter Berlin zur Hauptstadt Deutschlands erkoren – oder glaubst Du noch nicht daran? –

Trotzdem hoffe ich, Dich nächstens einmal hier zu sehen; leider trifft es sich häufig so, daß ich in der Zeit, wenn Du hier bist, nach Stettin geflohen bin<sup>11</sup>. Vorläufig die herzlichsten Grüße mit der Bitte, mich zugleich unbekannter Weise Deiner Braut zu empfehlen.

In treuer Freundschaft  
Otto Gierke

[161]

HERMANN EDUARD VON HOLST AN KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY  
(Original)

New York, den 7. Juni 1868

Bester Herr Professor und werter Freund!

Ihren lieben Brief habe ich heute durch die freundliche Vermittelung des Herrn Bassermann<sup>1</sup> erhalten. Ich sage Ihnen um so mehr Dank dafür, als ich in langer Zeit keinen von Ihnen erwartete, da ich mir wohl denken konnte, wie sehr Ihr neues Buch und Ihre Bräutigamschaft Sie in Anspruch halten.

Herr Bassermann ist so freundlich gewesen mir die im Literarischen Centralblatt erschienene Kritik meines Essays zuzuschicken. Da dieselbe sehr mit den in Ihrem Briefe ausgesprochenen Ansichten übereinstimmt, so vermute ich wohl nicht mit Unrecht, daß dieselbe von Ihnen herrührt. Erlauben Sie mir daher mit einigen Worten darauf zu antworten. Saint Simon ist mir nur in Bezug auf *Charakter*, sonst aber in keiner Beziehung „die Hauptquelle“ für

---

<sup>10</sup> Mit Ausnahme von Toeche sind die im folgenden erwähnten Namen nicht mit Sicherheit festzustellen. Es handelt sich wohl um Personen, die derselben Burschenschaft wie Karl Mendelssohn Bartholdy und Gierke angehört hatten, und daher mag Kronecker, obwohl beträchtlich älter, der berühmte Mathematiker sein, der in der Burschenschaftsbewegung tätig gewesen war; auch muß er als Schüler Dirichlets Karl wohl bekannt gewesen sein.

<sup>11</sup> Gierke stammte aus Stettin.

<sup>1</sup> Der Verlagsbuchhändler Friedrich Bassermann, bei dem Holsts Buch *Federzeichnungen aus der Geschichte des Despotismus*, Erstes Bändchen: Ludwig XIV., Heidelberg 1868, erschienen war.

diese Periode<sup>2</sup>. Und ich kann ihn nicht als „einen Varnhagen des 17. Jahrhunderts“ auffassen, weil er nicht nur seine Freunde . . . . . und Chevreuse, sondern *auch sich selbst* – und hierauf habe ich den Hauptnachdruck legen wollen – nicht mehr geschont hat, als Ludwig, die Maintenon oder wen immer.

Als Roi fainéant habe ich Ludwig auch nicht aufgefaßt, ich halte ihn sehr viel mehr von Anfang bis Ende für einen „busy boy“, wie man hier sehr bezeichnend sagt. Die Instruktionen an den Dauphin und seine *sogenannten* Mémoires, die nicht er geschrieben hat, sondern die nur unter seiner „Redaktion“ geschrieben worden, die scheinen mir allerdings ganz eitele Phrasen zu sein, wie er selbst und sein ganzer Hof sie mit nie übertroffener Meisterschaft zu fabrizieren wußten. Halte ich eine Quelle für unrein und unbrauchbar, so sind es diese Memoiren. Dem Vorwurf, daß „die Leidenschaft des Politikers mehr spricht, als die Ruhe des Historikers“ will ich teilweise Berechtigung nicht absprechen. – Was endlich die tadelnde Anspielung auf die Einleitung, die „in die Unterwelt führt<sup>3</sup>, wo Gespräche mit den Toten stattfinden“ betrifft, so hätte ich selbst dieselbe maliziöser gemacht, wenn ich Selbstkritik geübt. Ich verwarf die Einleitung innerlich vollkommen, ehe ich das Manuscript dem Druck übergab. Allein eine verdammliche Schwäche und ein im Augenblick unbesiegbarer Überdruß hatte mich zur Zeit dermaßen überkommen, daß ich zu jeder Umarbeitung absolut unfähig war. Der Gedanke, aus der Wissenschaft heraus und nach Amerika zu müssen, war mir so unerträglich, daß mir Alles einerlei war. Mir kam es wie eine Art Selbsthohn vor, daß ich den Essay überhaupt noch drucken ließ, und da gewährte es mir eine gewisse boshafte Befriedigung Etwas drinzuwissen, das ich selbst so recht gründlich hätte herunterreißen können. Nun, da haben Sie ein gewiß aufrichtiges und nicht schmeichelhaftes Selbstbekenntnis. Allein, wer es sich zur Aufgabe gesetzt, Andern ungeschminkt die Wahrheit zu sagen, der darf sich auch nicht scheuen, sie über sich selbst zu reden.

Daß Ihnen die Probekapitel der Photographien nicht mißfallen, freut mich sehr. Da ich Herrn Bassermann einen längeren Brief darüber geschrieben und ihn gebeten Ihnen denselben zuzuschicken, so enthalte ich mich hier aller weiteren Bemerkungen.

Wir kommen jetzt hier in eine bewegte Zeit, die Präsidentschaftscampagne nimmt ihren Anfang. In Folge einer extemporierten Rede, die ich hier in einer Vorversammlung hielt, bin ich in den „Redaktions-Ausschuß des Executiv-

---

<sup>2</sup> Holst hatte eine Verteidigung der „unerschütterlichen Wahrhaftigkeit“ Saint Simons (S. 12) gegeben und gesagt, daß er „der Gewährsmann ist, den ich ganz vorwiegend, und den ich fast immer wörtlich anführe“.

<sup>3</sup> Die Einleitung hieß „Gespräch mit den Toten“; sie enthielt allgemeine Bemerkungen, in denen Holst den Absolutismus angriff und sagte, daß er zeigen will, daß „der Grundsatz unumschränkter Alleinherrschaft“, den Ludwig XIV. verkörperte, das Unglück Frankreichs gewesen sei.

Comités“ des deutsch-republikanischen „Campagne Clubs“ gewählt worden. Da wird es viel zu tun geben, zunächst mit der Abfassung von Zeitungsartikeln und Flugschriften, und mit dem Beginn des Herbstes mit Reisen im Staat um „Stump“reden zu halten. Ich freue mich auf die Zeit, wo ich meine Kenntnis des Landes nicht wenig zu erweitern hoffe, und gewiß viel in der *praktischen* Politik lernen werde. Das aber tut uns Deutschen wahrlich nicht wenig Not. Ich hoffe um so mehr Nutzen von dieser Zeit, als ich genau mit Dr. Kapp<sup>4</sup> und Schurz<sup>5</sup> bekannt, ja wenn ich bei so verschiedenen Jahren und so verschiedenen Leistungen und Erfahrungen das Wort brauchen darf, befreundet mit ihnen bin. An der Hand dieser Leute wäre es unmöglich nicht zu lernen. Die ruhiger denkenden Leute unter den Republikanern verhehlen sich keinen Augenblick, daß wir einen sehr schweren Stand haben werden. Selbst im Hauptquartier in Washington spricht man unverhohlen die Befürchtungen aus, wie ich heute aus einem Privatbrief von dort erfahren. Allein wir sind auch entschlossen, alle Muskeln und Sehnen anzuspannen, denn jetzt eine Reaction wäre ein ganz unabsehbares Unglück. Ich für meine Person will schreiben und reden, „daß“, wie man in meiner Heimat sagt, „die Federn fliegen“. Aber es ist bitter das tun zu müssen, wenn man mit der Parteiplattform nicht übereinstimmt. Der Artikel 2 der Chicago Plattform ist eine Schmach und Schande<sup>6</sup>. Und doch man muß. Gehen wir nicht Alle Hand in Hand, so sind wir sicher geschlagen zu werden. Die Demokraten werden aller Wahrscheinlichkeit nach schlau genug sein, den . . . . .<sup>7</sup> als Candidaten, und zwar mit einer wunderbar schön klingenden Plattform aufzustellen. Das wäre aber das Schlimmste, denn das wäre Satan im Gewand des Erzengels. Wann aber wäre der dumme Haufe dem so maskierten Teufel noch nicht nachgelaufen, als der ganzen Menge der himmlischen Heerscharen von dem lieben Herrgott selbst angeführt? Wenn nur nicht von den republikanischen Engeln so verflucht viele einen infam langen Kuhschwanz und einen unanständig sichtbaren Pferdefuß hätten.

Meine Arbeiten werden in dieser Zeit natürlich wenig gefördert werden können. Allein den „... Photographien“ kann das höchstens zu Gute kommen, wenn sie sich etwas mehr das „nunnumquam prematur in annos“ des Horaz

---

<sup>4</sup> Friedrich Kapp, 1824–1894, der bekannte Publizist, der 1848 nach Amerika auswanderte und Führer der Anti-Slavery-Bewegung wurde. Als prominenter Deutsch-Amerikaner schrieb er die Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika, deren erster Band „Die Deutschen im Staate New York“ 1868 erschien. Kapp kehrte 1870 nach Deutschland zurück, wo er Mitglied des Reichstags wurde.

<sup>5</sup> Carl Schurz, der bekannte Deutsch-Amerikaner, General im Civil War, Senator.

<sup>6</sup> Artikel 2 des Republikanischen Programms, wie es in Chicago am 20. Mai formuliert worden war, erlaubte, mit gewissen Ausnahmen, den einzelnen Staaten über das in ihnen geltende Stimmrecht zu entscheiden, und versagte darum den Negern in vielen Staaten das Wahlrecht.

<sup>7</sup> Wohl Chief Justice Salmon P. Chase, der vielfach als demokratischer Kandidat genannt wurde; Horatio Seymour wurde der Kandidat der Demokraten.

zu Herzen nehmen. Doch abgesehen davon tut es mir nicht leid, daß für eine Weile die Schriftstellerei so ziemlich an den Nagel gehängt werden muß, weil ich ehrlich gesagt, um so reichlicher in dieser Zeit für die Zukunft wertvolle Kenntnisse und Erfahrungen einzusammeln hoffe.

Mache ich mein Versprechen nicht wahr, Sie um Jahr und Tag in Ihrer Häuslichkeit aufzusuchen, so wird die Schuld gewiß nicht an meinem Willen liegen. Ist es aber, dann werden Sie mir aufmunternd zurufen, und ich kann das hier an dem praktischen Leben Gelernte zum Nutzen des Vaterlandes verwerten, nun so wird mein größter Lebenswunsch erfüllt sein. Kehre ich nicht zurück und man wollte mich dann „halten und nicht so bald wieder fortlassen“, dann seien Sie versichert, wird man mir nicht zu sagen brauchen: „Und kommst du nicht willig, so brauch ich Gewalt.“ Zunächst aber sind wenig Aussichten zur Rückkehr. Sybel hat noch immer nicht geantwortet. Es ist daher wohl anzunehmen, daß sein Plan entweder gescheitert ist, oder er ihn aufgegeben hat. Man muß also auf andre Mittel und Wege sinnen, und in zwei bis drei Jahren hoffe ich sie gefunden zu haben.

Suchen Sie bald wieder ein Stündchen zu finden, um mir einige Zeilen zu schreiben; empfehlen Sie mich unbekannter Weise Ihrer geehrten Braut und seien Sie freundschaftlich begrüßt von Ihrem aufrichtig

ergebenen

H. Holst

[162]

ADOLF WACH AN KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY

(Original)

Königsberg, den 9. Oktober 1868

Mein liebster Freund,

Du hast volles Recht, mich wieder einmal recht schreibfaul zu schelten, wenigstens brieffaul, denn ich habe seit vier Wochen kaum mehr als einen Brief nach Hause geschrieben. Das macht die viele Arbeit. Das Semester rückt heran und für das eine meiner beiden Publica habe ich heute den ersten Federstrich getan. Der Konkursprozeß macht mir bedeutende Schwierigkeiten. Du wirst nun auch wohl die schöne Schweizerluft<sup>1</sup> hinter dem Büchertisch etwas vergessen haben. Mir liegt mein Badeaufenthalt, den ich doch erst am 3. September endigte, wie in grauer Vergangenheit hinter mir. Obgleich ich mich selbstverständlich nie langweile, fühle ich doch recht, wie die geistige Arbeit und besonders das Einerlei der Tage die Frische der Erinnerung [tötet]. Wenn ich an unser letztes Zusammensein im Jahre 66 denke, so erscheint mir das eine Ewigkeit her, und ich komme mir ganz alt und grau vor. Wenn ich hier meine besten Jugendjahre verbringen sollte, ich würde es in der Tat bald werden. Der Mangel des Verkehrs mit gleichgesinnten Seelen, der geistigen Anregung, drückt schwer auf mich. Vorläufig hält mich das große Interesse

---

<sup>1</sup> Von Engelberg, wo Karl Mendelssohn Bartholdy den Sommer verbracht hatte.

für meine Vorlesungen, die bisher nie gekannte innere Befriedigung, welche sie mir gewähren, aber ich fürchte, so mit der Zeit, mit den Jahren wird sich der glänzende Schimmer der Neuheit verlieren, ich werde nur noch an mir zu tadeln und über die geistige Indolenz der Zuhörer zu jammern haben. Dann wird es trübe für mich aussehen, wenn ich mit . . . . .<sup>2</sup> der Wissenschaft allein bin. Aber ich habe ja noch später viel Zeit über diese Zukunftsbilder zu denken. Jetzt gilt es erst, das nächste Ziel zu erreichen. Liebster, wenn es mir doch bis Ostern gelänge, so könnte ich zu Dir hinüberkommen und im März Deiner Hochzeit beiwohnen<sup>3</sup>. Es ist das jetzt einer meiner liebsten Gedanken. Aber ich sehe schon, es wird unausführbar bleiben. Alle Deine Schilderungen Deiner Braut regen in mir das tiefste Verlangen sie zu sehen und kennen zu lernen. Ich glaube, sie ist für Dich wie geschaffen. Und wie herrlich, daß sie so tapfer marschieren kann. Euer Engelberger Leben denke ich mir beneidenswert.

Aber auch der mir schmerzliche Mißton, die Nachricht von Elschens Tod<sup>4</sup> erhielt ich in Kranz gleich nachdem das Unglück geschehen war. Sie ergriff mich tief, da schon die wenigen Stunden, die ich in Pauls Hause verlebt hatte, mir den vollen Begriff von ihrer engelgleichen Liebenswürdigkeit und Reinheit gegeben hatten. Man brauchte nur in ihre Augen zu sehen, um das zu fühlen. Der arme Paul. Du weißt, wie sehr wir früher sein großes Glück gepriesen haben, das hat sich schnell und zu schrecklich gewandt. Gestehe es nur, Liebster, Du hast ihn wohl früher hin und wieder ein wenig beneidet. Ich glaube, für Dich hat der Himmel besser gesorgt, als Du es Dir selbst gewünscht hast. Es ist eigentümlich, aber ich kann mich von der fatalistischen Anschauung nicht freimachen, die das leicht erreichte Glück für unbeständig hält. Du hast dem Neid der Götter Deinen Zoll gezahlt und kannst froh und ungetrübt genießen.

Wie ich höre, ist Paul nach Karlsbad gegangen. Sein Leberleiden ist noch immer nicht ganz behoben. Er wird später in Berlin bei seinen Schwiegereltern wohnen. Ist es so? Schreibe mir, wie er sich Dir brieflich gezeigt hat, ob er sehr tief gebeugt ist. Ich habe nicht an ihn geschrieben, denn es widerstrebt meinem Gefühl, in solcher Zeit durch Worte der Teilnahme die Größe seines Schmerzes lindern zu wollen. Lieber wollte ich teilnahmslos erscheinen, als ihm lästig fallen.

---

<sup>2</sup> Unleserlich.

<sup>3</sup> Karls Hochzeit fand am 6. März 1869 statt; aber Wach war nicht anwesend. Wie er in seinem Briefe an Karl Mendelssohn Bartholdy vom 8. Dezember 1868 schrieb: „Mit Ostern ist es aber leider wieder nichts. Der Oberpräsident Eichmann ist mit seiner Eingabe an das Ministerium behufs Bewilligung einer Remuneration an den Dr. Wach vollständig abgefallen. Kein Geld . . . umsonst arbeiten, Maul halten. Neulich hat ein hochgestellter Beamter des Kultusministeriums zu einem unbesoldeten unverheirateten Königsberger Professor geäußert: er solle eine reiche Jüdin heiraten, der Staat habe kein Geld . . .“

<sup>4</sup> Siehe oben Seite 199 Anm. 1.

Daß Dir Martitz<sup>5</sup> nicht gefallen, finde ich nicht sehr wunderbar. Sein etwas unstetes Wesen kann von vornherein nur mißfallen. Hinsichtlich seiner wissenschaftlichen Stellung verkennt Ihr ihn. Er ist unterdes Professor geworden, wie Du gelesen haben wirst.

Deine und Bindings<sup>6</sup> Vorsätze, mich bald von hier fort zu rufen, finden meinen vollsten Beifall. Ich werde kaum Nein sagen, selbst wenn ich mich auf das Basler akademische Sprungbrett begeben sollte. Wie schade, daß es unsern gemeinsamen Freund nicht an Abeggs<sup>7</sup> Stelle nach Breslau geschickt hat. Ich hätte es ihm sehr gewünscht. Nun gilt es für Rostock zu wühlen. Hoffentlich scheidet ein solcher Versuch, wenn er da unternommen wird, nicht an dem Widerstand Muthers<sup>8</sup>, der seinen vielgeliebten Busenfreund Sakowski<sup>9</sup>, seinen Kollegen hierselbst, ein hyperreaktionäres characterloses Individuum der schlimmsten Sorte, dorthin haben will. Übrigens fragt es sich, ob Binding die mecklenburgische Luft behagen würde.

Was arbeitest Du jetzt? Mein Buch<sup>10</sup> ist fertig und erscheint nächstens. Leider habe ich nur 15 Freiexemplare, werde Dir aber doch wohl eins schicken können. Wühle für eine gute Rezension. Bülow<sup>11</sup> werde ich ebenfalls ein Exemplar senden. – Schreibe bald und viel Erfreuliches

Deinem treuen A. W.

[163]

GEORG GOTTFRIED GERVINUS AN KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY  
(Original)

Heidelberg, den 12. Juli 1869

Wertester Freund,

Sie beschämen mich durch Ihren Brief von vorgestern; ich selbst hätte Ihnen längst schreiben wollen und sollen, und wurde immer wieder durch unsere häuslichen Calamitäten zerstreut und abgehalten. Meine Frau, das schrieb ich Ihnen wohl, war nach Berlin zu Gräfe<sup>1</sup> gegangen Anfang Mai; dann wurde ich (so erfuhren Sie teils durch mich, teils durch Thorbeke<sup>2</sup>) schwer krank; notdürftig hergestellt mußte ich die Frau wieder hierher zurückkommen sehen, da Gräfe selbst krank Berlin verlassen mußte; sie wird in Beckers<sup>3</sup> Klinik unter-

<sup>5</sup> Ferdinand von Martitz, Staatsrechtler, 1839–1921, Professor in Königsberg.

<sup>6</sup> Binding (siehe oben Seite 287 Anm. 1) war damals noch Professor in Basel.

<sup>7</sup> Julius Abegg, Rechtsgelehrter, Professor in Breslau, war 1868 gestorben.

<sup>8</sup> Theodor Muther, 1826–1878, war von 1863–1872 Professor in Rostock.

<sup>9</sup> Carl Sakowski, Professor des Römischen Rechts in Königsberg.

<sup>10</sup> Der Arrestproceß in seiner geschichtlichen Entwicklung: Teil I: Der italienische Arrestproceß, Leipzig 1868, weitere Bände sind nicht erschienen.

<sup>11</sup> Oskar Bülow, 1837–1907, war damals Professor des Römischen Rechts in Gießen, hatte aber zuvor in Heidelberg gelehrt.

<sup>1</sup> Dem bekannten Augenarzt.

<sup>2</sup> Siehe oben Seite 218 Anm. 3.

<sup>3</sup> Otto Becker, 1828–1890, Augenarzt und Professor der Augenheilkunde in Heidelberg, Schüler Gräfes.



gebracht, während ich noch Wochen lang mit den Nachwehen meiner . . . . . Leber zu kämpfen hatte; erst in letzter Zeit geht es mir entschieden wieder gut und auch meine Frau ist seit 8 Tagen wieder im Hause, fast ganz von ihrem Augenübel geheilt. Wir hoffen dann, es sollte nun wieder ein wenig bergauf mit uns gehen. Wahrscheinlich werden wir zunächst auf einige Wochen nach Rippoldsau gehen. Meine Frau darf leider weder in die hiesigen Wasserplätze, noch unter einen weiten Horizont, sonst wäre mir der Gießbach das liebste gewesen.

Dem Honig, den ich Ihnen gleich nach der Bewältigung meiner Haupt . . . zuschickte, hätte ich gleich wenigstens ein Begleitschreiben beigegeben sollen; ich hoffe, er kam in gutem Stande an, was leider mit diesen Sachen nicht immer der Fall ist. Verschiedene weitere Anlässe, Ihnen zu schreiben, gingen mit dieser vorüber. Ich hätte Sie gerne gewarnt vor der zu eifrigen Verfolgung Ihrer Rastätter Aufstellungen<sup>4</sup>. Weniger wegen der Streitfrage an sich, die zwar auch sehr zweifelhafter Natur ist und wohl bleiben wird; ein ominöses Wort ist neulich gefallen, durch den Prof. Albrecht von Sichel<sup>5</sup>, der Ihre Broschüre rühmend erwähnte: „Ach, sagte er, von dieser Geschichte wird man uns nicht reinwaschen!“ Aber davon ganz abgesehen, so muß ich zu meinem Schrecken bemerken, wie man aus Ihrer historischen Arbeit politisches Parteicapital schlägt: höchst neutrale, keineswegs fanatisierte Politiker lesen aus dieser Ihrer Schrift heraus, daß Sie mit Leib und Leben großdeutsch sind, daß Sie nach einer Übersiedlung nach Osterreich aspirieren, und ich weiß nicht was alles. Man kann in dieser Zeit der bösen Gewissen aber nichts tun, was nicht in einer scheußlichen Weise entstellt wird, wenn es nur in einer entfernten Beziehung zu den politischen Verhältnissen der Gegenwart steht<sup>6</sup>.

Was denken Sie über die Stelle in Gießen<sup>7</sup>? Ich begreife, daß es Ihnen eine Qual ist, hier eine Wahl zu treffen. Gern hätte ich Ihre Gedanken gehört. Ich glaube, daß Sie in Gießen keinen undankbaren Boden fänden. Ob der in Freiburg je *sehr* dankbar und *dauerbar* sein wird?

Ein weiterer Anlaß zum Schreiben, wäre mir die Wahl des Editors Treitschke<sup>8</sup> gewesen, und diesen war ich alle diese Tage im Begriffe wirklich

<sup>4</sup> Siehe oben Seite 197 Anm. 9.

<sup>5</sup> Er meint wohl den großdeutschen Historiker Theodor von Sichel, 1826–1908.

<sup>6</sup> Diese Stelle ist interessant, weil sie zeigt, daß Gervinus, mit dem Karl Mendelssohn Bartholdy auf dem vertrautesten Fuße stand, überzeugt war, daß Mendelssohn Bartholdy, wie Gervinus, ein demokratischer Föderalist, aber nicht ein pro-österreichischer Großdeutscher war.

<sup>7</sup> Nach Abels Ablehnung (siehe oben Seite 296 Anm. 1) war die Professur in Gießen noch offen. Es sieht so aus, als ob Gervinus Karl Mendelssohn Bartholdy aus der großdeutschen Umgebung in Freiburg herausbringen wollte.

<sup>8</sup> Im folgenden handelt es sich um die letzten Bände von Häussers Deutsche Geschichte seit dem Tode Friedrich des Großen; sie wurden von Treitschke 1869 herausgegeben. K. Pfeiffer und Karl Mendelssohn Bartholdy gaben einige Materialien und Sammlungen aus Häussers Nachlaß heraus. Knies, der bekannte Nationalökonom, war Häussers Nachlaßverwalter.

zu ergreifen, wenn Sie mir nicht zuvorgekommen wären. Pfeiffer und ich denken darüber ganz wie Sie selbst. Wir hatten unlängst die Gelegenheit *gesucht*, Knies in aller Form die schärfsten Vorstellungen darüber zu machen, daß er *ganz eigenmächtig*, ohne Aller unser Wissen, diese Auflagen ohne Sie, von einem anderen als von Ihnen, und von Treitschke besorgen ließ, dessen bloßer Name eine falsche Vorstellung von Häussers politischem Credo über die letzten Ereignisse veranlassen muß. Es ist ein törichter Entschluß; von einer Übertragung der Arbeit an Sie wollte er zwar nichts wissen, von dem faux-pas mit Treitschke wollte er nichts begreifen; obwohl er selbst (auch das bekam er zu hören) unter die gehört, die den Sinn Ihrer Rastätter Broschüre mißdeuten, meinte er nicht glauben zu können, daß man die Besorgung des Häusserschen Werkes durch Treitschke politisch mißdeuten werde. Die Stelle Ihres Briefes soll er noch nachträglich zu schnupfen kriegen. Vielleicht nehmen Sie die Sache selbst auf. Berufen Sie sich dann dreist auf uns beide.

Ihrer verehrten Gattin unsere herzlichsten Grüße. Wir müssen darauf denken, eine persönliche Wiederbegegnung nicht allzu lange hinauszuschieben.

In treuster Gesinnung

Ihr

Gervinus

Ich freue mich, daß ich aus Ihren Aussagen herauszulesen und zu deuten glaube, daß Sie mein Musikbuch<sup>9</sup> vorurteilslos lasen; gerne möchte ich Sie darüber *sprechen*.

[164]

HEINRICH VON TREITSCHKE AN KARL MENDELSSOHN BARTHOLDY

(Original)

Heidelberg, den 26. Dezember 1871

Geehrter Herr College,

Sie haben meine letzten etwas scharfen Worte sehr liebenswürdig aufgenommen. Ich danke Ihnen dafür und freue mich aufrichtig, daß mir Ihre schöne neue Gabe<sup>1</sup> ganz reinen Genuß bereitet hat. Ich sehne mich doch oft hinweg aus der politischen Hetzjagd, die mir das Schicksal bestimmt hat; um dies erregte Leben zu ertragen muß ich zuweilen mich in die reichen ruhigen Tage von Weimar flüchten. Da war mir denn Ihre Schrift eine willkommene

---

<sup>9</sup> Das ist Gervinus' Buch Händel und Shakespeare. Zur Ästhetik der Tonkunst, Leipzig 1868; daß es Karl Mendelssohn Bartholdy besonders gefallen hat, ist nicht wahrscheinlich, da Gervinus die subjektive, romantische Musik des 19. Jahrhunderts ablehnte.

<sup>1</sup> Karl Mendelssohn Bartholdys Schrift Goethe und Felix Mendelssohn Bartholdy, die 1871 bei Hirzel in Leipzig erschienen war. Worauf sich die „scharfen Worte“ bezogen, ist nicht klar.

Weihnachtsfreude. Man fühlt ihr an, mit welcher Liebe sie geschaffen ist, und mir tut es wohl zu sehen, daß Sie nach so schweren Schicksalsschlägen Heiterkeit und Frieden wiedergefunden haben.

Mit herzlichem Gruß

Ihr aufrichtig ergebener

Treitschke

## VERZEICHNIS DER ABSENDER UND EMPFÄNGER

(Die den Namen beigefügten Lebensnachrichten betonen vor allem die zum Verständnis der Briefe dienenden Tatsachen. Mitteilungen, die das Leben von Mitgliedern der Familie Mendelssohn betreffen, sind ausführlicher gehalten als die für andere Personen. Nachrichten über das Leben von Frauen, die erst unverheiratet und dann verheiratet erscheinen, sind unter ihrem Mädchennamen gegeben.)

*Augusta*, Königin von Preußen, Deutsche Kaiserin, 1811–1890.

Von 120.

An 113.

*Bartholdy, Jakob (Salomon)*, 1779–1825, Sohn des Levin Jacob Salomon und seiner Frau Bella, Tochter Daniel Itzigs, Preußischen „Ober-Hof-Banquiers“. Bartholdy wurde im Jahre 1805 protestantisch getauft. Er nahm 1809 am Kampfe gegen Napoleon in österreichischen Diensten teil, kehrte dann in Preußische Dienste zurück, begleitete Hardenberg 1814 nach Paris, wurde 1815 Preußischer Generalkonsul in Rom, und ab 1818 auch in Toskana. War Kunstsammler und Kunstmäzen und veröffentlichte über zeitgenössische Geschichte, wie den Kampf der Tiroler gegen Napoleon, und den Cardinal Consalvi. Siehe sein Leben in der Neuen Deutschen Biographie.

Von 21. 23.

*Bernhardi, Theodor (von)*, 1803–1887, historischer Schriftsteller und diplomatischer Agent Bismarcks.

Von 158.

*Bernus, Alexander (Freiherr von)*, Kaufmann, Sohn des Frankfurter Patriziers, Staatsmanns und Kunstmäzens, der als Großdeutscher 1863 den österreichischen Adel erhielt. Besitzer von Stift Neuburg bei Heidelberg.

An 74. 75. 76. 80. 82. 87. 93. 102.

*Bethmann Hollweg, Moritz August (von)*, 1795–1877, Rechtsgelehrter und Staatsmann. 1823 Professor der Rechtskunde an der Berliner Universität, von 1829 an in Bonn, 1842–48 Kurator der Bonner Universität, 1849–55 Mitglied der 1. und 2. Preußischen Kammer, Begründer und Präsident des Deutschen Evangelischen Kirchentages 1848–72; 1858–1862 Preußischer Kultusminister, arbeitete danach an Studien über die Geschichte des Zivilprozesses, die von 1863 bis 1874 in sechs Bänden erschienen.

Von 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146.

*Dirichlet, Rebecka*, geb. Mendelssohn Bartholdy, 1811–1858, Tochter von Abraham und Lea Mendelssohn Bartholdy, heiratete 1832 Gustav Lejeune Dirichlet, Professor der Mathematik, erst in Berlin, ab 1855 in Göttingen.

Von 85.

An 42. 43.

*Gervinus, Georg Gottfried*, 1805–1871, Historiker und Literaturhistoriker, demokratischer Publizist. 1835 Professor in Göttingen, das er 1837 als einer der „Göttinger

- Sieben“ verließ, 1844 Honorarprofessor in Heidelberg; ihm wurde in den fünfzig Jahren wegen seiner politischen Ansichten die *venia legendi* entzogen.  
Von 155. 163.
- Gierke, Otto (von)*, 1841–1921, Rechtsgelehrter. Studienfreund Karl und Paul Mendelssohn Bartholdys in Heidelberg, 1867 Privatdozent in Berlin, 1871 Professor in Breslau, dann in Heidelberg und Berlin.  
Von 160.
- Häusser, Ludwig*, 1818–1867, Historiker und Politiker, lehrte seit 1840 Geschichte an der Heidelberger Universität, seit 1849 ordentlicher Professor; Mitglied der Badischen Kammer. Lehrer Karl Mendelssohn Bartholdys.  
Von 153.
- Heine, Albertine*, 1814–1879, Tochter des Berliner Bankiers Heinrich Carl Heine, protestantisch getauft 1825, heiratete 1835 Paul Mendelssohn-Bartholdy (siehe „Mendelssohn-Bartholdy, Paul“ in diesem Verzeichnis).  
An 34. 37.
- Hensel, Fanny*, siehe Mendelssohn Bartholdy, Fanny.
- Hensel, Luise*, 1798–1876, Dichterin, Schwester Wilhelm Hensels, Mitglied des Berliner Romantischen Dichterkreises, enge Freundschaft mit Ludwig von Gerlach und Clemens Brentano, unter dessen Einfluß sie zum Katholizismus konvertierte, Lehrerin und Erzieherin in verschiedenen adligen Familien, lebte von 1833 bis 1838 in Berlin im Mendelssohnschen Hause in der Leipzigerstraße.  
An 22. 32. 57. 68.
- Hensel, Wilhelm*, 1794–1861, Maler, aus protestantischer Pfarrersfamilie, nahm an den Befreiungskriegen teil, 1823–28 Stipendiat des Preußischen Königs in Rom, 1829 Hofmaler, 1831 Professor für Historienmalerei an der Berliner Akademie. Seit Oktober 1829 mit Fanny Mendelssohn Bartholdy verheiratet.  
Von 22. 32. 57. 68. 84.  
An 19. 24. 31.
- Herz, Rosa*, geb. Bacher, Frau des Arztes Abraham Herz in Kiel. Sie sowohl wie ihr Mann waren Enkel Abraham Guggenheims, des Vaters von Fromet Mendelssohn, geb. Guggenheim, und daher mit der Briefschreiberin Rebecka Meyer verwandt.  
An 14.
- Heyse, Paul*, 1830–1914, Dichter. Seine Mutter war eine geborene Saaling (ehemals Salomon), und als solche eine Cousine Lea Mendelssohn Bartholdys. In seinen Jugenderinnerungen und Bekenntnissen gibt er eine lebhaft Beschreibung des Lebens in der Mendelssohnschen Familie in den vierziger Jahren.  
Von 114.
- Holst, Hermann Eduard von*, 1841–1904, Historiker, Studienfreund Karl Mendelssohn Bartholdys in Heidelberg, wo er bei Häusser promovierte. Hauslehrer in St. Petersburg, von wo er, wegen seiner anti-despotischen Haltung in Gefahr der Verbannung nach Sibirien, nach den Vereinigten Staaten floh. 1867–1872 Zeitungskorrespondent und historischer Schriftsteller in den Vereinigten Staaten; begann an seiner Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten zu arbeiten. 1872 außerordentlicher Professor für Amerikanische Geschichte in Straßburg, 1874 als Nachfolger Karl Mendelssohn Bartholdys ordentlicher Professor für Neuere Geschichte in Freiburg, Mitglied (und Vizepräsident) der 1. Badischen Kammer, 1892–1899 Professor der Geschichte an der Universität von Chicago, lebte dann im Ruhestand in Freiburg.  
Von 159. 161.
- Humboldt, Alexander von*, 1769–1859.  
Von 61. 70. 71. 73. 78. 79. 81. 86.

*Jeanrenaud, Elisabeth*, geb. Souchay, 1796–1871, Mutter von Cécile Mendelssohn Bartholdy, der Frau Felix Mendelssohn Bartholdys. Ihr Mann August Jeanrenaud war Prediger und Konsistorialrat der Französisch-Reformierten Gemeinde in Frankfurt von 1810 bis zu seinem Tode im Jahre 1819.

An 77.

*Mangoldt, Hans Carl von*, 1824–1868, Nationalökonom und liberaler politischer Publizist, seit 1862 Professor in Freiburg.

Von 157.

*Martius, Karl Alexander (von)*, 1838–1920, zusammen mit Paul Mendelssohn Bartholdy Begründer der Aktiengesellschaft für Anilinfabrikation 1867, Nachfolger Paul Mendelssohn Bartholdys als Generaldirektor dieser Gesellschaft, verheiratet mit Margarete Veit, Tochter eines Chefs des Bankhauses Warschauer und Co., wurde 1903 nobiliert.

Von 110.

*Mendelssohn, Alexander*, 1798–1871, Sohn von Joseph und Henriette (Hinni) Mendelssohn, Bankier, Chef des Bankhauses Mendelssohn und Co.

Von 100.

An 25. 26. 59. 61. 62. 66. 70. 71. 73. 78. 79. 81. 86.

*Mendelssohn, Arnold*, 1817–1850, ältester Sohn von Nathan und Henriette (Itzig) Mendelssohn, Mediziner, unternahm im Interesse Lassalles den „Kassettendiebstahl“, nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis Militärarzt bei der Ungarischen Revolutionsarmee und ging, nach der Niederlage der Ungarischen Republik, nach der Türkei, wo er in Erzerum starb. 1864 vom Berliner Stadtgericht offiziell für tot erklärt.

Von 56. 72.

An 35.

*Mendelssohn, Benjamin (Georg)*, 1794–1874, ältester Sohn Joseph und Henriette (Hinni) Mendelssohns; er begann 1811 Medizin an der Berliner Universität zu studieren, wechselte aber, nach Teilnahme an den Befreiungskriegen, zum Studium der Geologie und Mineralogie über und schloß sich vor allem Carl Ritter an; er wurde 1816 Protestant und erhielt in der Taufe den Namen Georg, so daß er von da an als Georg Benjamin Mendelssohn zeichnete, obwohl er in der Familie weiterhin Benny genannt wurde. Er promovierte 1828 in Kiel und habilitierte sich in Bonn, wo er 1835 außerordentlicher Professor wurde. Zu der Zeit erschien sein Buch *Das Germanische Europa, Zur geschichtlichen Erdkunde*, das in der Entwicklung der deutschen geographischen Wissenschaft eine bedeutsame Rolle gespielt hat. Dieses Buch stellt – außer einer Broschüre, einigen Aufsätzen und seiner Herausgabe der Werke Moses Mendelssohns – G. B. Mendelssohns einzige wissenschaftliche Veröffentlichung dar. Er wurde – wohl auf Grund des Eintretens Alexander von Humboldts und Moritz August von Bethmann Hollwegs – 1847 zum Ordentlichen Professor von der Preußischen Regierung ernannt. Zur Begründung dieser Ernennung wurde gesagt, daß Mendelssohn eine Anerkennung seiner Tätigkeit an der Bonner Universität verdiene, da er wegen seiner günstigen finanziellen Lage kein Gehalt bezöge. Die Philosophische Fakultät protestierte heftig, weil sie nicht befragt worden war und Mendelssohn nicht genügend publiziert habe; er solle von Sitz und Stimme in der Fakultät ausgeschlossen werden. Das Resultat war, daß Mendelssohn sich von Universitätsangelegenheiten zurückzog und offiziell von der Pflicht der Teilnahme an Fakultätssitzungen befreit wurde.

Für Mendelssohns Tätigkeit an der Bonner Universität siehe *Friedrich von Bezold*, *Geschichte der Rheinischen Friedrich-Wilhelm Universität, Bonn 1920*, und einige

- weitere Tatsachen habe ich den Bonner Universitäts-Akten entnommen, die eine „Vita Georgii Benjamini Mendelssohnii“ enthalten.  
 Von 6. 7. 8. 26. 112.  
 An 28. 33. 40. 41. 45. 47. 51. 52. 53. 63. 64. 65. 67. 69. 83. 89. 90. 91. 94. 95. 117. 118. 119. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146.
- Mendelssohn, Enole*, geb. Biarnez, 1827–1889, stammte aus Bordeaux, Pianistin, heiratete 1850 in Frankreich Adolph Mendelssohn, der im folgenden Jahre starb; sie heiratete 1856 Adolphs jüngeren Bruder Franz Mendelssohn. Siehe „Mendelssohn, Franz (von)“ in dieser Liste.  
 An 122. 123. 124.
- Mendelssohn, Franz (von)*, 1829–1889, Sohn von Alexander und Marianne Mendelssohn, Bankier, Chef von Mendelssohn und Co. Von Kaiser Friedrich 1888 nobilitiert.  
 Von 83. 89. 90. 91. 94. 95. 117. 118. 119. 122. 123. 124.  
 An 120. 121. 125.
- Mendelssohn, Fromet*, geb. Guggenheim, 1737–1812, heiratete 1762 Moses Mendelssohn, lebte nach seinem Tode im Jahre 1786 erst in Berlin, dann in Altona.  
 Von 1.
- Mendelssohn, Henriette* (Hinni), geb. Meyer, 1776–1862, Tochter des Mecklenburg-Strelitzschen Hofagenten („Hufjuden“) Nathan Meyer, heiratete 1793 Joseph Mendelssohn.  
 Von 29. 33. 38. 49. 62. 63. 64. 65. 67. 69.  
 An 3. 4. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 13. 18. 30. 50. 54. 58.
- Mendelssohn, Henriette* (genannt Jette), 1775–1831, Tochter Moses und Fromet Mendelssohns, erhielt, als sie 1812 katholisch getauft wurde, die Namen Maria Henriette. Sie lebte 1802–1824 in Paris, dann in Berlin. In Paris leitete sie erst eine Pension für junge Mädchen und wurde dann Erzieherin der Fanny Sebastiani, Tochter des Generals, später Marschalls Horace-François Sebastiani. Henriette Mendelssohn ist vielfach in zeitgenössischen Memoiren erwähnt, und mehrere Briefe von ihr sind in *Sebastian Hensel, Die Familie Mendelssohn*, veröffentlicht.  
 Von 2. 5. 12. 15. 17. 20.
- Mendelssohn, Henriette*, geb. Itzig, 1791–1845, Enkelin des Preußischen „Ober-Hof-Banquiers“ Daniel Itzig und daher Cousine Lea Mendelssohn Bartholdys, protestantisch getauft, heiratete 1816 Nathan Mendelssohn, jüngsten Sohn von Moses und Fromet Mendelssohn.  
 Von 35.
- Mendelssohn, Joseph*, 1770–1848, ältester Sohn Moses und Fromet Mendelssohns, Bankier, bis 1795 Buchhalter bei Itzig und Co., machte sich dann selbständig und gründete mit Moses Friedländer, Sohn des Vorkämpfers der jüdischen Emanzipation David Friedländer, das Wechsel- und Bankgeschäft „Mendelssohn und Friedländer“, löste aber diese Verbindung 1803 auf und errichtete mit seinem Bruder Abraham das Geschäft „Joseph und Abraham Mendelssohn“, und, ein Jahr später in Hamburg, die Firma „Gebrüder Mendelssohn und Co.“. 1806 wurde Joseph Maximilian Fraenkel, ein Neffe von Joseph Mendelssohns Frau, stiller Teilhaber der Firma. Die Brüder Mendelssohn lebten bis zur französischen Besetzung Hamburgs 1810 in Hamburg, dann in Berlin. Abraham schied 1821 aus der Firma aus, die dann den Namen „Mendelssohn und Fraenkel“ erhielt, aber auch Fraenkel zog sich 1827 von aktiver Beteiligung an den Geschäften zurück, und das Bankhaus erhielt dann den Namen „Mendelssohn und Co.“, den es bis zu seiner Auflösung 1938 behalten sollte. Joseph Mendelssohn war 1823 Begründer des Berliner Kassen-Vereins, Vorsteher des Ältestenkollegiums der

Berliner Kaufmannschaft von 1820–1846. Er war Mitbegründer und Leiter der „Gemeinnützigen Baugesellschaft zur Herstellung von Kleinwohnungen“ und des „Freihandels-Vereins“ 1847. In zahlreichen Memoranden und in einer 1846 veröffentlichten Schrift Über Zettelbanken mit besonderer Hinsicht auf eine Preußische Landesbank betonte er die Notwendigkeit einer vom Staat beaufsichtigten privaten Notenbank. Er war ein Mitbegründer der „Gesellschaft der Freunde“ und hatte starke philanthropische, literarische und wissenschaftliche Interessen; die Lebensbeschreibung Moses Mendelssohns, die die von G. B. Mendelssohn herausgegebene Sammlung der Werke Moses Mendelssohns einleitet, ist von Joseph Mendelssohn geschrieben. Er lebte in Berlin in der Jägerstraße 51, wo sich auch das Bankhaus bis zu seinem Ende befand, und im Sommer weilte er auf seinem Weingut Hordheim nahe Ehrenbreitstein. Eine zusammenfassende Lebensbeschreibung Joseph Mendelssohns existiert nicht, aber einiges Material über seine Beziehungen zur Preußischen Regierung findet sich in dem in der Nazi-Zeit erschienenen, stark tendenziösen Buch von *Adolf Trende*, Im Schatten des Freimaurer- und Judentums, 1938.

Von 3. 4. 9. 10. 11. 13. 27. 41. 52. 53. 62. 66.

An 6. 7. 8. 36. 39. 46. 48. 54. 58. 60.

*Mendelssohn, Marianne*, geb. Seeligman, 1799–1880, Tochter von Bernhard und Rebecka Seeligmann; die letztere war eine geborene Salomon und als solche Schwester Lea Mendelssohn Bartholdys, so daß Marianne Mendelssohn eine Nichte Lea Mendelssohn Bartholdys war. Die Heirat mit Alexander Mendelssohn fand am 21. Juni 1821 statt. Marianne Mendelssohn war eine bekannte Philanthropin. Von 25. 100. 113.

An 62.

*Mendelssohn, Nathan*, 1782–1852, jüngster Sohn von Moses und Fromet Mendelssohn, ließ sich früh protestantisch taufen. Techniker und Instrumentenbauer. Nach den Befreiungskriegen, an denen er teilnahm, wirtschaftliche Betätigung in Schlesien, dann Steuereinnahmer in Glatz und Liegnitz, seit 1835 Revisor bei der Hauptstempel- und Formular-Magazin-Verwaltung in Berlin. Mitbegründer der polytechnischen Gesellschaft.

An 1. 2. 55. 56. 72.

*Mendelssohn, Robert (von)*, 1857–1917, ältester Sohn von Franz und Enole Mendelssohn, Chef des Bankhauses Mendelssohn und Co., prominent im Berliner musikalischen und kulturellen Leben.

Von 121.

*Mendelssohn, Rosamunde*, geb. Richter, 1804–1883, Frau von Benjamin (Georg) Mendelssohn.

An 27. 29. 33. 38. 49. 52. 53. 63. 64. 65. 67. 69.

*Mendelssohn (Bartholdy), Abraham*, 1776–1835, Bankier, Sohn von Moses und Fromet Mendelssohn, Buchhalter im Pariser Bankhaus Fould bis 1804, heiratete 1804 Lea Salomon (siehe in diesem Verzeichnis „Mendelssohn Bartholdy, Lea“) und errichtete im selben Jahre mit seinem Bruder Joseph das Bankgeschäft „Joseph und Abraham Mendelssohn“ und ein Jahr später in Hamburg die Firma „Gebrüder Mendelssohn und Co.“. Er lebte in Hamburg bis zur französischen Besetzung der Stadt 1810, und danach in Berlin. Auf Anraten seines Schwagers Jacob (Salomon) Bartholdy fügte er 1812 dem Namen Mendelssohn den Namen Bartholdy zu. Er selbst wurde 1822 protestantisch getauft in Frankfurt, seine Kinder waren seit 1816 Christen. Er zog sich 1821 aus dem Bankgeschäft zurück, obwohl er geschäftliche Verbindungen mit Londoner und Pariser Bankiers aufrechterhielt. Er war unbesoldeter Berliner Stadtrat. Von ihm ist das Wort bekannt, daß er in der ersten Hälfte seines Lebens der Sohn seines Vaters, in späte-



ren Jahren der Vater seines Sohnes war. Zahlreiche Briefe von ihm sind in *Sebastian Hensel*, Die Familie Mendelssohn veröffentlicht, aber siehe auch *Boyd Alexander*, „Felix Mendelssohn and the Alexanders“ in *Mendelssohn-Studien*, Band I (1972), 81–105.

Von 24.

An 44.

*Mendelssohn-Bartholdy, Albertine*, siehe Heine, Albertine

*Mendelssohn-Bartholdy, Ernst (von)*, 1846–1909, Sohn von Paul und Albertine Mendelssohn-Bartholdy, Bankier, Chef des Bankhauses Mendelssohn und Co., heiratete 1875 Marie Warschauer, deren Mutter die älteste Tochter Alexander und Marianne Mendelssohns war. Von Kaiser Wilhelm II. 1896 nobilitiert.

Von 97. 107. 108. 149.

*Mendelssohn Bartholdy, Fanny*, 1805–1847, Tochter von Abraham und Lea Mendelssohn Bartholdy, 1816 protestantisch getauft, heiratete 1829 Wilhelm Hensel (siehe „Hensel, Wilhelm“ in diesem Verzeichnis), musikalisch tätig. Ihr Sohn Sebastian Hensel beschrieb ihr Leben und ihre Tätigkeit ausführlich in seinem Buch *Die Familie Mendelssohn*.

Von 31. 32. 57.

An 17. 20. 21. 23.

*Mendelssohn-Bartholdy, Fanny*, 1851–1924, Tochter Paul und Albertine Mendelssohn-Bartholdys, heiratete 1872 Eugen Freiherrn von Richthofen.

An 85.

*Mendelssohn Bartholdy, Felix*, 1809–1847, Musiker, Sohn Abraham und Lea Mendelssohn Bartholdys.

*Eric Werner*, Felix Mendelssohn, New York 1968, ist die neueste wissenschaftliche, die gesamte vorherige Literatur benutzende Biographie.

Von 28. 40. 45. 59. 60.

*Mendelssohn Bartholdy, Karl*, 1838–1897, ältester Sohn von Felix und Cécile Mendelssohn Bartholdy, Historiker, während seiner Studienjahre Führer der Burschenschaft Alemannia in Heidelberg, promovierte dort 1859 zum Dr. jur., verfolgte geschichtliche Studien unter Georg Waitz in Göttingen, 1867 außerordentlicher Professor in Heidelberg, 1868 ordentlicher Professor in Freiburg, mehrfache Reisen nach Griechenland zum Zwecke von Studien für seine Griechische Geschichte, von 1874 an geisteskrank und in einer Anstalt für Geisteskranke.

Von 74. 75. 76. 77. 80. 82. 87. 93. 96. 99. 102. 115. 116.

An 88. 92. 97. 98. 100. 101. 103. 104. 105. 106. 107. 111. 112. 114. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164.

*Mendelssohn (Bartholdy), Lea*, geb. Salomon, 1777–1842, Tochter des Levin Jacob Salomon und seiner Frau Bella, eine Tochter Daniel Itzigs, Preußischen „Ober-Hof-Banquiers“. Sie heiratete 1804 Abraham Mendelssohn, der 1812 auf Anraten seines Schwagers Jacob (Salomon) Bartholdy den Namen Bartholdy dem Namen Mendelssohn zufügte. Lea Mendelssohn Bartholdy wurde, gleichzeitig mit Abraham, 1822 in Frankfurt protestantisch getauft; ihre Kinder waren 1816 als Protestanten getauft.

Von 19. 24. 47.

An 12. 15. 44.

*Mendelssohn Bartholdy, Lili*, 1845–1910, jüngste Tochter von Felix und Cécile Mendelssohn Bartholdy, heiratete 1870 Adolf Wach (siehe „Wach, Adolf“ in dieser Liste).

An 96. 99.

*Mendelssohn-Bartholdy, Paul*, 1812–1874, Bankier, jüngerer Sohn von Abraham und Lea Mendelssohn Bartholdy, trat 1833 in das Bankhaus Mendelssohn und Co.

ein, wurde 1837 Mitinhaber, war Chef der Hamburger Firma Paul Mendelssohn-Bartholdy. Herausgeber der Briefe seines Bruders Felix.

Von 34. 37. 88. 92. 98. 105. 106. 111.

An 84.

*Mendelssohn Bartholdy, Paul*, 1841–1880, zweiter Sohn von Felix und Cécile Mendelssohn Bartholdy, wurde 1856 kaufmännischer Lehrling, aber da ihn diese Tätigkeit langweilte, bereitete er sich privat für das Abitur vor und begann 1859 unter Bunsen und Kirchhoff in Heidelberg Chemie zu studieren, erhielt dort 1863 den Doktor. Er diente als Offizier bei dem 2. Garde Ulanen Regiment in dem Kriege von 1866 und bei der Landwehr-Kavallerie im Kriege von 1870/71, gründete 1867 zusammen mit Dr. Martius die Aktiengesellschaft für Anilinfabrikation (Agfa), deren erster Generaldirektor er wurde.

Über ihn siehe *August Wilhelm von Hofmann*, Zur Erinnerung an vorangegangene Freunde, Band I, Braunschweig 1889, 366–371.

Von 101. 103.

An 108. 109. 110. 115. 116.

*Meyer, Rebecka (Betty)*, 1793–1850, Tochter Mendel und Recha Meyers; Recha Meyer war eine Tochter Moses und Fromet Mendelssohns, Mendel Meyer war ein Sohn des Mecklenburg-Strelitzschen Hofagenten („Hofjuden“) Nathan Meyer, also ein Bruder Henriette (Hinni) Mendelssohns, der Frau Joseph Mendelssohns. Rebecka Meyer war in jungen Jahren getauft worden, kehrte aber zum Judentum zurück, als sie im August 1818 Henoeh (Heinrich) Beer, den Bruder Giacomo Meyerbeers, heiratete.

Von 14.

*Oppenheim, Margarete*, geb. Mendelssohn, 1823–1890, zweitälteste Tochter von Alexander und Marianne Mendelssohn, heiratete 1843 Otto Georg Oppenheim, Jurist, zuletzt Obertribunalrat.

Von 109.

*Radowitz, Joseph Maria von*, 1839–1912, Preußischer Diplomat. Er erwähnt in seinen Aufzeichnungen und Erinnerungen, herausgegeben von Hajo Holborn, Berlin 1925, seine Freundschaft mit Karl Mendelssohn Bartholdy.

Von 104.

*Richthofen, Fanny (Freifrau von)*, siehe Mendelssohn-Bartholdy, Fanny.

*Rottenburg, Franz (von)*, 1845–1907, Vortragender Rat in der Reichskanzlei.

Von 125.

*Schlegel, Dorothea (von)*, geb. Mendelssohn, 1764–1839, älteste Tochter von Moses und Fromet Mendelssohn, die ursprünglich den Namen Brendel erhalten hatte, sich aber seit 1798 Dorothea nannte. Sie heiratete 1783 den Bankier Simon Veit, von dem sie im Januar 1799 geschieden wurde. Sie lebte dann mit Friedrich Schlegel zusammen, mit dem sie 1802 nach Paris ging. Zwei Jahre später zogen Friedrich und Dorothea nach Köln, wo Dorothea protestantisch getauft wurde und noch im selben Jahre 1804 Friedrich Schlegel heiratete. Im Jahre 1808 traten beide zum Katholizismus über, und 1810 folgten ihr darin ihre Söhne aus ihrer Ehe mit Veit. Die Schlegels lebten dann in Wien, wo Friedrich den Adelstitel annahm. Im Jahre 1816 wurde Friedrich von Schlegel Legationsrat an der österreichischen Bundestagsgesandtschaft in Frankfurt. Dorothea lebte dann zwei Jahre – von 1818 bis 1820 – in Rom, danach bis zum Tode Friedrichs 1829 in Wien. Von 1830 bis zu ihrem Tode lebte sie mit ihrem Sohne Philipp in Frankfurt.

Eine große Anzahl von Dorotheas Briefen sind an verschiedenen Stellen veröffentlicht worden. In familiengeschichtlicher Hinsicht ist ihr Briefwechsel mit ihren Söhnen, den J. M. Raich 1881 herausgab, besonders interessant. Neben der Lebensbeschreibung im 31. Bande der Allgemeinen Deutschen Biographie ist die Be-

- schreibung von Dorotheas geistiger Entwicklung und Würdigung als Schriftstellerin in *Heinrich Finke*, Über Friedrich und Dorothea Schlegel (Vereinsschriften der Görresgesellschaft), Köln 1918 aufschlußreich.  
 Von 16. 18. 30. 36. 39. 42. 43. 44. 46. 48. 50. 51. 54. 55. 58.
- Toeche (Mittler)*, *Christian Theodor*, 1837–1906, Historiker, Schüler Rankes, seit 1860 im Verlag seines Großvaters Mittler.  
 Von 152.
- Treitschke, Heinrich von*, 1834–1896, Historiker und politischer Publizist. Von 1863 bis 1866 Professor der Staatswissenschaften in Freiburg, dann Professor der Geschichte 1866 in Kiel, 1867 in Heidelberg, 1874 in Berlin.  
 Von 148. 154. 156. 164.
- Twisten, August*, 1789–1876, Theologe. Von 1810 bis 1814 Student und Gymnasiallehrer in Berlin, 1814 Professor der Theologie in Kiel, 1835 in Berlin.  
 Von 126. 127.
- Varnhagen von Ense, Karl August*, 1785–1858, Schriftsteller, Gatte Rahel Levins, nahm als Offizier am Kampf gegen Napoleon teil, 1815–1819 Preußischer diplomatischer Vertreter in Karlsruhe. Seine 1861 von Ludmilla Assing veröffentlichten *Tagebücher* sprechen oft von den Berliner Mitgliedern der Familie Mendelssohn.  
 An 5.
- Veit, Simon*, 1754–1819, Bankier in Berlin, von 1783 bis 1799, als die Ehe geschieden wurde, Gatte Dorothea Mendelssohns.  
 An 16.
- Wach, Adolf*, 1843–1926, Rechtsgelehrter. Studienfreund Karl und Paul Mendelssohn Bartholdys, heiratete 1870 deren Schwester Lili. Privatdozent in Königsberg, 1869 Professor in Rostock, 1870 in Tübingen, 1872 in Bonn, von 1875 an in Leipzig.  
 Von 147. 150. 151. 162.
- Wach, Lili*, siehe Mendelssohn Bartholdy, Lili.

## PERSONENVERZEICHNIS

Namen in den Anmerkungen erwähnter Personen sind nur dann aufgenommen, wenn der Name auch im Text der Briefe erscheint, das heißt Autoren oder Herausgeber von in den Anmerkungen erwähnten Publikationen sind nicht aufgenommen, dagegen sind Absender und Empfänger verzeichnet, wenn ihre Namen in Anmerkungen zu den von ihnen geschriebenen oder an sie gerichteten Briefen erscheinen.

Erklärungen der Namen der in den Briefen erwähnten Personen sind in Anmerkungen, beim ersten Vorkommen eines Namens, oder im „Verzeichnis der Absender und Empfänger“ gegeben; ausführliche Erklärungen sind daher in diesem Personenverzeichnis unnötig; die kurzen Charakterisierungen, die sich in dem Personenverzeichnis finden, dienen dem Zweck, Verwechslungen zu vermeiden und dem Leser Zeit zu sparen.

- Abegg, Jurist 307  
Abel, Historiker 296, 308  
Äschylos 200  
Albrecht, Prinz von Preußen 268  
Alexander I. 32  
Altenstein, Minister 99  
Ancillon, Minister 240  
Angiolieri, Cecco 129  
Arconati, Marchesa 111, 112  
Arendt, Wilhelm Amadeus 185  
Argens, Marquis d' XLI  
Arndt, Ernst Moritz 245  
Arnim, Bettina von 103  
Arnim, Heinrich Freiherr von 151  
Arnim, Heinrich Graf 151  
Asher 139  
Auerswald, Rudolf von 151  
Augusta Königin XLI, 151, 162, 228  
  siehe Verzeichnis der Absender  
Augustenburg, Herzog von 188, 192, 292  
Austen, Jane XLVI  
Austin, Mrs. 243
- Bach 76, 164, 203, 275  
Baillot, Musiker 34, 35  
Ballmann, Mediziner 148  
Barbès, Armand 159  
Bardua 141
- Barnard, Frederick 230  
Bartholdy, Jacob (Salomon) XXI, 16, 35, 41, 43, 49, 53, 55, 57, 58, 63, 64, 66  
  siehe Verzeichnis der Absender  
Bassermann, Verleger 302, 303  
Baum, Flora, geb. Dirichlet 206  
Baumgarten, Historiker 293  
Becker, Mediziner 103  
Becker, Otto, Augenarzt 307  
Becker, Sophie 167, 168  
Beer, Betty, geb. Meyer XVI, 4, 6, 36, 43, 48, 49, 54, 71, 87, 88, 101, 105, 110  
  siehe Verzeichnis der Absender  
Beer, Heinrich 38, 71  
Beer, Michael 54  
Begas, Maler 56, 75, 116  
Behrend, Raimund 211  
Below, Gustav von, Offizier 150, 151  
Benecke, C. Viktor 177, 178, 193, 194, 229, 230  
Bendemann, Eduard, Maler 190  
Benecke, Eduard 229  
Benecke, Marie, geb. Mendelssohn Bartholdy 164, 177, 194, 229, 230  
Benecke, Paul 229  
Benedicks, Josephine, geb. Seeligmann 79  
Benedict, Jules 194

- Berg, Philipp von 244  
 Bernhardi, Theodor (von) 276  
   siehe Verzeichnis der Absender  
 Bernus, Franz (Freiherr von), Senator in  
 Frankfurt 163, 172, 187, 188, 200  
 Bernus, Alexander (von) 163, 170, 187  
   siehe Verzeichnis der Absender  
 Bernus, Frau von, geb. Du Fay 163,  
 172, 200  
 Berry, Duc de 46  
 Beseler, Familie 190  
 Beseler, Jurist 228  
 Bethmann Hollweg, Anna, siehe Pour-  
 talès, Anna  
 Bethmann Hollweg, Auguste von, geb.  
 Gebser 92, 148, 246, 247, 256, 262,  
 263, 264, 265, 277  
 Bethmann Hollweg, Elisabeth, siehe  
 Dobeneck, Elisabeth von  
 Bethmann Hollweg, Felix von 253, 262,  
 275, 279  
 Bethmann Hollweg, Gerta von, siehe  
 Mutius, Gerta  
 Bethmann Hollweg, Isabella von, geb.  
 Rougemont 262  
 Bethmann Hollweg, Moritz August von  
 97, 140, 184, 245, 246, 248, 249, 251,  
 252, 254, 269, 270  
   siehe Verzeichnis der Absender  
 Bethmann Hollweg, Theodor von 253,  
 255, 275, 276  
 Beust, Gräfin 197  
 Beyme, Kabinettsrat 149  
 Biegeleben, Diplomat 197  
 Bigot, Musikerin 34  
 Binding, Jurist 287, 307  
 Biron, Dorothea (Duchesse de Dino) 29  
 Bismarck XLIV, 207, 208, 225, 233, 246,  
 274, 275, 283, 284, 286, 288, 289, 291,  
 295  
 Blanc, Louis 159  
 Blanqui, August, Sozialist 159  
 Bloomfield, Lord 197  
 Blücher 24, 26, 28, 32  
 Boccaccio 128, 129, 130  
 Boeckh, Altphilologe XXXII, 151  
 Börne XLIII  
 Boisserée, Sulpice und Melchior 115, 263  
 Boucher, Musiker 95  
 Bowring 230  
 Bozulavsky 75  
 Brambach, Altphilologe 295  
 Brandis, Christian XLVII, 172, 243, 244,  
 245, 257, 261, 274  
 Brandis, Caroline, geb. Hausmann 243,  
 244  
 Brentano, Christian 60, 61  
 Brentano, Clemens 51, 58, 60, 61  
 Brentano, Franz 120  
 Brinkmann, Gustav von XVII  
 Brockhaus, Verleger XLVII, 128, 135  
 Brockman, Schauspieler 14  
 Broglie, Albertine Duchesse de, geb.  
 de Staël 18, 19, 35  
 Brunet, Schauspieler 13  
 Bubna, General 27  
 Bülow, Jurist 307  
 Bunsen, Karl Josias 63, 64, 66, 114, 116,  
 151, 152, 167, 214, 242, 260, 265, 266  
 Bunsen, Frances, geb. Waddington 114,  
 214  
 Burckhardt, Jakob 295  
 Campan, Madame 54  
 Calcott, Musiker 197  
 Campenhausen, Otto von, Finanzmini-  
 ster 206  
 Capodistrias 188, 191, 283  
 Catalani, Sängerin 36  
 Cavaignac 149, 159  
 Chambord, Comte de 222  
 Chamisso 19, 51  
 Chase, Salomon P. 304  
 Chevreuse, Duc de 303  
 Chézy, Wilhelmine von 19  
 Christian VIII. 239  
 Cino da Pistoia 128, 129  
 Cohnheim 213  
 Constant, Benjamin 16  
 Cornelius, Maler 265  
 Cousin, Victor 181, 182, 183  
 Cunschmann, Frau 117  
 Custine, Astolphe, Marquis de 44  
 Custine, Delphine, Marquise de Custine,  
 geb. de Sabran 44  
 Dänemark, siehe Christian VIII.  
 Dahlmann 136, 238, 239  
 Dante 130, 267  
 Davoust, Marschall 34  
 Decker, Frau 117  
 Delmar, Bankier 29  
 Demosthenes 289

- Deutschland siehe Augusta, Friedrich III., Victoria, Wilhelm I., Wilhelm II.  
 Devrien, Eduard, Sänger und Schauspieler 136, 203, 204  
 Dewitz 138  
 Dickens XLVI  
 Dirichlet, Flora, siehe Baum, Flora  
 Dirichlet, Gustav Lejeune XXXI, XXXII, 82, 101, 103  
 Dirichlet, Rebecka, geb. Mendelssohn Bartholdy XXVIII, 33, 36, 39, 48, 75, 76, 77, 81, 82, 108, 146, 174, 175  
 Siehe Verzeichnis der Absender unter Dirichlet, Rebecka  
 Dirichlet, Walter 101, 102, 103  
 Dobeneck, Elisabeth, geb. von Bethmann Hollweg 140, 250, 263, 276  
 Dobeneck, Robert von, Offizier 140, 184, 279  
 Dobeneck, Marie von, geb. von Pobeheim 140  
 Dönhoff, August Graf, Minister 151  
 Dorn 161  
 Dorner, Theologe 266, 274  
 Dove, Physiker 134  
 Droste-Vischering 116  
 Droysen, Gustav, Historiker 288  
 Droysen, Johann Gustav, Historiker XXXI, XL, 81, 185, 288  
 Duchek, Mediziner 198  
 Duchernois, Schauspielerin 11, 12  
 Duncker, Max 293
- Ebbinghausen, Psychologe 228  
 Ehrenberg, Christian Gottfried, Mediziner, Mikroskopist 134  
 Eichendorff, Josef von 116  
 Eichendorff, Wilhelm von 116  
 Eichmann, Minister 306  
 Eissenhardt, Bertha, siehe Mendelssohn Bartholdy, Bertha  
 Eissenhardt, Frau 198, 215, 220  
 Elisabeth, Königin 57, 139, 176, 177  
 Encke, Astronom XXXI  
 Engel, Johann Jakob XVII, 176  
 England, siehe Victoria  
 Epaminondas 219  
 Erb, Archivist 197  
 Ernst II., Herzog von Koburg 182, 183  
 Ernst August, König von Hannover 136  
 Eskeles, Bankier 16
- Esser, Jurist 158  
 Eugenie, Kaiserin 173
- Falkenstein, von, General 286  
 Fallenstein, Emilie, geb. Souchay 193  
 Ferdinand, Prinzessin 162  
 Fichte 240  
 Fleck, Schauspielerin 12  
 Fleischhammer 302  
 Forbin, Monsieur de 43  
 Fouchet 18  
 Fould, französische Bankiersfamilie XXXIX, 5, 20, 41, 46  
 Fränkel, Bankier XXIX, 6, 39, 41, 67, 90  
 Fränkel, Frau 43, 52  
 Frank, Frau 145  
 Frankreich, siehe Eugenie, Karl X., Louis Philippe, Ludwig XIV., Ludwig XVIII., Napoleon, Napoleon III.  
 Franz I., Kaiser 89  
 Franz Joseph, Kaiser 178  
 Freytag, Gustav 288  
 Friedberg, Jurist 288  
 Friedländer, David XIX  
 Friedrich I., Großherzog von Baden 292  
 Friedrich II. XXXVIII, XLI, 48, 93  
 Friedrich III. XLIV, XLV, 233  
 Friedrich, Kaspar David XXIII  
 Friedrich Wilhelm I., Kurfürst von Hessen-Kassel 287  
 Friedrich Wilhelm II. XVII, XLI, 137  
 Friedrich Wilhelm III. XLI, 6, 26, 32, 35, 61, 64, 149, 239  
 Friedrich Wilhelm IV. XXXI, XXXV, XLI, 55, 57, 61, 62, 92, 93, 136, 149, 151, 152, 162, 167, 169, 170, 176, 177, 249, 251, 252, 253, 257, 263, 269, 270  
 Furtado, Rose 48, 49
- Gagern, Heinrich von 215  
 Gans, Eduard XXXI, 75, 82, 95, 112  
 Garibaldi 205  
 Gaus 271  
 Gautier, Familie 264  
 Gelzer, Historiker 269  
 Gentz, Friedrich von XVI, 42, 196, 197, 202, 297  
 Georg V., König 286  
 Gerlach, Jacob von 250  
 Gerlach, Leopold von 249  
 Gerlach, Ludwig von 250, 253

- Gerlach, Otto von 157  
 Gerlach, Familie 246, 257  
 Gerstner, Franz Anton 111  
 Gervinus, Georg Gottfried XLIV, 191, 288, 289, 290, 291, 294, 295, 309  
   siehe Verzeichnis der Absender  
 Gervinus, Victoria, geb. Schelser 307, 308  
 Gfrörer, Historiker 289  
 Gierke, Otto (von) 301, 302  
   siehe Verzeichnis der Absender  
 Giese 73  
 Gleim 140  
 Gneist 276  
 Goeben, von, General 286  
 Görres, Guido XXI  
 Görres, Joseph (von) XXI, XL, 50, 239  
 Goethe XXXVI, XXXIX, XLI, IL, 15, 22, 27, 37, 52, 93, 94, 109, 158, 173, 203, 204, 309  
 Goldschmidt, B. A., Bankhaus 90, 91  
 Goltz, Graf Robert von der, Diplomat 246  
 Gontard, Bankhaus 28  
 Gontaut, Madame de 43  
 Gräfe, Alfred, 1830–1899, Augenarzt 307  
 Gräfe, Karl, 1787–1840, Augenarzt 73  
 Grahl, August, Maler 21, 22, 26, 65, 66  
 Grant, Lady 233  
 Griechenland, siehe Otto  
 Grieshein, Offizier 152  
 Gröben, Graf Karl von der, General 253  
 Grünewetter, Sängerin 95  
 Grunelius, Frau von 264  
 Guizot 180  
  
 Händel 309  
 Häusser, Historiker 198, 284, 288, 289, 292, 293, 294, 295, 308, 309  
   siehe Verzeichnis der Absender  
 Hannover, siehe Ernst August, Georg V.  
 Hardenberg, Staatskanzler XLII, 53  
 Harrach, Ferdinand Graf 279  
 Harrach, Helene Gräfin, geb. Pourtalès 275, 279  
 Haserl, Sängerin 95  
 Hatzfeldt, Edmund Graf 142  
 Hatzfeldt, Maximilian Graf, Diplomat 150  
 Hatzfeld, Sophie Gräfin 142  
 Heckscher, Bankier 15  
 Hedemann, August von, General 166  
  
 Hegel XXVI, 68, 75, 151, 182  
 Heiberg, Dichter 16  
 Heine, Albertine, siehe Mendelssohn-Bartholdy, Albertine  
 Heine, Heinrich XXXII, XLIII, 100  
 Heinz 264  
 Hengstenberg, Theologe 258, 259, 260, 265  
 Henning, Maler 67  
 Hensel, Fanny, geb. Mendelssohn Bartholdy XVIII, XXV, XXVI, XXVII, XXVIII, XXXII, XXXV, 33, 36, 39, 43, 51, 55, 57, 58, 59, 60, 66, 75, 77, 79, 90, 92, 101, 103, 104, 110, 117, 125, 144, 145, 146, 174  
   siehe Verzeichnis der Absender  
 Hensel, Luise 51, 123, 150, 174  
 Hensel, Minna 124, 146, 150, 174  
 Hensel, Sebastian IL, L, LI, 34, 101, 145, 146, 174  
 Hensel, Wilhelm XXV, XXVI, XXXI, XXXII, XLIII, 51, 62, 75, 77, 79, 101, 103, 104, 110, 117, 123, 124, 144, 145, 146, 150, 204  
   siehe Verzeichnis der Absender  
 Herder, Frau von 138  
 Hering 139  
 Herodot 241  
 Herz, Abraham, Mediziner 40, 240  
 Herz, Henriette XVI, XXIII, XXXII, XXXVI, 6, 42, 50, 101  
 Herz, Marcus 137  
 Hessen-Kassel, siehe Friedrich Wilhelm I.  
 Heydemann, Ludwig, Jurist 68, 82  
 Heydt, August von der, Finanzminister 273  
 Heydt, Daniel von der 273  
 Heydt, Karl von der 273  
 Heyse, Paul 173  
   siehe Verzeichnis der Absender  
 Hildebrand, Bruno, Nationalökonom 300, 301  
 Hinkeldey 169  
 Hirzel, Verleger 284, 288  
 Hoffmann, Wilhelm, Theologe 258  
 Homer 11  
 Horaz 304  
 Horn 302  
 Horsfall, Alexandrine, geb. Mendelssohn 67, 117, 131, 180, 229  
 Horsfall, John 180, 189  
 Horsfall, Joseph 180, 229, 231, 232

- Horsfall, Sophy, geb. Shiner 229, 231  
Horsley 231  
Horsley, Charlese 197  
Horsley, John C. 230, 232  
Hübner, Julius, Maler 190  
Hüffer, Historiker 297  
Hufeland, Frau 141  
Humboldt, Alexander von XVI, XVII, XXX, XXXI, XXXV, XXXVI, XLI, 5, 10, 16, 52, 71, 73, 104, 111, 136, 138, 149, 154, 166, 170, 273, 275  
siehe Verzeichnis der Absender  
Humboldt, Caroline von, geb. Dacheröden XXXV, XXXVI, 34, 35, 42  
Humboldt, Wilhelm von XVI, XVII, XXXVI, 5, 10, 23, 35, 42, 166
- Iffland, Schauspieler 12  
Itzig, Daniel XVII, XXI, XXVIII, XXIX, XXXIV, XLII, 36, 79, 85, 190  
Itzig, Elias Daniel 85
- Jadis, General 27  
Jasmund, politischer Schriftsteller 249, 252  
Jeanrenaud, Elisabeth, geb. Souchay XLVI, 113, 114, 162, 168, 177, 193, 200, 209, 210  
siehe Verzeichnis der Absender  
Joachim, Josef, Musiker 275  
Joachim, Alma (Weiss), Sängerin 229, 230, 231  
Johann, Erzherzog 150, 151, 152  
Jolly, Elisabeth, geb. Fallenstein 290  
Jolly, Julius, Minister 290, 294
- Kamptz, Minister 99, 182  
Kapp, Friedrich 304  
Kapothen, Theologe 259  
Karl X., König XL, 78  
Kaulbach, Maler 151  
Kayserling 167, 168  
Keil, Philologe 129  
Kendal, Schauspieler 230  
Kern, Theodor von, Historiker 289, 295  
Kinkel, Gottfried 156, 159  
Kleist-Retzow 251  
Klingemann, Karl 65, 66, 81, 84, 185  
Klingemann, Frau 185  
Knies, Nationalökonom 300, 308, 309  
Koch, Joseph Anton, Maler 114
- Kohlbrügge 213, 272  
Koklides 218  
Koreff, Dr. med. 16, 53  
Kronecker, Mathematiker 302  
Krummacher, Theologe 265  
Krupp 207, 223  
Kugler, Franz, Kunsthistoriker 75  
Kummer, Mathematiker 120  
Kummer, Ottilie, geb. Mendelssohn 120, 121  
Kunheim 212, 213  
Kurland, Dorothea Herzogin von, geb. Gräfin Medem 162
- Lachmann, Philologe 128  
Lacordaire 180  
Landseer, Maler 232  
Las Cases 54, 160  
Lassalle, Ferdinand XXXII, XLIII, 142, 143, 156, 157, 158, 159, 161  
Leider, Frau 213  
Leighton, Maler 231  
Leo, Bankier 46, 90, 91, 92  
Leo X. 35  
Leonardo 232  
Lepsius, Ägyptologe 151  
Lessing XXV  
Levin, Rahel (Varnhagen) XVI, XXIV, XXXII, 42, 99, 101  
Levy, Sara 36  
Lewaldt, Fanny 221  
Liszt XXXII  
Loebell, Historiker 248, 255  
Loen, Leopold Freiherr von, General 166  
Löwenthal 141  
Lohnert 209, 211  
Lohnert, Thekla 210  
Lorenz, Ottokar, Historiker 289  
Lortzing 136  
Louis Philippe, König 78, 93  
Ludwig XIV., König 302, 303  
Ludwig XVIII., König 30, 32  
Lücke, Theologe 260  
Luise, Königin 110  
Luther XXV, 85  
Lyell, Mary, geb. Horner 243
- Marco 138, 141  
Magnus, Eduard, Maler 139  
Magnus, Frau 139  
Maintenon, Madame de 303



- Mangoldt, Nationalökonom 300  
siehe Verzeichnis der Absender
- Manteuffel, General 286
- Manteuffel, Ministerpräsident 249, 250, 253, 263
- Martitz, Jurist 307
- Martius, Karl Alexander (von) 195, 212  
siehe Verzeichnis der Absender
- Marx, Adolf Bernhard 203
- Marx, Therese 203
- Mathis 249, 250
- Meiningen, Prinz von 268
- Melanchthon 85
- Mendelssohn, Adolph 67, 68, 70, 74, 105, 131, 138, 139, 141, 143, 144, 147, 148, 161, 173
- Mendelssohn, Alexander XVI, XXVII, XXXI, XXXV, XLI, XLIII, XLV, 4, 10, 21, 25, 36, 39, 48, 49, 50, 67, 69, 74, 75, 81, 90, 91, 92, 95, 96, 98, 101, 110, 113, 115, 117, 118, 130, 131, 134, 135, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 145, 148, 155, 166, 170, 181, 189, 190, 191, 211, 213, 216, 241, 243, 278  
siehe Verzeichnis der Absender
- Mendelssohn, Alexandrine, siehe Horsfall, Alexandrine
- Mendelssohn, Arnold XXXI, XLI, XLIII, 120, 126, 142, 143, 154, 156  
siehe Verzeichnis der Absender
- Mendelssohn, Benjamin (Georg) XIX, XXI, XXVI, XXVII, XXX, XXXII, XXXVI, XXXIX, XL, XLIV, XLVII, 4, 10, 15, 23, 25, 26, 27, 28, 36, 39, 49, 50, 67, 68, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 90, 93, 94, 95, 97, 106, 107, 109, 111, 126, 128, 131, 132, 173, 248  
siehe Verzeichnis der Absender
- Mendelssohn, Clara, siehe Westpfahl, Clara
- Mendelssohn, Enole (von), geb. Biarnez XXVII, 173, 182, 183, 190, 211, 226  
siehe Verzeichnis der Absender
- Mendelssohn, Franz (von) 1829–1889 XXVII, XLIV, XLV, 67, 131, 138, 139, 141, 147, 148, 173, 179, 211, 222, 226  
siehe Verzeichnis der Absender
- Mendelssohn, Franz von, 1865–1935 XXIX, XXXIV, XLV, 222, 226, 228, 233
- Mendelssohn, Fromet, geb. Guggenheim XXI, XLVII, 4, 16  
siehe Verzeichnis der Absender
- Mendelssohn, Henriette, geb. Itzig XVI, XX, XXVIII, 120, 121  
siehe Verzeichnis der Absender
- Mendelssohn, Henriette (Hinni), geb. Meyer XIX, XXVIII, XXIX, XXXII, XXXVI, 4, 6, 36, 43, 48, 49, 67, 68, 69, 70, 75, 87, 88, 89, 98, 101, 110, 115, 117, 120, 127, 130, 132, 133, 140, 152, 172, 173, 179, 180, 241, 243, 254, 262  
siehe Verzeichnis der Absender
- Mendelssohn, Henriette (Maria) XVI, XXI, XXIV, XXV, XXVI, XXX, XXXII, XXXVI, LI, 16, 30, 33, 34, 38, 40, 66, 75, 79, 88, 106, 107, 109  
siehe Verzeichnis der Absender
- Mendelssohn, Herrmann 67, 70, 74, 105, 131, 148, 167, 210, 211
- Mendelssohn, Joseph XVI, XVII, XVIII, XIX, XX, XXI, XXIII, XXIV, XXVII, XXVIII, XXIX, XXX, XXXI, XXXII, XXXV, XXXVIII, XXXIX, XLVI, XLVII, XLVIII, LI, 4, 6, 22, 23, 25, 28, 36, 39, 41, 48, 50, 52, 54, 66, 67, 69, 74, 79, 90, 91, 97, 98, 101, 104, 108, 111, 113, 115, 121, 127, 128, 132, 133, 138, 139, 140, 142, 143, 149, 152, 155, 156, 157, 166, 241, 243, 246  
siehe Verzeichnis der Absender
- Mendelssohn, Julie, geb. Beseler 190
- Mendelssohn, Margarete, siehe Oppenheim, Margarete
- Mendelssohn, Marianne, geb. Seeligmann XVI, XLI, XLV, 48, 49, 50, 67, 69, 74, 75, 79, 101, 110, 117, 118, 130, 131, 132, 137, 139, 141, 143, 145, 148, 152, 162, 181, 189, 191, 216, 224, 225, 278  
siehe Verzeichnis der Absender
- Mendelssohn, Marie, siehe Warschauer, Marie
- Mendelssohn, Marie von, geb. Westphahl XXXIV
- Mendelssohn, Moses XV, XVII, XVIII, XIX, XX, XXI, XXIII, XXIV, XXVI, XXVIII, XXX, XXXIII, XXXIV, XXXV, XXXVIII, XXXIX, XL, XLI, XLIII, XLVII,

- XLVIII, LI, 4, 5, 85, 87, 88, 106, 128, 130, 137, 152, 161, 162, 189
- Mendelssohn, Nathan XVI, XVII, XVIII, XX, XXVIII, XXX, XL, XLIII, 85, 108, 110, 126, 152  
siehe Verzeichnis der Absender
- Mendelssohn, Ottilie, siehe Kummer, Ottilie
- Mendelssohn, Robert (von) XXIX, XXXIV, XLV, 180, 181, 211, 212, 226, 228, 229, 230, 231, 232, 233  
siehe Verzeichnis der Absender
- Mendelssohn, Rosamunde, geb. Richter 50, 68, 74, 75, 97, 99, 105, 109, 126, 131, 132, 173, 192, 215, 242, 243, 246, 248, 250, 254, 255, 256, 262, 265, 266, 268, 270, 274, 275, 277, 278  
siehe Verzeichnis der Absender
- Mendelssohn, Stephan 161
- Mendelssohn, Wilhelm, Sohn Alexanders 67, 131, 189, 190, 191
- Mendelssohn, Wilhelm, Sohn Nathans 120, 121, 141, 143, 161
- Mendelssohn (Bartholdy), Abraham XVI, XVII, XVIII, XIX, XX, XXI, XXII, XXIII, XXIV, XXV, XXVI, XXVII, XXVIII, XXIX, XXX, XXXI, XXXII, XXXVIII, XXXIX, XLVI, LI, 4, 5, 6, 10, 22, 23, 24, 28, 33, 36, 39, 40, 41, 42, 43, 46, 48, 52, 54, 56, 57, 58, 59, 60, 65, 66, 72, 79, 80, 81, 82, 90, 91, 92, 94, 97, 101, 102, 103, 105, 106, 107, 108, 203, 204  
siehe Verzeichnis der Absender
- Mendelssohn-Bartholdy, Albertine, geb. Heine 81, 101, 105, 110, 140, 144, 145, 150, 176, 188, 189, 199
- Mendelssohn Bartholdy, Bertha, geb. Eissenhardt 198, 199, 201, 205, 215, 294, 295, 298, 302, 306, 309
- Mendelssohn Bartholdy, Cécile, geb. Jeanrenaud 113, 114, 124, 130, 138, 139, 162, 179, 185, 189, 194, 195, 214, 215
- Mendelssohn Bartholdy, Cécile (von), geb. Mendelssohn Bartholdy XXXIV, 198, 220
- Mendelssohn Bartholdy, Else, geb. Oppenheim 195, 196, 198, 199, 200, 209, 215, 306
- Mendelssohn-Bartholdy, Else, geb. Wentz 224
- Mendelssohn Bartholdy, Enole, geb. Oppenheim XVI, XXXV, XLV, IL, 207, 211, 223, 226
- Mendelssohn-Bartholdy, Ernst (von) XXXIV, XLIV, XLV, 176, 188, 189, 206, 220, 226, 227  
siehe Verzeichnis der Absender
- Mendelssohn Bartholdy, Fanny, siehe Hensel, Fanny
- Mendelssohn-Bartholdy, Fanny, siehe Richthofen, Fanny von
- Mendelssohn Bartholdy, Felix XXV, XXVI, XXVII, XXXI, XXXII, XXXV, XXXVI, XXXVII, XXXIX, XL, XLI, XLIII, XLIV, XLVI, XLVII, XLVIII, L, LI, 33, 34, 35, 36, 39, 45, 46, 48, 54, 57, 68, 69, 71, 72, 76, 77, 81, 84, 97, 100, 103, 104, 113, 114, 124, 128, 131, 132, 135, 136, 138, 139, 144, 145, 162, 163, 164, 168, 179, 184, 185, 187, 189, 190, 194, 195, 196, 201, 203, 204, 214, 215, 217, 229, 275, 309  
siehe Verzeichnis der Absender
- Mendelssohn-Bartholdy, Gotthold 176, 224
- Mendelssohn Bartholdy, Karl XLIII, XLIV, XLVI, XLVII, XLVIII, IL, 138, 163, 169, 170, 177, 179, 191, 200, 205, 217, 283, 284, 287, 288, 290, 294, 298, 302, 305, 306, 308, 309  
siehe Verzeichnis der Absender
- Mendelssohn (Bartholdy), Lea, geb. Salomon XVI, XXI, XXII, XXV, XXVIII, XXXII, XXXIX, 7, 16, 30, 33, 39, 46, 48, 49, 52, 54, 56, 58, 59, 60, 62, 79, 80, 92, 101, 102, 103, 105, 107, 110, 124, 127, 214, 217  
siehe Verzeichnis der Absender
- Mendelssohn Bartholdy, Lili, siehe Wach, Lili
- Mendelssohn Bartholdy, Marie, siehe Benecke, Marie
- Mendelssohn-Bartholdy, Marie, geb. Warschauer XXXIV
- Mendelssohn Bartholdy, Mathilde, geb. von Merkl 220, 221
- Mendelssohn Bartholdy, Otto (von) XXXIV, XLV, 199, 209, 210, 211, 226
- Mendelssohn-Bartholdy, Paul XLIV, XLVI, XLVII, XLVIII, IL, 33, 34, 36, 39, 48, 57, 66, 79, 80, 81, 90,

- 100, 101, 105, 110, 127, 132, 140, 144,  
150, 157, 164, 165, 175, 176, 179, 184,  
185, 187, 188, 189, 193, 199, 203, 220,  
223, 226  
siehe Verzeichnis der Absender
- Mendelssohn Bartholdy, Paul 165, 178,  
193, 194, 195, 196, 206, 208, 209, 212,  
215, 223, 226, 283, 301, 306  
siehe Verzeichnis der Absender
- Mendelssohn Bartholdy, Rebecka, siehe  
Dirichlet, Rebecka
- Menzel 233
- Metternich 19
- Meydam, Offizier 209
- Meydam, Marie 209, 211, 212
- Meyer, Betty, siehe Beer, Betty
- Meyer, Joel 20
- Meyer, Mendel 4, 16, 40, 87, 120
- Meyer, Nathan 4, 16, 24, 87
- Meyer, Recha, geb. Mendelssohn XVI,  
4, 36, 38, 40, 43, 49, 87, 107, 120
- Meyerbeer, Giacomo 38, 54, 196
- Meyerheim, Maler 229, 233
- Molière 13
- Moltke 148
- Morgan, Lady 43
- Moscheles, Pianist 46, 84
- Moscheles, Charlotte, geb. Emden 84
- Mühlbach, von, Offizier 148
- Mühlenfels, Jurist 132, 185
- Mühler, Adelheid von, geb. von Gossler  
205
- Mühler, Heinrich von, Minister 205
- Müller, Johannes, Anatom 95
- Müller, Johannes von, Historiker XVI,  
241
- Müller, Julius, Theologe 258, 260
- Müller, Dr. 21
- Müller, Hofrätin 95, 96
- Murillo 232
- Muther, Jurist 307
- Mutius, Gerta von, geb. von Bethmann  
Hollweg 242, 253, 263, 264, 268, 275,  
276
- Mutius, Hans von 253, 263, 265, 268,  
275, 279
- Napoleon XXXIX, 11, 13, 18, 22, 23,  
30, 32, 34
- Napoleon III. 173, 179, 249, 250, 278,  
285
- Nasmith, Maler 232
- Neander, Theologe 141, 142
- Nicolovius 262
- Niebuhr 63, 239, 240
- Nikolaus I., Kaiser 149
- Nitzsch, Theologe 260, 271, 272
- Oelrichs, Kurt 95
- Österreich, siehe Franz I., Franz Joseph,  
Johann
- Oppenheim, Alexander 138, 140, 142,  
143, 154, 192
- Oppenheim Else, siehe Mendelssohn Bar-  
tholdy, Else
- Oppenheim, Enole, siehe Mendelssohn  
Bartholdy, Enole
- Oppenheim, Hugo 206, 209, 223
- Oppenheim, Margarete, geb. Mendels-  
sohn 67, 69, 70, 117, 131, 132, 137,  
141, 189, 195, 206, 208, 209, 211, 213,  
306  
siehe Verzeichnis der Absender
- Oppenheim, Otto Georg XLV, 137, 138,  
139, 142, 143, 180, 191, 195, 208, 209,  
213, 226, 306
- Oppenheimer 24, 25
- Oppert 39
- Otto, König 244
- Overbeck, Maler XXIII, 60, 61, 114
- Parrisius 222
- Passini, Anna, geb. Warschauer 137, 139,  
148, 211
- Passini, Ludwig 211, 226
- Passini, Mira 211, 226
- Patti, Sängerin 231
- Paul, Jean 54
- Pereira, Henriette 41, 101
- Perthes, Jurist 245, 246, 255, 261, 270,  
271, 274
- Pertz, Historiker 182
- Pestalozzi 262
- Petzl, Maler 75
- Peucker, Eduard von, General 150, 152
- Piatti, Musiker 230
- Pilat 19, 297
- Pius VII. 56
- Plato 53, 75
- Pobeheim, Bankier 10
- Polignac 289, 291
- Polkman 141
- Polybius 242
- Pordenone 232

- Pourtalès, Graf Albert 240, 253, 257, 263, 279  
Pourtalès, Anna Gräfin, geb. Bethmann Hollweg 245, 250, 253, 263, 275  
Prausnitzer 302  
Preuss, Historiker 189  
Preußen, siehe Augusta, Elisabeth, Ferdinand, Friedrich II., Friedrich III., Friedrich Wilhelm II., Friedrich Wilhelm III., Friedrich Wilhelm IV., Luise, Wilhelm I., Wilhelm II.  
Proudhon XLIII, 156, 158, 159, 160  
Pusey 258
- Radowitz, Joseph Maria von 162, 202  
siehe Verzeichnis der Absender  
Rafael 54, 75, 123, 125  
Ragusa, Duchesse de 43  
Ranke, Leopold (von) XXVI, XXXI, XL, XLIV, 97, 98, 104, 105, 106, 111, 139, 182, 210, 288, 289  
Ranke, Clara, geb. Graves 139  
Ramler 162  
Raspail, François, Chemiker und radikaler Politiker 159  
Rauch, Bildhauer 111  
Raumer, Friedrich von, Historiker 169  
Raumer, Georg Wilhelm von, Archivist 169  
Raumer, Karl Otto von, Minister 169  
Reden, von, Diplomat 64, 65, 66  
Reden, Baronin von 64, 65  
Remak, Mediziner 167  
Rembrandt 232  
Reni, Guido 220  
Reynolds 232  
Richter, Hans, Musiker 231  
Richthofen, Fanny, Freifrau von, geb. Mendelssohn-Bartholdy 220  
siehe Verzeichnis der Absender  
Riemer XXXVI, 93, 204  
Rietz, Julius, Violinist 185, 189, 196  
Ritschl, Altphilologe 245  
Rittberg, Graf 167  
Ritter, Karl XXXI, 21, 71, 72, 104, 117, 118, 134, 273, 275  
Ritter, Georg Heinrich, Mediziner 21, 240, 242  
Roberts 75  
Rochow, von, Minister 99  
Rode, Musiker 46  
Roscher, Nationalökonom 300  
Rosen, Orientalist 147  
Rosenkranz, Karl, Philosoph 151  
Ross, Theologe 260  
Rossini 94  
Rothschild, Adelheid, geb. Hertz 62  
Rothschild, James 46, 47  
Rothschild, Karl 62  
Rothschild, Bankhaus XXIX, XXXIV, 28  
Rottmann, Theologe 260  
Rovigo, Duc de 52  
Rubens 232  
Rußland, siehe Alexander I., Nikolaus I.  
Rust, Mediziner 73  
Ruysdael 232
- Saaling, Marianne 39, 66, 87, 90, 99, 100, 101, 102, 103, 120  
Saint-Simon, Duc de 302  
Sakowski, Jurist 307  
Salomon, Bella, geb. Itzig XXI, XXVIII, XXXIX, 36, 49, 56, 58, 62  
Shadow, Wilhelm, Maler 35, 75  
Schaper, Musiker 275  
Scharnhorst 23  
Schelble, Musiker 100, 103  
Schelling 133, 272  
Schill 31  
Schlegel, August Wilhelm von XVI, 18, 19, 94  
Schlegel, Dorothea von, geb. Mendelssohn XVI, XXI, XXII, XXIII, XXIV, XXV, XXVI, XXVIII, XXIX, XXXVI, XXXIX, LI, 16, 25, 35, 41, 42, 44, 108, 152  
siehe Verzeichnis der Absender  
Schlegel, Friedrich von XVI, XXI, XXII, XXIII, XXV, XXIX, 16, 41, 51, 54, 74, 96  
Schleiermacher VI, XX, 239  
Schleinitz, Alexander Freiherr von, Minister 147, 151  
Schleinitz, Musiker 193  
Schlemmer 194  
Schlosser 123, 163, 200  
Schlosser, Friedrich Christoph, Historiker 289  
Schmalz, Jurist 239  
Schmoller, Nationalökonom 288  
Schön, Theodor von 151  
Schönberg, von, Nationalökonom 300, 301

- Schönlein, Mediziner 149  
 Schröder, Schauspieler 14  
 Schröder-Devrient, Sängerin 99  
 Schuckmann, Minister 99  
 Schumann, Clara 190, 230  
 Schurz, Carl 304  
 Schwerin-Putzar, Graf, Minister 245  
 Scott, Walter 54  
 Sebastiani, Marschall 34, 47  
 Sebastiani, Fanny 33, 34, 36, 41, 42, 43, 44, 47, 53  
 Seeligmann, Rebecka, geb. Salomon 49  
 Sevigné, Madame de 96  
 Shakespeare 14, 136, 276, 309  
 Sichel 308  
 Sieveking 15, 19  
 Simon 139  
 Simson, Eduard (von) 137, 215, 224, 276  
 Smart, George Thomas, Musiker 194  
 Sophokles 136  
 Spontini 16  
 Staël, Madame de 16, 18, 19, 35  
 Staël, August Louis, Baron de 18  
 Staël, Albertine de, siehe Broglie, Albertine Duchesse de  
 Stahl, Friedrich Julius, Jurist 251, 253, 257, 258, 259, 265, 266, 267  
 Stahl, Julie, geb. Kindler 253  
 Steffen, Rose, geb. Oppenheim 211  
 Stein, Lorenz 157  
 Steinle, Maler 243  
 Steinmeier, Theologe 258, 270  
 Stieglitz, Finanzier 223  
 Stiehl, Anton 261  
 Stössel, Offizier 20, 26, 27  
 Süvern 262  
 Sutherland, Duchess of 123  
 Sybel, Historiker 198, 289, 297, 305
- Tacitus 242  
 Tadema, Alma 229, 232, 233  
 Talleyrand-Périgord, Edmond de (Duc de Dino) 29  
 Talma, Schauspieler 11, 12, 14, 15  
 Ternite, Maler 35  
 Thesman, Jurist 258  
 Thiele, Theologe 264  
 Thomas 264, 266  
 Toeche, Historiker und Verleger 301, 302  
 siehe Verzeichnis der Absender
- Thorbecke, Historiker 218, 307  
 Thormann, Betty 173, 192  
 Thorwaldsen XXXII, 56, 62  
 Tieck 53  
 Titus 56  
 Tizian 56, 220, 232  
 Tocqueville 180, 182, 269  
 Torlonia, Francesco 267  
 Treitschke, Eduard Heinrich von, Generalleutnant 292  
 Treitschke, Emma, geb. von Bodman 290, 292, 294  
 Treitschke, Heinrich von IL, 198, 284, 288, 289, 290, 294, 295, 296, 309  
 siehe Verzeichnis der Absender  
 Twesten, August XXXI, XXXVI, 69, 99, 135, 139, 260, 269, 271, 272, 274, 276  
 siehe Verzeichnis der Absender  
 Twesten, Katharina, geb. Behrens XXXVI, 69, 139, 240  
 Turner, Maler 232
- Unruh, Frau von 95  
 Unzelmann, Schauspielerin 12
- Valentini, Offizier 23  
 Varnhagen von Ense, Karl August XXXV, 16, 42, 99, 100, 101, 103, 104, 303  
 siehe Verzeichnis der Absender  
 Varnhagen, siehe auch Levin, Rahel  
 Veit, Adelheid 113, 115  
 Veit, Benedetta 110, 118, 119, 121  
 Veit, Caroline, geb. Pulini 50, 89, 96, 105, 110, 113, 114, 115, 119, 121  
 Veit, Flora, geb. Riess 48, 50, 51, 55, 114, 126  
 Veit, Franzisca 110  
 Veit, Friedrich 101, 104, 110, 119  
 Veit, Johannes, Maler XXI, XXII, XXIII, XXIV, XXV, 6, 35, 44, 45, 48, 51, 55, 60, 61, 89, 114, 126  
 Veit, Maria Dorothea 50  
 Veit, Philip, Maler XXI, XXII, XXIII, XXIV, XXV, XXVI, XL, 6, 25, 35, 45, 50, 55, 57, 60, 61, 89, 90, 96, 101, 105, 110, 114, 115, 118, 119, 120, 121, 126  
 Veit, Simon XXI, XXII, XXIII, 6, 44  
 siehe Verzeichnis der Absender  
 Victoria, Kaiserin Friedrich 214

Victoria, Königin 125, 214  
 Villehardouin 219  
 Vincke, Georg von, Politiker 215, 293,  
 294  
 Vivenot, Historiker 297  
  
 Wach, Adolf 193, 194, 210, 211, 285,  
 287, 306  
   siehe Verzeichnis der Absender  
 Wach, Lili, geb. Mendelssohn Bartholdy  
 164, 187, 193, 201, 209, 210  
   siehe Verzeichnis der Absender  
 Wach, Wilhelm, Maler 35  
 Wagener, Hermann, Journalist und Ab-  
 geordneter 167  
 Wagner, Richard L.  
 Wallenberg 28  
 Wangenheim, Minister 293  
 Warschauer, Anna, siehe Passini, Anna  
 Warschauer, Marie, geb. Mendelssohn 49,  
 51, 67, 69, 70, 117, 130, 131, 132, 134,  
 135, 137, 139, 145, 148, 189, 211, 224  
 Warschauer, Robert Bankier 130, 131,  
 132, 137, 139, 189, 191, 211, 224  
 Warschauer und Co., Bankhaus 130, 206,  
 226  
 Wartenberg 213  
 Wattenbach, Historiker 288  
 Weber, Georg, Schulmann 193  
 Webern, General 189  
 Weech, von, Historiker 293  
 Wegele, Historiker 289  
 Weghe 247  
  
 Wehrenpfennig, Publizist 293  
 Welcker, Karl Theodor 292  
 Wendelstatt, Johanna 104  
 Wentz 224  
 Werner, Zacharias 54  
 Westmorland, Lady 151  
 Westphal, von, Offizier 20, 21, 28  
 Westpfahl, Carl, Mediziner 181, 211, 213  
 Westpfahl, Clara, geb. Mendelssohn 67,  
 131, 137, 181, 211, 213  
 Westphalen, von, Minister 252  
 Wichern, Johann Heinrich 259, 271  
 Wiesel, Pauline, geb. Cesar 41, 42  
 Wilhelm I. 151, 207, 216, 225  
 Wilhelm II. XLIV, XLV  
 Wilkie, Maler 232  
 Willisen, Friedrich Adolf von, General  
 150  
 Willisen, Karl Wilhelm von, General  
 150  
 Wilson, Horace H., Sanskritist 62  
 Wilson, William, Theologe 243  
 Windischgraetz, Feldmarschall 149  
 Wolff, Dr. med. 181  
 Wolters, Theologe 270, 273  
 Wrangel, Graf, General 150  
 Wütgers, Mediziner 122  
  
 Yorck 20, 26, 27  
  
 Zelter, Musiker XXXVI, XL, 93, 94,  
 109



SCHRIFTENREIHE WISSENSCHAFTLICHER ABHANDLUNGEN  
DES LEO BAECK INSTITUTS

---

- 19 | Ernest Hamburger · Juden im öffentlichen Leben Deutschlands  
Regierungsmitglieder, Beamte und Parlamentarier in der monarchischen Zeit  
1848–1918. 1968. XXIV, 595 Seiten. Kart. DM 48.–, Ln. DM 54.–
- 20 | Horst Fischer · Judentum, Staat und Heer in Preußen im frühen  
19. Jahrhundert  
Zur Geschichte der staatlichen Judenpolitik. 1968. VIII, 232 Seiten. Kart.  
DM 34.–, Ln. DM 39.–
- 21 | Moritz Lazarus und Heymann Steinthal ·  
Die Begründer der Völkerpsychologie in ihren Briefen  
Mit einer Einleitung herausgegeben von Ingrid Belke. 1971. CXLII, 421 Sei-  
ten. Mit 5 Abbildungen. Kart. DM 90.–, Ln. DM 98.–
- 22 | Leo Baeck Institute New York · Bibliothek und Archiv  
Katalog Band I: Deutschsprachige jüdische Gemeinden, Zeitungen, Zeitschrif-  
ten, Jahrbücher, Almanache und Kalender. Unveröffentlichte Memoiren und  
Erinnerungsschriften, herausgegeben von Max Kreuzberger unter Mitarbeit  
von Irmgard Foerg. 1970. XLI, 623 Seiten mit 23 Kunstdrucktafeln. Kart.  
DM 135.–, Ln. DM 143.–
- 23 | Hans Liebeschütz · Von Georg Simmel zu Franz Rosenzweig  
Studien zum Jüdischen Denken im deutschen Kulturbereich. Mit einem Nach-  
wort von Robert Weltsch. 1970. VIII, 258 Seiten. Kart. DM 32.–, Ln.  
DM 37.50
- 24 | Selma Stern · Der Preußische Staat und die Juden  
Dritter Teil: Die Zeit Friedrichs des Großen. 1971. Erste Abteilung: Darstel-  
lung. XV, 426 Seiten. Zweite Abteilung: Akten. Erster Halbband: V, Sei-  
ten 1–814. Zweiter Halbband: V, Seiten 815–1615. Kart. DM 450.–, Ln.  
DM 480.–

J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN



- 25 | Deutsches Judentum in Krieg und Revolution 1916–1923  
Ein Sammelband herausgegeben von Werner E. Mosse unter Mitwirkung von  
Arnold Paucker. 1971. XI, 704 Seiten. Kart. DM 65.–, Ln. DM 72.–
- 26 | Werner Feilchenfeld, Dolf Michaelis, Ludwig Pinner · Haavara-  
Transfer nach Palästina  
und Einwanderung deutscher Juden 1933–1939. Mit einer Einleitung von  
Siegfried Moses. 1972. 113 Seiten mit 5 Tafeln und mehreren Tabellen. Kart.  
DM 19.–
- 27 | Erwin Lichtenstein · Die Juden der Freien Stadt Danzig unter  
der Herrschaft des Nationalsozialismus  
1973. XIII, 242 Seiten. 1 Bildtafel. Ln. DM 59.–
- 28 | Monika Richarz · Der Eintritt der Juden  
in die akademischen Berufe  
Jüdische Studenten und Akademiker in Deutschland 1678–1848. Mit einem  
Geleitwort von Adolf Leschnitzer. 1974. XI, 257 Seiten. Ln. DM 58.–
- 29 | S. Adler Rudel · Jüdische Selbsthilfe unter dem Naziregime 1933  
bis 1939  
im Spiegel der Berichte der Reichsvertretung der Juden in Deutschland. Mit  
einem Vorwort von Robert Weltsch. 1974. XV, 221 Seiten. Ln. DM 55.–
- 30 | Hans I. Bach · Jacob Bernays  
Ein Beitrag zur Emanzipationsgeschichte der Juden und zur Geschichte des  
deutschen Geistes im 19. Jahrhundert. 1974. XV, 251 Seiten mit XVI Tafeln  
im Text und 4 Tafeln als Frontispiz. Ln. DM 72.–

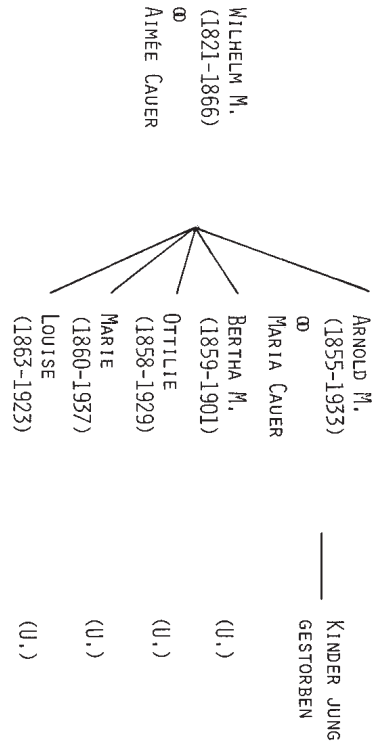


STAMMBAUM MENDELSSOHN

DIESER STAMMBAUM UMFASST DIE NAMEN ALLER KINDER, ENKEL UND URENKEL MOSES MENDELSSOHN'S MIT AUSNAHME DERER, DIE IM KINDESALTER GESTORBEN SIND. AUF DIE NAMEN DER URENKEL FOLGT EINE LISTE ALLER NACHNAMEN SPÄTERER GENERATIONEN BIS ZUM JAHRE 1933; DIESES VERZEICHNIS ÜBER 1933 HINAUS ZU FÜHREN WAR UNMÖGLICH.

ERKLÄRUNGEN:

- ∞ HEISST HEIRATETE
- (U.) BEDEUTET UNVERHEIRATET
- (KL.) BEDEUTET KINDERLOS
- M. BEDEUTET MENDELSSOHN
- M.B. BEDEUTET MENDELSSOHN BARTHOLDY



HENKELTIE 11216

JOHANNA REINHOLD

FFEFFER, IHLEN, IHOLLER

ABRAHAM M.  
(BARTHOLDY)  
(1776-1835)  
∞  
LEA SALOMON

(1809-1847)  
∞  
CÉCILE JEANRENAUD

VICTOR BENECKE  
PAUL M. B.  
(1841-1880)  
∞  
1. ELSE OPPENHEIM  
2. ENOLE OPPENHEIM  
LILI  
(1845-1910)  
∞  
ADOLF WACH

1 SOHN  
2 SÖHNE  
2 TÖCHTER  
3 SÖHNE  
3 TÖCHTER

N.D.N.  
MENDELSSOHN BARTHOLDY, VON  
MENDELSSOHN BARTHOLDY, GIL-  
BERT, GRAFSTROEM, OPPENHEIM  
PASSINI

N.D.N.  
WACH, HEIGL, MENDELSSOHN  
BARTHOLDY, VON STEIGER

REBECCA  
(1811-1858)  
∞  
GUSTAV DIRICHLET

WALTER DIRICHLET  
(1833-1887)  
∞  
ANNA SACHS  
ERNST DIRICHLET  
(1840-1868)  
FLORA  
(1845-1912)  
∞  
WILHELM BAUM

2 SÖHNE  
3 TÖCHTER  
(U.)

N.D.N.  
DIRICHLET, BRAUN, NELSON,  
PATSCHE

N.D.N.  
BAUM, CLASEN, ERCOLANI,  
MUNIH, VON RAUMER, VON  
SCHAULIN, VESCI

PAUL M.-B.  
(1812-1874)  
∞  
ALBERTINE HEINE

ERNST (VON) M.-B.  
(1846-1909)  
∞  
MARIE WARSCHAUER  
GOTTHOLD M.-B.  
(1848-1903)  
∞  
ELISE WENTZ

2 SÖHNE  
4 TÖCHTER  
4 SÖHNE  
5 TÖCHTER

N.D.N.  
VON MENDELSSOHN-BARTHOLDY,  
BUSCH, DYRSSEN, ECKARDT,  
EINHÖRNING, HALLIN, HEIGL,  
VON PEYRON, VON SCHWERIN,  
WACH

N.D.N.  
MENDELSSOHN-BARTHOLDY,  
RAITHEL, DE RIDDER,  
SCHLOSS, WEIGEL

FANNY  
(1851-1924)  
∞  
EUGEN FRHR. VON RICHTHOFEN

3 TÖCHTER

N.D.N.  
VON ALBERT, VON ELBE,  
REUTER, SATO, SCHÄFGEN,  
VON SCHWERIN, SIEMERLING

ARNOLD M.  
(1817-1850)

(U.)

OTTILIE  
(1819-1848)  
∞  
EDUARD KUMMER

MARIE  
(1842-1921)  
∞  
HERMANN SCHWARZ  
OTTO KUMMER  
(1844-1866)  
ERNST KUMMER  
(1847-1923)  
∞

4 SÖHNE  
2 TÖCHTER  
(U.)  
3 SÖHNE  
7 TÖCHTER

N.D.N.  
SCHWARZ, FEDERN, SPRAGUE

N.D.N.  
KUMMER, BAUER, HOFFMANN,  
REFFER, TULLEN, TUDJULER

NATHAN M.  
(1782-1852)  
∞  
HENDRIETTE LEZIG

MOSES MENDELSSOHN (1729-1786) ∞ FROMET GUGENHEIM

MEYER

ALEXANDER M.  
(1798-1871)  
∞  
MARIANNE SEELIGMANN

MARGARETE  
(1823-1890) ——— 2 SÖHNE  
∞ 4 TÖCHTER  
OTTO (GEORG) OPPENHEIM

HERMANN M.  
(1824-1891) ——— 3 SÖHNE  
∞ 1 TOCHTER  
LAURA GRAMICH

ADOLF M.  
(1826-1851) ——— 1 SOHN +  
∞ 2 SÖHNE  
ENOLE BIARNEZ  
∞  
FRANZ (VON) M.  
(1829-1889)

WILHELM M.  
(1831-1892) ——— 2 SÖHNE  
∞  
1. KLARA JONAS  
2. JULIE BESELER

ALEXANDRINE  
(1833-1900) ——— 5 SÖHNE  
∞ 1 TOCHTER  
JOE HORSFALL

CLARA  
(1840-1927) ——— 3 SÖHNE  
∞ 4 TÖCHTER  
KARL WESTPFAL

HENRIETTE (MARIA) M.  
(1775-1831) (U.)

FANNY  
(1805-1847)  
∞  
WILHELM HENSEL

SEBASTIAN HENSEL  
(1830-1898) ——— 2 SÖHNE  
∞ 3 TÖCHTER  
JULIE VON ADELSON

KARL M. B.  
(1838-1897) ——— 1 TOCHTER  
∞ 1 SOHN  
1. BERTA EISSENHARDT  
2. MATHILDE VON MERKL

FELIX M. BARTHOLDY

MARIE  
(1839-1897) ——— 2 SÖHNE  
∞ 2 TÖCHTER

M. BARTHOLDY, VON  
MELLENTHIN, PASSINI, PETER-  
SEN, REIFENBERG, VON ROSEN-  
BER-LIPINSKY, SCHLEPEGRELL,  
VON SCHWERIN, SCHUBERT, VON  
SIMSON, STEFFEN, VON STOSCH  
ULRICH, VON WINTERFELD

N.D.N.  
MENDELSSOHN, FRIEDRICH,  
GRAMICH, KNAUS

N.D.N.  
VON MENDELSSOHN, BOEDEKER,  
BOHNKE, VON HAIMBERGER,  
VON JESZENSKI, KEMPNER,  
SALOMONSOHN, SCHNEIDER,  
WITT

N.D.N.  
MENDELSSOHN, VON TENSPOLE

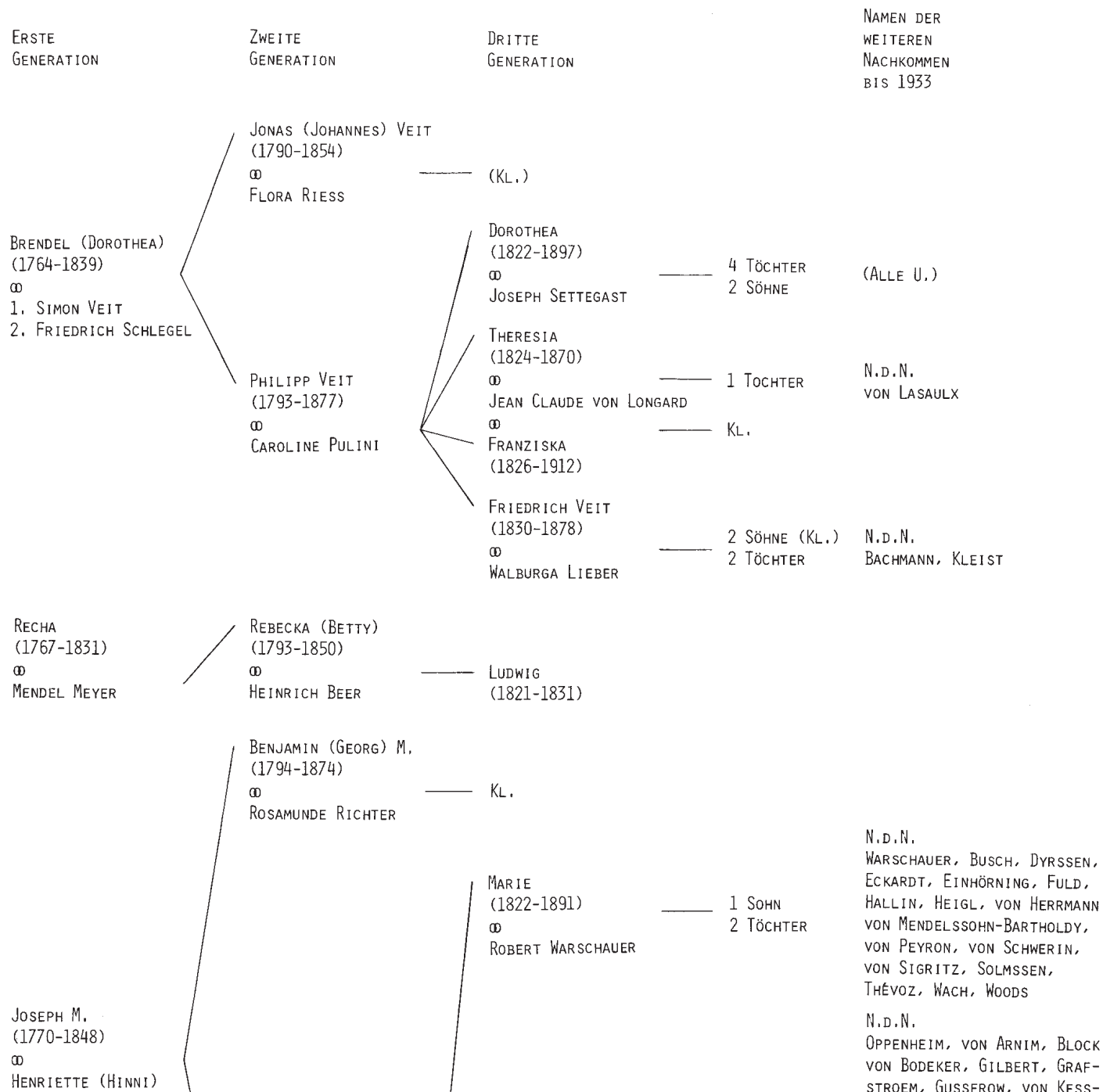
N.D.N.  
HORSFALL, BARTON, KEENLY-  
SIDE, KÖHLER, KOSSEL

N.D.N.  
WESTPHAL, BOEDEKER, BOHNKE,  
VON HAIMBERGER, KEMPNER,  
KIRCHER, KLEINMANN, VON M.,  
SALOMONSOHN, SCHULTZE-JENA,  
SOLMSEN, SONNENBURG, VEIT,  
WEISS, WITT

N.D.N.  
HENSEL, BERGENGRUEN, BRECHT  
DU BOIS-REYMOND, GÜNTHER,  
HAYMANN, HORWITZ, LEO,  
RÖMER, WEEGE

N.D.N.  
MENDELSSOHN BARTHOLDY,  
GRAFSTROEM, VON M.B.,  
OPPENHEIM

(ALLE U.)



SARA  
(1761-1854)  
∞  
SAMUEL LEVY  
(KL.)

REBECCA  
(1763-1847)  
∞  
DAVID EPHRAIM

JACOB DANIEL  
(1764-1838)  
∞  
SARA WULFF  
RECHA  
(1760-1841)  
(U.)

HENRIETTE  
(1767-1842)  
∞  
MENDEL OPPENHEIM

LEA  
(1786-1794)  
∞  
BERNHARD SEELIGMANN  
(KL.)

ISAAC  
HENRIETTE  
∞  
TICHY

1 SOHN  
(U.)

MOSES VON OPPENFELD  
(1794-1861)  
∞  
WILHELMINE EBERS

LEA  
(1796-1828)  
∞  
MICHALOWSKY

DANIEL  
(1800-?)  
∞  
DILLBERN (?)

LEOPOLD  
(1818-1871)  
∞  
KLARA VON DER OSTEN  
ANTONIE  
(1824-1915)  
∞  
VON KRANWELL

TOCHTER

\_\_\_\_\_ ?

VON BAERTLING  
MARIA  
∞  
GRAF SARACINI

GRAF SARACINI,  
FREIHERR VON SENDEN

VON OPPENFELD,  
VON DER HAGEN, VON LETTOW

VON KRANWELL, MEYRINK

VON LEDEBUR

?

FRANZISKA (FANNY)  
(1758-1818)  
∅  
NATHAN ADAM  
(FREIHERRN VON) ARNSTEIN

HENRIETTE  
(1780-1859)  
∅  
HEINRICH ADAM  
(FREIHERRN VON)  
PEREIRA-ARNSTEIN

GRÄFIN LARISCH

ADOLF  
(1805-1846)  
(U.)

AUGUST  
(1811-1847)

∅  
SERAFINE  
GRÄFIN ARMADE DE VARKONY

FLORA  
(1814-1882)

∅  
MORITZ GRAF FRIES

VON PEREIRA-ARNSTEIN,  
GRAF ARZIO-VASEGG,  
FREIHERRN VON EISELSBERG,  
VON HILLER-SCHÖNAICH,  
BARON PIRQUET, RANZI,  
BARON SKRBENSKY

VON FRIES, VON BEROLDINGEN,  
GRAF COUDENHOVE, GRAF GALEN,  
FREIHERR VON GEMMINGEN,  
FREIHERR VON HANDEL,  
FREIHERR VON MINUTILLO,  
FREIHERR VON SPITZENBERG,  
GRAF WALDEG-ZEIL

VIKTOR  
(1834-1897)

∅  
FREIIN VON SINA

ALFONS  
(1828-1866)

∅  
GRÄFIN LAMBERG

MARIA  
(1842-?)

∅  
FREIHERRN VON GAGERN

MATHILDE  
(1839-?)

∅  
MARQUIS DE GABRIAC

EMILIE  
(1841-1917)

∅  
FREIHERRN VON REICH

MALWINE  
(1842-?)

∅

GRAF WIMPFEN,  
GRAF SILVA TARNOVA,  
GRAF ZICHY

GRAF VETTER VON DER LILIE

FREIHERR VON GAGERN

DE GABRIAC ETC.

TRÉCHAX

VON PLESIOUS

ZIPPORA (CAECILIE)  
(1759-1818)

∅  
1. WULFF  
(KL. GESCHIEDEN)  
2. BERNHARD  
FREIHERRN  
VON ESSELLES

MARIANNE  
(1802-1862)  
∅  
GRAF WIMPFEN

DANIEL (DENIS)  
(1803-?)

∅  
FREIIN VON BRENTANO



DANIEL ITZIG ♂ N

ELIAS DANIEL  
(HITZIG)  
(1772-1818)  
⊙  
MARIANNE LEFFMANN

NATHAN MENDELSSOHN

LOUISE  
(1782-1860)

\_\_\_\_\_ ?

⊙  
ARLAND

JEANNETTE  
(1783-1864)  
(U.)

CAROLINE  
(1784-1848)

\_\_\_\_\_

ERMAN, HERTER,  
VON REINHARDT

⊙  
PAUL ERMAN

GUSTAV  
(1786-1840)

\_\_\_\_\_

CRAMER, WILFING

⊙  
JULIE GARDENER

ADELAIDE  
(1789-1866)

LOUISE  
(1810-1877)

\_\_\_\_\_

DOVE, VON BADELEBEN,  
VON GERSDORFF

⊙  
HEINRICH WILHELM DOVE

⊙  
FRANZ AUGUST VON ETZEL

AUGUST  
(1808-1888)

\_\_\_\_\_

VON ETZEL

⊙  
FANNY NERNST

BENJAMIN  
(1756-1833)  
⊙  
ZIPPORA WOLFF

LOUISE  
(1781-?)

\_\_\_\_\_ ?

⊙  
MENDHEIM

JACOB  
(+ 1809  
IN SPANIEN)

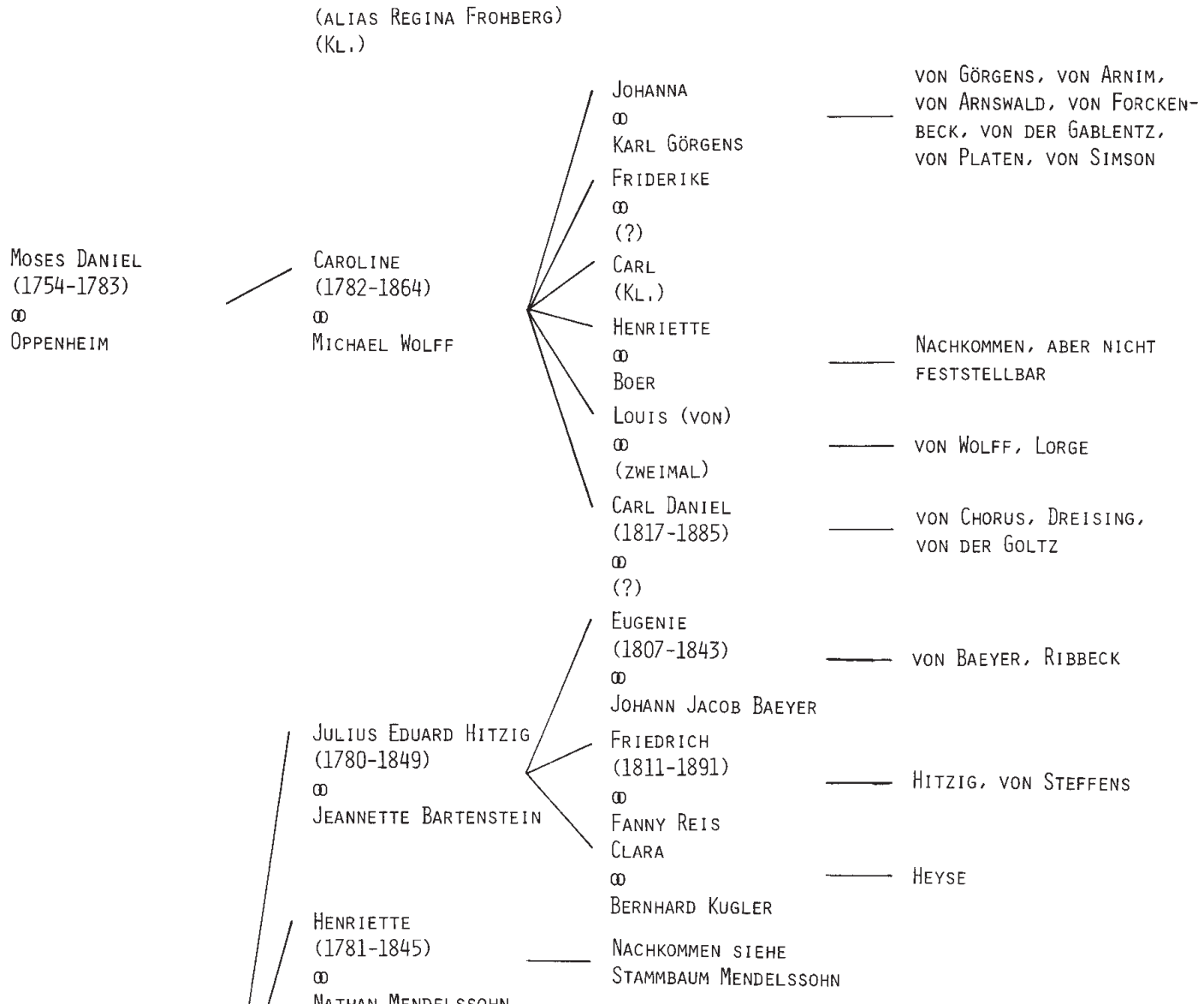
LUDWIG  
(1803-1858)

⊙  
1. KATHARINA  
FREIIN VON DILLERN  
2. HENRIETTE

\_\_\_\_\_

VON PEREIRA-ARNSTEIN, GRAF  
CORONINI-CRONBERG, EDTHOFER

MIRIAM WULFF



ISAAC DANIEL  
(1750-1806)  
∅  
EDEL WULFF

TOBIA ASSER

MORITZ  
(1787-1813)

JACOB  
(1789-?)  
(U.)

ALBERT  
(1794-?)

∅

ELISE NOBILING  
MARIANNE  
(1794-?)

∅

LUDWIG CAUER  
BLÜMCHEN  
(1776-1813)  
(U.)

JOHANNES  
(1802-?)

∅

NOBILING

JACOB (VON) KAUFFMANN-ASSER

————— NICHT BEKANNT, OB NACHKOMMEN

————— CAUER, KUMMER, MENDELSSOHN  
(SIEHE STAMMBAUM  
MENDELSSOHN)

————— DOVE, VON LIEBE, NOBILING

BLÜMCHEN  
(1752-1814)  
∅  
DAVID FRIEDLÄNDER

JOHANN JULIUS  
(BENONI)  
(1783-1858)

∅

REBECKA VON HALLE

MOSES  
(1774-1840)

∅

REBECKA SAALING

MARIANNE  
(1797-1817)

∅

MENDHEIM

CILLA  
(1798-1880)

∅

PHILIPPI

DANIEL  
(1800-1868)

∅

MATHILDE OPPERMAN

GOTTLIEB  
(1805-1878)

∅

ELISE MENDHEIM

JULIUS  
(1813-1884)

(U.)

————— FRIEDLÄNDER, ANSTATT,  
BÜRKNER, DROYSEN, HÜBNER,  
JORDAN, MICHALOWSKI,  
RÖHRIG, SMEND

————— KEINE ÜBERLEBENDEN  
NACHKOMMEN

————— FRIEDLÄNDER, BENDEMANN,  
BUSCH, FRECH, KÜNZEL

————— FRIEDLÄNDER, COERPER, DIRKE,  
GLEIM, HERTEL, KORN, LEUNIG

ERSTE  
GENERATION

ZWEITE  
GENERATION

DRITTE  
GENERATION

NAMEN WEITERER  
NACHKOMMEN

HANNA  
(1748-1801)  
∞  
JOSEPH FLIESS

ISAAC  
(1767-?)  
HITZEL  
(1770-?)  
∞  
MICHALOWSKI  
BENJAMIN  
(1772-?)  
LEA  
(1772-?)  
∞  
HIRSCH LEVIN  
MOSES  
(1780-?)

WEITERE NACHKOMMEN VORHANDEN,  
ABER NICHT FESTGESTELLT

BELLA (BABETTE)  
(1749-1824)  
∞  
LEVIN JACOB SALOMON

REBECKA  
(1776-1810)  
∞  
BERNARD SEELIGMANN  
LEA  
(1777-1842)  
∞  
ABRAHAM  
MENDELSSOHN (BARTHOLDY)  
JACOB (SALOMON) BARTHOLDY  
(1774-1825)  
(U.)  
ISAAC (SALOMON) BARTHOLDY  
(1782-1814)  
(U.)  
LEA  
(1784-1856)  
(U.)

JOSEPHINE (PEPPI)  
∞  
WILHELM BENEDICKS  
MARIANNE  
∞  
ALEXANDER MENDELSSOHN

KINDER, ABER KEINE WEITEREN NACHKOMMEN

SIEHE STAMMBAUM MENDELSSOHN

SIEHE STAMMBAUM MENDELSSOHN

CELIA (CAROLINE)  
(1785-?)  
∞

HENRIETTE  
∞

VON KAUFFMANN, VON RINTELEN

